Ger. Philol La
(20)
I

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL UND EDUARD SIEVERS

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM BRAUNE.

DREIUNDVIERZIGSTER BAND.

vol. 43

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
6 BRÜDERSTRASSE
1918

160478
4/4/21

PF
3003
B5
Bd.43

INHALT.

Seite

Zur kritik und erklärung einiger lieder Walthers von der Vogelweide. Von M. H. Jellinek 1
Rolandstudien. Von A. Leitzmann 26
Zur auffassung des Hans Sachs-verses. Von L. Pfannmüller † (Mit Vorwort von W. von Unwerth) 47
Bausteine zur altdeutschen strophik. Von K. Plenio 56
6. Antecäsurale unterfüllung s. 56. — 7. Walther 39, 11 s. 65. — 8. Ratperts Gallusstrophe s. 81. — 9. Walther XIII, 1 s. 86. — 10. Reinmars zweireihige stollen s. 90.
Vom anlautswechsel *str* : *r* im germanischen. Von A. Lindqvist 100
Zur metathesis im germanischen. Von E. Schwentner . . . 113
Zu Luthers wortstellung. Von C. Franke 125
Althochdeutsches. Von Fr. Kluge 145
Germanische worterklärungen. Von H. Petersson 149
Zum genetiv bei adjectiven. Von O. Behaghel 153
Sifrit, der sohn des Sigemunt und der Sigelinde. Von O. Behaghel 156
Lollus? Von K. Helm 158
Zum md. gedicht von der Judith. Von L. Helm 163
Der einfluß des reims auf den gebrauch der fremdwörter in Ottokars österreichischer reimchronik. Von G. Frauscher 169
Zur Mariensequenz von St. Lambrecht. Von A. Wallner . . . 176
Zu Walther 44, 9. Von A. Wallner 178
Ahd. *uozurnen* spernere T. Von W. Braune 179
Literatur 180
Pfaffendichtung. Von A. Wallner 181
1. Salomon und Judith s. 181. — 2. Lamprechts Tobias und Alexander s. 199.
Hœnir. Eine mythologische untersuchung. Von F. R. Schröder 219
Meier-Helmbrecht-studien I. Von L. Pfannmüller † 252
Zum Barlaam Ottos von Freising. Von A. Leitzmann . . . 258
Zu Folzens meisterliedern. Von A. Leitzmann 266
Zu Eberlin von Günzburg. Von A. Leitzmann 275
Zu Laurembergs scherzgedichten. Von A. Leitzmann . . . 278
Die *eu*-reime bei Opitz. Von M. H. Jellinek 286
Zur erforschung des jüdisch-deutschen. Von F. Perles . . . 296

Seite

Zur wortsippe *alt*. Von K. Brugmann 310
Der gotische adhortativus. Von O. Behaghel 324
Der germanische adhortativus. Von W. Braune 327
Eine ahd. dualform des verbs. Von S. Feist 334
Waluburg die wahrsagerin. Von K. Helm 337
Zur abfassungszeit der Legenda aurea. Von K. Helm 341
Eine quelle Heinrichs von Hesler. Von K. Helm 345
Zu Sigrdrifumǫl 1, 2. Von E. Schwentner 348
Got. *aih*. Von H. Schröder 350
Das Vernersche gesetz im heutigen deutsch. Von H. Schröder 352
Altsächsisches. Von F. Holthausen 353
Zu Reinmar von Zweter 145. Von H. Paul 355
Gemüt. Von W. Braune 356
Literatur 359
Berichtigungen 360
Althochdeutsch und angelsächsisch. Von W. Braune 361
Beiträge zur gotischen grammatik. 1. *gawisan*. Von A. Beer . 446
Das Adelsberger ahd. vaterunser. Von O. Jiriczek 470
Helgis erwachen. Von F. R. Schröder 490
Altisl. *-t* : *-ð*. Von F. R. Schröder 497
Die heimat des Hildebrandsliedes. Von F. Kluge 500
Ags. *îren* = ahd. *îsan*. Von F. Kluge 516
Die grundlage des Hans Sachsverses. Von W. Richter . . . 518
Zu Luther. Von M. Jellinek 523
Isis Sueborum? Von K. Helm 527
Bemerkungen zu Gottfrieds Tristan. Von A. Leitzmann . . 534
Zu Gundacker von Judenburg. Von A. Leitzmann 540
Legenda aurea und alphabetum narrationum. Von E. Schröder 545
Noch einmal die abfassungszeit der Legenda aurea. Von P. Strauch 549
Meier Helmbrecht-studien II. Von L. Pfannmüller† 549
Mhd. *entvestenen* verloben. Von O. Behaghel 551
Eine skaldische umschreibung. Von F. Genzmer 552
Bruchstücke einer Barlaamhs. Von W. Stammler 554
Nachträge. W. B. 555
Literatur 556

ZUR KRITIK UND ERKLÄRUNG EINIGER LIEDER WALTHERS VON DER VOGELWEIDE.

43, 9 ff. (L.) Durch die untersuchungen Braunes, Beitr. 42, 130 f. scheint mir erwiesen, daß in der 3. strophe dieses gedichtes von den frauen in der 3. person gesprochen wird. Aber der echte wortlaut der verse 30. 31 ist, wie ich glaube, noch nicht gefunden. Braune will lesen: (*Wir wellen daz diu stætekeit*) *den guoten wîben gar ein krône sî. kunnen si mit zühten sîn gemeit* . . . Ich komme nicht über den zweisilbigen auftakt hinweg, und auch zu der annahme von *kunnens* mit versetzter betonung[1]) würde ich mich nur im äußersten notfall entschließen. Vor allem aber halte ich es, bevor man eine andere sichere stelle nachgewiesen hat, für unmöglich, daß *ein krône* absolut gebraucht 'das höchste' bedeuten könne. Mein sprachgefühl stimmt hier mit dem des schreibers a überein; seine conjectur *ob allin guotin dingin* ist freilich unrichtig.

Gewöhnlich bezeichnet die durch einen genitiv oder eine präpositionalformel gegebene bestimmung von *krône* die gattung, von der etwas das höchste darstellt, z. b. bei Walther selbst 107, 29 *gelêrter fürsten krône;* bei Hartmann MF. 215, 29 *si was von kinde und muoz mê sîn mîn krône* denjenigen, für den etwas subjectiv das höchste ist. Bei Morungen MF. 133, 29. 30 hat *krône* eine zweifache bestimmung: *diu mînes herzen ein wunne und ein krôn ist vor allen frouwen diech noch hân gesehen.* Wollte man unsere Waltherstelle nach analogie des Hartmannschen verses beurteilen und zugeben, daß die bestimmung von *krône* auch im einfachen dativ stehen könne, so käme der sinn heraus: 'wir sind der ansicht, daß für die

[1]) Vgl. Wilmanns, Einleitung zur Waltherausgabe s. 40. 44.

frauen subjectiv, in ihrer schätzung, beständigkeit das höchste sei'. Das ist aber natürlich nicht gemeint; die männer glauben, daß beständigkeit objectiv die höchste weibliche tugend ist.

Die richtige lesung ist nach meiner überzeugung *der güete an wîbe(n) gar ein krône sî.* Durch die klammer drücke ich aus, daß ich es vorläufig unbestimmt lassen will, ob *wîp* im singular oder im plural stand.

In jedem fall konnte der text von den abschreibern leicht mißverstanden werden, wenn man annimmt, daß die elision des *-e* von *güete* bezeichnet war, und bedenkt, daß in alten handschriften *uo* und *üe* nicht streng geschieden werden. Stand in der vorlage *der gût an wîbe(n),* so konnte dies sehr leicht als *der guoten wîbe* aufgefaßt werden.

Dieses primäre mißverständnis liegt noch vor in *der guoten frauwen* E. Die nächstverwandte handschrift F hat den artikel eingebüßt. Wenn auch y (nach Braunes stammbaum) den artikel verloren hatte, so stand da *gût an wîbe(n).* Alle abkömmlinge von y haben *gût* für das adjectiv gehalten. s hat *an* noch als präposition erkannt und deshalb *an guoten wîben* conjiciert, *BC dagegen *gût an* wie *EF für *guoten* gehalten und seiner tendenz entsprechend *iu* vorgesetzt.

Jetzt gilt es noch, die wahl zwischen *wîbe* und *wîben* zu treffen. Ich entscheide mich für *wîbe.* Daß die lesart E dazu vorzüglich stimmt, bedarf keiner ausführung. Aber auch in den anderen handschriften konnte sehr leicht der plural für den immerhin etwas seltneren generellen artikellosen singular eintreten. Bei F und *BC kommt hinzu, daß die endung *-en* von *guoten (wîbe)* auf den plural hinzuweisen schien. Für den singular spricht, daß in der 4. strophe von den männern in der einzahl gesprochen wird. Setzt man *wîbe* ein, so kann man v. 31 mit E *kan si* schreiben, und der metrische anstoß ist behoben. Natürlich ist dann auch v. 36 *wîbe* zu lesen.

Die auf *kan si mit zühten sîn gemeit* folgende zeile 32 *sô stêt diu lilje wol der rôsen bî* wird in den commentaren nicht richtig erklärt. Bei Pfeiffer heißt es: 'die verbindung der lilie mit der rose gebrauchen die mhd. dichter, Walther voran, öfter zur bildlichen bezeichnung des höchsten inbegriffs körperlicher sowohl als sittlicher reize'. Er verweist auf die

stellen (nach Lachmanns zählung) 74, 31. 53, 38. 28, 7. Und Wilmanns findet an eben diesen stellen die verbindung von lilie und rose als bild leiblicher schönheit.

Nun, von leiblicher schönheit ist an unserer stelle gewiß nicht die rede, und dann muß doch auch erklärt werden, warum hier, wo es sich um einen sittlichen, oder sagen wir lieber gesellschaftlichen vorzug handelt, gerade lilie und rose genannt werden. Es ist nicht Walthers art, mit den worten über die dinge bloß hinwegzustreifen[1]). Er will nicht sagen: 'versteht eine frau es, mit anstand heiter zu sein, so ist der höchste inbegriff von sittlichen oder gesellschaftlichen reizen da'; das kann er schon deshalb nicht, weil er eben die *stætekeit* für die höchste weibliche tugend erklärt hat. Der sinn ist vielmehr: 'versteht sie es, anstand mit heiterkeit zu vereinigen, so ist es, wie wenn lilie und rose anmutig gepaart sind'. Die lilie entspricht der *zuht,* die rose dem *gemeit sîn.* Auch *wol* steht nicht in abgeblaßter bedeutung; dem ganzen ausdruck *diu lilje stêt der rôsen bî* kommt das prädikat *wol* zu. Die brachylogie *sô stêt diu lilje* für unser 'so ist es, wie wenn die lilie' usw. hat ihr genaues gegenstück bei Gottfried, Tristan 17983 ff: *swâ sô daz wîp ir wîpheit unde ir herze von ir leit und herzet sich mit manne, dâ honeget diu tanne, dâ balsemet der scherlinc; der nezzelen ursprinc der rôset ob der erden.*

Auch die bestandteile des folgenden bildes 33—36 *nû merket wie der linden stê der vogele singen, dar under bluomen unde klê: noch baz stêt wîbe werder gruoz* sind nicht nur so obenhin gewählt, wie bei Reinmar von Zweter an der von Wilmanns nach Simrock verglichenen stelle: *milte* und *ellen* haben nicht eben viel mit dem klee gemein; bei Walther entspricht dagegen der vogelgesang über dem blumenteppich sehr genau dem *werden gruoz,* der edlen conversation[2]) In den worten *nû merket* möchte ich nicht so sehr eine nachdrückliche ankündigung erblicken als ein syntaktisches mittel, über das die zierliche mhd. kunstsprache verfügt, wo wir schwerfälligere wendungen wie 'noch besser als der linde vogelgesang

[1]) Auch an den von Pfeiffer und Wilmanns citierten stellen stehen lilie und rose nicht rein formelhaft, am allerwenigsten an der ersten.

[2]) Rudolf von Fenis gibt mit *schœner gruoz* MF. 80, 22 vermutlich provenzalisches *douz parlar* wieder; s. Zs. fda. 55, 374.

ansteht, steht frauen' usw. gebrauchen müssen. Ganz gleich gebaut sind die verse Wolframs, Lieder 5, 28. 29: *seht waz ein storch den sæten schade: noch minre schaden hânt mîn diu wîp.*

Was den schluß des gedichtes betrifft, so stimme ich Braune darin vollkommen bei, daß ein wortspiel vorliegt, indem *einen vaden* 9 zuerst negation ist und dann eine andere bedeutung hat. Aber ich möchte doch den sinn der pointe etwas abweichend fassen. Ich sehe in den letzten worten der dame eine abfertigung des herrn, der am schluß seiner strophe, über das thema hinausgehend, etwas persönlich geworden ist: *ir minneclicher redender munt der machet daz man küssen muoz.* Die dame geht scheinbar auf diesen ton ein. Wer die den frauen wohlgefälligen eigenschaften besitzt, der könne verlangen, wonach er begehrt. *welch wîp verseit im einen vaden?* — der herr muß glauben, daß dies bedeute: 'welche frau würde ihm auch nur das geringste abschlagen', und nun muß er hören, daß der faden wirklich nur ein faden ist: ja, seide kann er bekommen. Er begehrt natürlich etwas ganz anderes[1]).

46, 15. *alsam der sunne gegen den sternen stât.* Wilmanns vermißt in diesem bild die sinnliche anschaulichkeit. Walther vergleiche abstract den glanz der sonne und der sterne. Er sei vielleicht durch ein bild verleitet worden wie das Horazsche *velut inter ignis luna minores.* Wilmanns hat offenbar dem vers den sinn beigelegt: 'wie die sonne den sternen gegenüber steht'. Das wäre natürlich unanschaulich, da man sonne und sterne nicht zugleich sehen kann. Aber Walther gibt uns deutlich zu verstehen, daß er an die aufgehende sonne denkt. Wie vor dieser die sterne verbleichen, so vor der eintretenden dame alles andere. *stât* hat hier perfectiven sinn: 'der sonne gleich, die den sternen gegenüber tritt'.

46, 32 ff. Dieses lied ist nach meiner überzeugung bisher ganz unrichtig verstanden worden. Der wahre sinn erschloß sich mir zwar in der hauptsache schon durch genaue betrachtung des gedichtes selbst, zum vollen verständnis gelangt man jedoch erst, wenn man es mit 49, 25 ff. in beziehung setzt.

[1]) Wilmanns scheint ähnliche gedanken gehabt zu haben; wie er nun aber den schluß mit der 'humoristischen und zugleich höchst anschaulichen wendung' versteht, wird nicht klar.

Da gilt es nun, über den begriff der *liebe* ins reine zu kommen. Mit Simrock-Wackernagels 'liebreiz' oder Pfeiffers 'anmut' ist gar nichts anzufangen. Wilmanns sagt zu 49, 34: '*liep* bezeichnet das anmutige, angenehme, *liebe* die empfindung, die dadurch hervorgerufen wird; *minne* die liebe, insofern sie sich auf einen andern richtet'. Aber liebe muß sich doch immer auf einen andern richten. Die sache liegt vielmehr so. Allerdings ist *liebe* die empfindung, die durch etwas *liebez* hervorgerufen wird. Aber *liep* heißt nicht nur 'angenehm', sondern auch 'lieb, geliebt', und demgemäß kann *liebe* genau dasselbe bedeuten wie nhd. 'liebe'. Für diesen begriff hat das mhd. auch das alte wort *minne*. Aber während das unverbrauchte *liebe* sich nur auf die innere empfindung bezieht, hat sich an *minne* allerhand conventionelles beiwerk angesetzt: so kann man auch aus andern gründen *minnen*, als weil man verliebt ist. Walther stellt sich nun auf den standpunkt, daß es bei der *minne* nur auf die *liebe*, auf das persönliche liebesgefühl ankommen dürfe.

Das verkündet schon die erste strophe. *Herzeliebez frowelîn*, so setzt der dichter ein, und fährt in der 3. und 4. zeile der strophe fort: *kund ich baz gedenken dîn, des hete ich willeclîchen muot.* Diese verse sind nicht mit Wilmanns auf die 2. zeile *got gebe dir hiute und iemer guot* zu beziehen, sondern mit Pfeiffer auf die erste: *herzeliebez frowelîn.* Pfeiffer übersetzt: 'könnte ich meinen gedanken über dich einen besseren ausdruck geben (als *herzeliebez*)'. Richtiger werden wir den sinn so umschreiben: 'verstünde ich es, besser von dir zu sprechen, dich mehr zu preisen, d. h. ein besseres, lobenderes beiwort für dich zu finden als *herzeliep*, so wäre ich dazu gerne bereit. Aber was kann[1]) ich denn noch mehr sagen, als daß dir niemand *holder*, mehr zugetan ist'. *holt* und *liep* sind zusammengehörige begriffe. Wenn der dichter dem mädchen *holt* ist, so ist sie ihm *liep;* wenn ihr niemand *holder* ist, so ist sie niemandem *lieber* als ihm. Und das ist der höchste preis, den er ihr zu spenden vermag.

'Man tadelt mich' fährt Walther fort, 'daß sich meine dichtung an einen zu[2]) niedrigen gegenstand richtet. Ver-

[1]) Ich lese 49, 29 mit Wackernagel nach A *waz mac ich nû sagen mê.*
[2]) 49, 32 lese ich mit E *ze nider.*

wünscht seien die tadler, die keinen begriff von *liebe*, von der für die *minne* allein maßgebenden, vom stand unabhängigen, inneren liebesempfindung haben und ihr *minnen* von äußeren, objectiven werten, *guot* und *schœne*, abhängig machen. Mit diesen äußeren gütern ist keineswegs schon die *liebe*, auf die es allein ankommt, gegeben'. Bezüglich des *guotes* deutet dies der letzte vers der 4. strophe an: der dichter zieht den glasring der geliebten dem goldreif einer königin vor. Bezüglich der *schœne* sagt die 3. strophe ausdrücklich, daß sie sich mit *haz*, dem gegenteil von *liebe*, paaren könne. Und dann *gêt* die *schœne* der *liebe nâch*, d. h. sie steht ihr nach und folgt ihr nach. Denn *liebe* macht ein weib schön[1]); die schönheit dagegen ist nicht imstande, ihrerseits ein wesen *liep* zu machen, und bekundet dadurch ihre minderwertigkeit.

Für Walther ist die geliebte schön und reich: daß sie es objectiv und für den kühlen beobachter nicht ist, ist ihm gleichgültig.

Aber das lied enthält nicht nur lehrhafte betrachtung, oder sagen wir lieber, es ist nicht nur gedankenlyrik. Walther hat es nicht nur mit seinen tadlern zu tun, sondern auch mit der geliebten. Banger zweifel drückt ihn, ob die geliebte ihm treu bleiben werde. Seine stimmung ist schmerzlich. *owê, dâ von ist mir vil wê*[2]), so schließt die erste strophe, und mit *owê danne, ob daz geschiht* das ganze gedicht.

Wir lassen jetzt vorläufig dieses gedicht und wenden uns zu dem lied 46, 32 ff. Um seinen sinn zu erfassen, müssen wir von der zweiten strophe ausgehen. Hier gilt es aber vor allem, den richtigen text festzustellen.

Es ist klar, daß A und BCEF zwei familien sind, vgl. Wilmanns Zs. fda. 13, 223, Braune Beitr. 40, 216. BC gehören wieder enger zusammen. Die stellung von F innerhalb der familie ist nicht ganz sicher, was aber kaum von praktischer

[1]) Seltsam, daß J. Grimm, Grammatik 4, 484, Weinhold, Mhd. gramm. s. 565 und Wilmanns zu 50, 5 (*liebe machet schœne wîp*) *schœne* für einen unflectierten acc. plur. halten. Es ist natürlich ebenso singular wie im folgenden vers *lieben lîp*. Dieselbe construction, artikelloses attributives adjectiv, wo wir prädicatives setzen würden, auch bei Hartmann MF. 205, 15: *sît sinne machent sældehaften* (BC: *schadehaften*) *man*.

[2]) So mit Wackernagel nach A.

bedeutung ist. Die handschriften neigen dazu, die parallel gebauten verse der stollen im wortlaut möglichst anzugleichen. 47, 6 schreibt A nach 9 *muot* statt *lîp*. Umgekehrt BCE 8 *haisset dú das* (*da* B) nach 5 *heizet diu sô*. Und so ist auch 9 *hoher wurde* A das richtige und nicht das nach *kranker liebe* 6 umgeformte *werder liebe* von BCF. Einen rest des echten hat noch E: *Daz der muot so hohe stiget*. Und endlich ist 7 *liebe* BCF zu verwerfen[1], schon deshalb, weil die unverwandten handschriften A und E *minne* überliefern. Im ganzen hat A den besseren text. Daher halte ich den wortlaut in der ausgabe von Wilmanns für richtig[1]). Die strophe lautet also:

47, 5 Nideriu minne heizet diu sô swachet
daz der lîp nâch kranker liebe ringet:
diu minne tuot unlobeliche wê.
Hôhiu minne reizet unde machet
daz der muot nâch hôher wirde ûf swinget:
10 diu winket mir nû, daz ich mit ir gê.
Mich wundert wes diu mâze beitet.
kumet diu herzeliebe, ich bin iedoch verleitet:
mîn ougen hânt ein wîp ersehen,
swie minneclich ir rede sî,
15 mir mac doch schade von ir geschehen.

Niedere minne und hohe minne werden in parallel gebauten sätzen nach ihren wirkungen definiert. Die niedere minne bewirkt, daß der leib nach *kranker liebe* trachtet, die hohe minne, daß der *muot* (wie ein edler falke) aufsteigt, um *hôhe wirde* zu erjagen. Zur niederen minne gehört also die *liebe*, zur hohen die *wirde*. Jene wird *kranc* genannt, diese *hôch*. Ebensowenig wie *hôch* ist *kranc* determinierendes adjectiv. Es gibt nicht etwa, wie BCF glauben, neben der *kranken liebe* auch eine *werde;* vielmehr gilt die eigenschaft *kranc* von dem begriff *liebe* in seinem ganzen umfang, so wie *hôch* von dem begriff *wirde*.

Da mithin *liebe* zur niederen minne gehört und stets *kranc* ist, kann die *herzeliebe* in zeile 12 unmöglich, wie man bisher angenommen hat, in den bereich der hohen minne fallen. *kumet diu herzeliebe, ich bin iedoch verleitet* heißt: wenn die

[1]) Fraglich ist nur, ob nicht 15 das *wol* von BCEF vorzuziehen ist. Für den sinn ist das natürlich bedeutungslos.

liebe sich zeigt, werde ich doch vom rechten weg abkommen, d. h. von dem weg, den das winken der hohen minne mir weist. Zugleich sehen wir, daß die definitionen des aufgesangs nicht aus der seele des dichters heraus gesprochen sind. Er gibt eine fremde meinung wieder, unter deren suggestion er steht. Ihm ist in wahrheit die *liebe* nicht *kranc*, das innige wort *herzeliebe* enthüllt seine wahre empfindung. Bloß unter dem einfluß einer fremden anschauung hat er rein reflexionsmäßig den wunsch, sich der hohen minne zuzuwenden; das bedeutet *diu winket mir nû, daz ich mit ir gê*. An einen bestimmten gegenstand der hohen minne denkt er nicht. Aber er weiß, daß er seinen entschluß nicht ausführen wird, wenn die *herzeliebe* sich zeigt. Und diese gefahr droht ihm von einer frau. Das weib z. 13 ist ein gegenstand der niederen minne. Sie kann ihm leicht schaden bringen, nämlich dadurch, daß sie die *herzeliebe* in ihm entzündet und ihn durch sie *verleitet*, von dem weg der hohen minne abführt.

Und nun verstehen wir auch die erste strophe. Der dichter ist im zustand qualvollen schwankens. Die niedere minne hat ihn fast getötet[1]), d. h. nach der meinung der welt nichtswürdig gemacht, durch die hohe minne ist er siech geworden, d. h. seine empfindung sträubt sich gegen sie. Gibt es da keinen ausweg? In seiner bedrängnis wendet er sich an die Mâze: sie möge ihn *ebene werben*[2]) lehren. Denn wenn ihr widerpart, die Unmâze, die herrschaft der extreme, sich behauptet, so kommt er aus der not nicht heraus.

[1]) Wilmanns bemerkt zu *ze nidere* in dem vers 47, 2 *ich was vil nâch ze nidere tôt:* 'auf zu niedrige weise d. h. durch zu niedrige werbung'. Der zweite teil dieser erklärung trifft den sinn, der erste ist grammatisch unrichtig. *ze nidere* gehört nicht zu *tôt*, sondern bezieht sich prädikatähnlich auf *ich*. Der satz enthält zwei mitteilungen: ich war *ze nidere* und dabei war ich *tôt*. Ebenso steht es mit *hôhe* in dem folgenden vers: *nû bin ich aber ze hôhe siech*. — Wegen der bedeutung von *tôt* vgl. 73, 16.

[2]) *ebene* ist ganz wörtlich zu nehmen. Im sinne der Aristotelischen ethik, aus der ja in letzter linie der begriff der mâze stammt, betrachtet Walther das ebene als das *μέσον* zwischen den beiden extremen des hohen und des niedrigen. Die umschreibungen 'im rechten ebenmaße der mitte' (Pfeiffer) und 'auf der mittelstraße' (Wilmanns) sind nicht genau. Gar nicht zu denken ist an richtiges maß innerhalb der hohen oder der niederen minne. Im sinne Walthers wäre es, neben der hohen und der niederen eine ebene minne anzunehmen.

Wir werden der gequälten seele nicht vorhalten, daß sie unmögliches begehrt, daß es nichts mittleres gibt zwischen hoher und niederer minne. Und Walther entwaffnet selbst den einwurf. Die Mâze stellt sich ja nicht ein — *mich wundert wes diu mâze beitet* — und der dichter bleibt der gewalt seiner neigung überlassen, die *liebe* siegt über die *wirde*.

Unser lied verhält sich zu 49, 25 ff. wie in einem prozeß die duplik zur verteidigungsrede. Anklage und replik[1]) haben wir zu erschließen. Man hatte Walther vorgeworfen, daß seine dichtung einem zu niedrigen gegenstand gelte. Er antwortete darauf 49, 25 ff., in der minne komme es nur auf die *liebe*, die empfindung des liebenden an, nicht auf äußere vorzüge der geliebten person. Seinen tadlern stellt er aus, daß sie sich durch solche äußere vorzüge, nämlich *guot* und *schœne*, bestimmen lassen. Die gegner erwiderten: 'die *liebe*, die du als leitstern deiner minne rühmst, ist etwas geringwertiges. Die wirkung deiner, der niederen minne ist, daß der leib, der schlechtere teil des menschen, nur nach dieser *kranken liebe* trachtet, daher würdigt die niedere minne ihren anhänger herab. Und der schmerz, den auch diese minne bringt, — vgl. 49, 30 *owê, dâ von ist mir vil wê* — ist ruhmlos: *diu minne tuot unlobelîche wê*. Anders die hohe minne, der du vorwirfst, daß sie nur nach *guot* und *schœne* fragt. Diese minne bewirkt, daß der *muot*, der edlere teil des menschen, nach *hôher wirde* strebt'.

Und Walther tut nun in dem lied 46, 32 ff. so, als ob er in seiner ansicht erschüttert wäre. Er gibt im aufgesang der zweiten strophe die meinung der gegner wieder, als ob sie seine eigene wäre, und er stellt sich 47, 2 so, als glaubte er wirklich, daß er durch die niedere minne *vil nâch tôt* gewesen sei. Er ist scheinbar geneigt, dem wink der hohen minne zu folgen. Aber ihm ist nicht wohl dabei, er fühlt sich *siech*. Und er weiß: wenn die verachtete, *kranke liebe*, die für ihn *herzeliebe* ist, an ihn herantritt, und schon schickt sie sich dazu an, dann wird die hohe minne umsonst winken, die *liebe*

[1]) Da ich nicht weiß, ob diese ausdrücke der österreichischen rechtssprache allgemein üblich sind, bemerke ich, daß ich unter replik die antwort des anklägers auf die verteidigungsrede verstehe, unter duplik die antwort des verteidigers auf die replik.

behauptet das feld. Nüchtern ausgedrückt: Walther beharrt auf seinem standpunkt.

Wenn die gegner die von Walther so hochgepriesene *liebe kranc* nannten, so spielten sie mit der bedeutung des wortes. *liebe* heißt ja auch 'lust'. Die gegner schoben Walther die meinung unter, daß er die bloße lust über die *wirde* stelle. Damit rückt das lied noch in einen andern zusammenhang, der über Walthers eigene dichtung hinausreicht.

Die bedeutungen von *liebe* und *minne* standen einander nahe. Das war für die reflexionsfreudigen lyriker ein anlaß, das verhältnis der beiden begriffe zu erörtern. Heinrich von Morungen tut das MF. 132, 19. Den wortlaut und sinn dieser strophe hat uns erst C. v. Kraus erschlossen: Zu den liedern Heinrichs von Morungen (Abhandl. der k. gesellsch. der wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. klasse, NF. XVI, nr. 1) s. 25ff. Ich setze den text nach seiner herstellung s. 27 hierher. Den sperrdruck wende ich an, um die richtige betonung anzudeuten.

Sît si herzen liebe heizent minne,
son weiz ich wiech die minne heizen sol.
minne wonet dicke in mînem sinne:
hæt ich liebe, minne enbære ich wol.
liebe diu gît mir
hôhen muot, dar zuo fröud unde wünne.
son weiz ich waz diu minne künne
wan daz ich eine trûren muoz von ir.

Da die leute, meint Morungen, dem begriff *herzen liebe* den namen *minne* geben, so muß der begriff *minne* irgend einen andern namen bekommen, denn die beiden begriffe *liebe* und *minne* sind durchaus verschieden. Denn Morungen verbindet mit dem wort *liebe* die bedeutung 'freude'. Für diejenigen, von denen er in der ersten zeile spricht, waren dagegen *liebe* und *minne* synonyma: *liebe* bedeutete ihnen 'liebe'.

Man hat längst bemerkt, daß Walther 69, 1ff. auf diese strophe Morungens anspielt. Morungen hatte die gänzliche verschiedenheit von *minne* und *liebe* = freude behauptet; Walther meint, *minne ist minne, tuot si wol*, d. h. wahre minne ist immer mit freude verbunden.

Aber auch Ulrich von Liechtenstein setzt in dem lied (XXVIII, Lachmann 429, 11ff.), aus dem Wilmanns zu Walther

49, 34 einige verse anführt, Morungens strophe voraus[1]). Er polemisiert gegen ihn, indem er die wesenseinheit von *liebe* und *minne* behauptet (430, 1 ff.): *Stætiu liebe heizet minne. liebe, minne, ist al ein: die kan ich in mînem sinne niht gemachen wol zuo zwein.* Dabei ist er aber nicht ganz gerecht gegen seinen gegner. Denn er nimmt *liebe* in der bedeutung 'liebe' und meint nur, daß eben beständige liebe freude gewähre. Vgl. namentlich 430, 10—12: *stætiu liebe ist alsó guot, daz si stæte freude gît stætem herzen alle zît.* Diese verse gäben eine alberne tautologie, wenn hier *liebe*=freude wäre.

Bei Morungen hängt die gegenüberstellung von *minne* und *liebe* am wort; wenn *liebe* nicht doppelsinnig wäre, würde die strophe unmöglich sein. Walther hält sich an die sache, sowohl 69, 1 ff. wie 49, 25 ff. In diesem lied werden *liebe* und *minne* gar nicht in gegensatz gestellt, wohl aber wird dem begriff *liebe* ein schärfer umrissener inhalt gegeben. Walthers gegner, die ihm mit der *kranken liebe* kamen, klammerten sich wieder an die amphibolie des wortes[2]).

Anmerkung. Ich habe oben *liebe* als das unverbrauchte, *minne* als das alte wort bezeichnet. Ich möchte da nicht mißverstanden werden. *liebe* setzt ja ahd. *liubî* fort, das auch 'liebe' bedeuten und geradezu als synonym von *minna* gebraucht werden konnte: Otfrid V, 7, 3—5 *Habeta si nu, in uuar min, minna mihilo sin, mihilo liubi, thes uuortes mir giloubi. Minna mihilo ubaral.* Vgl. auch V, 7, 37 f. Aber in gewissem sinne ist *liebe* doch wiederum eine neuschöpfung, wie das *ie* statt des ahd. *iu* bezeugt. Die beziehung zu dem adjectiv *liep* ist eben immer frisch und lebendig geblieben und hat die bedeutung des substantivs bestimmt. *minne* dagegen war zum technischen wort der modernen höfischen lyrik erstarrt.

[1]) Den einfluß Morungens auf Ulrich betont v. Kraus, Zu den liedern Heinrichs von Morungen, s. 30 anm. 5.

[2]) Einen nachklang der erörterungen über *liebe* und *minne* findet man noch bei Kristan von Hamle (Bartsch, Liederdichter 32) und Konrad von Kilchberg (Bartsch 85). Kilchberg sagt 19—24 mit einer reminiscenz an Wolfram, Parzival 532, 11—18: *Ob mich des ir güete, ir tugent næte daz ich si só herzecliche minne, dâ ist Vênus gar ân alle schulde. Amor. ist dîn vackel heiz, selker næte ich niht enweiz. wâriu liebe ist minne ein übergulde.* Er hat *liebe* im sinne Walthers genommen. Nicht ganz klar ist mir die bedeutung von *liebe* in den versen Kristans von Hamle 27—32: *Dâ brennet diu minne vor liebe als ein gluot, dannoch grœzer wunder diu minne dâ tuot. sie lât sich münde an ein ander vergezzen. aldâ hât diu minne mit maneger fröide sorge unde trüren vil gar übersezzen. aldâ hât diu liebe die minne überwegen.*

50, 35—38. Swanne ichs alle schouwe,
die mir suln von schulden wol behagen,
sô bist duz mîn frouwe:
daz mac ich wol âne rüemen sagen.

Die übliche erklärung von zeile 37 ist im höchsten grade unbefriedigend. 'Wenn ich alle diejenigen betrachte, die mir von rechts wegen gefallen müssen, so' — man erwartet: 'bist du diejenige, die mir am besten gefällt' oder: 'diejenige, die mir allein oder ganz besonders gefällt', oder: 'so übertriffst du sie alle'. Statt dessen soll Walther sagen: 'so bist du meine herrin!' Pfeiffer erklärt freilich: 'du stehst hoch über allen, die ich sah und die mir gefielen'. Aber das kann doch *mîn frouwe* nicht heißen, wenn man wie Pfeiffer *frouwe* mit 'herrin, gebieterin' übersetzt.

Und dann zeile 38: 'das darf ich ohne zu prahlen sagen'. Wilmanns bemerkt: '*rüemen* bedeutet im minnesang: sich mit erfolgen bei der geliebten brüsten. Ein solches *rüemen* würde schon in ausdrücken wie *friundinne* oder *trût* liegen; *frouwe*, sagt Walther, könne er sein mädchen wohl ohne *ruom* nennen'. Wir wollen die richtigkeit des letzten satzes vorläufig zugeben; aber warum in aller welt spricht Walther eine allgemeine wahrheit aus, die hier ganz außerhalb jedes zusammenhangs steht? 'V. 38', fährt Wilmanns fort, 'rechtfertigt, daß er in diesem verhältnis den ausdruck *frouwe* braucht'. Rechtfertigt? Wird der ausdruck *frouwe* für ein mädchen niederen standes dadurch gerechtfertigt, daß ein gewisser anderer ausdruck eine prahlerei in sich schlösse? Befand sich denn Walther in der zwangslage, gerade hier das mädchen entweder seine *frouwe* oder seine *friundinne* zu nennen, so daß er von zwei übeln das kleinere wählte?

Versuchen wirs einmal mit einer andern syntaktischen structur in zeile 37, nehmen wir *mîn frouwe* als apposition zu *du* und lassen wir das in *duz* steckende *ez* das eigentliche prädicat sein: 'so bist du, meine herrin, es', nämlich *diu mir wol behaget*. Das ginge eher, obwohl immerhin einiger guter wille dazu gehört, die ergänzung vorzunehmen. Aber mit 38 ist auch so nichts anzufangen. Nimmt man als object des *rüemen* den dichter, so paßt der satz wie die faust aufs auge; ergänzt man als object *dich*, so ist das nicht nur sprachlich bedenklich, sondern macht auch den satz unwahr.

Wir müssen uns nach einer andern erklärung von *frouwe* umsehen. Das ahd. neben *frewî* vorkommende *frouwî* würde mhd. *frouwe* ergeben — Williram 53, 5 schreiben auch mehrere handschriften *urouue*. Ich meine nun, daß an unserer stelle dieses *frouwe* vorliegt: 'wenn ich alle mustere, die anspruch darauf haben, mir zu gefallen, so bist du meine freude'. Ich denke, das gibt einen vortrefflichen sinn; im vordersatz wie im nachsatz erscheint der begriff des *wol behagen*, denn sein höchster grad ist die freude. Aber Walther spielt mit dem wort *frouwe*. Er setzt voraus, daß der hörer zunächst an die bedeutung 'herrin' denkt, und fährt nun fort: 'das darf ich ohne prahlerei sagen', d. h. es ist keine prahlerei, wenn ich dich meine freude nenne, wie es allerdings ein *rüemen* wäre, wenn ich dich als meine herrin bezeichnete. Denn gegen Wilmanns ist zu sagen, daß ein gewisses *rüemen* auch darin liegt, daß ein herr eine dame seine *frouwe* nennt; setzt dies doch voraus, daß sie seinen dienst angenommen hat. So weit ist aber Walther noch nicht; durch das ganze gedicht zieht sich ja der zweifel, ob er dem mädchen irgend etwas bedeute.

Es wird zunächst sehr kühn erscheinen, daß ich Walthers wortschatz um ein wort bereichere, von dem unsere lexika nichts melden. Aber die gründe für das schweigen der wörterbücher lassen sich recht wohl erkennen. *frouwe* = freude kann nicht oft vorkommen, denn eine kunstsprache vermeidet homonyma, namentlich für begriffe, die so häufig erscheinen wie 'frau' und 'freude' bei unsern mhd. dichtern. Und dann haben unsere lexikographen an die möglichkeit der gleichung *frouwe* = *frouwî* gar nicht gedacht. Unter den stellen, die das Mhd. wörterbuch III 419 f. für die mittelalterliche etymologie von *frouwe* anführt, ist so manche, die erst dann sinnvoll wird, wenn *frouwe* sowohl 'frau' als 'freude' bedeutet. So der anfang der verse aus dem Marienlied: *du heizes vrowe inde bis alsô*. Ferner das erste citat aus der Frauenehre. Wenn man den zusammenhang berücksichtigt, so erscheint die betonung *si sint sô guot für allez guot, die frouwen sint und fröude gebent* ganz matt und sinnlos; man muß lesen: *die frouwen sint und fröude gebent*. Und wenn man die verse 1069 ff., denen die zweite stelle (v. 1081 ff.) entnommen ist, im zusammenhang liest, so wird man sehen, daß namentlich v. 1089 ff. *im was ir*

vröuwen wol bekant, der vrouwen vrouwen namen vant bedeutend gewinnt, wenn man übersetzt: 'der für die frauen den namen 'freuden' ersann'.

Endlich ist *frouwe* = *frouwî* in lesarten, textentstellungen und mißverstandenen stellen verborgen. In seiner abhandlung Zu den liedern Heinrichs von Morungen s. 15 weist C. v. Kraus auf mehrere fälle hin, wo *fröuden* statt *frouwen* in den text gehört. Er nimmt an, daß die mitteldeutsche vorlage *frouweden* schrieb. Vgl. auch s. 48 anm. 2, wo *fröiden* MF. 140, 21 aus *frouwen* über die mittelstufen *vrouwen, vrouweden* hergeleitet wird. An der stelle MF. 128, 30 bietet die überlieferte lesart einen anhaltspunkt für die annahme von ursprünglichem *vrouweden,* sonst kommt man auch mit *vrouwen* = freuden aus und 140, 21 könnte man die zwischenstufe *vrouweden* ersparen.

Endlich erwäge man folgende verse Reinmars MF. 176, 5 ff.:

Aller sælde ein sælic wîp,
tuo mir sô
daz mîn herze hôhe stê,
obe ich ie dur dînen lîp
wurde frô,
daz des iht an mir zergê.
ich was ie der dienest dîn:
sô bistuz diu fröide mîn.
sol ich iemer lieben tac
oder naht gesehen,
daz lâ, frouwe, an dir geschehen.

Das verspaar 11. 12 ist doch seltsam. Man erwartet in v. 12 den correlativen begriff zu *dienest* zu finden; darauf weist *sô* sowie das *(e)z,* das ja durchaus nicht nach lust und laune dem prädicat voranlaufen kann[1]). Der correlative begriff zu

[1]) Der ausdruck 'vorläufer des prädicats' führt irre. Genetisch ist *ez* das eigentliche prädicat, das nomen eine apposition, die der sprechende anfügt, weil er fühlt, daß dem hörenden nicht klar sein muß, wer mit dem *ez* gemeint ist. So scheinen auch Grimm, Grammatik 4, 222 und Paul, Mhd. grammatik § 328 die grammatische structur aufzufassen. Immer muß aber die situation derart sein, daß die richtige deutung des *ez* wenigstens nahe liegt. Auch wir können unter dieser bedingung uns manchmal so ausdrücken. Wenn ich an die tür eines bekannten klopfe, kann ich auf seine frage 'wer ists?', in der voraussetzung, daß er meine stimme erkennt oder mich erwartet, antworten: 'ich bins' und dann zur sicherheit meinen namen hinzufügen. Wenn ich mich dagegen einem unbekannten nenne, kann ich unmöglich sagen: 'ich bins X'.

dienest ist aber *frouwe*, vgl. Morungen MF. 140, 29. 30 *so ist siz doch diu frouwe mîn: ich binz der ir dienen sol.* Ich vermute, daß Reinmar *frouwe* geschrieben und ein wortspiel beabsichtigt hat[1]).

54, 37 ff. Das handschriftenverhältnis ist hier nicht ganz einfach. Wilmanns hat Zs. fda. 13, 220 gezeigt, daß E und F auf eine quelle zurückgehen, machte aber 221, fußnote darauf aufmerksam, daß F auch übereinstimmungen mit A zeigt. Er schloß daraus, daß der quelle von F correcturen beigeschrieben waren.

F ist also ein mischtext, der zum größeren teil auf der quelle von E, zum kleineren auf der quelle von A beruht.

Es fragt sich nur, ob F überall contaminiert, oder in je einer strophe nur einer quelle folgt. In strophe I finden sich nur übereinstimmungen mit E, in II und IV dagegen sowohl mit E wie mit A. Jedoch könnte in II die übereinstimmung mit A 55, 15 zufällig sein; es ist denkbar, daß F das in *EF stehende *eine* einfach aus unachtsamkeit ausgelassen hat. Dasselbe gilt für das fehlen der ersten zwei silben (*owe* C, *ich wene* E) von 55, 16. Und umgekehrt könnte in IV das zusammentreffen mit E (28 *und*: *nu* AC; 30 *noch* A, *iht* C fehlt; 31 *niht* vor *(en)müges*t) dem zufall zugeschrieben werden.

Für eine nähere berührung von F mit C kann nur IV 55, 26 geltend gemacht werden: *Vil minneklichú minne* C, *Mynnigliche* F: *Genœdeclichiu minne* A, *Gnade riche minne* E. Aber F kann den fehler selbständig verschuldet haben; es setzt ja einfaches adjectiv an stelle von adjectiv und substantiv.

Auf jeden fall scheidet F aus, wenn es gilt, das verhältnis der drei anderen handschriften festzustellen. Daß A weder mit C noch mit E näher verwandt ist, bedarf keiner besonderen erörterung. Zu erwägen ist nur, ob C und E auf eine mittelquelle zurückgehen.

1. CE : AF.

II 15 *alterseine niht erwerben* C, *niht erwerben eine* E : *niht erwerben* AF.
IV 28 *twinge* CE : *twingest* AF.
29 *versuoche wer* CE : *und sich wa ez (was* F) AF.

---

[1]) Liegt auch bei Ulrich von Liechtenstein, Frauenbuch 660, 9: *si frowe ob al den freuden mîn* ein wortspiel vor?

2. CE : A.
III 24 *gesprechen* CE : *sprechen* A.
IV 33 *du* vor dem vocativ CE : fehlt A.

3. CEF : A.
II 9 *von dir* (*durch dich* F) CEF vor : A nach *verlorn*.
13 *solte* CEF : *soltu* A.
16 *du soltest* CEF : *ir soltent* A.
IV 27 *warumbe* CEF : *owe wes* A.
28 *du twingest hie* CEF : fehlt A.
30 *schouwen* CEF : *sehen* A.
33 *vor dir gestüende* (*bestuende* EF) CEF : *dir wider stuende* A.

In vier fällen hat A sicher einen fehler: 13. 16. 28 (s. unter 1. und 3.). Umgekehrt bietet 24 A das richtige, aber C und E könnten unabhängig von einander denselben fehler gemacht haben. An den übrigen stellen ist die unrichtigkeit der einen oder der andern lesart nicht unmittelbar einleuchtend.

Wo CE oder CEF gegen A stehen, läßt sich eine nähere verwandtschaft von C und E nicht beweisen. Wohl aber geht sie aus zwei unter 1. angemerkten übereinstimmungen hervor.

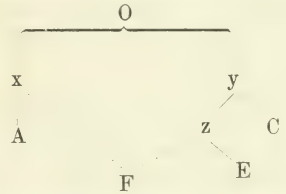
55, 15 haben Paul und Wilmanns mit recht die lesart AF in den text gesetzt; *frô Minne*, wie Lachmann, der aus CE *eine* aufnahm, wegen des metrums schreiben mußte, ist gegen Walthers gebrauch; vgl. Wilmanns z. st.

Und auch in 29 halte ich die lesart AF für richtig. Die unpersönliche construction *wâ ez dir widerstê* ist viel origineller als das recht gewöhnliche *wer dir widerstê*. Und bei näherem zusehen ist dieses *wer dir widerstê* auch recht lahm; wer der minne vielleicht widerstand leisten wird, kann ja gar nicht fraglich sein. Walther denkt schon an das bild von der diebin: 'drückst du hier, so drück auch dort, und sieh, wo du auf widerstand stößest, d. h. wo, an welcher stelle sich das schloß deinem versuch, es zu öffnen, widersetzt'.

Man wird am sichersten gehen, wenn man mit A schreibt *und sich wâ ez dir widerstê*. Möglich ist aber, daß das erste wort des verses von CE richtig überliefert wird und daß die zeile ursprünglich lautete: *versuoche wâ'z dir widerstê*. *CF hätte dann *waz*=*wâ'z* für das pronomen gehalten und das ganz unpassende neutrum durch *wer* ersetzt. In einer vorstufe von A wäre dagegen das richtig verstandene *waz* in *wa ez* aufgelöst worden, was dann aus gründen des versmaßes die

änderung von *versuoche* in *und sich* nach sich gezogen hätte. Die übereinstimmung von F (*was*) mit der hier angenommenen ursprünglichen schreibung *waz* wäre natürlich bloßer zufall.

Als wahrscheinlicher stammbaum ergibt sich:



Jede übereinstimmende lesart von A und C sowie von A und E hat somit das präjudiz der richtigkeit. Daher setzte Wilmanns mit unrecht 33 die lesart von E in den text; der vocativ gehört an den schluß.

A und CE sind zwei gleichberechtigte gruppen; nur innere gründe können zwischen ihnen entscheiden.

F würde nur dann eine stimme zukommen, wenn die früher geäußerte vermutung richtig sein sollte, daß diese handschrift innerhalb derselben strophe nicht contaminiert. Von praktischer bedeutung ist dies nur für einige verse der strophe IV, wo F ein x-text wäre. 27 würde die übereinstimmung mit CE *war umbe* gegen *owe wes* A sichern, ebenso 30 *schouwen* gegen *sehen*[1]) A, ferner 33 *vor dir*; freilich müßte man hier auch mit EF *bestüende* statt *gestüende* C schreiben. Immerhin könnte man aber in diesem vers *daz ez* in den text setzen; *ez* ist in A überliefert, denn *eh* ist klärlich daraus verlesen, der ausfall in F und y könnte ein zufälliges zusammentreffen sein.

34 gehen alle handschriften auseinander: *tuon* A, *rüne* E, *slús* C, fehlt F. Das richtige steckt offenbar in E. Es ist nur fraglich, ob man mit Lexer 2, 1699 ein verbum *ûf rünen* 'auftun' annehmen darf. Jedesfalls stand in der gemeinsamen vorlage aller handschriften und auch noch in x und y etwas, was dem *rüne* von E ähnlich sah. A hat, nur auf die nächste

[1]) Mir persönlich gefällt *owe wes* und *sehen* besser (30 würde ich aber jedesfalls aus C *iht* aufnehmen); jedoch beweisen läßt sich die richtigkeit meiner empfindung nicht.

hilfe bedacht, daraus das graphisch ähnliche *tuon* gemacht und die form als adhortativ verstanden; die änderung in *tuo* ist unstatthaft und ebenso unglaublich die meinung von Wilmanns, daß eine grobdialektische imperativform vorliege. C schrieb, da der sinn der stelle nicht zweifelhaft sein konnte, *slús;* F ließ das unverständliche wort einfach aus: dem sinn genügte ja auch bloßes *uf.*

55, 35 ff. In dieser strophe, die gewiß nicht zu dem vorhergehenden gedicht gehört, gilt es vor allem, die stellung von B zu bestimmen, demnächst die stellung von F.

B zeigt berührungen mit A, C und E; mit F nur in fällen, wo noch eine dritte handschrift hinzutritt.

1. BA.

38 weichen zwar die beiden handschriften im wortlaut von einander ab, stimmen aber darin überein, daß die zuhörer angeredet werden:

waz welt ir daz ich des nu tuo A, *nu ratent fránt was ich es tuo* B. Dem gegenüber steht *in weis was ich dar vmbe tuo* CEF.

2. BC.

a) 2 *ane sehen* BC : *an gesehen* AEF.
3 *ouge* BC : *ougen* AEF.
nækel BC : *nacke* AEF.

b) 2 *sine ruochet* (*si geruochet* B) *mich niht ane sehen* BC; *si wil m. n. an gesehen* A; *wie mac sie mich denne an g.* E; *wenn mag sie mich doch an g.* F.
37 *da enkan si niht erbarmen sich* BC; *nu enwil si niht e. mich* A; *du kanst auch niht e. dich* E; *wen mag sie doch e. sich* F.

c) BCF stehen zusammen in dem eben angeführten vers 37, insofern sie *sich* haben gegen *mich* A, *dich* E. Ziemlich bedeutungslos ist in 3 der singular *stuende,* der in BC durch den singular *ouge* bedingt, in F wohl bloßer schreibfehler ist.

3. BE(F).

35 *Dú sælde* BE : *Vro selde* AC (fehlt F).
mich BEF : *sich* AC.

Die übereinstimmung von BA v. 38 kann nicht zufällig sein. Sie geht entweder auf das original zurück oder stammt aus einer abgeleiteten quelle.

Dieselbe alternative gilt für einige BC: *da enkan si niht erbarmen sich* 37; *sine ruochet* (*si geruochet*) 2; *nækel* 3.

Kaum zufällig ist auch *mich* 35 BEF.

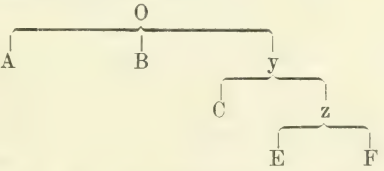
Man könnte nun zu einem einfachen stammbaum gelangen, wenn man annähme, daß 38 BA insofern das richtige bieten,

als auch das original die zuhörer anredete. Dann ergäbe sich sofort, daß CEF zu einer familie gehören.

Daraus würde weiter folgen, daß jede nicht fehlerhafte übereinstimmung von B mit einer handschrift dieser familie das präjudiz für sich hätte. Man müßte mit Lachmann 2 *sin ruochet* in den text setzen und 37 in *da enkan* das relativ ursprünglichste anerkennen, aber auch 3 *nækel* schreiben. Das zusammentreffen von AEF in *nacke* wäre zufällig. Ebenso könnten AEF in 2 unabhängig von einander zu *an gesehen* gelangt und *ane schen* das richtige sein. Umgekehrt wäre der singular in 3 (*ouge — stuende*) einem zufälligen zusammentreffen von B und C zuzuschreiben.

Dagegen würde aus 2 eine nähere verwandtschaft von E und F folgen, da beide handschriften hier einen fragesatz haben statt des richtigen *sin ruochet*, von dem *si wil* A eine leichte umformung ist.

Der stammbaum wäre demnach



Eine kreuzung läge 35 vor zwischen BE(F) und AC. Hier müßte auf einer seite der zufall gewaltet haben. Der stammbaum müßte deshalb noch nicht aufgegeben werden.

Aber dieser stammbaum enthält nur einen teil der wahrheit. Allerdings gehen im v. 38 CEF auf eine abgeleitete quelle zurück, die geändert hat. Die anrede in BA ist viel lebhafter, origineller als das blassere *in weiz waz ich dar umbe tuo* von CEF. Die änderung von *CEF begreift sich leicht; die umbildung zur apostrophe liegt viel ferner. Aus denselben gründen fällt die entscheidung zwischen B und A zugunsten von B aus.

Aber 37 steht BC hinter F zurück — A und E, die die stelle umdichten, kommen gar nicht in betracht. Die lesart von F *wen mag sie doch erbarmen sich* ist ganz vortrefflich und keinem gewöhnlichen schreiber zuzutrauen. Man darf natürlich *wen* nicht als *wenne* auffassen; es ist *wan* 'warum

nicht'. 'Warum erbarmt sie sich doch nicht' — *doch* in solchen *wan*-sätzen auch Iwein 3140. 5491. Diesem lebhaften ausruf gegenüber klingt BC schal. In der überlieferten form ist die lesart überhaupt nicht zu retten — was soll hier *da*? Und Lachmanns *jâ* leuchtet nicht ein. *da enkan* geht auf *wan kan* zurück. Entweder durch bloße flüchtigkeit: dem schreiber klang die frage im ohr, und er setzte die antwort, daher das einleitende *da*. Oder er hielt *wan* für die causalpartikel, stieß sich an der wortstellung und änderte mit möglichst geringer anstrengung und möglichst großer graphischer anlehnung an die vorlage.

Nur insofern dürfte auch F vom ursprünglichen abgewichen sein, als, nach den übrigen handschriften zu schließen, das verbum *kan* und nicht *mac* war.

Bietet aber 37 F das richtige, so muß B mit C verwandt sein, und zwar näher verwandt als C mit F. Früher fanden wir aber, daß im v. 38 B im gegensatz zu der ganzen familie CEF das echte überliefert. Der stammbaum ist zerstört. Entweder ist B ein mischtext oder C.

Dieses ergebnis ist trotz der sonstigen engen beziehungen zwischen B und C nicht so verwunderlich. Denn unsere strophe steht nicht in der fortlaufenden reihe der töne, die in B und C in derselben folge erscheinen. Sie ist in B ein nachtrag.

Wenn Wilmanns s. 6 darin recht hat, daß schon *BC die strophe als nachtrag brachte, würde sich ergeben, daß es C war, der contaminierte, indem er v. 38 den text von *EF an die stelle von *BC setzte[1]).

Auf jeden fall haben BC nur éine stimme. Nur der hinzutritt einer sicher unverwandten handschrift, und das ist hier nur A, kann die richtigkeit einer lesart BC erhärten.

Ein solcher fall schien im eingang von v. 2 vorzuliegen. Als text von *BC ist anzunehmen *sin ruochet mich niht ane sehen,* als text von *EF *wan mac si mich doch an gesehen.* A stellt sich mit seinem *si wil mich niht an gesehen,* wie es

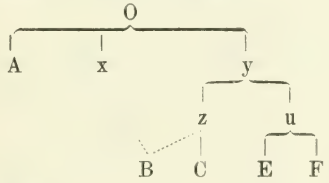
[1]) Ganz ähnlich liegen die dinge in den nachtragsstrophen B 85. 86 = 51, 5; 50, 19. Hier teilt B mit E eine reihe von fehlern, von denen C frei ist, vgl. 50, 25. 26; 51, 8. 12. Wenn B die lesarten von *BC wiedergibt, so hat C seine hauptquelle (*BC) diesmal mit einem correcteren text verglichen.

scheint, auf die seite von BC. Man müßte also annehmen, daß *EF nach dem muster von v. 37 auch in v. 2 den *wan*-satz eingeführt hat, während der dichter den ausdruck variierte. Das ist möglich.

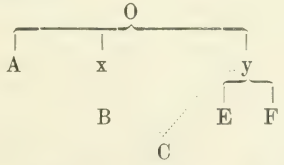
Aber die übereinstimmung von A und BC wiegt doch nicht so schwer, wie es auf den ersten blick scheint. Ebenso wie in F die verse 37 und 2 gleich gebaut sind, setzt A in beiden zeilen dasselbe verbum finitum: *nu enwil si niht erbarmen mich* 37; *si wil mich niht an gesehen* 2. Daß deutet vielleicht darauf, daß A in seiner vorlage den gleichen bau der beiden verse vorfand. Die übereinstimmung von A und BC wäre also zufällig.

Mit sicherheit ist der fall nicht zu entscheiden. Ich möchte aber doch glauben, daß Walther auch v. 2 die lebhafte form des ausrufs gewählt hat. Sie paßt ausgezeichnet zu dem komisch aufgeregten ton der ganzen strophe. — Da 2 und 37 parallel gebaut sind, wird auch in 2 *kan* gestanden haben statt des von EF überlieferten *mac*.

Der stammbaum wäre also entweder



oder wahrscheinlicher



Die engere verwandtschaft von EF folgt im zweiten schema mit evidenz aus 38; im ersten läßt sich nur die ersetzung von *kan* durch *mac* 2 für sie geltend machen.

Es bleibt noch v. 35 zu erörtern, wo BE(F) und AC einander gegenüberstehen.

Da v. 37 das reimwort *sich* ist, muß 35 das *mich* von BEF das richtige sein; der rührende reim ist Walther nicht zuzutrauen. A und C haben unabhängig voneinander dafür *sich* eingesetzt, da die verbindung des reflexivs mit einer präposition etwas sehr gewöhnliches ist; *hinder sich, vür sich* sind ja später geradezu zu adverbien geworden. Wie nahe die änderung lag, zeigt E, der zuerst *sich* schrieb und dann tilgte, als er merkte, daß er sich geirrt hatte. In A zog dann die einsetzung von *sich* die recht törichte umdichtung von 37 nach sich, während C sich um den von ihm geschaffenen rührenden reim nicht kümmerte.

Ob *Vro selde* AC oder *Dú sælde* BE richtig ist, läßt sich mit sicherheit nicht entscheiden, die wahrscheinlichkeit spricht aber für AC. B und E haben hier unabhängig voneinander geändert.

Der text der strophe wäre also:

Frô Sælde teilet umbe mich,
und kêret mir den rugge zuo.
wan kan si doch erbarmen sich!
nû râtet, friunt, waz ich es tuo!
si stêt ungerne gegen mir:
louf ich hin umbe, ich bin doch iemer hinder ir.
wan kan si mich doch an gesehen!
ich wolte daz ir ougen an ir nacke stüenden:
sô müest ez ân ir danc geschehen.

58, 18. Alle herausgeber seit Lachmann schreiben *anders diene ich swâ ich mac*, gegen die überlieferung, die auf *swaz* (*swas* C, *swes* E) weist. Und *swaz* ist auch in den text zu setzen. 'Im übrigen diene ich euch, soviel ich kann'. 'Im übrigen': nämlich, abgesehen davon, daß ich keine hohen sprünge mache[1]). Und daran schließt der dichter die schalkhafte wendung, die das maß seiner kräfte (*swaz ich mac*) bestimmt: jeden siebenten tag (bzw. am sonntag) steht er der minne zur verfügung. Zu *swâ ich mac* passen die schlußverse ganz und gar nicht. Der dichter kann auch im scherz nicht sagen, daß er sich einen andern dienst suchen, trotzdem aber der alten herrin einmal in der woche dienen werde.

[1]) So hat auch Simrock (s. 106 der ersten auflage seiner übersetzung) das *anders* aufgefaßt, aber trotzdem an Lachmanns *swâ* festgehalten, das er freilich anders deutet als die späteren: 'Ich dien' ihr sonst, wo ichs vermag'.

60, 3—5. *dû wilt sêre gâhen, und ist vil unnâhen daz ich dir noch sül versmâhen.* Statt *vil* AE haben BC *ouch;* für *dir* BC setzen AE *dich.*

Ich halte *dich* für das richtige. Es paßt nicht gut, daß der dichter die überzeugung ausspricht, die zeit sei noch ferne, wo die welt auf ihn keinen wert legen werde; nach seiner darstellung tut die welt ja alles mögliche, um von ihm loszukommen. Und 20 f. sagt er ausdrücklich: *ichn weiz wie din wille stê wider mich.* Dagegen paßt *dich* vortrefflich. 'Wie sehr du dich auch bemühst, mir zu entgleiten, ich lasse dich dich nicht los. Denn die zeit ist noch ferne, wo ich auf dich keinen wert lege'.

Zeile 4 möchte ich *doch* oder *joch* schreiben, worauf *ouch* BC hindeutet.

62, 6 ff. Gegen die echtheit des gedichtes erheben sich bekanntlich bedenken. Der reim *genam*: *spileman* 63, 3. 5 ist ohne seitenstück bei Walther, und *getar*: *wâr* (denn so ist sicher zu schreiben) 62, 32. 34 hat nur scheinbar eine parallele an *gar*: *jâr* 124, 22. 23. Denn nach Zwierzinas nachweis Zs. fda. 44, 1 ff. gab es auch eine form *gâr.* Freilich reimt Walther viel öfter *gâr;* aber ähnlich verhält sich Reinmar, vgl. Zwierzina s. 9[1]). Zwei abnorme reime in einem gedicht anzuerkennen, ist mir unmöglich; ich halte strophe 3 und 4 für unecht. Dann muß aber auch strophe 2 fallen, denn sie ist mit 3 und 4 durch das eingangswort *Frowe,* mit 3 außerdem durch den reim *-ar* (*dar*: *war* 62, 21. 23, *getar*: *wâr* 62, 32. 34) verbunden. Auch zeigt strophe 2 eine sprachliche inconcinnität: *Frowe, ir sît schœne und sît ouch wert*: *den zwein stêt wol genâde bî.* Es wird also den adjectiven *schœne* und *wert* als drittes glied das substantiv *genâde* angereiht. Etwas ähnliches findet sich bei Walther nicht, so oft er auch mehrere begriffe durch ein zahlwort zusammenfaßt. Vgl. dagegen 8, 14 ff. *diu zwei sint êre und varnde guot . . daz dritte ist gotes hulde, der zweier übergulde* und 8, 27, anderseits die unserer stelle ganz ähnlich gebauten verse 35, 29. 30: *küene unde milte, und daz er dâ zuo stœte sî, so ist er vil gar gelobt*: *den zwein stêt wol daz dritte bî.*

[1]) Die bemerkungen Plenios Beitr. 42, 257 anm. 2 überzeugen mich nicht.

Gegen die echtheit der ersten strophe des tons lassen sich dagegen keine bedenken geltend machen. Auch hat sie gar keinen zusammenhang mit den folgenden. Um eine verbindung herzustellen, haben mehrere herausgeber die 3. strophe vor die 2. gesetzt. Dadurch wird aber der von ihrem dichter gewollte zusammenhang mit der 4. strophe zerstört. Denn das *guot,* das der dichter 62, 35 begehrt, ist der *reine lîp* 62, 37, den er sich als belohnung für seinen gesang wünscht. Und endlich ist *unfuoge* 62, 8 ein viel zu starker ausdruck für die sprödigkeit einer dame.

Ich glaube also, daß strophe 1 Walther gehört, strophe 2—4 ein lied bilden, das ein anderer in Walthers ton gedichtet hat.

62, 14. 15 werden von Lachmann und Wilmanns syntaktisch verbunden: *swie sanfte ichz alsô lâze sîn, daz und ouch mê vertrage ich doch dur etewaz.* Wilmanns erklärt: 'Wie sanftmütig ich mich also zeige, so will ich dies und noch mehr aus einem gewissen grunde ertragen'. Ich vermisse einen beweis dafür, daß mhd. *alsô* in dem fortführenden sinn von nhd. *also* gebraucht wurde. Auch tritt der doch offenbar beabsichtigte gegensatz zwischen *unsanfter* 13 und *sanfte* 14 nicht hervor, wenn die beiden verse zu verschiedenen satzgefügen gehören. Endlich hat der dichter von strophe 2—4 den sprachlich-metrischen bau seines vorbilds so aufgefaßt, daß der letzte vers der strophe durch einen starken einschnitt von dem vorhergehenden getrennt ist.

Wackernagel, dem Bartsch und Paul folgen, schrieb, indem er *swie* durch *wie* ersetzte: *wie sanfte ichz alsô lâze sîn!* Dadurch werden die von mir vorgebrachten bedenken beseitigt oder gemildert. Aber es bedarf gar keiner conjectur, wenn man nur in 13 mit C *unsanfte* schreibt. Dann schließt sich der *swie*-satz vortrefflich an und rundet die periode ab: *hæt er die stat als ich si hân, bestüende in danne ein zörnelîn, ez wurde unsanfte widertân, swie sanfte ichz alsô lâze sîn.* 'Hätte er sowie ich die gelegenheit sich zu rächen, so würde er, wenn ihn ein kleiner zorn anwandelte, unsanft reagieren, so sanft ich die sache auf sich beruhen lasse'. In gleicher lage benehmen sich der klôsenære und Walther entgegengesetzt: jener *widertuot,* dieser *lât alsô sîn,* jener benimmt sich *unsanfte,* dieser *sanfte.*

62, 20—22. Der syntaktische bau dieser sätze, der sinn von 20 und der wortlaut von 21 scheinen mir noch nicht gefunden zu sein. Pfeiffers erklärung von 20: 'hoffnungen und wünsche würde ich (meinerseits) fahren lassen, aufgeben' bringt einen fremdartigen gedanken, den gedanken der entsagung, herein und befriedigt auch deshalb nicht, weil *ledic* 20 offenbar mit *frî* 19 sinnverwandt ist. Wilmanns wiederum ist mit seiner deutung '*wolde ich,* nämlich an eurer stelle' zu modern. Um dem vers 21 zu einem auftakt zu verhelfen, schrieb Wilmanns *höveschent die mîne sinne dar.* Metrisch gefälliger wäre Wackernagels *und höveschent mîne sinne dar.* Aber die von C. v. Kraus, Zs. fda. 44, 149 ff. festgestellten bedingungen für die setzung des *und* sind hier nicht gegeben: 'wenn nur mein geist dort den hof macht, kann ich nichts tun, wenn er euch meinen gesang widmet', ist sinnlos. Ob man nun aber den vers ohne auftakt läßt oder so wie Wilmanns oder wie Wackernagel liest, auf jeden fall steht *waz mag ichs ἀπὸ κοινοῦ,* und diese stilistische stümperei soll man auch einem unbekannten dichter nur dann zutrauen, wenn es nicht anders geht.

Alle anstöße schwinden, wenn man 21 syntaktisch von 22 abtrennt und näher an 20 rückt, indem man zugleich als auftaktsilbe *nû* (oder *sô*) vorsetzt. *wân unde wunsch daz wolde ich allez ledic lân : nû höveschent mîne sinne dar. waz mag ichs, gebents iu minen sanc?* 19 hieß es: *joch sint iedoch gedanke frî,* und nun fährt der dichter fort: 'ich möchte ja meine hoffnung und meinen wunsch herumwandern lassen, wo sie wollen, ich will sie ja gar nicht *ze iu bestæten* (vgl. Reinmar MF. 181, 17). Nun ist es aber einmal so, daß meine *sinne* euch den hof machen. Was kann ich da tun, wenn sie meinen gesang euch widmen?' Der dichter stellt sich unschuldig, indem er sich und seine accidentien trennt (das scheint schon Pfeiffer erkannt zu haben): er selbst hat ja seinem hoffen und wünschen nicht das ziel vorgeschrieben, er selbst richtet ja seinen gesang gar nicht an die dame; an allem sind nur seine *sinne* schuld, sie machen der dame den hof, sie überreichen ihr das lied des dichters.

73, 13—16. Wenn man in zeile 14, wie Lachmann und die andern herausgeber tun, mit AC *sô mac si wol verwænen sich* schreibt, so schlottert der vorangehende satz *swaz si mir*

getuot wie ein schlechtsitzendes kleid. Denn 14—16 geben einen vollständig abgeschlossenen sinn, der keine erweiterung verträgt: 'Sie hat folgendes zu erwarten: wenn sie mich von meiner not befreit, so ist ihr leben durch mein leben geehrt; wenn sie mich dagegen tötet, so ist sie tot'. Was soll da der *swaz*-satz? Entweder enthält er eine schwächliche tautologie, indem er unbestimmt auf die alternative hinweist, die 15. 16 deutlich auseinandergesetzt wird, oder, wenn das *mir getuot* etwas anderes meint als *nimet mich von dirre nôt* und *sterbet mich,* ist der satz das reine geschwätz.

Es ist evident, daß E das richtige überliefert. *dêst ein ende: swaz si mir getuot, des mac ouch si verwœnen sich.* 'Sie hat dasselbe für sich zu erwarten, was sie mir tut'.

WIEN. M. H. JELLINEK.

ROLANDSTUDIEN.[1])

1. Rolandslied und Kaiserchronik.

Seit Edward Schröders aufsatz über die heimat des deutschen Rolandsliedes (Zs. fda. 27, 70) und seiner einleitung zu der die 'scriptores, qui vernacula lingua usi sunt' der Monumenta

[1]) Ich citiere im folgenden Konrads gedicht nicht nach den an sich bequemeren und rationelleren fortlaufenden verszahlen von Bartsch (Leipzig 1874), sondern nach den seiten- und zeilenzahlen der ausgabe von Wilhelm Grimm (Göttingen 1838) und zwar aus einem bestimmten, für mich zwingenden grunde. Trotzdem Grimm leider dies eine mal in seiner reichen herausgebertätigkeit den text nicht, wie er das sonst zu tun pflegt, nach moderner weise interpungiert und damit seine auffassung vom sinn und der verbindung der sätze eindeutig klargestellt, sondern den einförmigen versschließenden punkt aus der pfälzer handschrift beibehalten hat, ein mangel, dem bei Bartsch abgeholfen ist, ist doch bei dem letzteren der sprachliche charakter der besten überlieferung durch eine willkürliche umsetzung in ein nicht einwandfreies rheinfränkisch, die auf weite strecken hinaus ohne jede handschriftliche gewähr dasteht, in einer weise verfälscht worden, daß man für den wortlaut im einzelnen unbedingt überall auf Grimms text zurückgehen muß. Dazu will ich auch meine leser durch die citierweise nötigen und sie werden es nicht bereuen. Hoffentlich findet mein beispiel nachfolge: citieren wir doch auch Freidank, Ulrich von Lichtenstein, Walther und so manchen andern text nach den seiten und zeilen der ersten kritischen ausgaben und Wolfram nach Lachmanns immerhin problematischen dreißigern, ohne vom modernen zählusus her daran anstoß zu nehmen.

Germaniae historica glanzvoll eröffnenden ausgabe der Kaiserchronik gilt es für so gut als sicher, daß beide wichtige werke unserer frühmhd. dichtung denselben verfasser haben, obwohl Schröder uns das vor decennien versprochene abschließende buch über Konrad von Regensburg und damit sein letztes wort in der frage bis heute schuldig geblieben ist. Mir ist nicht bekannt, obwohl ich nicht leugnen will, daß mir versteckteres entgangen oder gelegentlich geäußertes in vergessenheit geraten sein könnte, daß nennenswerte zweifel an dieser hypothese vorgebracht worden wären (vgl. nur Meyers posthume Gesch. d. d. lit. s. 59). Wenn ich im folgenden solche zweifel, wie sie mich seit langem beschäftigen, von einer bestimmten seite her greifbarer zu gestalten versuche, so liegt mir vor allem daran, dadurch die erstarrte frage aufs neue in fluß zu bringen. Daß ich damit in keiner allzu schlechten gesellschaft bin, zeigen folgende scharfen sätze Scherers, gewiß eines der besten kenner der literatur des 12. jahrhunderts, dem auch niemand ausgebildetes stilgefühl absprechen wird, bei gelegenheit der schon vor Schröder von Welzhofer behaupteten identität beider dichter (Zs. fda. 18, 302): der dichter der Kaiserchronik 'wird mit dem verfasser des Rolandsliedes identificiert, sogar ... der name Konrad für ihn beigebracht: ein neues literarhistorisches gespenst! Die vermutung tritt mit großer bescheidenheit auf, sie hätte aber doch lieber gar nicht geäußert werden sollen. Den gegenbeweis zu führen werden vielleicht andere übernehmen; ich glaube nicht, daß es unter den philologen desselben bedarf.' Ob Scherer vielleicht später diese meinung aufgegeben und Schröders annahme plausibel gefunden hat, weiß ich nicht. *Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν· ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν* sagte Epicharmos.

Daß zwischen Rolandslied und Kaiserchronik weitgehende sprachliche übereinstimmungen bestehen, steht nach Schröders darlegungen außer zweifel. Daß dutzende von stellen des Rolandslieds in der Kaiserchronik sich mehr oder weniger genau wörtlich wiederfinden, lehrt schon oberflächliche lectüre: wer auf derlei ernstlich und mit vorsatz jagd macht, muß allerdings zugleich die gesamte übrige versliteratur der frühmhd. zeit mit in rechnung ziehen und vor allem auch das material wägen und nicht nur zählen. Die frage ist nur, ob das alles genügt, um

die identität der verfasser zu beweisen: die sprachlichen berührungen lassen sich unschwer durch gleiche heimat, die stilistischen parallelen durch beeinflussung und nachahmung des einen dichters durch den andern, gewissermaßen durch die gleiche literarische luft erklären, in der beide gelebt und geatmet haben. Aussichtsreich für eine zu hoffende lösung der frage scheint mir eine vergleichende betrachtung des wortschatzes beider dichtungen zu sein, die sonderbarerweise noch niemand unternommen hat. Mit hilfe einer solchen gelang es mir vor vier jahren, wie ich aus dem ausbleiben gegnerischer stimmen wohl schließen darf, überzeugend, ein lange lebendes 'literarhistorisches gespenst', den gemeinsamen verfasser von Elisabet und Erlösung, zu entlarven und die vermeintliche enge verkoppelung dieser beiden gedichte durch den nachweis, daß ihr ¸wortschatz gründlich verschieden ist, endgültig zu trennen (vgl. Beitr. 38, 529). Ich wende dieselbe methode im folgenden auf Rolandslied und Kaiserchronik an und glaube auch hier mir einen ähnlichen erfolg versprechen zu können. Das vorgelegte material beruht nicht auf den unvollständigen glossaren Bartschs und Schröders, sondern durchaus auf eigenen sammlungen.

1. Worte, die in der Kaiserchronik, nicht aber im Rolandsliede vorkommen:

ageleize 11379. 11567. 12152. 12397. 13926.

âhtesal 2124. 6385. 8318.

allez ane 1731. 2539. 2765. 5900. 6244. 14676. 15475. — Es findet sich Rol. 24, 13, aber nur in der Straßburger handschrift, deren lesart sowieso durch den gereinigten reim sich als unursprünglich erweist; die pfälzer hat dafür *alliz.*

ze alwâre 8365. — Diese seltene wendung finde ich nur noch im Vorauer Alex. 484 (Diemer 196, 28), wo sie vom ersten herausgeber (anm. s. 59) ganz richtig erkannt und verstanden worden ist und von Kinzel nicht hätte sollen in *sal wâre* verschlimmbessert werden; in den wörterbüchern fehlt sie.

an behaben 12820.

anschîn lâzen 15726; *sîn* 5534. 8213 (lesarten). 10708; *werden* 1084. 11194. — Im Rol. 279, 15 *anschîn lâzen;* 225, 2 *tuon.*

antheiz 2078.

antreite stn. 7974 (bei Schröder fälschlich unter dem fem. mitgebucht; das neutr. auch Windh. ps. 109, 5).

an vergân 3933. 3966. 8236. 8535. 13195.

an versuochen 10170.

avern 7224. 7434.

baltspräche 4579.

begripfen 7391. 7747.

behern 16136.

behuoren 4077. 12109. 13059. 15929.

beliegen 15452.

beruochunge 3296.

beschern 2763. 6725. 6735. 6742. 6810. 8865.
bescherunge 3669.
beslifen 6113.
beslützen 11553. 11561.
bestôzen 8533. 11446. 11802.
besweben 16736.
sich betragen 12885.—13505.
bewahten 5481.
bewâten 17176.
bî daz 2014. 3626. 10050.
bigar (=begarwe) 7373.
bî handen 'sogleich' 3805. 5392. 9904. 15993.
blîe 2087. 11151. 11542. — Im Rol. 148, 15. 181, 1 *blî*.
boln 16706.
bôzen 4477.
drum 9390. 12798.
durnehteclîche 10433. — Im Rol. 292, 23 *durnahtlîchen*.
ege 15345.
einwîc 11266.
emzecheit 4355.
emzegen 16461.
enspanen 13221.
enstanden 12791.
entwesen 1281.
erbalden 3045. — Im Rol. 64, 15 reflexiv, wenn nicht mit der Schweriner hs. *erhalte sich* zu lesen ist, das Konrad auch sonst liebt (67, 1. 90, 20. 110, 12. 145, 22. 174, 13. 252, 34. 288, 22. 289, 7. 292, 9. 300, 20). Reflexives *erbalden* findet sich auch noch Wilh. v. Öst. 9445.
erqueln 11669.
gâhe: in allen gâhen 237. 4107. 6173. 11322. 11900. 12295. 13583.
gehende 13680.
gehirmen 15835.
gehîwen 1178. 9688. 11375. 14935. 15095.
gehügede 5692.
gehügen 12448.
geleichen 15819.
gelîchen 11400.
genuht 15173.
gerîsen (geristen?) 5868.
geschirre 14015.
gesin 2651. 8181.
geswâsheit 3787. 13476.
getregede 10413. 11570.
geuobede 3099.
gevelle 'geklüft, unwegsamkeit' 13971. — Im Rol. 11, 9. 145, 4. 161, 7. 210, 26. 225, 21 'das fallen'.
gezœme 14359.
gote liep 14931.
gotewerde 10009. 10580. 11744. 12479.
grat in *ebengrat* 8816.
hœle nemen 1426; *sîn* 11661. 11786.
harn 1715.
harnschar 6664.
hei 2852. 2958. 7183. 7411. 13798. 13884. 14532. 14566. 15143. 15185 (lesarten). 15535. 15771. 15799. 15877. 16155. 16285. 16335.
heifteclîchen 6122.
heilære 'arzt' 7951. — Im Rol. 27, 11. 124, 12. 155, 1. 277, 7 'erlöser'.
heimliche 'vertraulichkeit' 265. 6538. — Im Rol. 18, 1 'heimat'.
heithaft 16878.
hellewarte 11817.
helmhuot 14609.
hermüede 11568. 14994.
herte 12756.
hêrtuom 12244. 13765.
hiutec 23. 7895.
hîwisch 6360.
höveschen 13041. 16555.
holde: gotes holde 4173. 8306. 8578. 9100. 9396. 15043. 15572; vgl. auch *schalc*.
hônde 12210.
hügesam (gehügesam) 1873.
huoh 9283.
inbot 11854.
itewîz 12205. 12336.
karc 6351. 6900.
kerzestal 3149. 10930.
kint stm. 2794. 2808. 13164. 13204. 14333.

klôz 13104. 13105. 13150.
kone 12131. 13058.
kradem 5279.
kresen 2416.
in künde 3202. 3533. 12419.
kurzebolt 11964.
ladære 14715.
lâge 16563.
lâgen 6124.
lanc: über lanc 4671. 7495. 12927. 15459.
leide gedenken 15884; *sehen* 4890. 16320; *stân* 10322. 11961. 13240. — Im Rol. nur *leide sehen* 220, 23.
lenden 1498. — Im Rol. nur bildlich 256, 11.
lîchen 15389. 15457.
listwürkære 5532. 5686. 5697. 5730.
lûchen 11116.
lücke 3444. 3446. 3450. 9956. 12710.
mæninne 90. 95. 106. 11149. 11754.
magetreine 5601. 5641. 9568.
man stm. 11403. — Das masc. ist ganz in ordnung und keine änderung notwendig trotz Pfeiffers bemerkung zu Wig. 217, 1: vgl. außer Mhd. wb. 2, 1, 51b noch Eilh. 6341. 6543. 7493.
mane 4658.
manslaht 2186. 10143.
maz 918. 951. 1711. 1911. 12435.
meineide 5059. 7287. 13239.
sich missehaben 1720.
misselîchen 6629. 16561.
mitereise 14752, 16918.
mitewist 3430. 12773. 13318.
muo 8399.
nôthaft 11213. 12020. 12170. 16998.
nôtliche 'kläglich, ärmlich' 2851. 4894. 10679. 13146. 14457. — Im Rol. 32, 22 'mit anstrengung'.
nôtsturm 16639.
nôtveste stf. 7353 (bei Schröder versehentlich unter dem gleichlautenden adj. gebucht).
ougen 9387.
phar (=var) 10036. 10640. 10178. — Im Rol. dafür *stier* 219, 3.
queden 314. 500. 8999. 11625. 13290.
redespæche 292. 3399.
reste 6476. 14689.
rîden 10592. 11626.
rone 2105.
rossekleit 1143.
ruoche 9735.
schalc: gotes schalc 6051. 6397. 6440. 10559. 10937; vgl. auch *holde*.
schalcheit 16514.
schiuhen 11692. 12534. 12535.
sedelhaft 659. 5087. 10435.
sîhem 13236. 13258.
sinnen 'gehen' 455. 13574.
smerzen 6878.
spel 6842. 6851. 6935. 6937. 6940. 6943. 8689.
sperwehsel 5287.
stætlîch 12991.
statehaft 8418.
stegereif 5888.
stic 16274.
strâl 3722. 11234.
sumerlanc 7049. 7081.
swâren 1268. 7686. 13390.
tagedinc 284. 10488. 15189. 15480.
tener 3576.
tiure stf. 11990.
tugenden 1359. 3359.
twellen 4727. 5371. 7541. 7771. 8203. 9392. 10105. 10834. 11187. 11647. 11760. 13965. 14466. 15037. 15046. 17283.
überkomen 13659.
überkraft 9077.
überlût 2197. 2324. 2522. 3162. 3234. 6929. 12621. 12628. 12667.
sich übersprechen 4449. 5444. 9124. 9619. 9885.
übertreffen 13363. 15888.
ûfwert 4219.
unberinc 617. 16765.
unbilde 6620. 11171. 11867. 14525. 14658. 15717. 16458. 16850.
underkomen 15487.

ungebœrde 1527. — Im Rol. 51, 16. 215, 20. 250, 23. 258, 18 *ungebœre*.
ungehirme stf. 6568. — Im Rol. nur das gleichlautende adj. 289, 1.
ungemachlîche 17128. 17197.
ungeruowec 15707.
ungewegede 11571.
unkreftec 11893. 12362.
unlanc 7683.
unmâze 1286. 12838. 16638. 16647.
unminne 11631. 12718. 13471. 13946. 15347.
unmuote 6823.
unwert sîn 11292.
uohse 17122.
urbor 15151. 15372.
urbûwe 7240.
urliugen 16264.
ursage 15455.
ursprinc 9188. 11014.
urstende 8134.
urteillîch 2191.
urvar 1548. 1812. 3038. 3495. 16606.
vazzen 'ausrüsten' 675. 855. 1141. 4315. 5886. 6658. 6668. 10940. — Im Rol. 67, 21. 78, 4 'ergreifen'.
venjen 17125.
verbern 100. 6804. 7571. 10077. 11707. 12708.
verdenken 14002.
verdoln 10525. 14669.
verdulden 11070. 12180. 12407.
sich vergâhen 16550. 17042.
verhern 11165. 11173. 16579.
sich verkunnen 1701. 12087.
vermœret 1894. 14869 (lesarten).
sich verphlegen 10114 (lesarten). 13510.
verqueln 2668. 2686.
verschünden 13268.
sich versinnen 3353. 3965. 10963.
vertîligen 9358.
sich verwœnen 9965.
verwizzen 12040.
vrümec 4437. 4444. 4560. 4665. 12827.
vrümekeit 5. 1361. 3354. 4329. 6026. 11514.
vürnames 5085. 6300. 7897. 10091.
weinlîch 9778.
wergot 3698. 4585.
werltschande 11674.
wert 15373.
wîcstat 5307.
widersitzen 15681.
widerslac des augenlids 3626. — Im Rol. 23, 3 'reflex', falls die gewöhnliche auffassung richtig ist (vielleicht aber gleichfalls im sinne des blinzelns).
wîlsælde 1737. 3101. 3104. 3109. 3170. 3228. 3280. 3281. 3323. 3334. 3356. 3373. 3408. 3410. 3468. 3474. 3509. 3516. 3552. 3559. 3584. 3664. 3671. 3689. 3752. 3753. 3756. 3757. 3768. 3779. 3820. 3823. 3850. 3874. 3880. 3884. 3888.
winige 11500.
winster stf. 9804.
wuoterîch 6612. 7680. 10981.
zâdel 16665.
zechen 11972. 12101.
zehern 5946. 10364. — Im Rol. 2, 22. 122, 13 *trehenen*.
zelœsen 1915. 1986. 3158. 8791. 14699.
zouwen 12397.

2. Worte, die im Rolandsliede, nicht aber in der Kaiserchronik vorkommen:

adelherre 239, 11.
algarwe 11, 31.
alterbe 6, 31. 121, 22.
aneminne 265, 26.
antlâzen 227, 15.
atigêr 97, 3.
barm 240, 9.
becken 72, 5.
beheften 21, 2. 86, 2. 110, 26.
bemeinen 87, 24.
berennen 132, 7. 234, 1?
berle 56, 18. 118, 9. 172, 10. 287, 12.
beschînen 154, 28.
besweifen 99, 13. 114, 21. 205, 22.

betûchen 160, 1. 163, 21.
bleichvar 155, 22.
bliweich 152, 1.
bogestrange 167, 14.
brûn 97, 16 a. 119, 6. 161, 4.
bruoch 126, 2.
brûtlouft 122, 24.
bûch 308, 6. — In der Kais. nur in einer lesart zu 934.
buckel 166, 20. 180, 3.
bühel 41, 5. 113, 28.
der: nâch diu 245, 19.
dienestman: gotes dienestman 2, 2. 26, 26, 28. 145, 1. 288, 25. — In der Kais. *gotes holde, gotes schalc.*
diezen 114, 30. 214, 31. 244, 6.
draben 153, 16. 208, 15. 223, 12.
drozze 244, 29.
durchsoten 31, 25. 59, 11. 212, 19. 265, 6.
ebenmâzen, geebenmâzen 9, 29. 114, 24. 258, 24.
ecke 39, 7. 117, 26. 181, 12. 219, 34. 262, 20. 291, 14.
einvar 167, 4.
ende: in manegen ende 12, 34.
engelsanc 174, 22. 186, 26. 230, 11.
entnücken 108, 33.
entwischen 75, 13.
entziehen 107, 6. 109, 13.
erbekint 263, 16.
erdringen 156, 13.
ergremen 142, 9. 146, 5. 226, 1. 266, 23.
sich erheben 285, 13.
erherten 85, 22. 105, 32. 175, 25. 234, 17. 266, 14. 300, 4. 301, 22.
erkunnen 23, 13 (Straßburger hs.). 67, 7. 275, 5.
errâten 155, 15. 169, 17. 284, 25.
errûmen 225, 16.
sich erslahen 167, 17.
ertrîche 166, 14. 258, 10.
sich erzeigen 36, 8.
favelîe 64, 11.
gate 39, 12.
gelûtern 36, 24.
sich geoffenen 90, 7.
gesande 20, 16 (Straßburger hs.).
gestillen 153, 22.
geswarme 120, 14. 204, 7.
getelinc 203, 9.
gewar 46, 10. 219, 23.
gewerden 131, 12.
gewicke 159, 8. 161, 1.
gewîsen 204, 19.
gewunne 98, 16.
goffe 159, 27. 195, 26.
goltgar 119, 7. 130, 22. 147, 14. 151, 10. 162, 11.
goltgewunden 29, 14. 179, 7.
goltwine 164, 20.
gran 40, 17.
gremelich 23, 5.
hecken 72, 5.
heimgesinde 260, 11.
helmdicke 180, 20.
helmvaz 151, 26.
helt ze sînen handen 106, 12. 131, 10. 265, 23.
herstrange 151, 21. 196, 22.
herte 120, 19. 170, 26.
herzeblic 2, 19.
herzegrunt 108, 6. 259, 15.
herzenabel 163, 2 (Straßburger hs.).
hirnrebe 166, 24. 214, 34.
hiwe 156, 4.
hœne 71, 21.
iteniuwen 69, 15.
jârlanc 46, 18.
kamere 238, 18.
karnære 260, 1.
kreiz 300, 9. 304, 20.
kulter 91, 17.
künnelinc 298, 27.
kunder 223, 22.
lache 163, 20.
lobehaft 5, 34.
loc 44, 13.
lûzen 71, 16.
machen, gemachen 'zur stelle bringen' 93, 27. 99, 14.
magenkraft 145, 9.
mandunge 308, 23.

meintœtec 70, 15.
meizen 71, 24.
mert 70, 12.
morgenlîch 3, 3.
mortgir 163, 4.
nacket vom schwert 196, 6. 199, 9.
nârœtec 32, 18.
natûre 71, 19.
nebelvinster 2, 15.
neigen 13, 25. 36, 9. 106, 28. 107, 4. 144, 30. 172, 3. 292, 15.
niewar 92, 26 (Straßburger hs.).
nîtlîch 291, 1.
nôt gât 299, 15.
nôtgestalle 113, 29. 141, 14. 163, 9. 167, 7. 171, 15.
nôtherte 145, 31.
nôtstrebe 244, 1.
phütze 150, 5.
râmen, gerâmen 41, 1. 113, 4. 143, 30. 144, 19. 158, 12. 169, 14. 178, 26. 186, 2. 222, 5. 280, 23.
rant: über schiltes rant 144, 30. 154, 16. 168, 10. 221, 19.
redehaft 49, 7. 299, 20.
reizen 281, 13.
rihte: enalrihte 155, 13.
rüde 246, 13.
samelîch 140, 26.
scholœre 166, 1.
sêregen 187, 7 (Straßburger hs.).
siges helt 199, 7. 222, 32.
soldât 139, 26.
spannebreit 279, 8.
spê (=spehe) 90, 13.
sperhalp 175, 10.
spulgen 252, 7.
stalboum 240, 27.
stâlhuot 191, 26.
stâlrinc 172, 22. 281, 8. 306, 26.
stier 219, 3.
stôre (=storje) 253, 25.
strîtec 238, 3.
suontac 211, 27.
sweiben 172, 17.
swertwahs 258, 29.
swifte 142, 7.
tal: zetal 20, 17. 92, 25. 169, 19. 173, 16. 182, 16. 187, 16. 192, 11. 212, 11. 224, 19. 231, 3. 233, 6. 258, 22. 264, 5. 283, 20.
trôr 156, 19.
tumel 214, 31.
üppec 27, 7.
umbesliezen 81, 6. 95, 11.
umbesweift 220, 7.
undâre 250, 32.
unervorhten 194, 7. 274, 21.
unrede 50, 19.
unzalhaft 197, 13. 248, 19.
urkundœre 121, 13.
ûz genomen 130, 10.
veictage 138, 14. 255, 31.
verchban 177, 26.
verchbluot 158, 20. 236, 30.
verchwunde 146, 4; *verchwunden* 173, 6.
vermeinen 194, 14.
vermissen 162, 27. 222, 21.
versâzen 43, 20. 176, 12.
sich vertriuwen 178, 12.
virwiz 68, 6.
viuren 78, 19.
volcdegen 139, 21. 144, 13. 163, 10. 171, 10. 280, 8. 291, 9. 306, 21.
vole 166, 4.
volherten 35, 13. 238, 5.
volschrîben 82, 6.
volstœtegen 62, 23.
vorhte: ze vorhten sîn 47, 14.
vorhtsam 97, 18. 106, 16.
vorredenœre 44, 9.
vrôsangen 138, 32.
vunke 117, 3. 169, 26.
vurch bildlich 37, 7. 153, 15. 175, 18. 192, 7.
wage: in wage 136, 20.
walvlôz 153, 18.
wânsangen 192, 20.
weiben 172, 16. 278, 20.
westerbarn 140, 3. 186, 20; *westerkint* 252, 11.
wîcgare 164, 7. 267, 10.
widerschîm 119, 11.

widerwinne 118, 26. 210, 19.
wise 61, 9. 177, 19.
wisebluome 293, 11.
wulfin 51, 5. 281, 24.
wuofen 61, 3. 63, 20. 25. 285, 7.
zagel 141, 34.
zerunge 68, 16.
zezerren 151, 23. 156, 6. 245, 18.
zierde 146, 24. 248, 7. 305, 16.
zwischel 268, 6.

Man mag in der vorstehenden wortliste die tragweite des einen oder andern zeugen verschieden einschätzen: dem gesamteindruck einer weitgehenden verschiedenheit des wortgebrauchs trotz naher stilistischer berührungen wird man sich nicht verschließen können. Mir persönlich scheint diese discrepanz schwerwiegend genug, daß ich im hinblick auf sie die annahme eines einheitlichen verfassers von Rolandslied und Kaiserchronik für ausgeschlossen halte. Auch das kriterium der wahrscheinlichen relativen häufigkeit, wonach in unserm falle, da der umfang des Rolandsliedes zu dem der Kaiserchronik sich rund etwa wie 1 zu 2 verhält, ein wort in dubio etwa doppelt so häufig in der Kaiserchronik als im Rolandsliede erwartet werden müßte, ergibt sonderbar abweichende ergebnisse. Auch hierfür gebe ich einige beliebig herausgegriffene beispiele. Das *sam* in beteurungsformeln begegnet in der Kais. 8 mal und zwar in den verschiedensten wendungen (*sam mir mîn gesunt* 7510, *sam mir got der guote* 13048, *sam mir got der rîche* 4436. 4487, *sam mir dîn hulde* 10347, *sam mir mîn lîp* 4443. 13329, *sam mir mîn armiu sêle* 10746), im Rol. nur 2 mal und darunter einmal abweichend (*sem mir disiu zesewe mîn hant* 120, 18; *sem mir dîne hulde* 229, 11). *sumeliche* steht in der Kais. 16 mal (4421. 6390. 7285. 8035. 10521. 10614. 14389. 16006. 16473. 16474. 16520. 16704. 16746. 16747. 16748. 17039), im Rol. nur einmal (105, 26). *tiurlîch* als epitheton ornans für personen, in der Kais. sehr beliebt, steht dort 23 mal (422. 572. 1200. 1364. 1698 lesarten. 5194. 6028. 6702. 7430. 7612. 7841. 8122. 8206. 8211. 8241. 10612. 11186. 13885. 14378. 15237. 15264. 15881. 15975), im Rol. dagegen nur 5 mal (1, 9. 187, 25. 191, 13. 227, 9. 305, 11). *vreischen* hat die Kais. 22 mal (1279. 1295. 3838. 4358. 4828. 5030. 5325. 5576. 5753. 7332. 11173. 11501. 11536. 12648. 12872. 13045. 13489. 13699. 15772. 15922. 16640. 16781), das Rol. nur 5 mal (89, 25. 146, 18. 181, 26. 219, 27. 309, 27). Umgekehrt steht *ban* in der Kais. nur einmal (7107), im Rol. 4 mal (132, 15. 196, 17. 237, 15. 283, 6). *degen* hat die

Kais. wiederum nur einmal und zwar innerhalb einer aus dem Annoliede stammenden partie (299), das Rol. dagegen 12 mal (170, 11. 172, 18 Straßburger hs. 187, 25. 191, 11. 13. 227, 9. 230, 17. 232, 6. 282, 2. 292, 12. 305, 11. 306, 27); in der verbindung *gotes degen* hat es die Kais. einmal (8097), das Rol. 5 mal (121, 19. 122, 10. 145, 22. 171, 8. 206, 13). Das *brinnende ölevaz* begegnet in der Kais. einmal (91), im Rol. 6 mal, darunter mehrfach in vergleichen (91, 24. 172, 12. 177, 12. 16. 268, 33. 288, 1). *sahs* braucht die Kais. wieder nur einmal und zwar wiederum innerhalb der gleichen Annopartie (336). das Rol. dagegen 3 mal (58, 1. 222, 9. 307, 3). Die bezeichnung gottes als *oberster êwart* steht im Rol. 3 mal (1, 3. 124, 13. 186, 4), die Kais. kennt sie nicht. Diese belege mögen genügen, soweit rein lexicalisches in frage kommt.

Ich weise schließlich noch auf eine stilistische verschiedenheit beider dichter hin. Konrad zeigt einen zug und eine ausgesprochene neigung zur schilderung der äußeren erscheinung seiner helden, ihrer kleidung, ihres schmucks, die der strengere, altertümlichere, auch nüchternere dichter der Kaiserchronik nicht kennt. Er erwähnt allerhand stoffnamen wie *bisse* (91, 16), *blîalt* (59, 4), *harm* (*hermîn* 91, 20), *purpur* (91, 16), *ziklât* (57, 13), *zobel* (59, 9. 91, 22), während sich der dichter der Kaiserchronik mit dem einförmigen *phellel* begnügt (1197. 13010. 14056. 14233. 14247), den natürlich auch Konrad kennt (22, 4. 56, 17. 91, 15. 247, 34. 260, 32); er weiß die namen von allerhand edelsteinen (amethyst, beryll, chalcedon, chrysolith, jachant, jaspis, onichilus, sardin, sardius, sardonyx, smaragd, topas 56, 51—57, 5; jachant, jaspis, smaragd 174, 3. 9; karfunkel, smaragd, topas 248, 3—5; karfunkel auch noch 196, 19), ebenso die namen verschiedener schiffsarten (*barke, butze, galine, snecke* 248, 14—16; *galîne* auch noch 97, 2 und Kais. 16033). Nicht überall führte der wortlaut des französischen originals darauf, solche kenntnisse auszukramen, wie bei den schiffsnamen, und man hätte solcher anregung ja auch aus dem wege gehen können.

'Si quid novisti rectius istis, candidus imperti: si non, his utere mecum'.

2. Die sitte des raben.

In Karls großem kronrat, der dem trügerischen friedensangebot Marsilies und den dagegen zu ergreifenden maßnahmen gewidmet ist, hält der erzbischof Turpin eine ansprache, in der er die paladine des kaisers ermahnt, dem dienst der göttlichen sache im hinblick auf die belohnung des himmelreichs treu zu bleiben. Er flicht biblische reminiscenzen in seine rede ein, zunächst das gleichnis von den arbeitern im weinberg (33, 9), dann eine anspielung auf das alte testament (33, 23):

volgen wir niht deme swarzen raben:
die muozen die site haben.
dâ mane ich ûch alle bî:
nemit daz gruone ölezwî
mit den turteltûbin.

Die beziehung dieser zeilen hat Benecke (in Grimms anmerkung) richtig erkannt, indem er sagt: 'der rabe Noahs ist gemeint, der hin und her flog und in die arche nicht zurückkam, das ziel nicht fand'. Der knappe bericht der Genesis lautet (8, 6): 'Cumque transissent quadraginta dies, aperiens Noe fenestram arcae, quam fecerat, dimisit corvum, qui egrediebatur et non revertebatur, donec siccarentur aquae super terram'. Was bedeutet der zweite der oben citierten verse, dessen sinn ebenso unklar scheint, als der des ersten klar ist? Da wir für diese rede Turpins glücklicherweise drei handschriften besitzen, was bei Konrad eine große seltenheit ist, so können wir die varianten zum verständnis heranziehen. Das französische original gibt für unsre stelle nichts aus, da die ganze rede Turpins zu Konrads in dieser kronratsschilderung überhaupt sehr umfänglichen zusätzen gehört (vgl. Golther, Das Rol. des pfaffen Konr. s. 59. 120). Der oben citierte text ist der der pfälzer handschrift: die Straßburger bietet ganz übereinstimmend *thie muozen thie sete hauen*, die Schweriner abweichend *sine sete ne sule wer nicht haben*. Bartsch war davon nicht so sicher überzeugt und schrieb voll freude über den wiedergewonnenen singularischen artikel *thie* in seiner ausgabe: *thie muoz thie sete haven*. Das wird richtig sein und Grimm hat insofern unrecht, als bei seiner auffassung sich nicht erklären läßt, wie die schreiber der pfälzer und Straßburger handschrift übereinstimmend, aber unabhängig dazu

gekommen *sein* sollten, den klaren Schweriner text, wenn er ihnen vorlag, so merkwürdig zu verändern. Viel eher sieht doch dieser letztere wie ein versuch einer glättenden verständlichung jener andern, weniger klaren fassung der beiden andern handschriften aus.

Wie man aber auch lesen mag, was bedeutet denn der besprochene vers? 'Seine (des raben) sitte sollen wir nicht haben' oder 'der (der rabe) muß die sitte haben': ja welche sitte hat denn der rabe, der wir nicht folgen sollen? Die Genesis sagt gar nichts weiter, als daß er in die arche nicht wieder zurückkam, bis die wasser auf der erde getrocknet waren: das ist doch wohl nichts verwerfliches oder sündhaftes, zumal das motiv des vogels nicht angedeutet wird. Ganz köstlich erklärt Bartsch in der anmerkung: 'der rabe muß eine solche art haben, es liegt in seiner art, so zu tun, wie er tat'!

Das richtige verständnis hängt hier an einem einzigen buchstaben. Die Straßburger und Schweriner handschrift haben *sete*, die pfälzer *site*. Nichts berechtigt uns beides gleichzusetzen, wie es von Grimm und Bartsch geschehen ist, auch nicht die schreibung der pfälzer handschrift, denn sie beruht zweifellos auf einem mißverständnis des *sete* ihrer vorlage, das selbst nichts weniger als rhfrk. nebenform von *site* ist, wie es freilich Bartsch (s. 363) trefflich in seine heimatstheorie paßt. Er übersieht dabei nur leider (denn als plural hat er es doch wohl schwerlich gefaßt), daß *site* masc. ist, wie fast durchgängig in der mhd. literatur, so auch bei Konrad (vgl. noch 141, 7. 157, 6. 211, 12. 221, 26. 237, 22), und daß Grimm solche stammhafte *e* für *i* aus der Straßburger handschrift nur in ein paar präsensformen, aus der Schweriner gar nicht belegt hat (s. XX. XXIII). *sete* ist vielmehr das regelrechte mhd. *sete*, ahd. *seti* (Graff 6, 153) 'sattheit, sättigung'. Sonderbarerweise hat schon der Stricker seine vorlage, in der er wohl, wie wir es auch in der pfälzer handschrift lesen, *site* geschrieben fand, nicht mehr verstanden und der unklarheit in naiver weise abzuhelfen versucht, indem er schlankweg setzte (Karl 1657):

volget dem swarzen raben niht,
den man in bœsen siten siht.

Der sinn von Turpins worten ist demnach: folgen wir nicht dem schwarzen raben, denn der hat für nichts sinn als seinen bauch zu füllen, und consequenterweise sagt er wenige zeilen später (34, 6):

lât iu wesen ummêre
die gebe Marsilien:
ervulte er dizze gebirge
von rôtem golde,
ich ne weiz waz iz mir solde
vür den êwigen lîp.

Der freßlust des raben wird die goldgier des menschen gleichgestellt. Von dieser freßlust des raben ist zwar in dem biblischen bericht mit keinem einzigen worte die rede, aber der pfaffe Konrad, der seine commentare gelesen hatte, wußte, daß die landläufige bibelexegese seit alten zeiten diese eigenschaft des raben als motiv seines ausbleibens in den Genesisbericht hineingedeutet hatte.

Schon darin, daß der rabe mit dem seine farbe malenden adjectiv versehen wird, steckt symbolische exegetenweisheit: 'Omnis impudentia atque culpa tenebrosa est et mortuis pascitur sicut corvus' heißt es bei Ambrosius, Liber de Noe et arca 62 bei gelegenheit der Genesisstelle (Migne 14, 411). Augustin in den Quaestiones in heptateuchum 1, 13 hat das motiv erörtert, warum der rabe nicht wieder zurückkam (ebenda 34, 551): 'Quod scriptum est, dimissum esse corvum nec rediisse et dimissam post eum columbam et ipsam rediisse, quod non invenisset requiem pedibus suis, quaestio solet oboriri, utrum corvus mortuus sit an aliquo modo vivere potuerit, quia ubique, si fuit terra, ubi requiesceret, etiam columba requiem potuit invenire pedibus suis. Unde conjicitur a multis, quod cadaveri potuerit corvus insidere, quod columba naturaliter refugit'. Diese sätze hat z. b. Rabanus Maurus wörtlich in seinen Genesiscommentar 2, 8 übernommen (ebenda 107, 520). Mit poetischer anschaulichkeit schildert dann Alcimus Avitus in seiner hexametrischen Genesisbearbeitrng 4, 563 die situation des raben (ebenda 59, 354; vgl. auch Aldhelms rätsel 89, 195):

Tunc interposito producens tempore corvum
scire cupit senior vacuumque interrogat orbem.
ales ut extensis nitidum petit aera pennis,
aspiciens plenis stipata cadavera terris,

carnibus incumbens et mox oblita reverti,
rectorem placidum communi in sede reliquit.
sic nescis, Judaee, fidem servare magistro,
sic carnem dimissus amas, sic gratia nunquam
custodi vitae dominoque rependitur ulla.
mente vaga sic laxus abis, sic foedera legis
rupisti et primum violasti, perfide, pactum.

Daß auch in der sonstigen deutschen literatur der zeit die rabenepisode der sündflutgeschichte so aufgefaßt und gedeutet wird, dafür fehlt es nicht an belegen. Auf dem gedicht des Alcimus Avitus als quelle beruht unsre frühmhd. genesis. die das motiv gleichfalls bringt (Fundgr. 2, 27, 31):

Nôê einen raben ûz sante:
an eineme âsa er erlante.

Die Milstätter genesis hat dafür (28, 24): *ûf einem âse nam er sîne vrande.* Auch Rudolf von Ems berichtet in seiner Weltchronik (810):

dô daz wazzer verswein
in solher mâze, daz Nôê
ûf der sintvluote sê
gebirge kôs unde lant,
von im santer sâ zehant
einen rappen ûz durch spehen:
er wiste wol, möhte er gesehen
die stat, diu im töhte,
dâ er belîben möhte,
daz er hin wider kæme niht.
der saz, als uns diu wârheit giht,
ûf daz âs, dâ er daz vant,
und kam niht wider.

Noch breiter wird die erzählung der scene in Enikels Weltchronik. Noah beratschlagt sich mit seinen söhnen, welcher vogel zur erkundung der getrockneten erde ausgeschickt werden soll (2618):

Nôê sun der eine seit:
'getriuwer, lieber vater mîn,
der rabe sol unser bote sîn,
wan er hât einen snabel starc.
dâ mit er wol gebicken mac
ab dem boume ein grôzez zwî.
dâ müge wir wol gesehen bî,
ob wir indert haben lant.
daz wirt uns bî dem zwî bekant.'

diu rede begunde in allen
vil rehte wol gevallen.
dô der vater erhôrt
ir aller rede unde wort,
dô gie er alzehant,
dâ er den raben sitzen vant.
den liez er vliegen an der stat.
dô vlouc er snelle unde drât (trat?)
gen einem boum, den er sach stân
ûf einem berge wolgetân.
dâ hêt diu güsse ûf getragen,
daz mac ich wol vür wâr sagen,
ein âs, des was der rabe vrô.
dâ vlouc er zuo mit vreuden dô.
daz wazzer was dem berge entwichen:
mit vreuden kom er dar geslichen
und saz vrümeclîch ûf daz âs,
daz lac ûf einem grüenem gras.
er kom hin wider nimmêr,
wan er des âses was vil hêr.
dô Nôê wol hêt vernomen,
daz er niht wolte wider komen,
dô sprach er: 'mir ist wol bekant,
daz der rabe habe vunden lant,
wan ich erkenne wol sîn wîs:
er hât vunden ein spîs,
dâ leit er an sîn sinne
und vergizzet der rebinne.
des kumt er uns ze keiner zît:
daz âs im michel vreude gît.'

Er macht dann den vorschlag, die turteltaube auszusenden, deren rückkehr durch ihre liebevolle sehnsucht nach ihrem gatten gesichert ist.

3. *Stelboum* ein alter sternname?

Beim tode Rolands gerät die gesamte natur in gewaltigen aufruhr: erdbeben, blitz, donner, finsternis und andere schreckliche zeichen, wie sie sonst dem weltende vorhergehen, treten ein. In diesem zusammenhange heißt es (240, 26):

die winte huoben sich dâ:
si zevalten die urmâren stalboume.
daz liut ernerte sich kûme.

Was mit den *stalboumen* gemeint war, ging aus des Strickers bearbeitung ganz deutlich hervor (Karl 8270):

dar nâch quam von winden
ein sturm und ein solh dôz,
daz sich die starken boume grôz
des valles kûme werten.

Er verstand *stalboum* als 'starker waldbaum'. Trotzdem fragte Grimms anmerkung, die doch den vers des Strickers citiert, wunderlich: 'was sind *stalboume?* vielleicht sterne?' Auf den unsinn, der durch diese weithergeholte deutung in die stelle hineingebracht wurde ('denn es ist ungeheuerlich und albern zu sagen, daß die winde die sterne zerfällten'), wies dann Haupt in einer stelle seiner ährenlese (Zs. fda. 15, 257) hin, indem er zugleich zwei belege für *stalboum* aus Ottokars reimchronik beibrachte, die den sinn des wortes außer zweifel stellten. Kurz darauf fügte Bech (Germ. 16, 336) drei weitere eindeutige belege aus Heinrichs krone hinzu. An der etymologie des ersten bestandteils des wortes versuchte sich Woeste (Zs. fdph. 9, 224), indem er mnd. *stalêke* heranzog. Jetzt zweifelt niemand mehr daran, wie das wort und die stelle, von der ich spreche, aufzufassen und zu verstehen sind (vgl. auch Deutsches wörterb. 10, 2, 608).

Wie kam aber Wilhelm Grimm zu seiner sonderbaren deutung 'sterne'? Er ist hier, obwohl er es nicht selbst ausspricht, von einem einfall seines bruders Jakob abhängig, der in der Gramm. 2, 484 aus Trierer glossen ein ahd. '*stelboum*, hesperus, alter sternname?' beigebracht und dieses in den nachträgen s. 1009 und bestimmter dann in der Myth. s. 687 mit dem rätselhaften worte Konrads identificiert hatte: 'gl. trev. 22b haben *stelbôm*, hesperus, das ist stellbaum, die stange des vogelstellers? Doch gilt Rol. 240, 27 *die urmâren stalboume* von den sternen überhaupt, und da allem gestirn stuhl und gestell beigelegt wird, so darf man *stelboum*, *stalboum* mit diesem allgemeinen begriff verbinden'. Schon Haupt bemerkte richtig von Konrads versen: 'wer dies liest, der wird, wenn ihm nicht jene ahd. glosse zur unzeit einfällt, bei *stalboume* gewiß nicht an sterne denken'.

Da bedeutung und etymologie jener glosse *stelboum* nicht nur Haupt beschäftigten, sondern später auch Ehrismann (Germ. 37, 105) zu höchst phantastischen gedankensprüngen angeregt haben, so ist es zeit, dieses gespenst aus der reihe der wirk-

lichen dinge endgültig zu eliminieren, wozu ich glücklicherweise in der lage bin. Was zunächst die form des überlieferten wortes angeht, das uns im Trierer codex des summarium Heinrici (Steinmeyer und Sievers, Ahd. glossen 4, 621) und auch in einem Münchener codex desselben glossars (ebenda 4, 510) entgegentritt, so heißt sie in jenem *stelbom,* in diesem *stelbon,* nirgends *stelboum* (die herren prof. Kentenich und dr. Petzet hatten die freundlichkeit, die betreffenden stellen der handschriften für mich einzusehen). Aus diesen formen entsprang bei mir sofort die vermutung, daß wir es hier überhaupt nicht mit einem deutschen worte und gar mit einem compositum von *boum,* sondern mit dem antiken planetennamen *στίλβων, στέλβων,* dem alten namen des Merkur, zu tun haben. Ein blick in die quelle des summarium Heinrici, in Isidors Origines, ergab die richtigkeit dieses aperçus. Dort sind (3, 70, 20) die griechischen namen der planeten so aufgeführt: 'phaethon, phaenon, pyreis, hesperus, stilbon' und man hat also zwei lemmata fälschlich als eine glosse betrachtet. Danach dürfte *stelboum,* das Graff zweimal (3, 123. 6, 678) bucht, künftig aus dem ahd. wörterbuche zu verschwinden haben.

4. Kleinere bemerkungen.

10, 10 *sich verwandelet ir stimme : ein vorhte wart dar inne.* Bartsch bezieht das auf die stimme der götzen von Tortolose, von denen es kurz vorher heißt, daß ihnen *ir ellen gesweich,* 'als bezeichnung und ausdruck der mutlosigkeit' und deutet das *dar inne* consequenterweise 'in den tempeln, in denen die götzen standen, wenn auch erst in der folgenden zeile dieselben genannt sind'. Das scheint mir alles recht gezwungen. Ich beziehe *ir stimme* nicht auf Apollo und Machmet, sondern einfacher auf die einwohner der angegriffenen stadt, *dar inne* dann natürlich auf die stadt selbst, nicht die tempel, die auch mit den folgenden *steinhûs* (10, 12) nicht gemeint zu sein brauchen.

21, 15 *die chuonin vrachemphen;* die Straßburger handschrift hat *vrônekempen,* was mir wie änderung eines nicht mehr verstandenen wortes der vorlage aussieht. Notker braucht in den Ps. 82, 7 *framrecchen* für 'advenae': wäre hier ein *vramkemphen* (mit nasalstrich *vrākemphen* geschrieben) anzu-

setzen, das die krieger Karls in Spanien als 'fremde krieger' charakterisieren könnte?

24, 3 *die werlt er lôste von der helle.* Bartsch hat das wörtlich beibehalten und natürlich nach diesem als hauptsatz gefaßten verse einen punkt setzen müssen, wodurch der gewaltigen, erst in 24, 4 gipfelnden periode vorzeitig die spitze abgebrochen wird. *erlôste* ist, wie es auch in der Straßburger handschrift überliefert ist, ein wort und der vers ist noch nebensatz, muß also ein komma hinter sich bekommen. Gerade das compositum *erlœsen* steht im Rol. auch sonst in diesem sinne (2, 12. 18, 8. 73, 23. 109, 26. 121, 10) und die graphische trennung des präfixes *er-, ir-* von seinem verbum ist in der pfälzer handschrift nichts seltenes (vgl. noch 34, 8. 43, 14. 89, 11. 127, 21. 147, 27. 160, 9. 185, 27. 189, 8. 13. 220, 6. 221, 2. 225, 26. 237, 32. 240, 31. 245, 9. 11. 269, 4. 287, 6; ähnlich auch *ze-* 151, 23). Auch beim Stricker findet sich die lange periode (Karl 1281—98).

63, 24 *si begonde harte jâmeren.* Hier will Bartsch den singular *begonde,* der in beiden handschriften steht, in den plural *begonden* umsetzen, weil es sich in der ganzen periode um ein pluralisches subject handelt. Aber die überlieferung ist tadellos und er hat nicht bedacht, daß *jâmeren* im mhd. stets impersonell steht und *si* der accusativ, nicht der nominativ ist; ähnlich 15, 28. 220, 24. 242, 9. 265, 21.

67, 6 *scolde ich die wale hân, sô ne irchunte ich nie deheinin man, der ich sô gerne wêre* sagt der alte Blanschandiz vom kaiser Karl. So frech und respectlos ist er ja nun wohl schwerlich, daß er gleich der kaiser Karl selber sein möchte; er wünscht wohl nur ihm, dem gewaltigsten irdischen herrscher, als vasall zu dienen, wie er vorher Genelun wegen seiner vasallentreue lobt. Statt *der* muß es *des* heißen und so überliefert auch das sonst ziemlich wertlose Arnstädter bruchstück (Germ. 35, 386). Der Stricker umschreibt das mit den worten (Karl 2333): *müeze ich den keiser dicke schen, daz wolde ich mir ze sælden jehen.*

67, 23 *herre, láz uns dar übere hin ze Marsilien* hat Roland den kaiser beschworen in jener audienz, der Blanschandiz früher beigewohnt hat und an die er sich hier erinnert. *dar übere* erklärt Bartsch ganz falsch als 'überdies': die beratung

fand angesichts des flusses Valkart statt (vgl. 36, 18. 39, 13), jenseits dessen Marsilies hauptmacht und der größere teil seines reiches gelegen gedacht wird; zu verstehen ist also 'laß uns hinüber'.

79, 17 *vürsten die herren* ist beizubehalten und nicht mit der Straßburger handschrift, der sich Bartsch angeschlossen hat, in *thie vursten und thie herren* zu ändern: vgl. noch 103, 25. 110, 28. 217, 3. 249, 10. 258, 12 und Kais. 5861. 16451.

91, 4 *ube sîn Machmet verhancte* ist wohl zur directen rede zu ziehen, so daß nur einmaliger, nicht zweimaliger übergang der redeformen vorliegt. Die gleiche ausstellung an Bartschs interpunction möchte ich auch 100, 6 machen.

100, 26. Das überlieferte *selbe selbe* könnte richtig sein: vgl. Mhd. wb. 2, 2, 247 b, 24.

102, 29 dürfte das überlieferte *di di* für *dir die* verschrieben und *al daz dir die boten gehiezen* zu setzen sein. Auch der Stricker scheint so gelesen zu haben, denn er schreibt (Karl 3328): *swaz iu die boten gehiezen.*

106, 18 *si vliehent, sam man si brenne.* Dasselbe bild begegnet auch in der Kais. 9163 *vuor er, alse man in brande.*

110, 16 *von den sachen.* Der vers ist sehr kurz und es scheint etwas zu fehlen: vielleicht hat der Stricker mit seinem *von den selben sachen* (Karl 3647) das echte bewahrt.

129, 18 *ich hân eins min drîzec tûsint helede* hat Bartsch sonderbar mißverstanden, wenn er erklärt: '*eines mîn,* von mir allein aus'. Natürlich ist nicht *mîn,* sondern *min* zu lesen und es liegt die bekannte subtractive zahlangabe für 29000 vor, die auch der erste Wessobrunner glaube (Denkm. 90, 21) und die Kais. 734. 6427. 15942. 15971 kennen. Der Stricker, dem diese subtraction nicht geläufig gewesen zu sein scheint, schreibt dafür (Karl 4406): *ich hân einz und drîzec tûsent man.*

130, 23 *der küninc ime vil gwillîchin gehiez.* Für das *gwillîchin* 'gern' der pfälzer handschrift hat die Straßburger *swrslichen,* wie Grimm nach Schilter angibt: das ist ein druck- oder schon lesefehler Schilters für *swâslîchen* 'heimlich'; Bartsch setzt ohne gewähr *wislîchen* 'sicher'. Der Stricker hat dafür *vür wâr* (Karl 4442).

139, 19 *venite benedicti:* 'Venite, benedicti patris mei, possidete paratum vobis regnum a constitutione mundi' Matth.

25, 34. Konrads bibelcitate hat Bartsch in den anmerkungen seiner ausgabe nur zum teil nachgewiesen: ergänzungen dazu gab Holthausen (Germ. 31, 120). Außer der eben besprochenen stelle entbehren nur noch zwei weitere citate des genaueren quellennachweises, den ich hiermit gebe. 182, 8 *der wâre gotes sun . . . in selbe gehiez, swelhes tôdes si ersturben, daz ein hâr von ir houbet iht verlorn wurde* geht auf Luk. 21, 16 'Trademini autem a parentibus et fratribus et cognatis et amicis et morte afficient ex vobis . . . et capillus de capite vestro non peribit' und 235, 34 *procede et regna* auf Ps. 44, 5 'Specie tua et pulchritudine tua intende, prospere procede et regna propter veritatem et mansuetudinem et justitiam' zurück.

143, 33 *daz swert warf er umbe in der hant* (ähnlich 198, 15. 307, 3). Bartsch erklärt: 'schwang es wieder empor, nachdem er es im streiche gesenkt hatte'; schwerlich richtig. Die schwerter sind zweischneidig: erst benutzt Roland die eine klinge, dann dreht er das schwert in der hand herum und schlägt nun mit der andern. Ich finde die wendung noch Willeh. 430, 28 und Friedr. v. Schwab. 5831; Wolfram hat sie natürlich dem Rol. entlehnt. Der Stricker vermeidet sie an allen drei stellen.

161, 2. Zwei weitere belege für das seltene, von *rone* abgeleitete *berunen* sind Windb. ps. s. 257 und Trier. ps. 62, 12.

215, 27 *daz dû durch ein horn plâst aller dîner witze vergezzen hâst.* Bartsch bemerkt: 'Den änderungsvorschlag W. Grimms, *er* statt *dû* zu lesen, verstehe ich nicht'. Verleitet durch Strickers Karl 7132 *oder ez ist lihte ein hase, nâch dem er blæset sîn horn,* hat Grimm das compositum *hornplâst,* das in der pfälzer handschrift getrennt geschrieben ist, nicht verstanden, sondern *plâst* für die im 12. jh. natürlich unmögliche 3. sing. von *blâsen* gehalten: dann ergab sich allerdings mit notwendigkeit die änderung von *dû* in *er* und die einschiebung eines *dû* nach *witze.*

229, 10 gehört nicht mehr, wie es Bartsch fälschlich auffaßt, zu der rede Rolands, sondern beginnt die Walthers; vgl. auch Strickers Karl 7672.

239, 4. Schröder hat (Kais. s. 48) darauf hingewiesen, daß die namen der meisten in der Kaiserchronik vorkommenden heiligen sich in dem gebet des Regensburgers Otloh wieder-

finden, und damit den Regensburger ursprung des werkes des weiteren erhärtet. An unsrer stelle zeigt das französische original den namen des heiligen Basilius: wenn nun Konrad dafür den heiligen Blasius einsetzt, so gewinnen wir auch damit eine beziehung zu Otlohs gebet (Denkm. 83, 34) und den in Regensburg verehrten patronen.

240, 32 *den heiden gebrast.* Bartsch erklärt: 'man kann einen genetiv wie *helfe* ergänzen'. Der sinn ist doch wohl kein anderer als 'sie verloren die besinnung'. Wenn auch die wörterbücher diese bedeutung von *gebresten* nicht verzeichnen, ist sie doch ganz sicher, wie einige stellen bei Elsbeth Stagel (36, 1. 56, 32. 57, 11. 62, 24. 65, 1. 72, 2) deutlich zeigen.

245, 31 steht *schaden* im reim auf *arm*: wie es Bartsch schon für die ähnlichen reime 169, 12 und 246, 19 vermutet hat, ist vielleicht auch hier *tarn* das ursprüngliche: 270. 4 hat es auch die überlieferung bewahrt.

246, 4 *den keiser si vorderôten* (*-oten?*), *er gâbe in widere ir tôten* (*toten?*), *si scolten si ir jungen wider bringen.* Die landläufige erklärung dieser stelle der kaiserlichen träume, die Bartsch mit den worten umschreibt 'die daheim gebliebenen kinder verlangen nach den gefallenen vätern', hat Wilmanns (Zs. fda. 50, 138) durch den hinweis erschüttert, daß in dem französischen original an der betreffenden stelle von toten gar nicht die rede ist und daß im Rol. sonst *tôte*(*n*) niemals mit einem prät. auf *-ôte*(*n*) gereimt erscheint. Er möchte ein mißverständnis des afrz. *parent* in *parins* annehmen und kommt so zu *toten* 'paten', ohne doch damit zu einem befriedigenden verständnis der stelle zu gelangen. Daß die reimvocale kurz anzusetzen sind, scheint mir nach Wilmanns' ermittlungen (ebd. anm. 2) sicher. Für *tote* denke ich aber lieber an die bedeutung 'spielzeug', die durch Rennewarts worte über seine stange (Willeh. 275, 23) *ir welt si haben als iuwern toten* bezeugt ist. Der Stricker (Karl 8527) hat *tôten* verstanden.

252, 19 *ê er durch dicheinir slahte nôt ein vuoz iemir entwîchen.* Grimm verwandelt das *er* in *si,* auf den vorhergehenden plural *site* bezogen, Bartsch schreibt *wolte entwichen*: die einfachste besserung scheint mir *entwiche* zu schreiben.

293, 20 beginnt das zweite Schweriner fragment, das Teske (Zs. fda. 50, 382) zum zweiten male abgedruckt hat. Schröder,

der den abdruck mit einleitenden bemerkungen versehen hat, sagt, nachdem er Teskes entdeckung des blattes berichtet hat, daß von ihm 'seither nichts bekannt geworden zu sein' scheine. Der text des blattes ist aber bereits 1892 durch Grotefend im 57. quartalbericht des vereins für mecklenburgische geschichte und altertumskunde abgedruckt worden, was mindestens seit Glödes bericht (Germ. 37, 367) für die fachgelehrten nicht mehr unbekannt war. Zu bemerken ist, daß die durch dies zweite Schweriner fragment gewährleisteten besserungen der pfälzer handschrift in den versen 294, 10. 300, 18 *versûmet* für *versinnet* und 296, 13 *gim mir* für *gun mir* schon von Haupt (Zs. fda. 15, 257) gefunden worden waren.

308, 19 *mit den liehten himilwîzen scharen.* Warum hier Grimm (Zs. fda. 3, 281) das *wîzen*, Bartsch das *himil-* streichen will, ist unerfindlich; vgl. auch Kais. 7085 *die ir vil wîzen liehten schar.*

JENA, 12. april 1917. ALBERT LEITZMANN.

ZUR AUFFASSUNG DES HANS SACHS-VERSES.

Vorwort: Den hier abgedruckten aufsatz hatte Ludwig Pfannmüller im felde verfaßt, und er war zur veröffentlichung in den Beitr. angenommen worden. Darauf aufmerksam gemacht, daß in den inzwischen erscheinenden 'Bausteinen' von K. Plenio (Beitr. 42, 415f.) eine ganz entsprechende beurteilung des Hans Sachs-verses zum ausdruck komme wie in seiner eigenen abhandlung, erbat er sich diese zurück, um in ihr noch bezug nehmen zu können auf die neue veröffentlichung, ja, er erwog sogar den gedanken, ob nicht sein aufsatz nunmehr völlig überflüssig sei. Niemand, der die folgenden seiten gelesen hat, wird seiner bescheidenheit in diesem punkte recht geben. Die wichtigkeit der behandelten frage läßt neben den kurzen andeutungen Plenios die selbständigen, temperamentvollen ausführungen Pfannmüllers noch voll am platze erscheinen. Und so sind der herausgeber der Beitr., Plenio und ich unabhängig voneinander auf den gedanken gekommen, den zurückgezogenen aufsatz in unveränderter gestalt zu veröffentlichen, nachdem am 4. august 1917 ein jähes geschick seinen verfasser dahingerafft hatte.

Allen unerwartet ist Ludwig Pfannmüller, während er auf kurzem erholungsurlaub mit wissenschaftlicher arbeit und den vorbereitungen zum

eintritt bei seinem ersatztruppenteil beschäftigt war, den scheinbar schon gänzlich beseitigten folgen seiner verletzung durch einen granatsplitter erlegen. Schönes hatte er bereits seiner wissenschaft geschenkt, reichere gaben noch waren von ihm zu erwarten. Hatte er sich schon in seiner ausgabe der 'Heidin' (Palæstra CVIII) mit den mannigfach verfeinerten methoden der mhd. textphilologie und literaturforschung wohl vertraut gezeigt, so bewies dann seine schrift über Frauenlobs Marienleich (Quellen und forschungen 120), daß er sich heimisch gemacht hatte auf einem gebiete, von dem aus die mittelalterliche literaturgeschichte noch reiche befruchtung zu erwarten hat: in der philosophie und theologie des mittelalters. Seine hinterlassenen vorlesungen und angefangenen arbeiten lassen ahnen, was er, so gerüstet, künftig zu bieten gehabt hätte. Auch die geschichte des humanismus durfte auf liebevoll gearbeitete beiträge von ihm hoffen. Und wie er für seine tätigkeit sich nicht durch die beklagenswerte scheidung der germanistik in eine 'ältere' und eine 'neuere' abteilung einschränken zu lassen gedachte, das zeigt seine mitwirkung an der Wielandausgabe (bd. 10).

Bei aller treuen anhänglichkeit und dankbarkeit für seine wissenschaftlichen lehrer hat er doch früh gelernt, auf eigenen füßen zu stehen, und es gereicht seiner urteilskraft wie seinem charakter zur ehre, daß seine kritik auch vor vielerseits geschätzten lehren und methoden nicht halt gemacht hat, wo er ihre berechtigung nicht anerkennen konnte.

Aus der reichen fülle von sammlungen und vorarbeiten, deren durchsicht stets aufs neue den eindruck eines nie ermüdenden fleißes und einer peinlichen sorgfalt und gewissenhaftigkeit erweckt, können noch einige stücke ohne jeden eingriff des herausgebers dem druck übergeben werden. So wird der gegenwärtigen veröffentlichung eine kleine studie zum Meier Helmbrecht folgen, die arbeitsfrucht von Pfannmüllers letzten lebenstagen, und auch ein sorgfältig hergestellter text einer lateinischen fassung von Frauenlobs Marienleich (Pfannmüller, Frauenlob s. 32 u. fußn.) wird in dieser zeitschrift aufnahme finden.

MARBURG (LAHN). WOLF VON UNWERTH.

Über den epischen vers des 16. jh.'s — gemeinhin Hans Sachs-vers genannt, obwohl sein *ἐπόνυμος* eher Sebastian Brant sein sollte — sind in der letzten zeit vor dem kriege die monographien nicht eben spärlich erschienen. Man hat alle diese einzeluntersuchungen mit ihren langen tabellen, ihren wiederkehrenden ausnahmeverzeichnissen, druckfehlervermutungen, besserungsvorschlägen usw. usw. eigentlich immer nur unbefriedigt aus der hand gelegt, da es bei allem lavieren und allen compromissen doch noch zu keinem zwingenden ergebnis und daher auch zu keiner einigung der ansichten gekommen ist. Nach wie vor stehen sich die alternierende

scansion[1]) und die 'freie 4taktlehre' als gleichberechtigte bewerber um die vortragsweise dieses verses gegenüber, während eine ehemals aufgetauchte dritte auffassung, die zu wertlos

[1]) In seinem buche über den rhythmus des frz. verses hat Saran den alternierenden versbau den beiden seit langem geläufigen arten, dem quantitierenden und dem accentuierenden princip, als gleichwertigen neuen dritten begriff gegenübergestellt. Aber dieser dritte begriff ist den beiden andern nicht gleichwertig, schon weil er zu eng ist; er ist nur der teil eines noch zu suchenden begriffes. Wie, wenn die meistersänger noch den 'daktylischen' vers gepflegt hätten und dabei hinsichtlich des sprachlichen materials natürlich ebenso verfahren wären wie in den uns vorliegenden dichtungen, d. h. unter vernachlässigung jeglichen wort- und satzaccentes —, wie wäre dieses product zu bezeichnen? Jener zu suchende begriff müßte auch die hier gedachte form — und ihr kommt unter den früheren, wenn ich nicht irre, z. b. Rudolf v. Fenis ja einigermaßen nahe — umfassen. Er müßte aber darüber hinaus jede versart mit fixer silbenverteilung auf die einzelnen takte in sich schließen, unbekümmert um hinsichtlich der silbenzahl bestehende ungleichheit der takte untereinander. Damit komme ich zu der mir vorschwebenden erweiterung des Saranschen begriffes, und ich will sie einfach 'fixe scansion' nennen. Dieser begriff steht übrigens den beiden andern, wie sich nun zeigt, keineswegs als sie ausschließend, oder besser: als von ihnen ausgeschlossen, gegenüber. Dem 4takter des frz. mittelalters und des Hans Sachs mag sich freilich keine sonstige metrische eigenschaft zuschreiben lassen als eben die fixe scansion; aber aus der quantitierenden region weisen z. b. die äolischen lyriker und ihre römischen nachahmer, aus der accentuierenden die altersdichtungen des Konrad von Würzburg die fixe scansion neben ihren eigentlichen grundprincipien auf. In seiner verslehre hat denn auch Saran die contraststellung seiner dritten form gegenüber den beiden älteren wieder aufgegeben, wenn er bei Konrad von seiner 'accentuierend-alternierenden' technik redet. Es scheint, als ob der neue Saransche begriff noch mancherlei verfeinerungen bedürfe, ehe er völlig brauchbar wird. Die entstehung der fixen scansion ihrerseits, um dies noch mit wenigen worten zu formulieren, beruht auf zahlenmäßiger normierung der füllungssilben für die einzelnen takte. In den oden der antike ergab sie sich, wenn zur bildung einer versart diese oder jene folge von 'füßen' zusammentrat, ohne daß ein 'fuß' durch einen andern von abweichender silbenzahl (z. b. daktylus durch spondeus) vertreten werden konnte. Innerhalb der geschichte des deutschen 4takters entstand sie, indem für alle takte die gleiche silbensumme 2 gefordert wurde. Man braucht nun nicht weiter darüber nachzugrübeln, wie weit etwa wege von Hans Sachs zu Konrad von Würzburg zurückführen. Für die dichtung des 16. jh.'s genügt als begründung das vorbild des meistergesangs, in dem die melodie jene normierung der silbenzahl der einzelnen takte mit sich brachte, wie sie das ja auch schon in der mhd. lyrik, wenn auch nicht mit der gleichen unerbittlichen consequenz, getan hatte.

ist, um wiederholt zu werden, ja nun glücklicherweise endgültig verschwunden zu sein scheint.

Ich will hier nicht vielbegangene wege weiter austreten und etwa einen neuen compromißvorschlag auf grund einer neuen statistik vorbringen. Denn es gelüstet mich nicht, in den empirischen wust des 16. jh.'s hinabzusteigen, und ich glaube, daß es der natur der sache nach auch niemals zu einer einigung auf einer allgemein gültigen formulierung kommen kann. Ich möchte hier nur von meinem standpunkt aus einige der geläufigen argumente beleuchten und die begrifflichen grundlagen des problems klarer stellen.

Die gegner der alternierenden scansion pflegen ins feld zu führen, daß diese das anhören von versen des Hans Sachs zu einer schauderhaften tortur habe machen müssen usw.; leute, die betonungen wie

einén jungén schönén studénten

vorgebracht oder angehört hätten, seien nicht vorstellbar usw. [Gewöhnlich wartet man dann dem leser mit den allerkrassesten fällen auf.] Um wieviel schöner und natürlicher hörten sich die verse an, wenn man sie als freie 4takter vortrage. Gewiß! Mir fallen auch diese verse ein:

Mit dém luftgeíst hat ér gerúngen,
den stárken féind siegréich bezwúngen.

Der gegner der alternierenden scansion wird sagen: 'bewahre! sondern:

Mit dem lúftgéist hát er gerúngen,
den stárken féind síegreich bezwúngen;

schönste freie taktfüllung, und im ersten vers gleich zwei wuchtige einsilbige takte hintereinander!' Das heißt: so würde er unbedingt sagen, wenn die verse von Hans Sachs stammten. Sie datieren aber aus dem 20. jh. und stehen auf dem Zeppelingedenkstein bei Echterdingen; die presse — die hier meine einzige quelle ist — witzelte seinerzeit, da sei nach dem luftschiff auch das geflügelte dichterpferd abgestürzt. Dem neuzeitlichen product wird auch der wohlmeinendste metriker mit recht keine gnade schenken, während er, sobald es aus dem 16. jh. stammte, sich in wohlklingenden interpretationen der verse kaum erschöpfen könnte. Mit andern worten: ich klage

die freie 4taktlehre eines vorgreiflichen grundsätzlichen optimismus als ihres *πρῶτον ψεῦδος* an; und diese vorgreifliche gutgläubigkeit scheint mir eine der verhängnisvollsten fesseln zu sein, mit der man an unser problem überhaupt herantreten kann. Dieser optimismus ist kein erkenntnismotiv, sondern eine erkenntnishemmung. Man sieht zu gern in die 'heroische entfernung'. Aber wer sich mit weit zurückliegenden gegenständen befaßt, soll die dinge vielmehr, soweit möglich, aus der idealen ferne heraus und an sich heranziehen, um aus nüchterner distanz zu sehen. Und die Zeppelinverse erscheinen mir in diesem sinne nun einmal als gar nicht so unglückliche proben eines solchen sich-näherrückens.

Etwas anderes: wenn ich mich recht entsinne, ist eines der beliebtesten kriterien für die entscheidung zwischen freier viertaktlehre und alternierender scansion die procentzahl der verstöße gegen wort- und satzaccent[1]). Ich erinnere mich, daß jemand bei dem einen autor mit etwa 80% verstößen freie viertakter, bei einem andern mit etwa 15% alternierende scansion anzunehmen geneigt war. 80 und 15 — wohl! Wie ist's denn bei 70 und 25 oder 60 und 35 oder 50 und 45? [Wenn man lange genug zählt — und darin ist man ja gegenwärtig groß —, so wird man schon auch diese zahlen finden.] Bei welcher procentzahl liegt die trennungslinie zwischen den beiden vortragsformen? Ich meine, das kriterium der procentzahl ist für unser problem innerlich unfruchtbar, worüber auch scheinresultate auf grund gelegentlicher extremer differenzen nicht täuschen sollten. Man liest zuweilen den tröstenden gedanken: wenn erst alles durchgezählt ist, werden wirs wissen: ich aber glaube, daß wir dann erst gar nichts wissen.

Während sich hier über die empirischen vielheiten immer weiter streiten läßt ohne absehen einer einigung, gibt es für unser problem einen allgemein gültigen satz, den wohl niemand mehr ernstlich bezweifelt —: daß nämlich silbenzählung, wo immer sie erstmalig auftritt, niemals als das primäre metrische princip der poetischen production angesehen werden darf.

[1]) Übrigens, wieviel 'verstöße' sind eigentlich *mit dém luftgeist*? 1 oder 2? Das würde ich wohl gerne wissen, aber ich glaube nicht, daß jemand diese frage zwingend beantworten kann. Auf jede antwort hin ließe sich das gegenteil behaupten.

‚Silbenzählung' als metrisches princip ist nur deshalb aufgekommen, weil die ersten theoretiker mit unausgebildeten begriffen und primitiver ungenügender terminologie verse nach der zahl der silben zu beschreiben pflegten: in der antike so gut wie in mhd. und frühnhd. zeit. Und wie sollten solche theoretischen erstlingsversuche auch sonst dem schwierigen wesen gewisser versarten nahe zu kommen gewußt haben als durch die rein äußerlich descriptive feststellung ihrer silbenzahl? Einen vorwurf hätte sich nur der zu machen, der es seit jenen ersten versuchen in der metrischen erkenntnis noch nicht weiter gebracht hätte und so an dem princip der ‘silbenzählung' festhalten wollte. Man weiß, daß man mit dem körperlichen auge mengen über drei einheiten hinaus nicht ‘sehen' kann, sondern sie abzählen muß: und für das geistige gilt das nicht minder. Es gibt keine menschen, die, ohne jeden sonstigen metrischen anhalt, verse von 8, 9, 11 oder x silben frei producieren könnten, lediglich unter leitung der zahl. Sondern darüber sind sich wohl alle einig, daß feste silbensumme, wo sie — ich wiederhole: erstmalig erscheint nur als secundäre folge des primären princips ‘fixe scansion' anzusehen ist[1]). Es ist, pedantisch ausgedrückt, der hendeka-

[1]) Wenn wir also nach dem hier und in der anm. s. 49 gesagten zu dieser entwicklungsreihe kommen — entwicklungsreihe natürlich nicht zeitlich verstanden — denn die drei erscheinungen sind gleichzeitig — sondern rein logisch —:

feste silbensumme der einzeltakte — fixe scansion — feste silbensumme des ganzen verses,

so liegt darin weder ein circulus vitiosus noch auch ist die fixe scansion ein entbehrliches mittelglied der reihe. Denn die kleine constante silbenmenge kann wohl ein gesetz bei bildung des taktes sein, nicht aber die gesamte silbensumme bei production des verses.

Freilich beruht die notwendigkeit zu dieser entscheidung letzten endes nur auf einer alten fehlerhaften begriffsbildung. Mit einem begriff ‘silbenzählender takt' würde jeder als selbstverständlich die vorstellung verknüpfen, daß sein einer ictus, wie immer, so auch hier — im verhältnis zu der jeweils geforderten silbenzahl — fest liegt. Hätte man mit dem begriff ‘silbenzählender vers' eben so selbstverständlich die vorstellung verbunden, daß seine sämtlichen icten im verhältnis zu der gesamten silbensumme fest liegen, so wäre er ja völlig brauchbar gewesen, und viele abhandlungen, die aus dem widerspruch gegen die fehlerhaften folgen solcher begrifflichen unklarheiten heraus entstanden sind, hätten ungeschrieben bleiben können.

syllabus nicht an sich 11silbig, sondern weil die bei fixer scansion auf die einzelnen takte fix verteilten silbenmengen addiert die silbensumme 11 ergeben usw.

Dies würde für meine empfindung zur erhärtung der alternierenden vortragsweise für den Hans Sachs-vers bereits völlig ausreichen, wenn dem nicht folgende erwägung entgegenträte. Nachdem der 'silbenzählende', weil alternierende vers nach dem vorgang von Sebastian Brant sich einmal allgemein eingebürgert und eine ganz in den anfängen stehende theorie sich seiner bemächtigt hat, tritt er in jenes stadium, das die von den vertretern der freien 4taktlehre verfochtene productions- und vortragsweise wenigstens nicht von vornherein als völlig unmöglich ausschließt. Was oben für das erstmalige auftreten silbenzählender verse als unumstößliche grundwahrheit angesprochen wurde: die feste silbensumme durchaus nur als accidens fixer scansion, — dies könnte ja schließlich in der tat durch den sauerteig einer unverständigen theorie die wandlung erfahren und zu solchen verhältnissen geführt haben, wie sie von den gegnern der alternierenden scansion angenommen werden. Es hätten also die dichter des 16. jh.'s von der fixen silbensumme nur noch so viel verstanden, daß ihnen das zu grunde liegende primäre princip, die fixe scansion, gänzlich entglitten wäre und sie das accidentielle resultat nun als ganz eigenes motiv aufgestellt hätten. Dieses princip, die feste silbensumme, — an sich allein, wie mehrmals betont, für rhythmische production durchaus unzureichend, — wäre dann als nebenmotiv dem eigentlichen princip der production, dem 4taktschema (mit freier taktfüllung) beigeordnet worden. Freilich — welcher widerspruch zwischen haupt- und nebenmotiv, zwischen der freien füllung der einzeltakte und der gebundenen silbenzahl des ganzen verses! Und — um es nochmals zu sagen — welche gutgläubigkeit, welches vertrauen in das künstlerische empfinden jener dichter! Und gleichzeitig — welche papierne mache mutet jene annahme eben den dichtern zu, deren metrisches verständnis sie so schön zu rechtfertigen weiß: welch mechanisches nachzählen der silben, nachdem ja einmal deren fixe summe sich nicht einfach accidentiell ergeben haben soll! Und wie sehr bleibt immer der einwand unbeantwortet, warum denn die bei der fixen scansion

des meistergesangs von niemand geleugnete weitgehende entstellung der wortbetonung nun auf einmal für die epische dichtung eine so glänzende rechtfertigung finden sollte, besonders wo meistergesang und epische dichtung in personalunion auftreten! Aber geben wir trotzdem einmal die möglichkeit zu, daß die epische production wirklich kunstvoll oder kunstlos genug gehandhabt worden sein könnte, um die optimistische theorie im bereich des erdenklichen erscheinen zu lassen. Es möge also einem 'silbenzählenden' vers des 16. jh.'s das glück widerfahren sein, von dem metrisch feinfühlendsten dichter geschaffen und bei jeder reproduction nur durch verständigste vortragskünstler im sinne der freien 4taktlehre interpretiert zu werden — einmal war auch dieser begünstigte vers alternierend, nämlich in dem moment, wo der dichter, der ihn lediglich unter leitung durch seine 4 icten erschaffen, mit seinem geistigen ohr, mit seinem geistigen oder leiblichen auge oder — mit den fingern ihn auf die rechte silbensumme hin controllierte, d. h. die silben nachzählte und zu diesem zweck 2+2+2+2 aufteilte. Wo silbenzählung auftritt, bleibt eben die fixe scansion 'das ältere', und es gibt keine dialektische möglichkeit, sie begrifflich auszuschalten.

Wie stellen wir uns nun die verhältnisse in praxi vor, die reproduction der von so kunstvollen poeten so kunstvoll geschaffenen verse durch vortragende, wobei namentlich an die aufführung der fastnachtspiele u. a. zu denken ist? Hier kommen wir zu dem wichtigsten einwand gegen die freie 4taktlehre. Dieses theoretische princip, mag es nun wirklich schon bei den alten autoren oder nur in der vorstellung moderner metriker bestehen, ist dazu verdammt, theorie zu bleiben. Als ob sich zwei so widersprechende motive wie die freiheit der taktfüllung und die gebundenheit der silbensumme in praxi auf die dauer hätten vertragen können! Als ob nicht von selbst das mit dem freien 4taktschema zusammengekoppelte motiv der festen silbenzahl, als das augenfälligere und faßlichere, sich beim vortrag augenblicklich wieder selbständig gemacht hätte in dem sinne, daß es mechanisch die fixe scansion, ihr primäres princip, wieder an sich zog und die (wenn auch vom dichter vielleicht wirklich vorgesehene)

freie taktfüllung des deutschen 4takters wieder verdrängte! Sobald der vers auch nur laut wurde, mußte er jenes blasse und schemenhafte theorem lügen strafen. Diese erwägung läßt mich nun in der tat unbedingt auf die seite der verfechter der alternierenden scansion treten. Aber ich will noch eine andere möglichkeit in erwägung ziehen, die dem leidwesen der gegner der alternierenden scansion über alle die wort- und satzentstellungen rechnung trägt, freilich nicht in ihrem sinne. Die antinomie, wie sie in der auffassung der optimistischen metriker liegt, ließe sich auflösen auch durch die annahme, daß der 'silbenzählende' vers mit rechter wortbetonung, aber eben daher unrhythmisch, prosaisch vorgetragen wurde: und ich zweifle nicht, daß auch dies in praxi in weitem umfang eintrat. Von poesie bleibt bei dieser vortragsweise nur der reim übrig, d. h. nichts (reimprosa). Aber wenn ich höre, wie auch bedeutende neuzeitliche schauspieler etwa dem blankvers unsrer klassiker bei ihrem prosaischen vortrag eigentlich nichts poetisches mehr vorbehalten, so sehe ich nicht ein, warum ich nun gerade dem 16. jh. zu nahe getreten sein sollte.

Als schluß ergibt sich für mich: wenn für die praxis des 16. jh.'s dem Hans Sachs-vers sein poetischer (d. i. rhythmischer) charakter gewahrt bleiben soll, so ist das nur möglich im sinne der alternierenden scansion. Wer die vermeidung von accentverletzungen als ausschlaggebendes motiv für seine auffassung des Hans Sachs-verses gelten läßt, dem bleibe es unbenommen, sich durch annahme einer prosaischen vortragsweise zu salvieren. Die optimistische theorie aber hat, meine ich, keinen anspruch darauf, die praktischen verhältnisse wiederzugeben. Sie ist dazu eben viel zu sehr theorie und sich über ihre inneren widersprüche noch gar nicht klar geworden.

IM FELDE, märz 1917.

LUDWIG PFANNMÜLLER †.

6. Antecäsurale unterfüllung.

Beitr. 41, 74 wurde festgestellt: 'Unterfüllung [brachykatalexie] wird von Wolfram nur am periodenschluß, nie vor der periodencäsur angewandt'. Und nicht nur diese unterfüllungspause, sondern auch die halbtaktige pause, die durch pausierung des postcäsuralen auftakts nach stumpfer oder schwerklingender cadenz der vorangehenden reihe entsteht, ist im innern der Wolframschen liedperioden gemieden (ebd. 72), sie sind in sich streng synaphisch.

Andre lyriker gehn andre wege. Walther hat auch asynaphische perioden gebildet und ferner die unterfüllung gelegentlich antecäsural gebraucht, also nicht bloß am periodenschluß. Mein terminus 'antecäsural' ist wohl klar. In einem schema

I —— a | —— b
II —— a | —— a | —— b

sind I und II die teils zwei-, teils dreireihigen perioden ('ketten' bei Saran), deren reihen durch eine resp. zwei cäsuren ('lanken') getrennt sind. Wolfram hat unterfüllung nur in *b*. Walther auch in *a*. Die unterfüllung in *b* nenne ich, da sie am periodenschluß in der hinterreihe (ἀπόδοσις) steht, 'apodotisch', die unterfüllung in *a* 'antecäsural'. Über die terminologischen gegenwerte 'protatisch' (von πρότασις 'vorderreihe') und 'postcäsural', die in der auftakttechnik eine wichtige rolle spielen, vgl. Beitr. 41, 72.

Ich glaube nun zwar, daß man mit der ansetzung antecäsuraler unterfüllungen nur sparsam und vorsichtig umgehen darf, da sie, häufiger gebraucht, zur zerreißung des engen zusammenhangs der zu einer periode verbundenen reihen führen würden. Aber man muß sich doch nach kriterien umsehen,

welche zu zeigen vermögen, wo eine antecäsurale unterfüllung vorliegt und warum die metrik sie an dieser oder jener bestimmten stelle anzuerkennen hat.

Ein bequemes kriterium ergibt sich aus der von Sievers und mir ermittelten unterfüllungsformel $yS + (y-1)S = yR + yR$ (Beitr. 41, 50). Wenn in einer periode $a \mid b \mid c$ auf den viertakter a eine dreihebige b-reihe folgt, so ist diese ein unterfüllter viertakter. Vgl. den Pseudowolfram Beitr. 41, 110. Mit diesem kriterium ist aber nichts anzufangen, wo es sich um die erste reihe einer periode handelt: Beitr. 41, 52. Und doch kann ja auch an dieser stelle antecäsurale unterfüllung vorkommen.

Darauf wurde bereits ebenda in der anm. hingewiesen. 'Die erste abgesangperiode von Walther 51, 13 ist nichts andres als die symmetrische umkehrung der, genau der stollenperiode entsprechenden, zweiten abgesangperiode':

A	I		$\overline{\wedge}\,4\,a\,\_ \mid \overset{\prime}{\_}\,4\,b\,\overset{\prime}{\underset{\cdot\cdot}{\_}}$ [1]
	II		$\overline{\wedge}\,4\,a\,\_ \mid \overset{\prime}{\_}\,4\,b\,\overset{\prime}{\underset{\cdot\cdot}{\_}}$
B	III	$\overline{\wedge}\,4\,\beta\,\overset{\prime}{\underset{\cdot\cdot}{\_}} \mid$	$\overline{\wedge}\,4\,\alpha\,\_$
	IV		$\overset{\prime}{\_}\,4\,\alpha\,\_ \mid \overset{\prime}{\_}\,4\,\beta\,\overset{\prime}{\underset{\cdot\cdot}{\_}}$.

[1]) Über ′ als auftaktbezeichnung vgl. Beitr. 42, 437[1]. Von Walth. 51, 13 gibt auch Saran Versl. 282 ein schema in seiner transscriptionsart. Daß sie allzu compliciert und unübersichtlich ist und dem praktischen zweck einer sofort klar orientierenden und bequem handlichen schemaform nicht entspricht: dieser fehler scheint mir hier deutlich vor augen zu treten. Die ausdehnung der einzelnen reihen (bes. der unterfüllten) wird unserem bewußtsein durch Sarans schemata nicht unmittelbar durch bestimmte taktzahlen vermittelt: man muß sie sich immer erst addieren, was namentlich in den strophen störend und hinderlich wirkt, in denen es auf parallelismus und symmetrie der reihen- und periodentaktzahlen ankommt. Unpraktisch ist auch die zerlegung in 'metrum' und 'reim': infolge dieser trennung kann man keine directe vorstellung von den zusammengehörigen reihen und reimen gewinnen, man muß sie sich zeile für zeile combinieren (in z. t. complicierten vers- und reimgebäuden: vgl. z. b. s. 284 f. Sarans schema für eine strophenform Konrads von Würzburg). Vor allem wird dadurch jede vergleichende strophik erschwert: man versuche einmal durch Sarans schemata die übereinstimmungen und abweichungen von zwei, drei und mehreren strophenformen übersichtlich und leichtfaßlich darzustellen. Ferner scheint mir unsachlich zu sein, daß Saran z. b. den ersten takt von Walth. 51, 13 im schema als $\overset{\prime}{\_}\,\underset{\cdot\cdot}{\_}\,\_$ (statt $\overset{\prime}{\_}\,\_$) ansetzt. Diese auflösung ist eine rein occasionell accessorische erscheinung des ersten takts der ersten strophe (*mágęt ir*), kein principiell constitutives element des für alle strophen geltenden liedschemas. Derselbe einwand spricht übrigens auch

In der periodologie liegt also das zweite kriterium der antecäsuralen unterfüllung. Jetzt glaube ich diesem strophenbeispiel noch ein weiteres, das dritte kriterium abgewinnen zu können.

Man beachte: in diesem metrum sind alle perioden in ihrem innern synaphisch außer der dritten, d. h. der postcäs. auftakt ist hier nur nach antecäs. unterfüllung pausiert. Die setzung des postcäs. auftakts dient der synaphie: wo ihm aber antecäs. unterfüllungspause vorangeht, ist die synaphie von vornherein schon unterbrochen und damit die funktion der reihenverbindung, welche dem postcäs. auftakt eignet, illusorisch oder mindestens unnötig geworden. Die postcäs. auftaktpausierung ist also eine dem strophenformenden dichter naheliegende begleiterscheinung der vorangehenden antecäs. unterfüllung. Daraus kann natürlich nicht gefolgert werden, daß nach dieser stets eine postcäs. auftaktpause stehen muß; wohl aber darf man sagen: wenn in einem liedmetrum, dessen perioden im übrigen in sich synaphisch sind, ein postcäs. auftakt pausiert ist, so kann diese pausierung mit antecäs. unterfüllung der vorangehenden reihe in zusammenhang stehn, durch sie veranlaßt sein.

Ich will dies neue kriterium durch einige beispiele erläutern. Reinmars lieder 160, 6 und 167, 31 haben dieselbe stollenform, z. B.

Daz beste daz ie man gesprách . . . – ′
od iemer mê getúot, – ′ – ′ – ′
dáz hât mich gemachet redelôs. ′ – . . .

gegen Saraus princip, die einzelnen accente hinzuschreiben: ihre dipodische abstufung ist in jeder der sechs strophen verschieden.

Daß ich auf die gestaltung dieser hilfsmittel der transscriptionstechnik so großen wert lege, wird man nicht tadeln. Ich kann mich, wenns nötig sein sollte, auf ein analoges beispiel berufen, auf Krumbachers und Stählins minutiös sorgfältige erörterungen über die editionstechnik. In diesen detailfragen handelt es sich gewiß nicht um kleinkram und äußerlichkeiten, sondern um die möglichst vollkommene ausbildung wissenschaftlich brauchbarer verständigungsmittel. Und nicht nur um diese. Denn jedes gute strophenschema ist zugleich transscription und interpretation. Es dient zunächst zwar dem praktischen gebrauch und der bequemen übersicht, darüber hinaus aber der morphologischen und versgeschichtlichen erkenntnis im einzelnen und ganzen.

Nach 1 steht postcäs. auftakt[1]), nach 2 ist er pausiert. Also darf man in 2 antecäs. unterfüllungspause vermuten: d. h. nicht $\_\,3\,\acute{\_}$, sondern $\_\,4\,\acute{\_}$ (. . . . $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ | $\acute{\_}$ $\acute{\_}$ . . . .). Und wirklich ist diese rhythmisierung die allein richtige. Denn da 1 viertaktig ist, muß 2 — laut $yS + (y-1)\,S = yR + yR$ — ein unterfüllter viertakter sein.

Nun zwei instructive belege aus Walthers liedstrophik. Das schema von 50, 19

Bin ich dir unmære,
des enweiz ich niht: ich minne dich.
einez ist mir swære,
du sihst bî mir hin und über mich.
Daz solt du vermiden:
in mac niht erlîden
solhe lieb ân grôzen schadn:
hilf mir tragn, ich bin ze vil geladn

wird man zunächst wohl als

A I $\grave{\_}\,3\,a\,\_$ | $\acute{\_}\,5\,b\,\acute{\_}$
II $\grave{\_}\,3\,a\,\_$ | $\acute{\_}\,5\,b\,\acute{\_}$
B III $\grave{\_}\,3\,\alpha\,\_$ | $\acute{\_}\,3\,\alpha\,\_$
IV $\acute{\_}\,4\,\beta\,\acute{\_}$ | $\grave{\_}\,5\,\beta\,\acute{\_}$

ansetzen[2]). Aber warum — muß man dann fragen — wird hier, wo die perioden I. II. III synaphisch sind, in IV die senkung nach IV 1, d. h. der postcäs. auftakt von IV 2, pausiert? Antwort: weil an dieser stelle die synaphie schon durch antecäs. unterfüllung in IV 1 zerrissen und postcäs. auftakt also überflüssig ist[3]). Ich schreibe demnach

IV $\acute{\_}\,5\,\beta\,\acute{\_}$ | $\grave{\_}\,5\,\beta\,\acute{\_}$.

Und diese durch das neue kriterium erschlossene antecäs.

[1]) Dieser synaphie entspricht im abgesang von 160, 6

Kund ich mich dar hân gewéndet, . . . $\_\,\acute{\_}\,\_$
dấ manz dick erbót $\acute{\_}\,\_\,\acute{\_}$
mínem lîbe reht als ich ez wolde. $\acute{\_}\,\_$ . . .

In diesem rhythmischen pendant ist der postcäs. auftakt zwischen 1 und 2 durch die senkungssilbe der klingenden cadenz von 1 ersetzt.

[2]) Die anfänge von stollen und abgesang sind nach bekannter art durch protatische auftaktpausen markiert. Zur stollenform vgl. Beitr. 41, 54.

[3]) Sein zweck ist die herstellung der synaphie: auf . . . $\_\,\acute{\_}$ | folgt unmittelbar continuierlich | $\_\,\acute{\_}$ . . . Wenn aber vor der cäsur . . . $\_\,\acute{\_}$ $\grave{\_}$ $\acute{\_}$ statt . . . $\_\,\acute{\_}$ | steht, so kann kein postcäs. auftakt | $\_\,\acute{\_}$ . . hier synaphie hervorbringen.

unterfüllung wird durch zwei andere momente bestätigt. Denn nun erst verstehen wir den aufbau des abgesangs: die erste stollenreihe ist in III verdoppelt, die zweite in IV (mit variation der cadenz in IV 1): aus 3 _ und 5 ´_ wird 3 _ | 3 _ und 5 ´_ | 5 ´_. Und zweitens folgt jetzt auch IV (wie I. II. III) der regel der geraden periodentaktzahl, die in Walthers liedperiodik fast durchweg herrscht, zwar nicht ohne ausnahmen, zu deren, immer speciell bedingter, ansetzung hier jedoch kein grund vorliegt.

Das metrum von Walther 115, 6

Hêrre got, gesegne mich vor sorgen.
daz ich vil wünneclîche lebe.
wil mir ieman sîne fröide borgen,
daz i'm ein ander widergebe?
Die vind ich vil schier ich weiz wol wâ:
wan ich liez ir wunder dâ;
der'ch vil wol mit sinnen
getriuw ein teil gewinnen

sei nun gleich hergesetzt in der form[1])

A	I	⊼ 6 a ´_	_ 4 b ´_
	II	⊼ 6 a ´_	_ 4 b ´_
B	III	⊼ 6 α ´_	⊼ 4 α ´_
	IV	⊼ 4 β ´_	_ 4 β ´_.

Auch hier sind die perioden synaphisch (postcäs. auftakt nach schwerklingender cadenz, d. h. senkung nach hebung) mit ausnahme von III. Da unter diesen umständen die postcäs. auftaktpause antecäs. unterfüllungspause erschließen läßt, ist III 1 nicht _ 5 ´_, sondern _ 6 ´_. Man erkennt dann in der ersten abgesangsperiode den reflex der stollenperiode mit teilweise variierter cadenz; ferner hat jetzt auch III gerade periodentaktzahl. In den vier perioden herrscht die taktzahlproportion $2y : y : (y-2)$, worin y die stollentaktzahl bedeutet (vgl. Beitr. 41, 77).

Mit umkehrung im abgesang lautet diese proportion $2y : (y-2) : y$, z. b. in Wolframs lied II und VIII. Sie findet

[1]) Diesem schema widersprechen 115, 12 und 27 nur scheinbar. Man braucht *vil* und *ge-* nicht zu tilgen (Wilmanns Walth.[2] 475), da *gésiht* im verseingang untadelhaft ist (vgl. Wolframs *daz gébiut ích* Beitr. 41, 102) und *dér ich* > *dér'ch* (wie *durch*) bequem einsilbig gesungen werden kann (mit enklitischem *ich*, vgl. auch *mir'st*).

sich auch in Morungens metrum[1]) 131, 25, das ich hier noch als beispiel für antecäs. unterfüllung anführen will.

Ich bin iemer eine: und niender eine
der grôzen minne, der ich nie wart frî.
wêren nu die huotêr algemeine
toup unde[2]) blint, swenn ich ir wêre bî.
Sô moht ich mîn leit
eteswenne mit gelâz ir künden
unde mich mit rede zuo ir gefründen,
sô wurd ir wunders vil von mir geseit.

Da wegen der postcäs. auftakte die klingenden reihen offenbar als sechstaktig[3]), dann also die ihnen folgenden stumpfen (scheinbar fünfhebigen) als sechstaktig-unterfüllt anzusetzen sind, so lautet das schema:

---

[1]) Über text und interpretation vgl. jetzt Kraus Mor. 23ff., der gleich die erste zeile 131, 25 glänzend hergestellt hat.

[2]) MF. hat gegen das schema *und*. Die auftaktregulierung ist in der, wie Kraus gezeigt hat, arg fehlerhaften überlieferung einigemale entstellt. 132, 5 [*daz*]: aus 4 eingedrungen; aber auch *dúrch got vón mir* ist immer noch sehr hart: in der zweiten vershälfte scheint eine silbe zu fehlen. 132, 8 *sitich unde star*; das doppelte *ein* ist eine hier bes. nahgelegte reminiscenzlesart nach 127, 23 (über reminiscenzlaa. in der Morungenüberlieferung vgl. Kraus 11[4]). 132, 12 *und mîne trûre* (*mîn denken — daz sprechen,* anderseits *mîne trûre — die klage*). 132, 17 *als der eine* mit Kraus. 131, 35 begann ursprünglich *und ir ane sên* und das landläufige *minneclîch* bei *ansehen* dürfte einen kürzern ausdruck verdrängt haben. Die letzte strophe hat uns Kraus wundervoll reconstruiert mit, wie ich meine, evidenter treffsicherheit; 132, 22 *hêt ich liebe, minn enbêr ich wol* fehlt aber auftakt, den ich gewiß richtig durch (*die*) *liebe* ergänze mit sinngemäß prägnantem gegensatz zu *minne*.

[3]) Sie schließen schwerklingend. Nach Kraus 56 sind Morungens klingende cadenzen in der mehrzahl der fälle schwerklingend. Das ist sehr wichtig. Freilich vermag erst eine genaue strophik Morungens zu zeigen, wie weit jener brauch bei ihm ausgedehnt ist. In den nichtdaktylischen liedern ist leichtkl. messung nach Kraus 'ungemein selten'. Er nimmt zwei ausnahmen an: 'ich finde im aufgesang nur 131, 25 und 136, 1' als belege für lk. cadenz. 131, 25 aber ist das hier von mir behandelte lied. Und auch beim zweiten scheint mir schwerkl. cadenz sicher zu sein, nicht lk., wie Kraus meint.

A I = II — 6 a ˋ | — 6 b ′ ⁚
B III — 6 b ′ | — 6 a ˋ
IV — 6 a ⏑̀ | — 6 b ′ ⁚.

III 1 ist nicht unterfüllt! III ist die symmetrische (umgekehrte) entsprechung zu IV: also ist IV 2 sechstaktig (mit unterfüllung), ebenfalls I 2 und II 2, da IV die wiederholung der stollenperiode ist. Mithin steht auch in diesem

A I $\overset{\times}{\times}$ 6 a $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 6 b $\overset{\cdot}{\cdot}$
II $\overset{\times}{\times}$ 6 a $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 6 b $\overset{\cdot}{\cdot}$
B III $\overset{\times}{\times}$ 4 β $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\times}{\times}$ 6 α $\overset{\cdot}{\cdot}$
IV $\overset{\times}{\times}$ 6 α $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 6 β $\overset{\cdot}{\cdot}$.

IV entspricht I/II. Durch protatische auftaktpausen sind, wie im letzten Waltherbeispiel, die periodenanfänge hervorgehoben: innerhalb der perioden waltet synaphie außer in III. Auch hier wird die postcäs. pause in III 2 erklärlich, wenn antecäs. unterfüllung vorangeht. Außerdem entsteht dann auch in III gerade und normal proportionierte periodentaktzahl.

Schließlich Reinmar 189, 5. Ich gebe nur das schema. Das genügt jetzt wohl.

A I $\overset{\cdot}{-}$ 5 a $\overset{\cdot}{-}$ | $\overset{\cdot}{\cdot}$ 7 b $\overset{\cdot}{\cdot}$
II $\overset{\cdot}{-}$ 5 a $\overset{\cdot}{-}$ | $\overset{\cdot}{\cdot}$ 7 b $\overset{\cdot}{\cdot}$
B III $\overset{\times}{\times}$ 6 α $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\times}{\times}$ 6 α $\overset{\cdot}{\cdot}$
IV $\overset{\times}{\times}$ 6 β $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 4 w $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 8 β $\overset{\cdot}{\cdot}$

Daß III 1 nicht 5 $\overset{\cdot}{\cdot}$, sondern 6 $\overset{\cdot}{\cdot}$ ist, ergibt sich aus dem parallelvers III 2, aus der gleichen taktzahl in I II und III und wohl auch aus IV 1. Durchweg gerade periodentaktzahl. Alle perioden sind synaphisch (auftakt nach stumpfer und schwerklingender, kein auftakt nach leichtklingender vorderreihe): nur III nicht, wo vielmehr nach antecäs. unterfüllung auftaktpausierung eintritt.

Meine beobachtung der antecäs. unterfüllung vor postcäs. auftaktpause hat sich, wie ich hoffe, als nützlich erwiesen.

---

lied der zweihebigen, d. h. schwerkl. messung der kl. cadenzen nichts im wege: sie wird durch die synaphie (nach kl. reim postcäs. auftakt) bestätigt und — von III aus — auch durch $yS + (y-1)S = yR + yR$. Anderseits aber ist 142, 26 (daß 142, 19 hinzugehört, hat Kraus 51 f. definitiv gesichert)

A I = II $\overset{\times}{\times}$ 4 a $\overset{\cdot}{-}$ | $\overset{\cdot}{\cdot}$ 6 b $\overset{\cdot}{\cdot}$:
B III $\overset{\cdot}{-}$ 4 α $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 4 w $\overset{\cdot}{\cdot}$ | $\overset{\cdot}{-}$ 6 α $\overset{\cdot}{\cdot}$

nicht mit Kraus zu den liedern zu stellen, die 'solchen reimworten wie *minne* zwei hebungen zuweisen'. Denn postcäs. auftakt nach stumpfer cadenz — aber keiner nach klingender: diese correlate beziehung erweist die zweite silbe des kl. reims als senkung. Man sieht, die probleme sind hier nicht ganz einfach. Um so wertvoller ist, daß Kraus sie angeschnitten hat. Ich habe mich in den letzten fünf jahren mehrfach mit Morungens strophik beschäftigt und alle seine metra oft durchrhythmisiert: aber mir ist vieles noch dunkel.

Natürlich darf man sie nicht mechanisch durchführen. Nicht überall, ja vielleicht in der minderzahl der fälle, ist sie brauchbar und immer müssen zugleich — oder gar in erster linie — die übrigen strophen- und periodenbildenden factoren zur erklärung einer antecäs. auftaktpause herangezogen werden[1]). Doch davon genug diesmal. Ich will jetzt nur noch ein gegenstück zu der hier angewandten methode folgen lassen.

Bei ihr war die fragestellung: warum hat ein in den übrigen perioden synaphisches lied an einer bestimmten stelle

---

[1]) Eine in der mhd. strophik recht häufige structur hat z. b. der ton II des Hermann d. Damen:

A I = II $\times$ 4 a – | ´ 4 b ´ :,
B III – 4 α ´ | $\times$ 4 w – | ´ 4 α ´.

Hier darf natürlich nicht in III 1 wegen der folgenden auftaktpause unterfüllung angesetzt werden. Die pause erklärt sich vielmehr daraus, daß III 2 + 3 die wiederholung der auftaktlosen stollenform sind und daß III 1, mit III 3 reimend, stumpf sein muß. Aber warum hat III 1 auftakt erhalten? Es fehlt noch viel daran, daß die metrik in diesen feinen fragen der technik wirklich probleme erkennt: meist geht man ahnungslos an ihnen vorbei. Die strophen wollen laut gelesen werden: dann wird akustisch deutlich, daß der vom rhythmus des aufgesangs abbiegende auftakt den beginn eines neuen strophenteils, des abgesangs, hervorhebt. Über Herm. d. D. haben wir gleichzeitig zwei monographien erhalten von Onnes (De gedichten van H. d. D. proefschrift Groningen 1913) und Schlupkoten (H. D. diss. [teildruck] Marburg 1913; vollständig für die Germanist. abh. angekündigt). Text und apparat sind bei Sch. verständiger angelegt als bei O. Auf Hermanns strophik (O. s. 34 ff.) werde ich zurückkommen, wenn Sch.s fortsetzung und schluß, darin ein abschnitt über den bau der gedichte, erschienen sein werden. Hoffentlich wird Sch. sich in der strophik auf anderer bahn bewegen als etwa Juethe bei Hiltb. v. Schwangau (Germanist. abh. 44), der den strophenbau der alternierenden metra ganz oberflächlich darstellt, während in Brodts Sigehermonographie (Germanist. abh. 42) die vergleichenden seitenblicke auf verwandte formen anderer dichter wenigstens als versuch einer historischen strophik förderlich sind. Im text des zweiten gedichts des Herm. d. D. — trotz Schlupkoten s. 3 wird er für uns auch weiterhin 'der Damen' heißen, wie sein eigener vers im leich und Frauenlob ihn nennen — bin ich Sch. 34 f. gefolgt, z. 20 ist *ich wunsché dazs an dem líbe* zu scandieren, 21 hat nur scheinbar auftakt (elision in der cäsur *líbę und án*). Im schema bei Onnes 53 fehlt der protatische auftakt der abgesangperiode. Willkürlich ist in der melodietransscription ebd. 131 die ansetzung einer ganztaktigen pause am stollenschluß, wodurch die *b*-reihen, die zweifellos – 4 ´ sind, unterfüllte fünftakter (– 5 ´) werden. Vgl. auch Beitr. 42, 450 anm.

postcäs. auftaktpause? Jetzt umgekehrt: ist es richtig, daß in Walthers ton 56, 14[1]), der asynaphisch ist, zeile 5 und 6 synaphisch verbunden sind?

Tiusche man sint wol gezogn,
reht als engel sint diu wîp getân.
swer si schilt, derst gar betrogn:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komn in unser lant: dâst wünne vil.
lange müez ich lebn dar inne!

Soll man hier etwa der übrigen asynaphie wegen — nach stumpfer cadenz stets auftaktpause — *minnè* scandieren, mithin zeile 5 und 6 als $\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,4\,\alpha\,\underline{\;}\;|\;\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,4\,\beta\,\underline{\;}$ ansetzen? Gewiß nicht. Vielmehr sind 5 und 6 zu einer einzigen reihe mit binnenreim zu vereinen (vgl. bereits Lachmann Ausw. 1820, 190 f.).

Tugent und reine *minne*, swer die suochen vil,
der sol komn in unser lant: dâst wünne vil.
lange müez ich lebn dar inne!

Und nun betrachte man das schema[2]):

A I $\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,4\,\mathrm{a}\,\underline{\;}\;|\;\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,6\,\mathrm{b}\,\underline{\;}$
II $\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,4\,\mathrm{a}\,\underline{\;}\;|\;\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,6\,\mathrm{b}\,\underline{\;}$
B III $\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,3\,\alpha\,\underline{\;}$, $\underline{\;}\,3\,\beta\,\underline{\;}\;|\;\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,6\,\beta\,\underline{\;}\;|\;\overset{\times}{\underset{\times}{}}\,4\,\alpha\,\underline{\;}$.

Es bestätigt meine ansetzung: III 1 ist rhythmisch gleich III 2! Und die auffälligen dreitakter, deren existenz aus dem metrum nicht verständlich wird, sind jetzt beseitigt: auf- und abgesang bestehen nur aus vier- und sechstaktern! Auf diese weise[3]) wird der aufbau der form organisch klar und die asynaphie ist nun an keiner stelle verletzt.

[1]) Die complicierte textgeschichte des lieds zu entwickeln, ist hier nicht der ort. Vgl. Wallner Beitr. 35, 197 ff. Er hat richtig erkannt, daß A und C zwei metrisch verschiedene redactionen repräsentieren. Aber C ist nicht die ursprüngliche. Beide fassungen — I im metrum A und fünfstrophig, II im metrum C und sechsstrophig — stammen von Walther selbst.

[2]) Das gesetz der geraden stollentaktzahl zeigt, daß *b* nicht $\underline{\;}\,5\,\underline{\;}$, sondern $\underline{\;}\,6\,\overset{\times}{\underline{\;}}$ ist. Dazu stimmt ja auch III 2 (und III 1).

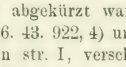
[3]) Man beachte übrigens, daß zeile 5 und 6 meist auch syntaktisch eng verbunden sind.

7. Walther 39, 11.

Wo stecken die daktylen? Etwa im refrain *tandaradai*[1])? Aber den soll man nicht hastig tänzelnd und hart abreißend überstürzen, nicht in stilwidrigem gegensatz zum klaren, voll und ebenmäßig abgetönten rhythmus des ganzen lieds, zumal der beiden nachbarverse, als ´ ◡ ◡ ´ scandieren. Sporadische zweitakter dürfen eben nie, das wird auch hier wieder offenbar, ohne zwingende notwendigkeit angesetzt werden[2]). Ein solcher

[1]) Diese form, nicht die mit *-ei* in den ausgaben, hat als überliefert zu gelten. Denn so schreiben B und C übereinstimmend, also auf grund der quelle *BC, in der anfangsstrophe, während sie in den drei andern auf verschiedene weise ändern: B *tandaraidai* und C *tandaradei* (daß Pfaff den C-text des lieds richtig abgedruckt hat, kann ich auf grund einer revision versichern, für die ich Braune dankbar bin; ich selbst habe dann noch in Berlin die phototypische ausgabe der hs. verglichen). In B stammen der schluß der str. I und die str. II von anderer hand als der übrige text: entweder hat also der schreiber von III/IV denselben fehler gemacht wie jener, der ihn für kurze zeit ablöste, in str. II (weil ihnen beiden die singvariante *-aidai* geläufiger war als *-adai*) oder aber — und dies wird wohl richtig sein — das einheitliche *-aidai* in II bis IV stand bereits in ihrer unmittelbaren vorlage, der in B benutzten copie der sammlung *BC. Daß B und C die gemeinsame, ihnen durch *BC überlieferte schreibung mit *-ai* nur in str. I zeigen, beruht offenbar darauf, daß *BC den refrain bloß bei seinem ersten vorkommen voll ausgeschrieben hatte, während er in str. II bis IV als *tā* oder ähnlich abgekürzt war (vgl. dazu C ed. Pfaff 201, 40—43. 202, 8. 18 f. oder 921, 36. 43. 922, 4) und dies nun von B und C, ohne rücksicht auf das wortbild in str. I, verschieden aufgelöst wurde. Und zwar war diese abkürzung in *BC sehr knapp: im letzten *tandaradei* in C ist *t* aus *d* gebessert und das nächste wort ist *dc* (= *daz*), d. h. der schreiber hat die winzige abkürzung zunächst ganz übersehen und gleich zum *d* von *dc* angesetzt; ebender fehler geschah in str. III in B, wo vor *tandaraidai merken* bereits *merk* geschrieben und getilgt ist.

[2]) Über zweitakter vgl. Saran Versl. 272 (und die schemata meiner Wolframstrophik Beitr. 41). 1898 rhythmisierte er Beitr. 24, 83 den refrain *tandaradai* als ´ – ´ –, 1904 im Rhythmus d. franz. verses 139, wo in der anm. ´ ◡ ◡ ´ erwogen, aber als 'etwas eilig' abgelehnt ward, als ´ ◡ – ◡, d. h.



ebenso schließlich 1907 in der Versl. 289. In dieser letzten scansion, wo ´ ◡ – ◡ principiell gleich ´ ◡ – ´ ◡ ist, wird der refrain unterfüllt (× 4 ´): warum? Auch für diesen fall gilt das in der übernächsten anmerkung gesagte.

klang- nicht wortrefrain gewinnt erst in musikalisch wirksamer ausgestaltung innere stimmung und schönheit — hier hat er vier töne, vorangeht ein viertakter, ihm folgt ein viertakter — also

vór	dem	wáld	in	eí-	nem	tál	~
tán	~	dá	~	rá	~	daí	~
schṓ-	ne	sánc	diu	náh-	te-	gál	~

Dies *tándárádaí* (⏑́ ⏑́ ⏑́ ⏑́ ⏑́) sieht graphisch wohl schwerfällig aus, aber man möge es einmal singen: schon in geringer tonbewegung und -abstufung erhebt es sich zu rhythmisch-melodischem leben und schweben.

Durchweg einsilbige taktfüllung im refrain eines sonst stets oder meist alternierenden liedmetrums ist bereits durch das früheste beispiel deutscher refrainstrophik belegt, durchs ahd. Petruslied, dessen *Kýrjé‿eleýsón* und *Chrísté‿eleýsón* vier neumen, d. h. vier einsilbige takte haben[1]). Im refrain der Kölbigker tanzballade des 11. jh.'s, die uns erst durch Edw. Schröders glücklichen griff wieder ans tageslicht kam, *quid stamus?* und *cur non imus?*, wo offenbar formen von *stân* und *gân* reimten, scheint jede der beiden reihen so kurz gewesen zu sein, daß vielleicht auch hier einsilbige taktfüllung angenommen werden darf. Sicher ist sie im refrain *sṓ hṓh ṓ-wî* bei Dietmar 38, 32[2]). Ebenso ist wohl der refrain des Melker Marienlieds als *Sánctá Márjá* zu rhythmisieren. Vgl. ferner das, wie die folgenden

[1]) Habermann Ahd. reimgedichte 29⁴ hat diesen musikrhythmischen befund nicht leugnen können. Aber durch die allgewaltige sprachmelodie glaubt er sich gezwungen, die erste reihe sieben- und die zweite reihe sechssilbig zu lesen (ebenso Saran Versl. 256). So setzt er sich ohne grazie zwischen zwei stühle: 'textdichter und componist gehen also' — wirklich also? — 'verschiedene wege'. Diese resignation mag ihm bequem sein, andere werden solchen mißbrauch der notbremse nicht mitmachen. Recht lustig ist übrigens zu sehen, wie er die neumierung, wo sie in seinen eigenen kram paßt, als vollgiltigen beweispunkt verehrt (ebd. anm. 2 und 3).

[2]) Romain Beitr. 37, 393 (vgl. 394) rhythmisiert freilich ⏑́ ′ — ⏑́ ⏑́. Da haben wir wieder das beliebige und überflüssige herumwirtschaften mit unterfüllten reihen, deren ansetzung vielmehr auf die notwendigen und wirklich erweisbaren fälle beschränkt sein sollte. Mir genügt, daß auch Romain in jenem refrain — ebenso Saran in *tandaradai* — vier takte anerkennt. Da ihnen vier silben entsprechen, kann vorurteilsfreier betrachtuug die naturgemäße art der scansion nicht zweifelhaft sein, während in Romains schema die sprachmelodischen theorien willkürlich hineinzuspielen scheinen.

reihen lehren, viertaktige *ôwé* (etwa *ó-ó-wé-é*) als refrain in Morungens[1]) lied 127, 34 (s. auch Burdach RuW. 99) und bei Hohenfels XI den refrain

vröud ~ únd ~ vrí- ~ heit ~
ist der wérl- te vûr- ge- leit ~ .

Hierher ist wohl auch die erste refrainzeile in Steinmars VII. lied zu stellen, *wárt úmbé dích*. Jedesfalls zeigen diese von mir ohne systematisches suchen zusammengebrachten beispiele, daß im refrain gern das rhythmisch ausdrucksvolle mittel einsilbiger taktfüllung angewandt wird: *tándáradái* ist also ganz normal[2]).

[1]) Sein tagelied, dessen metrum durchweg aus synaphischen dreitaktern besteht, hat einen dreisilbigen, also gewiß ebenfalls dreitaktigen refrain (mit einsilbiger taktfüllung), *dô tágtë'z*. Außerdem steht vor jeder strophe *ôwê*, d. h. wohl *ó-ó-wé* oder eher *ó-wé-é*.

[2]) Das rhythmische gegenstück ist etwa Neidharts *tranuruetum tranuriruntundeie* (3, 1): im zweiten teil dieses refrains sind alle takte zweisilbig, *tránúriríúntundeie*. Im ersten scheint nur die senkung in der mitte des verses ausgefüllt zu sein, *tránúrétúm*, also ein umgekehrtes pendant zu der durch Kürenb. und Nib. bekannten scansion ( ) ´ – ˘ ´ – ˘. Übrigens ist dieser ganze refrain offenbar als klangwiedergabe instrumentaler musik gemeint und gewiß ebenso das *tandaradai*, das man freilich meist als zwischenklingenden sang der nachtigall zu deuten pflegt. Das soll wohl stimmungsvoll sein. Aber wer jemals eine nachtigall gehört hat, weiß, daß Walther hier nicht vogelstimmenimitator sein will, wie etwa Aristophanes in den zwitschernden lockrufen seiner berühmtesten komödie.

In Carm. Bur. 125 hat *lodircundeie lodircundeie* (vgl. ebd. *flós in amóre spírat odóre*) den rhythmus ´ ˘ ˘ ´ – ´ ˘ ˘ ´ –, offenbar entstanden aus verdopplung der rhythmischen adonierclausel.

Ob Walther sein *tandaradai* aus volkstümlicher tanzstrophik hat oder aus der lateinischen lyrik, ist nicht sicher zu entscheiden. Mir ist aber die zweite herleitung weit wahrscheinlicher, da Walthers sehr fein gezeichnete naturscenerie ohne die voraussetzung der erst durch die vaganten künstlerisch gefestigten technik derartiger motive nicht gut denkbar ist. Das gilt auch für *Mugt ir schouwen*, das ganz mittellateinisch klingt, und *Uns hât der winter*: und ich erinnre daran, daß in beiden das metrum copie aus dem mittellatein ist. In *Dô der sumer komen was* ist es gut deutsch: aber das naturleben ist auch hier echt mittellateinisch stilisiert, nicht ohne ovidischen einschlag. Vgl. Wilmanns Walth.[4] 1, 219 f. und anm. IV 1: 'die lateinischen dichter des mittelalters waren in der schilderung des naturlebens vorangegangen'. Aber eins ist nicht zu vergessen: jene Walther-lieder gehören in seine Meißner zeit, aus der befruchtung durch Morungens

Doch nun komme ich zum eigentlichen stein des anstoßes, zum metrum der stollen. Das ist vielumstritten und doch nicht völlig ins reine gebracht. Mit triolen und schwebender betonung, mit daktylen und iamben, mit archaisierender rhythmik, mit synkopierten senkungen[1]) und zweisilbigen auftakten hat

starkes und klares naturgefühl erwächst Walthers lebendig geschautes naturbild. Daß es eine dritte quelle (oder vielmehr eine vierte: denn die natur wird von Walther nicht nur literarisch erfaßt, sondern auch persönlich erlebt) in der volkslyrik hat, ist möglich. Ich glaube nicht recht daran. Sicher ist es nicht bewußt aus ihr geschöpft: Walther ist nicht Neidhart. Der unhöfischen lebensart und poesie des volks steht er ablehnend gegenüber, bes. später (64, 31. 124, 25), aber auch schon in Meißen (51, 23f.) und natürlich als Reinmarianer in Wien. Man sollte aufhören, von Walthers 'volksmäßiger lyrik' zu sprechen. Mir scheint 'Meißner stil' angemessen. Natürlich bedarf das 'volksmäßige' element in Walthers lied- und spruchdichtung verschiedener beurteilung. — Über 'die schilderung der natur im deutschen minnesang und im älteren deutschen volkslied' handelt Stoecklins diss. (teildruck) Basel 1913, 'die poetische ausdrucksweise des volksliedes' im natureingang als 'die directe fortsetzung des minnesanges' erkennend (s. 125). 'Die weitere frage, ob der minnesang auch seinerseits gewisse schon im ältesten volkslied ausgebildete motive sich zu eigen gemacht habe, soll das letzte [noch nicht erschienene] capitel entscheiden.' Bei dieser von mir hier gestreiften problemstellung wird wohl auch auf Walther einiges licht fallen. Ich glaube aber nicht, daß meine auffassung wesentliche correcturen erfahren wird. Übrigens sollte man nicht so generell vom minnesang schlechthin sprechen: auch in diesem punkt kommt es auf die verschiedenen individualitäten an. — Verspätet wird mir soeben erst während der correctur Ganzenmüllers vortreffliches buch über 'Das naturgefühl im mittelalter' bekannt (Beitr. z. cultugesch. d. mittelalt. u. d. renaiss. 18 1914). In überzeugender weise wird da gezeigt, daß die naturerfassung des romanischen und deutschen minnesangs nicht volkstümlicher, sondern literarischer überlieferung entstammt und im geist der mittellateinischen cultur wurzelt (vgl. cap. 10 und 11). Aber dieser zusammenhang ist ohne einseitigkeit dargelegt: Walthers eigenkräftiges naturempfinden kommt zu reicher geltung. Literarhistorisch am wichtigsten ist jedesfalls der nachweis, daß schon die naturbetrachtung der ältesten minnesänger, Dietmars und der früheren, nichts besonderes hat gegenüber den mlat. und prov. naturschilderungen (das betrifft z. b. die natureingänge, die parallele und antithetische naturempfindung usw.): die herleitung aus dem sog. 'volkstümlichen' erscheint auch hier als circulus vitiosus.

[1]) So lehrt jetzt wohl die vulgata: Paul[4] nr. 14 und Wilmanns textausg.[2] nr. 70; auch mich hat sie noch Beitr. 41, 92 anm. verführt. Richtig aber und wertvoll ist ihre unbemäntelte einsicht, daß verse wie *dâ wart ich enpfangen,* nämlich die meisten stollenanfänge, rechtschaffene dreitakter sind, alternierend ' – ' – ' –. Bei Hermann Michel freilich

man den stollen zu leib gehen wollen und dabei, wie mir scheint, die ganze frage schwieriger gemacht, als sie ist.

(Pfeiffer-Bartsch[7] nr. 9) steht immer noch *dâ wárt ich enpfángen*: man habe in diesem lied 'unverkennbar wesentlich daktylischen rhythmus'. Solche redensarten sind schlechthin unfug. Wer mit diesem buch sein Waltherstudium beginnt (und dafür scheint es auch jetzt noch bestimmt zu sein), wird es nie ohne schaden benutzen.

Über senkungssynkope oder einsilbige taktfüllung bei Walther vgl. Wilmanns Walth.[4] 1, 326. 340 m. anm. V 110. 143. Die frage ist nicht ganz einfach. Ich beschränke mich hier aufs notwendigste und auf teilweise bekanntes. Abzusondern sind zunächst die fälle, in denen die senkungssynkopen gesetzmäßig zum metrischen schema gehören, in jeder strophe an derselben stelle wiederkehren: also *tándárádaí*, ferner XV 1, worüber ich gleich handeln werde (s. 73f.), und 110, 27

A I = II ⊼ 4 a – | ⏊ 4 b ⏊:
B III ⊼ 3 α ⏊, ⏊ 3 α ⏊ | ⊼ 6 α ⏊,

wo die beiden dreier zu einem binnengereimten sechstakter mit einsilbigem 3. takt zu verbinden sind (über diesen verstypus ⏊ – ⏊ – ⏊ ⏊ – ⏊ – ⏊ vgl. Beitr. 41, 94[1]), z. b.

si verirrent *mích* únd versûment sich:
wess ich waz si wolten, daz sung ich;

über XIII 10 s. unten s. 86 f.

Anderer beurteilung unterstehn die gelegentlichen senkungssynkopen, deren vereinzeltes auftreten ebensowenig wie etwa die weit häufigere auflösung ⏊ > ⏑́ ⏑ ein principielles element des consequent durchgeführten schemas ist. Das territorium solcher synkopen ist die spruchstrophik. Doch sollte man sie auch in dieser mit möglichster zurückhaltung ansetzen, eben nur da, wo sie klar erwiesen sind. Also nicht in *Dieterich, vollemezzen, Laterân, herzeichen*, das durch Edw. Schröders *hêrren zeichen* einfach und evident verbessert ist; und da 32, 31 *Kerndenære* oder *Kerendære* überliefert ist, darf 32, 17 nicht *Kerndæres* geschrieben werden: das scheint selbstverständlich, und doch steht dies nicht nur bei Paul, sondern auch bei Wilmanns (trotz gr. ausg.[2] 47); auch *Gêrbrehte* ist wohl ohne synkope lesbar. Es bleiben also nur einmal *mérkǽre* und viermal *lántgrā́ve*.

Nun zu den liedern. In ihnen vermag ich die gelegentlichen synkopen nur im tagelied anzuerkennen. In diesem text sind von vornherein auszuscheiden 89, 35 *der wahtære diu tageliet*, wo wegen der vom metrum verlangten schwerklingenden waise *diu tágęliet* (ebenso 165, 4 scandiert) *dèr wahtǽrè* zu lesen ist (vgl. auch Wilmanns' anm.) und 89, 39 *ouwḗ des úrloùbès*, was als *oúwê dès urloúbès* scandiert sprachlich und metrisch — dies lied hat auftaktpausen — ebenso richtig ist. Aber in den übrigen drei (nicht zwei) fällen dürften die senkungssynkopen sicher sein. Man pflegt sie wohl durch den metrischen stil des tagelieds zu erklären, durch die altertümlich freie rhythmik seiner volksepischen versart (Nibelungenzeilen). Das ist nicht unrichtig: darin liegt der grund, warum Walther

Außerdem bleiben trotz der mannigfaltigkeit dieser erklärungsarten immer noch hindernisse und unregelmäßigkeiten übrig.

ihnen diesmal nicht aus dem weg ging — dadurch sind sie gerechtfertigt, aber nicht etwa veranlaßt. Hätte er wirklich durch synkopen den verstechnischen stil dieses liedes charakterisieren wollen, dann hätte er schwerlich sie so sporadisch angewandt und vor allem nicht in besonderer beschränkung auf éine einzige vocabel. Die eigentliche ursache ihres auftretens ist nämlich, wie bei *lántgrâve*, sprachlicher natur, beruht im wortmaterial: die drei stellen lauten 88, 21 *friundînne min*. 89, 21 *vil liebiu friundînne*. 88, 9 *friuntlîchen lac*. Man sieht, die im alternierenden rhythmus unbequeme, aber in Walthers tagelied, wie es scheint, unentbehrliche vocabel *friundînne* resp. *friuntlîchen* ist die wirkliche, innere oder richtiger äußere veranlassung der senkungssynkopen, nicht die tendenz metrischer stilisierung. Das wird noch deutlicher, wenn man bemerkt, wie Walther im lied 63, 8 die rhythmische schwierigkeit desselben worts *friundînne* auf andere weise umgeht (das adj. kommt nur im tagelied vor, sonst bloß noch *friunt*. *friunde*[*s.* -*n*], *ich friunde* und der nominativ *friuntschaft*): er setzt es elidierend vor vocalischen anlaut. 63, 20 *friundinnę unde frouwen in einer wæte*, 31 *sô sî friundinnę unde frouwe mîn*. deshalb ist 24 *friundinnę* [*daz*] *ist ein sûezez wort* nicht *dast* zu schreiben, sondern *daz* zu tilgen (vgl. auch die laa.). In *friundînne mîn* tritt der accent der zweiten silbe kräftig hervor, weil die geringer betonte senkung folgt, während er in *friundînn ist* vor einer hebung türs rhythmische empfinden abgeschwächt ist: vgl. *im wéltrîche Cæsars* und *im wéltreich eines Cæsar*. Man sieht übrigens, daß dies gedicht 63, 8 jünger ist als das tagelied, in dem Walther *friundînne* noch nicht in dem sonst durchweg alternierenden metrum unterzubringen weiß.

Doch zurück zu den gelegentlichen senkungssynkopen. Sie kommen, wie gesagt, eben nur im tagelied vor, in andern liedern niemals. Keiner der versuche, sie an einzelnen stellen anzusetzen, kann als methodisch haltbar angesehen werden: nirgendwo ist ihre einführung notwendig und evident erwiesen. Ein fall wie 101, 22 *ich wil ze hereberge varn* zeigt zur genüge die unsichere basis derartiger hypothesen. Übrigens sind bei diesem wort die meisten Waltherausgaben, auch die von Wilmanns und Paul, merkwürdig inconsequent: an jener stelle schreiben sie *herberge*. 31, 26 aber *hereberge*! nur Pfeiffer-Bartsch hat dort wie hier richtig *hereberge*. In den Beitr. 40, 216 hat Braune für 94, 33 *und der líp sólte* (ebenso Simrock) und 95, 7 *sô wær ez ir súontâc* plädiert: 'in dem aus echt deutschen viertaktern bestehenden liede ist, ähnlich wie in den sprüchen, einsilbiger takt stilgemäß'. Demgegenüber muß zunächst die principielle strenge scheidung von lied- und spruchrhythmik betont werden (vgl. im allgemeinen Roethe Reinm. v. Zw. 378 und speciell Wilmanns' einltg., auch Beitr. 41, 76. 42, 418[4]). Dann aber sind die senkungssynkopen nicht einmal in den sprüchen aus der absicht metrischer stilisierung erklärbar. Eher hätte ich einen hinweis auf die stilart des tagelieds erwartet: doch auch dieser wäre

Ein in allen einzelheiten für jede der vier strophen giltiges, in ihnen conform und einheitlich durchgeführtes stollenmetrum ist nicht erreicht worden. Ich will versuchen, ohne jene experimente auszukommen, und diese form einfach ebenso behandeln, wie wir es sonst bei mhd. strophen zu tun pflegen. Das dürfte methodisch selbstverständlich sein. Und ferner: obwohl zwar die metrik aus ihrer durch den werdegang der deutschen philologie notwendig bedingten, aber unselbständigen stellung als hilfswissenschaft, als dienstmagd der textkritik befreit ist, muß doch immer wieder (Beitr. 41, 88[3]) der enge und heilsame, von Pfannmüller in seiner polemik gegen Kraus

wie sich gezeigt hat, nicht berechtigt. Braunes vertiefung in die textgeschichte der lieder 42, 15. 43, 9 (Beitr. 41, 189. 42, 123. 134) glaube ich als sachlich ergebnisreichen, methodisch feinen fortschritt unsrer minnesangkritik bezeichnen zu dürfen: aber im lied 94, 11 — seine überlieferungsgeschichte und die von 56, 14 (ob. s. 64[1]) werde ich bei nächster gelegenheit behandeln — sind jene beiden senkungssynkopen textgeschichtlich nicht erweisbar. Ich würde vielmehr, wenn nur *suontac* A und *endes tac* C überliefert wären, aus diesen varianten als ursprüngliche lesart *suonestac* erschließen: und dies postulat ist ja direct durch *suonestac* U handschriftlich bestätigt (vgl. auch Jen. ldhs. 1, 118[a] str. 41 und dazu Walth. 67, 17). Daß also Kraus dies in den text setzte, war die notwendige consequenz der metrisch und überlieferungsgemäß gegebenen recensio. Ebenso halte ich Wackernagels von Bartsch acceptierte herstellung — man sollte nicht 'conjectur' sagen wie Braune und Victor Michels (bei Wilmanns Walth.[4] 1 anm. V 143) — *und der lîp hie solte* für richtig und selbstverständlich. Ein gemeinsamer fehler der hss. ist dabei nicht zu construieren (anders Michels). In U *unt er lîp solte* ist *hie* einfach ausgefallen (wie etwa *der* in 94, 22). A empfand, in analogie zu 31 *wie mîn sêle wære*, durch akustisch-syntaktische association *hie* als *wie* und schrieb es demgemäß hinter *und*. In C endlich ist *hie* bewahrt! aber der ganze text ist, gemäß dem wesen dieser aus mündlicher tradition stammenden fassung, durcheinander geraten und entstellt: *und doch der lîp solte hie leben* (statt *gebären*). Das *hie* ist inhaltlich (und metrisch) so vortrefflich, daß es nicht erst von der kunstlosen und nachlässigen überlieferung C erfunden sein dürfte. Und von dem methodischen standpunkt ausgehend, daß bei jeder variierenden überlieferung eines liedverses zunächst zu untersuchen ist, ob ihre textgeschichtliche interpretation ohne die unsichere und exceptionell willkürliche voraussetzung singulärer senkungssynkopen auszukommen vermag: von diesem kriterium aus muß man, da der von Lachmann und andern herausgebern befolgte A-text mit Braune abzulehnen ist, *und der lîp hie solte* als ursprüngliche lesart anerkennen und anderseits den nur in einer quelle überlieferten stellen *ândèr der linden* und *ich kâm gegangen* mit dem schärfsten mißtrauen entgegentreten

übersehene zusammenhang zwischen beiden disciplinen betont und gefordert werden. Wohin unmetrische textkritik führt (wenn man dann überhaupt noch von kritik reden darf), haben wir ja an Wolframs und Walthers liedern mit erschreckender deutlichkeit erlebt. Textkritische postulate aus metrischer beobachtung sind, wie mir scheint, nicht todesurteile gegen diese metrik, sondern zeugnisse ihrer gesunden lebenskraft — womit ich aber ebenso wenig wie Kraus einem üppigen und willkürlichen herumconjicieren den weg ebnen will (vgl. auch Krumbacher Miscellen zu Romanos s. V in den Abh. d. Bayr. akad. 24, 3).

Zunächst muß man erkennen, daß die beiden kurzen zeilen, mit denen der stollen beginnt, nicht zwei selbständige verse sind, sondern sich zu einer einzigen reihe mit binnenreim zusammenschließen[1]). Also nicht

Dô het er gemachet
alsô rîche . . .,

sondern

Dố het ér ge*máchet* álsô ríchè
von blúomen eíne béttestát.
dés wirt nóch ge*láchet* ínneclíchè,
kumt íemen án daz sélbe pfát.

⊼ ́ · –́ – –́ –, –́ – –́ –̀ | ⏑ –́ – –́ – –́ – –́

d. h. ⊼ 6 –̀ | – 4 –́ [2]).

genauer ⊼ 3 a[1] ⏑, –́ 3 a –̀ | – 4 b –́.

[1]) So auch nach Sarans schema (vgl. die oben s. 65[2] angeführten stellen). Aber er rhythmisiert die ganze binnenreimreihe als leichtklingenden viertakter. Dann wird ihr metrum arg regellos. Der auftakt ist fünfmal einsilbig, einmal dagegen pausiert, zweimal wiederum zweisilbig und ebenso die erste senkung teils ein- teils zweisilbig! Damit sollen wir uns in diesem Waltherlied wirklich abfinden und zufrieden geben? Saran nennt das 'archaisierende' rhythmik — zur kritik dieses begriffs vgl. für die epik Pfannmüller Beitr. 40, 374. 379f. 381 — und läßt unerklärt, warum sie im ganzen lied auf den ersten auftakt und die erste senkung jeder strophe beschränkt bleibt. — Übrigens druckte bereits Lachmann Auswahl 1820, 184 die verse a^1 und a, beide mit majuskel beginnend, als 1 zeile. Ob er damit binnenreim bezeichnen wollte, ist freilich nicht ganz sicher, da er auch in 186f. *Vil süeze wære minne* immer zwei verse in 1 zeile setzte. Dagegen scheint Uhland Walth. 1822, 70 den binnenreim klar erfaßt zu haben, der dann bis auf Saran unerkannt blieb.

[2]) Warum ich ⊼ 6 –̀ | – 4 –́ und nicht ⊼ 5 ⏑ , ⏑ 5 –́ schreibe, ist wohl klar. Die durchbrechung der synaphie im abgesang ist durch den eigenartigen refrain hinreichend erklärt.

Die berechtigung zur ansetzung des binnenreims kann nicht bezweifelt werden: in dieser form möge man sich einmal die vier aufgesänge vorlesen. Doch damit nicht genug. Hier ist eine wirksamere probe aufs exempel möglich. Wir besitzen nämlich bei Walther jene stollenform noch einmal — ohne binnenreim! Im lied 115, 6 (vgl. oben s. 60)

Hérre gót, geségne mich vor sórgèn.
daz ích vil wúnneclíche lébe.
wíl mir íeman síne fróide bórgèn,
daz í'm ein ánder wider gébe?

Also ebenfalls $\times 6 \overset{\cdot}{\cdot} \mid \_ 4\,b \overset{\cdot}{\cdot}$ [1]). Nur der binnenreim unterscheidet jenen und diesen stollen und man erkennt daraus die chronologie 115, 6—39, 11: das eine stollenmetrum beruht auf dem andern, entstand aus ihm durch einführung eines klingenden binnenreims in reihe *a*. Denkbar wäre auch, daß er in reihe *b* gesetzt wird: wirklich hat Walther das getan und wir können auch dies noch nachweisen. Im lied XV, 1[2]) ist die zweite stollenreihe

$\_ \_ \_ \_ \_ \_ \_ \_$

als binnengereimtes Bartschianum[3]) behandelt:

$\_ \_ \_ \_, \_ \_ \_$.

Die periodenform der stollen ist gleich der von 115, 6 und 39, 11; nur das reimschema $a \mid b \parallel a \mid b$ resp. $a^1 a \mid b \parallel a^1 a \mid b$ ist zu $a \mid bb \parallel a \mid cc$ modificiert. Der aufgesang der str. 1 lautet:

[1]) Bei Reinmar 169, 9 erscheint dieselbe stollenform asynaphisch als $\times 6 a \overset{\cdot}{\cdot} \times 4 b \overset{\cdot}{\cdot}$. Daß dies schema richtig ist und nicht etwa $\times 5 a \_ \overset{\cdot}{\cdot} 5 b \overset{\cdot}{\cdot}$. erweist der abgesang $\times 4 a \overset{\cdot}{\cdot} \mid \times 6 a \overset{\cdot}{\cdot}$.

[2]) Dies ist ein sehr feines und pointenscharfes gedicht. Ganz waltherisch. Aber freilich muß man einsehen, was es will. Das zu zeigen, ist hier nicht der ort. Gegen seine echtheit spricht weder die überlieferung (in E) noch der versschluß *dáz lob ích* (der ist prächtig declamiert: die antithese geht zwischen 'sie' fem. sing. und 'sie' masc. pl. und 'ich' hin und her). Der text ist arg verderbt, gut hergestellt nur bei Wackernagel 199 (diese laa. stehn bei Wilmanns ausg.[2] 479 nr. XXI), wo aber nicht binnenreim angesetzt ist. Die vierte strophe darf nicht abgetrennt werden.

[3]) Vgl. Beitr. 41, 94[1] (wo der accent von *der* auf *dír* zu setzen ist.. Das Licht.-beispiel ebd. 107[2] (wo es 'aus zwei je zehntaktigen perioden' heißen muß) ist unsicher, die letzte reihe kann nicht $\_ 3 \_$ (nach 4 ′) sein. Ich werde die anwendung des Bartschianum in der mhd. strophik gelegentlich durch einiges material erläutern.

Já waz wírt der kleínen vógelínè?
der kálte sné — tuót in wé.
dáz sint nú die meiste swære mínè.
mirn fűege gót — sólhen spót.

Diese drei lieder 115, 6. 39, 11. XV, 1 gehören also zu einer stollensippe zusammen.

Jener form

$$\text{x} \;/\; - \; / \; - \; / \; - \; / \; - \;,\; / \; - \; / \; - \; / \; - \; | \; / \; - \; / \; - \; / \; - \; / \; - \; / \; - \; / \; -$$

fügen sich von den acht stollen des lieds 39, 11 ohne weiteres sechs! — nämlich auch

dá mugt ír noch vínden schône beidè.

wo die hs. C, deren text nicht fehlerfrei ist (39, 26), das in B bewahrte *noch* ausgelassen hat[1]). So bleiben bloß zwei isolierte ausnahmen:

únder der linden án der heidè

und — wieder in anderm rhythmus —

. . ich kám gegángen zúo der oúwè.

Das metrum verlangt eine hebung mehr. Oder will man etwa diesen versen nun wirklich eine im ganzen lied vereinzelte und durch nichts gerechtfertigte, hier völlig irreguläre und formwidrige rhythmisierung aufzwingen? während Walther doch in allen übrigen versen, vom refrain natürlich abgesehen, durchaus die normale alternation durchgeführt hat, klar und zwanglos. An jenen beiden stellen wäre also seine kunst vom gesetzmäßigen rhythmus unmotiviert abgewichen und, unbeholfen und in seiner ganzen liedlyrik beispiellos[2]), entgleist? Das scheint mir nicht glaublich, zumal in diesem meisterwerk seiner Meißner blütezeit. Der überlieferung, der einzigen quelle *BC zuliebe blindlings den dichter mißhandeln: das wäre doch wohl

[1]) Wer will, mag *noch* vor *mugt* stellen. Nötig ist das nicht. Dies *noch* wurde bereits — und nur — von Uhland Walth. 1822, 70 in den text gesetzt. Überhaupt muß sein buch, das fünf jahre vor Lachmanns ausgabe erschien, nicht nur als biographisch-literarhistorisches kunstwerk, sondern ebenso sehr als textkritische leistung gewürdigt werden. Er hat sich seine texte, die er leicht modernisiert wiedergibt, selbst erst aus den hss. (ABD) oder dem abdruck (von C bei Bodmer) herstellen müssen und zeigte sich dabei ebenso philologisch umsichtig wie romantisch feinfühlig.

[2]) Denn auf *fráundinne* kann man sich ja nicht berufen und *ándèr* und *ich kám* gestatten keine erklärung durch sprachliche gründe, durchs wortmaterial.

kritiklose willkür. Vielmehr: wenn sonst unter ebensolchen umständen einem mhd. lied vereinzelte hebungen oder senkungen zu fehlen scheinen, werden sie vom herausgeber stillschweigend, ohne bedenken und widerspruch, durch leichte emendation wiederhergestellt. Da ist dies methodisch und selbstverständlich. Also auch hier. In

under der linden an der heide

ist handgreiflich klar, wo der fehler steckt: Walthers text lautete

under einer linden an der heide.

Das homoioteleuton *under* und *einer* (und *der*), die dittographie (*un*)*der der*, die mechanische analogie *der* (*lin*)*de* und *der* (*hei*)*de*: dadurch wird der geringfügige lapsus des schreibers überreichlich erklärt[1]). Und in

<'> ich kâm gegangen zûo der ouwe

ist offenbar die erste hebung vorn verloren, es fehlt eine silbe, ein buchstab: der rubricator in *BC vergaß die initiale *E*[2]).

[1]) Klingt *einer* zu unbestimmt? Nun, dann ist es Braunes deiktisches 'ein', das hier gut paßt. Und man denke an *Bî dem brunnen stuont ein boum*: *dâ gesach ich einen troum*. Ja, wer pedantisch sein wollte, könnte *der* gar als zu exclusiv verwerfen: als ob auf der heide bloß 'der' einzige baum gestanden hätte! Doch ich will natürlich nur die zweideutige nutzlosigkeit dieser alternative 'zu unbestimmt — zu bestimmt' hervorkehren: jedesfalls wäre sie kein argument gegen *einer*, sondern wendige düftelei, bei der mir die hübschen bemerkungen Herm. Schneiders einfallen (Studien zu H. v. Kleist 1915, 28) gegen Eugen Wolffs alberne speculation über *er öffnet ein fenster* und *er öffnet das fenster*. So hofft mein *einer* keinem widerspruch zu begegnen. Kommt er doch, dann möge er sich aber vorher befreien von der begreiflichen, aber nicht ausschlaggebenden pietät gegenüber dem uns so vertraut gewesenen liedanfang *under der linden*.

[2]) Daß der ind. prät. *kam* hier nicht unzulässig ist, zeigt § 191 in Erdmanns Grundzügen d. dtsch. syntax bd. 1: conj. nach *ê* bei affirmativem, ind. bei negiertem hauptsatz, aber im prät. auch ind. bei affirmativem hauptsatz. Unser fall ist also 'richtig'. Immerhin dürften Erdmanns 'regeln' und 'ausnahmen' in diesem punkt fürs mhd. eine freiere, der lebendigen satzentwicklung gemäße gruppierung und formulierung vertragen. Am doppelten *ê* wird sich niemand stoßen. Übrigens war auch das zweite *ê*, das reimwort, in *BC — offenbar durch haplographie (*kome. ê.*) — ausgefallen: es fehlt in B und ursprünglich auch in C, wo es nachträglich, wie Braune mir bestätigt, über die zeile gesetzt ist, nicht als selbstcorrectur des schreibers, sondern als emendation.

Damit sind die beiden schäden geheilt, einfacher und sicherer, glaub ich, als manch andere metrische corruptel in mhd. liedern.

Doch genug davon. Ein anderes problem ist wichtiger: ich will hier versuchen, die rhythmische gestaltung der einzelnen reihen zu erläutern, nämlich ihre künstlerisch abgestufte dipodik. In ihr waltet nicht primitiv regellose willkür, sondern strenge stilisierung und fein entwickelte gesetzmäßigkeit: teils beständige einheit, teils planvoll wechselnder gegensatz. Ich beginne mit den beiden abgesangreihen, die den refrain umgeben. Zur präcisen formulierung habe ich die bezeichnungen der Sieversschen typen hinzugefügt.

I vòr dem wáld in einem tál — schöne sàng diu náhtegál.
II kúst er mich? wol tûsentstünt — sèht wie rôt mir ist der mûnt.
III bî den rôsen èr wol mác — mérken wâ mirz hóubet làc.
IV únd[1]) — ein kleinez vógellîn — dàz mac wól[2]) getriuwe sîn.

I: B + A
II: A + B
III: B + A
IV: A + C!

In jeder strophe ist der zweite reimvers des abgesangs das rhythmische gegenstück des ersten und von strophe zu strophe herrscht regelmäßige abwechslung (I:III; II:IV). Aber am schluß von str. IV steht statt des nach analogie der str. II erwarteten typus B (*dàz mac wól* ⏑ ˋ ⏑ ´) vielmehr ganz überraschend C (*dàz mac wól getríuwe sîn*). Dies enge nebeneinander der stärker betonten hebungen verleiht der reihe bedeutsamen nachdruck und gibt so der ganzen strophe und dem ganzen lied durch einen besondern rhythmischen effect den wirksam pointierten abschluß. Also einerseits dipodischer contrast zunächst in jeder strophe, dann zwischen zwei nachbarstrophen und schließlich in der letzten reihe im verhältnis zu allen übrigen — und anderseits doch immer wiederkehrende harmonie: ich glaube, hier ist die planmäßige technik, das künstlerische princip vollkommen offenbar und fein erwogen.

[1]) Hier ist *und* bedeutsam hervorgehoben: 'achtung! nun wird der dritte mitwisser aufgezählt'. Damit wird die pointe eingeführt, während *kleinez*, das landläufige epitheton, ganz zurücktritt.

[2]) Das *wol* darf nicht unter *daz* herabgedrückt werden. Erst seine betonung ergibt den feinen sinn der schlußzeile.

Nun zu den ebenfalls viertaktigen versen, die als zweite stollenreihen angewandt sind.

I dâ ùnser zweier bétte wàs — gebròchen blûomen ùnde grâs.
II dô wàs mîn frîedel kòmen ê — daz ich bin sælic iemer mê.
III von blûomen eine béttestât — kumt iemen àn daz sélbe pfât.
IV (nun wèlle gót!), sô schámt ich mich — bevínde dàz wan ér und ich[1]).

I: C! + B
II: B + B
III: A + A
IV: C! + A.

Bedarf dies klare system noch der interpretation? Die abgesangrhythmik ließ die strophen alternieren: hier bilden sie zwei nebeneinander stehende gruppen. So ergibt das zusammenwirken beider gliedrungsarten ein gesteigertes maß vielseitiger und doch stets gesetzhaft regulierter verflechtung. Indem B in I/II, A in III IV regiert, sind die strophengruppen gesondert: aber Walther hat nicht unterlassen, ihren zusammenschluß als liedeinheit zu betonen. Daher sind die anfänge der ersten und letzten strophe des ganzen lieds besonders hervorgehoben.

Endlich die sechstakter, die ersten stollenreihen. Ihre rhythmische norm ist sehr klar und einfach: ihnen eignet in allen strophen der gleiche rhythmus. Sein gang — continuierlich fallende dipodik im typus A — ist im allgemeinen so rein und sicher ausgeprägt, daß der vortragende ihn auch im einzelnen an den wenigen stellen, wo er dem leser zunächst fern zu liegen scheint, in rücksicht auf die künstlerische harmonie conform durchführen muß und darf.

I únder einer línden àn der heidè — dâ mugt ir noch vínden schône beidè.
II ê ich kàm gegángen zûo der oûwè — dâ wart ich empfángen: hère frôuwè.
III dô het èr gemâchet âlsô rîchè — dés wirt nôch gelâchet inneclîchè.
IV dáz er bî mir lâge, wèssez iemèn — wés er mit mir pflâge, niemer niemèn.

Man bemerkt übrigens, daß die zwei oder drei fälle, in denen der natürliche satzaccent dem gesetzmäßigen rhythmus ´ ‿ ` ‿ ´ ‿ ` ‿ ´ ‿ ` widerstrebt, erst in str. IV (und III?) stehen.

[1]) Da in diesem lied immer je zwei benachbarte takte eine dipodisch abgestufte einheit bilden, können *er* und *ich* nicht gleich stark betont werden. Also *ér und ich* oder *èr und ich*. Welche scansion sinngemäß vorzuziehen ist, dürfte nicht zweifelhaft sein.

d. h. nachdem die typische abstufung im rhythmischen bewußtsein bereits gewohnheitsmäßig so prägnant gefestigt ist, daß auch schwerere nebenhebungen wie in *dáz er bî mir lége*[1]) nicht mehr als anstößig empfunden werden[2]). Jedesfalls ist evident, daß auch in den ersten stollenreihen die dipodik nicht beliebig und regellos ist, sondern systematisch stilisiert. Während der dichter die viertakter der verschiedenen strophen als ausdrucksform kunstvoll variierter verscontraste benutzt, sind ihm die längeren sechstaktigen reihen das geeignete vollere organ zur umfassung einer immer wiederholten gleichmäßigen rhythmusführung. In ihr wurzelt die ganze strophe, die — auf dieser grundlage — erst im zweiten stollenvers und lebhafter denn im abgesang zu schmiegsamer wechselbewegung emporwächst. Übrigens haben wir gewiß auch für die vier hebungen des refrains dipodische abstufung anzusetzen, die eher *tándáràdaí* als *tándàrádaì* gelautet haben wird.

Und nun, um nach der zerpflückenden analyse das papierne ergebnis als hörbares erlebnis zu erfassen, mag sich der leser das ganze lied im zusammenhang vortragen. Dann wird er mir zugeben, daß Walthers *Under einer linden*, dessen inhalt und ausdruck stets bewundert wurden, jetzt auch in seinem rhythmischen aufbau als ein formvollendetes meisterwerk erscheint, als ein cabinettstück metrisch flüssiger gestaltung. Und wir werden die lebendige wirkung dieser feinen kunst um so höher werten, je klarer wir als ihre grundlage eine schwierige technik erkannt haben. Denn darüber läßt der einblick in das gesetzmäßig gebildete complicierte rhythmisierungssystem keinen zweifel bestehen: nicht freier zufall, nicht naiver instinct ist der urheber dieser fest umrissenen formprägung, sondern die kunstbewußte arbeit des schaffenden dichters, dessen abwägende überlegung die bunte fülle der rhythmischen möglichkeiten reguliert und jedes einzelne wort feinsinnig wählt und stellt, bis die planmäßig erstrebten

[1]) Die scansion *inneclîche* ist natürlich anders zu beurteilen: sie ist rein sprachlich gerechtfertigt.

[2]) Sie sind principiell vergleichbar den schwereren senkungen in undipodischen versen und genau so zulässig wie diese.

harmonien und contraste der accentgebung fest und vollkommen im sprachlichen ausdruck hervortreten. Der rhythmus in *Under einer linden* entspringt nicht der *ἐκβολὴ τοῦ ὁμοιοτέλευτου*[1]) im aristotelischen, sondern der *kunst* im mhd. sinn.

Von diesem standpunkt aus will ich also nicht tadeln. daß Walther als 'das größte rhythmisch-melodische problem unsres mittelalters' bezeichnet wird[2]). In so billiger hyperbel

[1]) Vgl. Adolph Roemer Homerische aufsätze 1914, 5f.

[2]) H. W. Nordmeyer Journ. of engl. and germ. philol. 13 (1914) 513. Er meint, die schallanalytische methode werde dies problem 'lösen' können. Das möchte ich bezweifeln und nicht hoffen. Das beste, was Romain über Dietmar zu sagen wußte, hat er nicht durch diese neue untersuchungstechnik gewonnen, sondern durch philologische exegese. Und wie literarhistorische fragen der mhd. lyrik schallanalytisch 'gelöst' werden, das hat uns Muchall mit barbarischer harmlosigkeit an Neifen gezeigt. Feinsinnig vertieft und concentriert erscheint die psycho-physiologische sprach- und versbeobachtung jetzt in Sarans buch über das Hildebrandslied (Bausteine z. gesch. d. dtsch. lit. XV 1915). Bewunderswert ist hier die vielseitige energie der problemstellung und die straffe intensität der methodenführung. Auch in vielen sachlichen einzelheiten sind Sarans ansichten gewiß zutreffend, z. b. in der ablehnung einer streng taktmäßigen, gewaltsam vierhebigen versscansion. Aber im allgemeinen scheint mir auch diese schallanalytische glanzleistung die principiellen bedenken gegenüber der ganzen methode viel mehr zu rechtfertigen als zu widerlegen. Ich kann das hier nicht näher ausführen, bin aber sicher, daß wohl die meisten leser des buchs diesem urteil beistimmen. Sarans einstellung gegenüber dem sprachlichen problem des HL. ist bereits von Neckel Beitr. 42, 98 kurz und gut kritisiert worden. Ebenso ruht Sarans auffassung der rhythmisch-melodischen fragen auf unsicherem fundament. Individuelle functionen und aprioristische postulate, deren subjective nachdrucksstärke ihnen in psychomechanisch naheliegender umformung den absoluten wert objectiver empirie zu verleihen scheint, construieren fictive ideale und tendenzen: je nachdem dann zwischen ihnen und dem text harmonie oder contrast besteht, ergeben sich positiv oder negativ, rhythmisch-melodische consequenzen, die im grund nur scheinresultate sind oder doch bloß eine relative und begrenzte giltigkeit haben. Als ich Sarans buch las und studierte, da hatte ich etwa den eindruck: diese darstellung der rhythmik und melodik des HL. könnte nur dann 'richtig' sein, wenn der dichter selbst ein in allen phonetischen und declamatorischen finessen geschulter zögling der complicierten Saran-Rutzschen sprechtechnik gewesen wäre. Ferner sind in Sarans interpretation der durch alliteration hervorgehobenen worte die zulässigen grenzen nicht selten überschritten, indem an jeder dieser stellen ein besonderer nachdruck oder ein prägnant schattierter nebensinn gewittert wird, so daß der dichter schritt für schritt in einem

steckt immerhin etwas wahrheit. Aber nicht viel. Und wahrheit ist nicht stets weisheit. Denn einerseits: der rhythmus ist hier in *Under einer linden* zwar sehr fein, doch 'sonst nicht Walthers stärkste seite'[1]). Anderseits: Walthers formen bilden für uns allerdings ein schwieriges problem, aber keineswegs in dem maß wie etwa Neidhart oder in andrer art Frauenlob[2]). Wer sehen will und sehen kann, erblickt überall in der altdeutschen strophik noch ungelöste rätsel. Doch *nil tam difficilest quin quaerendo investigari possiet.*

---

wald von ausrufungszeichen und gedankenstrichen einherstolzieren muß. Am schluß behandelt Saran den 'gedankenhintergrund' des HL. Darüber läßt sich streiten. Aber daß man es hier mit einer skeptischen stellungnahme zum problem der theodicee zu tun habe, kann ich Saran beim besten willen nicht glauben. Der verfasser des HL. war dichter, nicht theosoph. Und ich meine, die speculation dieses spielmanns — denn das war er doch wohl — galt weniger dem gottesbegriff als dem geschmack und geldbeutel des publicums.

[1]) R. M. Meyer Dtsch. lit. bis z. beg. des 19. jh.'s 1916, 162; ferner 158 'in der kraft des rhythmus ist Morungen ihm mindestens vergleichbar'. Und nicht oft erreicht er Kürenbergs metrische prägnanz oder Neifens klingende grazie.

[2]) Ich habe das für Frauenlob publice dargelegt, für Neidhart privatissime erkannt, als ich mir seine strophik zu erklären versuchte und diesen plan vorläufig aufgab, da die metrische morphologie mir in vielen punkten unbegreiflich blieb und verschiedene rhythmisierungsmöglichkeiten gleichberechtigt erschienen. Das ist bedauerlich, aber begreiflich und wohl auch nicht bedenklich. Ähnliches erlebt man ja in der griechischen metrik, für die wohl immer noch — das lernt man ebenso von Wilamowitz wie von Otto Schroeder — Nietzsches urteil (Werke 18: philologica 2, 284) zutrifft, das er freilich speciell auf sein eignes verfehltes rhythmussystem bezog: es gibt 'einzelnen rhythmischen schemata gegenüber keine sichere entscheidung, sondern viele möglichkeiten. Es ist aber sehr töricht, darin einen wissenschaftlichen rückschritt zu finden. Uns fehlt der antike rhythmische geschmack, uns fehlt das antike melos — wie wollen wir unfehlbar sein!' Und wie fern liegt uns heute das formgefühl der minnesänger! Wenn man sieht, wie bequem und leichtfertig in manchen neuern monographien über mhd. lyriker die strophenschemata hingeworfen zu werden pflegen, dann darf wohl heilsam erinnert werden an eines großen metrikers stolzbescheidene weisheit, an Gottfried Hermanns *est quaedam etiam nesciendi ars et scientia.*

Das habe ich hier doch sagen wollen, um träger oder böswilliger mißdeutung des Terenzworts vorzubeugen, mit dem ich diese nr. der Bausteine schließe: es war Friedrich Ritschls wahlspruch, der zielweisende leitsatz seiner kritik und metrik.

8. Ratperts Gallusstrophe.

Wer sich über Habermanns unbedachte und fruchtlose zweifelsucht geärgert hat, die dem metrischen einblick in die strophik des Galluslieds ausgangspunkt und fundament zu entziehen versuchte[1]), dem wird Wolf von Unwerths positive, durch Wilh. Meyers grundlegende forschungen belebte energie willkommen sein, durch die er jüngst Beitr. 42, 111—121 mit vielseitiger umsicht und sicherer linienführung 'vers und strophe von Ratperts lobgesang auf den h. Gallus' klargelegt hat[2]). Schmerzlich entbehren wir das am eingang unsrer nationalen singstrophik stehende original, in dem etwa um 875[3]) oder schon früher Notkers, *quem in sequentiis miramur*, älterer zeitgenosse, geschult an der feiner entwickelten und eben in Sanktgallen reich erblühten kunst lateinischer formgebung, mit strenger technik ein deutsches strophisches chorlied für die laiengemeinde schuf. Um so wertvoller ist die nun gefestigte erkenntnis, daß Eckeharts lateinische übersetzung scharf umrissene rückschlüsse auf die metrik des deutschen gedichts zuläßt und fordert. In dieser hinsicht scheint mir — und ich glaube das beurteilen zu können — Unwerths specialstudie methodisch vorbildlich zu sein und ein tragkräftiger baustein zur altdeutschen strophik.

Einzelnes wäre wohl prägnanter formulierbar gewesen, bes. die auftakttechnik s. 115ff. Der protatische auftakt ist stets, der postcäsurale nur in der letzten periode des pentastichischen strophenschemas pausiert. Zur charakterisierung des zwecks dieser postcäs. auftakte nach stumpfer oder schwerklingender vorderreihe in per. 1—4 genügt einfach der terminus

[1]) Ahd. reimgedichte 99f. Daß in den einzelnen strophen der übersetzung synkopierte resp. zweisilbige senkungen an verschiedenen stellen erscheinen, ist kein grund gegen die im wesentlichen treue spiegelung des originalmetrums. Seine technik ist in ihren gesetzmäßigen feinheiten principiell reproduciert, aber natürlich nicht im speciellen rhythmus jeder reihe takt für takt mit silbenmäßiger congruenz nachgeahmt. Vgl. Unwerth 115. Habermanns zweites und drittes argument werden durchs Petruslied widerlegt, wie sich gleich zeigen wird (s. 82f.).

[2]) Das richtige schema, doch eben nur dieses, steht schon bei Saran Versl. 256f.

[3]) Ratpert ist 'bald nach 884 gestorben' Denkm.[3] 2, 79.

'synaphie'. Ich hatte mir die Gallusstrophe als frühsten beleg dieser mir aus der mhd. strophik wohlvertrauten, in ihr ganz geläufigen erscheinung längst notiert: nun ist gut, daß ein anderer darauf hingewiesen und von sich aus ebenjene erklärung, ohne berücksichtigung der späteren altdeutschen periodologie, gefunden hat. Das pendant zur ständigen pausierung der protatischen auftakte bildet etwa die Kürenberg- und Nibelungenstrophe. Denn wenn mehrere, je 2×4taktige perioden, die zu einer strophe vereint sind, in ihr durch rhythmische pausen voneinander abgegrenzt werden sollen, so bieten sich zwei wege: pausen am schluß oder anfang der perioden, d. h. apodotische unterfüllung (mit ausnahme der letzten hinterreihe) oder protatische auftaktpausierung: jene im Nibelungen-, diese im Gallusschema. Die asynaphie in Ratperts letzter periode dient der schlußmarkierung, worauf schon Unwerth hinwies, genauer der rhythmischen festigung und abrundung der strophischen form. Erst dadurch, daß jede fünfte periode eine technische eigentümlichkeit besitzt, die sie aus den andern akustisch scharf heraushebt, wird der eindruck einer stichisch fortlaufenden reihenfolge unterbrochen und die στροφή betont. Und wie beim Kürenberger stets, im Nibelungenlied oft die senkung in der mitte der letzten reihe pausiert ist, so geschieht dies hier in der mitte der letzten periode[1]). Die synaphie, die protatische auftaktpausierung, die schlußmarkierung widersprechen also der meinung, daß Ratperts technische mittel 'zu dem, was man von altdeutscher dichtung im allgemeinen weiß, nicht recht stimmen'. Das habe ich hier etwas bestimmter als Unwerth hervorheben wollen.

Im vorbeigehen noch ein wort zum Petruslied, dem wichtigsten, auch von Unwerth herangezogenen singmetrischen analogon des Gallusliedes. Es zeigt, daß das princip einer strengen auftaktregulierung bereits den altdeutschen strophenformern der frühzeit durchaus im bereich ihrer technik lag. Natürlich konnte diese normalisierende tendenz in verschiedener richtung ausgebaut werden: in der Gallusstrophe sind die protatischen und ein postcäsuraler, im Petruslied alle

[1]) Erinnert sei auch an den abgesang von Wolframs lied V (Beitr. 41. 103), wo der postcäs. auftakt ebenfalls nur vor der schlußreihe pausiert ist.

auftakte gesetzmäßig pausiert[1]). Ein wesentliches merkmal der Gallusrhythmik ist ferner die stark ausgeprägte alternation, selbstverständlich abgesehen von den schwerklingenden cadenzen. 'Das alternierende metrum [bei Eckehart] widerspricht aber dem wesen des ahd. reimverses und der ahd. wortbetonung, und so gleichmäßige verhältnisse sind in keinem andern ahd. reimgedichte zu bemerken', meint Habermann, der daher dem Eckehart 'starke veränderungen' der rhythmik des originals aufbürdet. Und doch hat er selbst s. 32 das Petruslied behandelt, dessen takte, mit ausnahme des refrains (oben s. 66), ebenfalls meist alternierend gebildet sind[2]). Also auch hierin keine 'ausnahmestellung' des Gallusliedes: die von Eckehart nicht umgestaltete verstechnik Ratperts steht im rahmen der singrhythmik seiner zeit. Für andere einzelheiten, z. b. das verhältnis stumpfer und schwerklingender cadenzen, sei auf Unwerth verwiesen[3]).

Glänzend gelungen ist seine herstellung der strophenform des Lorscher bienensegens s. 117ff. Wie sie entstanden ist, hat er s. 118f. und 121 nur angedeutet: dieser werdegang kann keinem zweifelhaft sein. Die letzte periode der Gallusstrophe wird vom chor wiederholt als ein in jeder

[1]) Einzige ausnahme: ein protatischer auftakt am anfang der str. II. Also ein leichter fall. Dagegen ist in str. III der posteäs. auftakt der zweiten periode nicht erwiesen. Und da er zugleich zur annahme einer senkungssynkope führt, ist hier zweifellos *gíuuerdò* statt *giuuérdò* zu scandieren. Am versanfang ist dies durchaus untadelhaft (vgl. ob. s. 60[1]).

[2]) Im ganzen gedicht keine zweisilbige und nur zwei synkopierte senkungen. Beide stehn im zweiten takt, wo sie am ehesten zulässig sind (von der fixierung dieser synkope nahm die herausbildung eines besonderen verstypus ihren ausgang, ich meine das Bartschianum Beitr. 41, 94[1]), und zwar nur in str. I. Das ergibt, zusammen mit der einen auftaktsetzung zu beginn von II, einen instructiven einblick in die während der ausarbeitung des gedichts strenger und fester werdende technik des dichters. — Für die alternationstechnik im Galluslied hat Unwerth 115 als vergleichsmaterial außer dem Petruslied auch noch Otfrids spätere partien, Georgslied und De Heinrico angeführt. Warum ich diese drei texte hier lieber außer betracht lasse, ist wohl klar.

[3]) Die in diesem zusammenhang s. 115 gegebene bemerkung über die Nibelungenstrophe scheint mir, vorausgesetzt, daß ich sie recht verstehe, hier nicht ganz sachgemäß angebracht zu sein. Oder bezweifelt Unwerth die Beitr. 42, 282 erwähnte entstehungsgeschichte der Nibelungenform?

strophe textlich wechselnder, metrisch-melodisch constanter refrain. So bildet sich im rhythmischen bewußtsein die vorstellung einer aus sechs perioden bestehenden strophe (per. 1 = 2. 3. 4 und per. 5 = 6). Und dies neue, aus dem gesang erwachsene schema wird dann vom dichter selbst schon der conception und ausführung des textes zugrunde gelegt: er gestaltet seine strophe von vornherein als hexastichon[1]).

Aber — wie entstand die grundform selbst, das pentastichon des Gallusliedes? In diesem einzigen punkte muß ich Unwerth 119 f. widersprechen. 4 hexameter + 1 pentameter? Mit solchem vorbild kann ich mich nicht befreunden. Es erscheint mir als leichtgezimmerte notbrücke, die im starken und tiefen strom der strophengeschichte versinkt. Und auch andere werden seinen ausweg wohl nicht sehr plausibel finden. Ich will daher vortragen, wie ich mir jene frage beantwortet habe, und hoffe, hierfür auch Unwerths willige zustimmung zu gewinnen.

Zunächst wirkt ja allerdings geradezu verblüffend, hier bei Ratpert, während alle welt um ihn meist nur in zwei- und dreiperiodigen strophen dichtet, fünfperiodige zu finden: die stehen in dieser zeit ganz seltsam da. Aber damit ist auch schon gesagt, wo diese pentasticha anzuknüpfen sind, wenn man ihre morphologie innerhalb der altdeutschen strophik genetisch zu erklären strebt.

Die ahd. gedichte bestanden entweder durchweg aus distichen oder aus di- und tristichen in buntem wechsel[2]), nie jedoch bloß aus tristichen[3]). Ratpert ging von der zweiten art aus. Aber seinen formal strengeren ansprüchen, die auf regelmäßig ausgeglichene strophenkunst hinzielten, mißfiel die ungebundene mischung von di- und tristichen, wie sie uns

[1]) Daraus ergibt sich eine ergänzung zu Beitr. 42, 283 nr. 8.

[2]) Doch nicht ganz ohne princip: die disticha erscheinen stets an erster stelle, dann erst die tristicha, darauf wieder disticha usw. Bekannt ist ferner (vgl. Habermann zu den einzelnen gedichten) die function der tristicha als hilfsmittel der inhaltlichen gliederung und hervorhebung, hierin oft der anwendung der dreireime in der höfischen reimpaarpoesie vergleichbar.

[3]) Denn auch das Petruslied enthält nicht tristicha, sondern disticha mit refrain.

etwa durchs Ludwigslied, nicht lange nach dem Gallusgedicht, repräsentiert ist: 16 dist., 3 trist., 5 dist., 1 trist., 1 dist., 1 trist. Der schluß dieses beispiels weist nun aber gleich auf den nächstgelegenen weg hin, der den Gallusdichter zu einer ebenmäßigeren und principfesteren liedform führte. Auch er mischte disticha und tristicha, beide arten jedoch nicht in jedesmal verschiedener anzahl, sondern in fortlaufender alternation[1]): II + III + II + III usw. Das war der erste schritt, gewiß kein seltsamer und unnatürlich erkünstelter, sondern die einfachste und organische regulierung des freien wechsels.

Dann folgte ein zweiter schritt und die Gallusstrophe war fertig. Ratperts streben, das metrum einheitlicher zu gestalten, wäre auf halbem weg willkürlich stehen geblieben, wenn er sein gedicht aus zwei verschiedenen strophenformen zusammengesetzt hätte. Es sollte ein lied werden, für die große masse bequem singbar, *carmen populo canendum,* in dem alle strophen nach einer, immer wiederholten melodie gingen. Das führte zur festsetzung eines einzigen, gleichmäßigen schemas. Auch mag Otfrids umfangreiches muster, der sich in seinem — aber zum vorlesen bestimmten — werk auf ein metrum beschränkt hatte, eingewirkt haben[2]), mehr noch die lateinischen lieder, die, wenn sie nicht gerade sequenzen waren, aus durchweg gleichen strophen bestanden. Nimmt man hinzu, daß schon bei Otfrid oft zwei nachbarstrophen eng zusammenrücken, als ob sie nur teile einer größeren wären[3]), so wird man begreiflich finden und zweckmäßig, daß Ratpert aus jener reihenfolge II + III + II + III usw. durch einen ganz einfachen prozeß, durch verbindung von je zwei ungleichen strophen, schließlich

[1]) II = 1 distichon; III = 1 tristichon; V = 1 pentastichon.

[2]) Die kleinern ahd. reimgedichte, die wir besitzen, sind freilich meist ungleichstrophig. Aber keins von ihnen ist fürs volk als chorlied bestimmt. Sie sind teils sprechtexte und teils monodien. Das Petruslied wurde ja wohl chorisch gesungen, aber von musikalisch geschulten klerikern (Habermann 34): und gerade dies ist metrisch gleichstrophig! Vgl. auch Müllenhoff Denkm.[3] 1, XXXVIII.

[3]) Das tetrastichon oder doppeldistichon (Beitr. 42, 283) hat sich erst ums jahr 1000 (De Heinrico) zu einer selbständigen, festen und lebenskräftigen form herausgebildet. Vorher begegnet es nur spontan und vereinzelt, so im Augsburger gebet, wo zwei disticha zu einem tetrastichon verbunden oder, wie Habermann 47 treffend bemerkt, 'verschleift' sind.

die einheitliche form V + V ± V usw. entwickelte und sein lied in diesem einen neuen metrum dichtete, in pentastichen[1]).

So erkennt man, daß die Gallusstrophe, die zunächst merkwürdig isoliert erscheint, ihren elementen nach doch im nährboden der altdeutschen strophentechnik wurzelt. Aber dies etwas wilde gewächs wird hier, beim feingebildeten poeten der sanktgallischen dichterschule, strenger cultiviert: der regellose wechsel ist ebenmäßig gefestigt und zu gesetzhaft vereinfachter kunstform gestaltet.

Resultat und princip meiner darstellung sind vom standpunkt der strophengeschichte aus vielleicht nicht unwichtig. Wir sehen hinein in die werkstatt des strophenbildenden dichters, der mit dem kunstgebrauch seiner zeit im innern zusammenhang bleibt, aber die ihm überlieferten rhythmischen ausdrucksmittel individuell zu handhaben, aus ihnen eine neue strophenstructur selbstschöpferisch zu entwickeln weiß. Und wie überall in der metrik, in der deutschen nicht weniger als in der griechischen (da hats Wilamowitz an den choriambischen dimetern gezeigt), erscheint auch hier die technische norm, das feste einheitsmaß als ergebnis kunstmäßig regulierter auslese aus der mannigfaltigen fülle volkstümlich freierer formen.

9. Walther XIII, 1.

In Lachmanns Waltherausgabe steht s. XIII ein nur durch A, aber mitten unter echten gedichten überliefertes einstrophiges lied.

I Jâ lig ich mit gedanken
der alrebesten bî.
II mirst leit daz ich si ie gesach.
sol si mir fremde sî(n).
III ichn mac ir niht vergezzen
deheine zît: sist guot;
IV und ist be*huot*: des trûret mir der muot.
ir sult mir alle helfen klagn
diu leit diu mán án mir[2]) tuot.

[1]) Schon Scherer Denkm.[2] 2. 85 bemerkte im excurs zum Galluslied, ‚daß die fünfzeiligen strophen, welche im Ludwigslied bereits vorgebildet sind, hier ohne abwechselung durchgeführt waren'. Vgl. ebd. 78, wo die letzten vier strophen des Ludw. (II ± III – II – III) zu einer gruppe zusammengefaßt sind: in ihr sah Scherer offenbar die vorstufe zu V ± V. Mit dieser anschauung ist meine im kern identisch.

[2]) *an ir* A, *mir* ohne *an* Lachm. Wilm., *mir an ir* Wackern. Paul.

Schema I $\_4\,w^1\,\underline{\backslash}\ |\ \_4\,a\,\underline{\prime}$
II $\_4\,w^2\,\underline{\prime}\ |\ \_4\,a\,\underline{\prime}$
III $\_4\,w^3\,\underline{\backslash}\ |\ \_4\,b\,\underline{\prime}$
IV $\_2\,b\,\underline{\prime},\ \underline{\prime}4\,b\,\underline{\prime}\ |\ \_4\,w^4\,\underline{\prime}\ |\ \_4\,b\,\underline{\prime}$.

Hier kann man so recht die textlich-metrische vieldeutigkeit der mhd. verse und strophen studieren. In II 1 sind

mir ist leit daz ich si ie gesach $\overline{\wedge}\,5\,\underline{\prime}\,(\overline{\wedge}\,6\,\underline{\prime})$
und mirst leit deichs ie gesach $\_\,3\,\underline{\prime}\,(\_\,4\,\underline{\prime})$

die beiden extreme, zwischen denen nicht wenige möglichkeiten liegen, je nachdem man die sechs formen *mir ist* und *mirst*, *daz ich* und *deich*, *sie ie* und *s'ie* permutierend miteinander vereint und unterfüllung ansetzt oder nicht ansetzt. Ferner kann in IV 2. 3 die cäsur verschieden gelegt werden, nach *helfen* (Lachm. Wackern. Wilm.), nach *klagn* (Paul) oder nach *leit*. In diesem falle könnte man zu

ir sult mir alle helfen klagn diu leit diu man <mir> an ir tuot

in III

ichn mac ir niht vergezzen keine zît: sist *guot*: und ist behuot

das genaue rhythmische pendant gewinnen, wobei auch die sinneseinschnitte hinter *zît* und *leit* mit den metrischen zusammenträfen; und der vers *des trûret mir der muot* wäre dann als rhythmische wiederholung von *sist guot; und ist behuot* erklärbar. Aber nach einigem schwanken habe ich mich doch für die oben vorgeführte gliedrung entschieden: weil sie einen klar gesetzhaften und in sich plausibeln aufbau besitzt und aus einer geläufigen grundform abzuleiten ist. Sie beruht auf der Nibelungen- oder richtiger Kürenbergstrophe. In der können die vier waisen schwerklingend oder stumpf sein. Hier ist nun die einfache regel gewählt, daß sie abwechselnd sk. oder st. sind. Also

I $\_4\,w^1\,\underline{\backslash}\ |\ \_4\,a\,\underline{\prime}$
II $\_4\,w^2\,\underline{\prime}\ |\ \_4\,a\,\underline{\prime}$
III $\_4\,w^3\,\underline{\backslash}\ |\ \_4\,b\,\underline{\prime}$
IV $\_4\,w^4\,\underline{\prime}\ |\ \_4\,b\,\underline{\prime}$.

Ferner sind, dem vorbild entsprechend, alle hinterreihen unterfüllt außer der letzten. Die hat beim Kürenberger stets (Vogt zu 7, 9) den bekannten rhythmus $\_\,\underline{\prime}\ \_\,\underline{\prime}\ \underline{\prime}\ \_\,\underline{\prime}$: ebenso *diu leít diu mán án mir túot*. Vor periode IV ist eine reihe eingeschoben. Das macht der Kürenberger im ton 7, 1 vor per. III (vgl. MF. 3, 17), Meinloh in seiner sechsperiodigen form

11, 1 vor per. VI (ebenso vor VIII in 15, 1), Kaiser Heinrich in seinem mit dem Kürenbergmetrum verwandten schema 4, 35 vor per. IV. Walthers zusatz entspricht also einer in dieser strophensippe üblichen technik. Daß er hier nicht _4 ⏑́ oder _4 ⏑́ oder _4 ⏑́ lautet, sondern _6 ⏑́, ist nicht besonders merkwürdig: zum versbestand jener frühzeitlichen strophik, mit deren kunstmitteln in diesem metrum operiert wird, gehört auch der sechstakter. Unterfüllt steht er als abschluß von *Ez stuont ein frouw alleine* und *Slâfest du, friedel ziere* (auch MF. 16, 15. 4, 17), schwerklingend bei Gebhard dem Geiger (dem sog. Anon. Sperv.) und in gleicher form Regensbg. 16, 15 als waise, die bei Kais. Heinr. 4, 17 (Vogt zu 4, 23) gereimt ist. Daß in unserer str. die zusatzreihe reim erhalten hat, ist etwa den cäsurreimen in den Nibelungenstrophen vergleichbar, noch mehr dem ton Kais. Heinr. 4, 35, wo ebenfalls der plusvers reimt, nur nicht mit der vorangehenden, sondern der folgenden reihe. So bleibt in XIII, 1 als besondere zutat wohl nur der binnenreim[1]) und dreireim: in dieser modernen eleganz offenbart sich ein *dolce stil nuovo*. Die metrisch altertümliche strophe entstammt eben nicht dem frühling des minnesangs, sondern seiner blütezeit, in der — hier darf man mal sagen: archaisierend — eine vorklassische form wieder aufgefrischt wird mit dem reimschmuck der neueren technik. Frühzeitlich ist die einstrophigkeit, die aber auch dem reifen minnesang nicht ganz fehlt.

Dazu stimmt der text der strophe, der in einfach-altertümlichem stil moderne motive (*huote, trûren*) behandelt. Wilmanns bemerkt mit recht: 'der schlichte ausdruck der gedanken und der einfache satzbau geben diesem anmutigen liedchen den schein der altertümlichkeit, jedoch darf man ihm schwerlich hohes alter zuschreiben. Der inhalt setzt die entwicklung des minnesanges voraus'.

Aber der reim *bî : sîn*! Man kann ihn wegconjicieren. Doch keiner hats getan. Und mit recht. Ja aber was nun? Der formgewandte meister, der hier, in sicherer beherrschung der modernen reimzier, auch einmal auf eine alte, verblaßte strophen- und stilart mit souveräner kunst zurückgreifen durfte, war aus dem stadium der grob ungenauen reim-

[1]) Den binnenreim erkannte Wackernagel, dem Wilmanns beistimmte.

technik wohl längst heraus: d. h. *bî* : *sîn* ist dialektisch rein. Das lied ward also von einem Thüringer gedichtet oder vielmehr 'in' Thüringen oder Meißen[1]). Denn daß dies gedicht, wenn es, wie wir getrost annehmen dürfen, von Walther ist, seinem Meißner stil entspricht, sieht jeder. Der schlichte ton ist alles andere als reinmarisch, erinnert vielmehr an *Bin ich dir unmære* — wo doch auch die *huote* vorkommt — und verwandte lieder. Freilich: 'wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen'. Das motiv, die zuhörer sollen dem sänger helfen, steht bei Walther 72, 36 und ähnlich 74, 10 in Meißner liedern. Und auch in der strophenform des kurz vor der Meißner zeit entstandenen tagelieds ist die Nibelungenzeile verwertet (Beitr. 42, 345). In Walthers Wiener periode aber ist der metrische grundriß unsers gedichts völlig unmöglich.

Und nun nochmals *bî* : *sî(n)*. Gewiß, Walther hat unterm einfluß des ihn umgebenden dialekts hier wieder einmal einen nasallosen infinitiv gebraucht (vgl. Beitr. 42, 458 anm.) — aber wirklich ganz absichtslos? Das metrum ist, wie gesagt, archaisierend gewählt: und so wird es wohl auch der reim sein[2]). Denn gerade dies *sî(n)* ist ein schwererer fall als die übrigen nasallosen infinitive Walthers *besunder(n)*, *verjage(n)*, *erläze(n)*, in denen das verklingen des *-n* nicht in haupttoniger silbe erfolgt. Der dichter durfte sich aber hier auch die schärfer ins ohr fallende dialektform gestatten, da sie zugleich eben durch den archaisierenden stil seiner strophe künstlerisch gerechtfertigt war. Oder umgekehrt: er hätte das experiment eines archaisierenden reims *i* : *in* nicht gewagt, wenn dieser ihm nicht durch die mundart des publicums nahegelegt und so als dialektisch rein verteidigt gewesen wäre. Bemerkenswert ist übrigens noch, daß die ungenaue bindung als mittel archaistischer stilisierung gerade beim ersten reim der strophe angewandt ist: so wird die künstlerische absicht gleich von vornherein deutlich und der hörer ist damit ins literarisch-technische milieu ein-

[1]) Oder Ostfranken? Aber Walthers spätzeit kommt gewiß nicht in betracht. In ihr war sein stil wesentlich voller und reicher.

[2]) Ein seitenstück dazu finde ich beim trobador Peire Cardenal, von dem Voßler bemerkt, 'daß dort, wo unreine reime bei ihm auftreten, in den volkstümlichen stücken vor allem, eine künstlerische absicht zu grunde liegen muß' (Sitz.-ber. bayr. akad. 1916 VI 157).

geführt. Und dazu genügt dieser leichte altertümliche anstrich. Solche farben dicker aufzutragen, hat Walther feinsinnig unterlassen. Daher sind die folgenden verse genau gereimt.

10. Reinmars zweireihige stollen.

Die folgende übersicht enthält Reinmars stollen mit ausnahme der dreireihigen 99, 29. 160, 6. 167, 31 (vgl. ob. s. 58f.). 176, 5. 186, 19, vierreihigen 187, 31. 188, 31 und sechsreihigen 156, 10; unstollig ist 180, 28. Als unecht bleiben 152, 25. 182, 14. 199, 25 (Beitr. 42, 443). 203, 10. 203, 24[1]) und die bereits in MF. athetierten lieder außer betracht. Anderseits sind aus dem Rugge-Reinmarschen liederbuch 103, 35 und 109, 9 hier als reinmarisch eingereiht (vgl. Vogt[2] 370), ferner [Dietm.] 36, 5. 23 mit Burdach RuW. 185f. Im ganzen 51 lieder.

α) achttaktig: 18

18mal 4 4	1.	4 a ⏜ | 4 b ⏜	36, 23. 103, 35. 150, 1. 151, 1. 151, 33. 153, 5. 181, 13. 183, 33. 191, 7[2]). 198, 4.
	2.	– 4 a ⏜ | – 4 b ⏜	191, 34[3]).
	3.	– 4 a ⏜ | ⏜ 4 b ⏜	178, 1. 198, 28.
	4.	– 4 a | ⏜ 4 b ⏜	201, 33.
	5.	– 4 a ⏜ | ⏜ 4 b ⏜	170, 1. 202, 25.
	6.	4 a ⏜ | – 4 b ⏜	36, 5. 193, 22[4]).

β) zehntaktig: 28

19mal 4 6	7.	4 a ′ | – 6 b ⏜	156, 26. 158, 1. 159, 1. 165, 10.
	8.	⏜ 4 a ⏜ | – 6 b ⏜	197, 15.
	9.	– 4 a ⏜ | – 6 b ⏜	174, 3. 194, 34.
	10.	– 4 a ⏜ | ⏜ 3 b[1] ⏜, ⏜ 3 b ⏜	190, 27[5]).
	11.	– 4 a ⏜ | – 6 b ◡	166, 16[6]).

[1]) Daß 203, 24 von Walther stammt, ist unschwer erkennbar. Ich habe Beitr. 42, 418 dies lied zu seiner Meißner lyrik gestellt.

[2]) Der abgesang lautet

– 4 a ⏜ \| – 4 b ⏜ (= stollen!)
– 2 α ′, – 2 α ′ \| – 4 α ′ \| – 4 b ′.

Da ist also nicht ganz sicher, ob diese strophenform stollig aufzufassen ist.

[3]) Vgl. Walth. 49, 25.

[4]) Hier wird die echtheit des tons 36, 5 bestätigt.

[5]) Zur form der zweiten reihe vgl. Beitr. 41, 94[1] und oben s. 69 anm.

[6]) Der abgesang – 4 α ′ – 4 w[1] ′ \| – 4 α ′.
– 6 β ◡ – 4 w[2] ′ \| – 6 β ◡

zeigt, daß b nicht als 7 ◡ oder – 8 ◡ rhythmisiert werden darf.

12. – 4 a ´ | – 6 b ´ 109, 9. 154, 32. 162, 7. 195, 10.
13. ⏑ 4 a ´ | – 6 b ´ 171, 32. 192, 25. 195, 37[1]).
14. ⏑ 4 a ´ | ⏑ 6 b ´ 172, 23.
15. ⏑ 4 a – | ´ 6 b ´ 177, 10[2]). 182, 34[3]).

3mal 6 4
16. ⏑ 6 a ´ | ⏑ 4 b ´ 173, 6.
17. ⏑ 6 a ´ | ⏑ 4 b ´ 169, 9[4]).
18. ⏑ 6 a ´ | – 4 b ´ 168, 30.

6mal 5 5
19. – 5 a ´ | – 5 b ´ 194, 18.
20. ⏑ 5 a ´ | ⏑ 5 b ´ 175, 1. 190, 3.
21. – 5 a ´ | – 5 b ´ 163, 23.
22. ⏑ 5 a ´ | – 5 b ´ 184, 31. 185, 27[5]).

γ) zwölftaktig: 5

4mal 6 6
23. ⏑ 6 a ´ | – 6 b ´ 170, 36. 196, 35.
24. ⏑ 6 a ´ | ⏑ 6 b ´ 179, 3. 195, 3.

1mal 5 7
25. – 5 a – ´ 7 b ´ 189, 5[6]).

Mit dieser darstellung des systems könnte ich mich nun wohl ohne jeden commentar zufrieden geben. Denn wer einen solchen grundriß zu lesen und zu studieren weiß und sonst mit mhd. strophik vertraut ist, vermag von sich selbst aus, wie ich glaube, die von mir gewählte formulierung und classifikation der schemata zu begründen und sich aus diesen — aus der analyse und synthese ihrer elementarstructur und variation, aus ihrer verschiedenen häufigkeit und gegenseitigen, analogen oder conträren beziehung — eine vielseitige und charakteristische morphologie der in Reinmars stollentechnik wirksamen gesetze und feinheiten abzuleiten. Und jene übersicht dient ja nicht allein der bequemen und planmäßigen orien-

[1]) Die unechtheit dieses lieds scheint mir nicht erwiesen.
[2]) = Walth. 91, 17.
[3]) = Walth. 113, 31.
[4]) Vgl. ob. s. 73[1].
[5]) Vgl. Walth. 72, 31.
[6]) Vgl. ob. s. 62. Saran würde – 6 a ´ | ´ 6 b – schreiben. Aber ohne grund wird das gelegentliche vorkommen mehr als sechstaktiger reihen absolut geleugnet (Beitr. 41, 56 ff.). Und Reinmar hat zwar ... ´ – .. und ... | ⏑ ..., jedoch nie – ... | ⏑ ... im stollenschema angewandt (unt s. 93 f.).

tierung im material, sondern umfaßt zugleich kritik[1]) und exegese (ob. s. 58 anm). Um aber an einem praktischen beispiel zu zeigen, in welcher weise die schemata methodisch und ergebnishaft zu benutzen sind[2]), will ich wenigstens einige einzelheiten in locker ausgewählten beobachtungen kurz hervorheben. Hierbei erscheint mir die begrenztheit des materials, indem von der ganzen strophik nur die zweireihigen stollen in betracht gezogen werden, keineswegs als willkürliche und schädliche beschränkung des empirischen horizonts. Diese specialisierung fußt ja auf einer sachlich begründeten und notwendigen disposition der strophenbildung und es ist gewiß förderlich, zunächst einmal die technischen erscheinungen eines besonderen und fest umrissenen teilgebiets der strophik genau zu erfassen, ehe seine stellung im gesamtorganismus untersucht wird. Freilich ist dabei nie zu vergessen, daß die vollkommene erklärung einer stollenform sich erst aus dem zusammenhang des ganzen strophenschemas ergibt[3]) und daß die im stollenbau erkennbaren elemente und gesetze in vielen punkten durchaus nicht als specifisch stollentechnische factoren angesehen werden dürfen.

Reinmars stollenperioden haben, was bereits Beitr. 41, 71[1] erwähnt wurde, durchweg gerade taktzahl. Sie ist in den meisten von ihnen a priori vorhanden, in manchen durch die unterfüllungsformel $yS + (y-1)S = yR + yR$ gefordert, im rest daher aus methodisch gebotener systematischer analogie angesetzt. Die form 4 ⏑ | 6 ⏑ (nr. 12—14) steht als unterfülltes seitenstück genau so neben 4 ⏑ | 6 ⏑ (nr. 7—10) wie 5 ⏑ | 5 ⏑ (nr. 21. 22) neben 5 ⏑ | 5 ⏑ (nr. 19. 20), zu 6 ⏑ | 6 ⏑ (nr. 23) fehlt zwar das pendant 6 ⏑ | 6 ⏑, vgl. aber 6 ⏑ | 6 ⏑ (nr. 24). Sehr be-

[1]) Z. b. hinsichtlich der fixierung der auftaktbehandlung. Ich habe hier natürlich immer ihr normalschema angesetzt ohne berücksichtigung einzelner ausnahmen und regelwidriger abweichungen. Doch sei bemerkt, daß diese in Reinmars liedern meist ziemlich streng vermieden sind. An einigen hat übrigens erst die überlieferung schuld.

[2]) Vgl. auch das zweite capitel der Wolframstrophik Beitr. 41, 69 ff.

[3]) Dieser grundsatz ist mir von vornherein für die formulierung der stollenschemata ein wesentliches hilfsmittel der erkenntnis gewesen. So kommt man auch hier wieder auf den methodischen cirkelweg aller philologischen forschung (Lachmann Ausw. s. Xf.).

merkenswert ist, daß trotz des häufigen 4 ⏑́ | 4 ⏑́ die zu erwartende entsprechung 4 ⏑́ | 4 ⏑́ nicht vorhanden ist.

Die unterfüllung erscheint bei Reinmar hauptsächlich am periodenschluß, aber auch antecäsural (falls ich nr. 24 richtig rhythmisiert habe). Man erkennt die übereinstimmung mit Walthers, den gegensatz zu Wolframs gebrauch. Zu beachten ist die postcäsurale auftaktpausierung nach der antecäsuralen unterfüllung (vgl. nr. 6 dieser Bausteine).

Innerhalb der meisten stollen herrscht synaphie. In 14 von 51 fällen ist sie durch postcäs. auftaktpause unterbrochen (nr. 3. 5. 9. 10. 14. 16. 17. 20. 24), aber in der cäsur nie durch ⏑́ ⏑ | ⏑ ⏑́. Dagegen erfolgt zwischen den stollen sehr oft asynaphie, fast stets durch protatische auftaktpause, nur einmal durch ⏑́ ⏑ | ⏑ ⏑́ (nr. 11). Auch auf diesem gebiet bemerkt man die principielle verschiedenheit zwischen Reinmar und Wolfram.

Fein reguliert ist die auftakttechnik. Die eben erwähnte protatische auftaktpausierung (sie fehlt nur in nr. 1. 6. 7. 11. 12. 19. 21. 25) dient der rhythmischen gliederung des aufgesangs, der abgrenzung seiner beiden teile. Ferner ist, wie gesagt, in einigen formen der postcäs. auftakt pausiert: aber — und darin liegt eben das besondere princip — nur dann, wenn zugleich auch der protatische auftakt pausiert ist! Reinmar bildet also

– 4 ⏑́ | – 4 ⏑́
⏑̄ 4 ⏑́ | – 4 ⏑́
⏑̄ 4 ⏑́ | ⏑̄ 4 ⏑́,

aber nie

– 4 ⏑́ | ⏑̄ 4 ⏑́.

Dies gesetz herrscht ebenso in 4 6, 6 4 usw.[1]). Seine begründung ist ja wohl klar. Reinmar sagte sich: entweder werden alle reihen des aufgesangs continuierlich zusammengefügt; oder die beiden stollen sind durch protatische pause gesondert[2]):

---

[1]) Für ′ | – (bezw. ′ | ⏑̄) kann natürlich ‵ | – (bezw. ‵ | – oder – | ⏑́ eintreten.

[2]) Man erkennt, daß für die conception der stollenform der zweite stollen grundlegend ist. Denn der erste bedarf ja keiner besonderen markierung seines anfangs.

oder alle reihen stehen rhythmisch unverbunden nebeneinander — unlogisch aber ist die aufgesangform

$$\underset{\times}{-4\,a^1\,\underline{\prime}} \mid \underset{\wedge}{-}4\,b^1\,\underline{\prime} \,\underset{\smile}{\|}\, -4\,a^2\,\underline{\prime} \mid \underset{\times}{-}4\,b^2\,\underline{\prime},$$

in der die im periodenaufbau getrennten reihen b^1 und a^2 enger verkettet sind als die zu éiner periode gehörenden reihen a^1 und b^1 (und a^2 und b^2). Dies wichtige princip der auftakttechnik des stollenbaus habe ich auch sonst in der mhd. strophik gefunden, wenn auch nicht immer in strenger durchführung; z. b. Walther und Morungen haben es z. t. befolgt, aber Walthers schema

93, 19. 97, 34[1]) $-6\,a\,\underline{\prime} \mid \underset{\wedge}{-}6\,b\,\underline{\prime} \,\|\, -6\,a\,\underline{\prime} \mid \underset{\wedge}{-}6\,b\,\underline{\prime},$

das der Wiener zeit angehört, hat schwerlich den beifall seines lehrers gefunden.

In der stollenproportion ist ein bestimmtes gesetz klar erkennbar. 28mal sind die beiden stollenreihen gleich lang, etwas seltner, 20mal ist b länger als a (nr. 7—15. 25): aber verschwindend gering ist die zahl der fälle, in denen a länger ist, 3mal (nr. 16—18). Also gleichheit oder schlußbeschwerung! Das ist ein bedeutsames inneres formprincip. Aber es ist ebenso unbemerkt geblieben wie jene auftaktregel. Immer wieder stoßen wir auf neuland und spüren, wie wenig wir noch über die elemente der mhd. strophik orientiert sind. Das seltene 6 4 ist eine singuläre erfindung, eine umkehrung von 4 6. Und da stumpfe cadenz in Reinmars technik offenbar die primäre norm ist, so ergibt sich folgende chronologie: einerseits

nr. 9 $\underset{\wedge}{-}4\,a\,\underline{\prime} \mid \underset{\wedge}{-}6\,b\,\underline{\prime}$
nr. 16 $\underset{\wedge}{-}6\,a\,\underline{\prime} \mid \underset{\wedge}{-}4\,b\,\underline{\prime}$
nr. 17 $\underset{\wedge}{-}6\,a\,\underline{\prime} \mid \underset{\wedge}{-}4\,b\,\underline{\prime}$

und anderseits

nr. 8 $\underset{\wedge}{-}4\,a\,\underline{\prime} \mid -6\,b\,\underline{\prime}$
* $(\underset{\wedge}{-}6\,a\,\underline{\prime} \mid -4\,b\,\underline{\prime})$
nr. 18 $\underset{\wedge}{-}6\,a\,\underline{\prime} \mid -4\,b\,\underline{\prime}.$

Ich sprach eben von der cadenz. Die will ich nun gleich behandeln. Von den (51×2=) 102 reihen sind 90 stumpf, 7 schwerklingend, 5 leichtklingend. Oder nach verschiedenen

[1]) Die a-reihen haben in beiden liedern verschiedenen binnenreim. Doch darauf kommt es hier nicht an. Vgl. Beitr. 41, 95 anm. 42, 452[1].

schematen gerechnet: von den 25 formen haben 17 zwei stumpfe reihen, 4 neben einer stumpfen reihe eine schwerklingende (nr. 5. 6. 17. 18), 3 eine leichtklingende (nr. 4. 11. 15), 1 eine leicht- und eine schwerklingende (nr. 25). Der periodenschluß ist dreimal sk. (nr. 6. 18. 25), nur einmal lk. (nr. 11): darin ist immerhin eine gewisse tendenz zu der Beitr. 41, 71 besprochenen regulierung ersichtlich. Wichtiger ist mir jenes zahlenverhältnis 90 st.: 12 kl. (7 sk. + 5 lk.), dessen bedeutung niemand verkennen kann.

Im umfang der stollen ist die abneigung gegenüber der zwölftaktigen form (5mal) bemerkenswert. Anderseits aber ist auffällig, daß die zehntaktigen stollen (28mal) häufiger auftreten als die achttaktigen (18mal), obwohl gerade diese in jeder der beiden reihen das bei Reinmar üblichste versmaß enthalten. Daß nicht etwa die gleichheit von a und b der grund für die seltnere anwendung der achttaktigen stollen gewesen ist, geht aus dem soeben über die stollenproportion gesagten hervor. Vielmehr erklärt sich jene erscheinung daraus, daß Reinmar den dreitakter gemieden hat (er kommt in den zweireihigen stollen nie vor) und daher kein 3 | 5 neben 4 | 4 (wie 4 | 6 neben 5 | 5 und 5 | 7 neben 6 | 6) bilden konnte[1]); vgl. Beitr. 41, 54. 42, 450. 452[2].

Bereits Burdach bemerkte RuW. 21, daß Reinmar 'den vierhebig stumpfen vers und überhaupt stumpfen versausgang mehr als alle andern minnesänger bevorzugt'[2]). Danach war die vorherrschaft des stumpfen viertakters von vornherein zu erwarten: jetzt kann sie am stollenbau zahlenmäßig und im einzelnen studiert werden. Nächst dem viertakter erscheint

[1]) Um nicht mißverstanden zu werden, will ich doch noch hinzufügen, daß ich nicht etwa 4 | 6 aus 5 | 5 hervorgehen lasse. Vielmehr ist 4 | 6 sicher die primäre bildung. Anderseits aber ist 5 | 7 gegenüber 6 | 6 secundär. Denn die viertakter und sechstakter sind in der altdeutschen strophik bekanntlich älter als die fünftakter.

[2]) Die zurückführung dieser technik auf 'volkstümliche muster' ist sachlich richtig, aber im ausdruck insofern nicht zutreffend, als Reinmar den stumpfen viertakter gewiß nicht als ein 'volktümliches' metrum empfunden und als solches bewußt cultiviert hat. Sondern er blieb eben ohne modernen ehrgeiz bei der nun einmal vorhandenen und üblichen versart, die ihm als traditionell gegebene größe das a priori nächstliegende rhythmische ausdrucksmittel war.

am häufigsten der sechstakter, weit seltener der fünftakter, dessen existenz aber durchaus gesichert ist[1]), und einmal ein schwerklingender siebentakter. Ob und wie aber durch die verschiedene häufigkeit dieser versarten Reinmars technik wesentlich und speciell charakterisiert ist, kann ich vorläufig nicht entscheiden; vgl. die Wolframtabelle Beitr. 41, 74.

Zum abschluß sei noch mit einigen worten hingewiesen auf das vielleicht interessanteste und jedesfalls eigenartigste problem der Reinmarschen strophen-, vers- und reimkunst: auf ihre stellung gegenüber Hausen. Lyrisches genre, motiv und stilisierung seines minnesangs kennzeichnen Reinmer als schüler Hausens. Der ist der eigentliche schöpfer der neuen lyrik in Deutschland[2]): ein vergleich zwischen ihm und Reinmar

[1]) Durch die synaphie in nr. 19. 21. 22: Reinmars stollen haben vor postcäsuralem auftakt nie antecäsurale unterfüllung. Auf nr. 19 beruht nr. 20 wie nr. 3 auf nr. 1. Ein klingender und zwar lk. fünftakter steht nur in nr. 25.

[2]) Schon vor ihm und dann auch, ohne directe mitwirkung seiner kunst, neben ihm sind vereinzelte wellen romanischer einflüsse nach Deutschland gedrungen, tief hinein bis nach Regensburg und Österreich. Aber wirklich markante persönlichkeiten, maßgebende führer und vertreter der modernen schule tauchen aus diesen leichten strömungen erster anfänge und vorbereitungen nicht hervor. Die Kürenbergstrophen wären zwar ohne eine gewisse bekanntschaft mit romanischem minnesang — wie hätte man hier sonst auf den gedanken kommen sollen, ritterliche liebeslieder zu dichten? — nicht möglich gewesen: aber die wesentliche grundstimmung der weichen galanten poesie blieb fern und unverständlich. Meinloh erscheint noch ganz als übergangsdichter. Der Rietenburger überschreitet nicht den engsten rahmen der production. Und einige spärliche Eistiana, die zudem in ihrer zeitlichen und örtlichen bestimmung unsicher sind, bezeugen nur ein keimen, kein volles wachsen des minnesangs. So gärt in Süddeutschland ein neuer geist des lyrischen ausdrucks, doch noch fehlt der starke träger und erfolgreiche gestalter des höfischen lieds. Und da kommt nun Hausen — gesellschaftlich auf der höhe des daseins, freiherr, weltgewandter hofmann und diplomat, ein *familiaris* und *secretarius* des kaisers, dessen dienst ihn nach Frankreich und Italien führt, wo er die romanische cultur an der quelle in sich aufnimmt und erlebt, trotz dieser exponierten stellung aber, wie die wirkung seines todes auf das kreuzheer ahnen läßt, ein mann zugänglichen populären wesens, der die herzen der mitmenschen zu gewinnen, weite kreise zu beeinflussen vermag — und eben der, aufgewachsen in einem kunstfreundlichen haus (MF. 25, 21), wirkt nun auch als poet: durchdrungen von jenem verfeinerten geist der romanischen lyrik und wiederum sie, in deutscher gestaltung,

zeigt, wo dieser anknüpft. Wohl nicht aus der engsten Hausenschule hervorgegangen wie Gutenburg, sicher aber infolge naher, ich möchte auch glauben: persönlicher berührung mit dem führer der modernen richtung — dem meister der staufischen gesellschaftspoesie — überträgt Reinmar, der Straßburger, den höfisch-romantischen idealismus des rheinischen minnesangs nach Österreich, wo Walther sein schüler, durch ihn Hausens enkelschüler wird. Gewiß bestehen in empfindung und gedanken, stilfarbe und ausdruck faßbare unterschiede zwischen Hausen und Reinmar, aber die liegen wesenhaft im persönlichen begründet, sind mehr nuancen des charakters als der kunst: oft und mit recht ist Hausens art männlich und fest genannt worden, während Reinmars weichheit durch die schwankenden stimmungen des weiblichen und weibischen, frauenhaften und damenhaften gleitet (doch nie des mädchenhaften: das bringt erst Walther). Aber der grundzug in der summe der inneren momente — thema und darstellung — ist auf beiden seiten der allgemein-gleiche. Als vertiefender fortsetzer der psychologischen hoflyrik Hausens dichtet Reinmar, aufnehmend, ausbauend, weiterwirkend.

Und da ist nun das merkwürdige, daß diese gehaltliche übereinstimmung und abhängigkeit begleitet ist von — wie es scheint — völliger formaler selbständigkeit, ja gegensätzlichkeit in metrum und reim. Von Hausens zu Reinmars strophik führen nur dünne, unwesentliche verbindungslinien. Die eigentlich modernen künste Hausens, der den romanischen formalismus aus Frankreich und Italien, auf den wegen der staufischen politik, in engster persönlicher fühlung importiert hatte, die technik neuer versarten und romanischer oder

durchdringend zu fest umrissener ausprägung einer neuen stilart. Eine solche, nicht complicierte, aber eindrucksvolle persönlichkeit — zudem am rechten platz tätig, am kaiserlichen hof, dem politischen und culturellen centrum Deutschlands - konnte und mußte durch die formulierung einer dem zeitgeschmack entgegenkommenden lyrik das schulhaupt des minnesangs werden, der 'vater' der weithin sich ausbreitenden modernen gesellschaftspoesie. Er und kein anderer hat in Deutschland den romantischen idealismus des höfischen lieds begründet. Veldeke, an den etwa gedacht werden könnte, ist als außenstehender deutsch-französischer grenzlanddichter mit seinen niederländischen liedern in Deutschland fast ganz einflußlos geblieben: eine lyrische Veldekeschule hat es nie gegeben.

romanisierter strophenbildungen, reimhäufung, anreimung, daktylen — bei Reinmar verhallen sie fast alle ohne klang und echo. Warum, fragen wir da, hat er sie abgelehnt? Literarhistorisch ist dieser vorgang höchst bedeutsam. Denn eben durch jenen conservativen zug Reinmars, der ihn auf Walther übertrug, ward die ganze weitere tradition und entwicklung des minnesangs — auf dem gebiet der strophik — principiell bestimmt und fundamental festgelegt. Die strophenformen Walthers und der späteren höfisch geschulten minnesänger würden uns ein wesentlich anderes gesicht zeigen, wenn Reinmar mit dem inhalt auch die strophik Hausens übernommen und zur vollen herrschaft gebracht hätte.

Noch verwickelter wird das problem von der reimtechnik her: bei Hausen noch dialektreime und archaisch ungenaue bindungen, bei Reinmar das geläuterte ideal einer koine, der reinen und allgemein giltigen reimfügung. Hierin ist Reinmar modern und Hausen rückständig. Gewiß, das erklärt sich aus ihrem zeitlichen abstand, aus dem von Hausen zu Reinmar vorgeschrittenen und strenger entwickelten kunstprincip. Aber um so schwieriger wird damit die frage, warum Reinmar, der doch nach ausweis seiner reime technischem ehrgeiz nicht unzugänglich und zu formalen leistungen befähigt ist, dennoch in vers- und strophenbau dem geschmack der neuen cultur seine gefolgschaft versagt hat, während vor ihm und neben ihm, durch seinen meister und durch andere gleichzeitige dichter, die romanische technik gepflegt wird.

Oder sehen wir hier nicht richtig? Ist vielleicht Reinmar doch modern, ganz besonders modern? nämlich in neuster reaction gegen den romanisierten formalismus, indem man nun zwar nicht zu den archaischen formen des Kürenbergers und Söfflingers zurückkehrt, aber die neuen metrischen grundsätze (stollenstrophen) mit den altüblichen und nächstliegenden (z. b. viertakter, stumpfer reim) zu versöhnen weiß, ohne — wie im eifer der ersten nachahmung — dem aufdringlich exotischen (z. b. daktylen, anreimung) zu verfallen. Hinzu kommt, worauf ich Beitr. 42, 280 hinwies, Reinmars 'übersiedlung nach Österreich, die ihn einer längeren und nachhaltigeren romanisierung frühzeitig entzog'. Er hatte am Rhein schon die neue idee des romanisch-Hausenschen minnesangs in sich aufge-

nommen, aber er verarbeitete sie zunächst in bequemer und gewohnter form. Und dabei blieb es; zur schwierigeren kunst, die fremden gedanken nun auch in fremde strophenbildungen und reimbindungen zu kleiden, ist er nicht vorgedrungen. In Österreich war er dann dem centrum der romanisierenden mode entrückt und das ferne Wien war — in dieser zeit — anspruchsloser als der westliche culturkreis des kaiserlichen hofs.

Und schließlich — Reinmars wesensart! Der künstler wurzelt im menschen: seine lyrik charakterisiert ihn als einseitig. Die zwar mannigfach wechselnde beleuchtung, in die er sein ewiges thema 'liebe und leid' immer wieder und von allen seiten rückt, ist weniger gefühlsreichtum als gefühlsakribie, nicht beweglichkeit und überschwang, sondern sorgfalt und pedanterie, die nicht erst uns, sondern schon seinem publicum als rücksichtslose monotonie auf die nerven fiel. Die gefühlslyrik dieses verstandesmenschen will klar und streng auftreten, nicht zierlich und elegant wirken. Daher gibt er seinem höfischen lied zwar Hausensche ideen, auch durchweg genauen reim (weil der exact regulierbar ist), aber nicht den bunten klang und rhythmus der romanischen verse und strophen. Der war ihm flitterkram. Und selbst wenn er ihn gewollt hätte: hätte er ihn gekonnt? Wer Reinmar mit offenen ohren liest, hört aus jeder strophe, daß dieser mann unmusikalisch ist, unberührt von dem mitschwingenden gefühl für rhythmus und melodie, das dem tiefen und feinen lyriker eignet und uns voll und rein aus Morungen, graziös und zart aus Neifen entgegenklingt[1]). Ohne diese genialität innerlicher tonbeseelung läßt sich wohl die feste regel des genauen reims auf schritt und tritt achtsam durchführen, nicht aber das leichtbeflügelte daktylentempo oder die klangfülle oft wiederhallender reime harmonisch beherrschen (vgl. Beitr. 42, 472[1]). So werden Reinmars lieder doctrinär und unlyrisch: ihre formung ist princip, nicht kunst.

[1]) Aus härterem holz sind Hausens verse geschnitzt: gegenüber Reinmar aber singt auch er flott und lebhaft. Der contrast Reinmar-Morungen findet zwiespältiges echo in Walthers Wiener und Meißner liedern.

BERLIN. KURT PLENIO.

VOM ANLAUTSWECHSEL *STR* : *R* IM GERMANISCHEN.

Daß sich in den idg. sprachen seit alters her engverwandte wörter mit und ohne anlautendes *s* nebeneinander finden, wird wohl von niemandem in abrede gestellt, wie dieser wechsel auch beurteilt wird. Aber während z. b. die offenbar zusammengehörigen wörter mit anlautendem *st*, bzw. *t* zahlreich sind, sind andere fälle des wechsels nur spärlich belegt. Der folgende aufsatz beschäftigt sich mit germanischen fällen des wechsels *str* : *r*, also gegebenen falls idg. *sr* : *r*, wobei zunächst schon früher erörterte fälle zusammengestellt und besprochen und dann ein paar neue auf die annahme solchen wechsels gegründete etymologien vorgetragen werden.

Brugmann und Delbrück haben sich (Grdr. I² § 818 s. 726) der zuerst von Sütterlin (IF. 4, 103) gemachten zusammenstellung von ahd. *strang*, an. *strengr* 'strang' mit ai. *raśmí-ś* 'strang, strick, riemen' angeschlossen. Die germ. formen sind demnach auf ein urg. **strangi-* < **srongi-*, idg. < **sronk*, die altindischen auf ein idg. **rṇk* zurückzuführen.

Die verba got. *raupjan* 'rupfen', ahd. *roufen* 'raufen, rupfen', ags. *riepan* 'spoil, plunder' und ihre sippe bespricht Wadstein eingehend IF. 14, 402 ff. Das diesen verba zu grunde liegende germ. wort stellt er in überzeugender weise mit ags. *-striepan*, mhd. *ströufen*, *stroufen*, nhd. *streifen* 'die haut abstreifen, schinden' zusammen. Auf ein ahd. **stroufen*, got. **straupjan* weist, wie Kluge Et. wb. bemerkt, ndl. *stroopen* 'abblättern, abstreifen, raubzüge machen'. Hier liegt demnach ein fall von urg. wechsel **raupi̯-* : **straupi̯-* vor.

Der zusammenhang von nhd. *strack*, mhd. *strac* und den denominativa ahd. *strackên*, ahd. nhd. *strecken*, an. *strekkja* einerseits und an. *rakr*, schwed. und ä. dän. *rak*, got. *uf-rakjan*, ahd. nhd. *recken* anderseits wird jetzt von vielen seiten anerkannt.

Nachdem ahd. *strecken* < **strakjan* und got. *-rakjan* zuerst von Siebs in seinen anlautstudien (KZ. 37, 278 f.) aus einer wurzel mit, bzw. ohne anlautendes *s* hergeleitet worden waren — vgl. lat. *porrigo*, gr. *ὀρέγειν* — folgten ihm Wilmanns in seiner grammatik I² s. 136 und zögernd Kluge in seinem wörterbuch: 'Das zugehörige adj. *strack* . . . weist auf eine germ. wz. *strak* (für *srak*, nebenform zu *rak* in *recken*?), die vielleicht mit der von *strang* und *streng* verwandt ist'.

Auch Falk-Torp meinen in ihrem wörterbuch (der deutschen ausg.): 'Vielleicht steckt darin (im vb. *strække*) auch ein *rak* mit vorangestelltem *s*'. Und Walde, der in seinem lat. etym. wörterbuch² eine andere deutung des wortes *strecken* (von Hirt, zur wz. **ster-*) bespricht, meint: 'Für *strecken* wäre die annahme wenigstens secundären einfließens der sippe von *recken* wohl nicht zu umgehen' (s. 738).

Nasaliert erscheint derselbe stamm im dän. dial. *strank* 'gerade' (von menschen), mit ablaut im gleichbedeutenden aschwed. *strunker* und im schwed. und dän. volkssprachl. *strunk* neben der *s*-losen form nd. dän. *rank* dass.[1]).

Für das aus dem nd. ins hd. eingedrungene *strand* 'ufer', spätmhd. (md.) *strant*, an. *strǫnd*, in den neueren nordischen sprachen wie im engl. und niederl. *strand* findet Kluge in seinem wörterbuch keine anknüpfung: 'Diese sippe .. läßt sich nicht weiter verfolgen'. Und Weigand-Hirt beschränkt sich auf die vermutung: 'viell. zu abg. *strana* f. 'seite, gegend''. Und doch scheint der zusammenhang von *strand* und *rand* offenbar. Daß *rand* in der altgerm. literatur — es gilt dies auch von an. *rǫnd* — fast ausschließlich von der kante des schildes verwendet oder lediglich synekdocheisch anstatt *scilt*, *skjǫldr* — wie z. b. an. *kjǫlr* statt *skip* — gebraucht wird,

[1]) Die in schwed. und dän. mundarten neben 'gerade' allgemeine bedeutung von *strank*, *strunk* 'fein angezogen, herausgeputzt' ist secundär. Sie hat sich aus der bedeutung 'gerade' entwickelt genau wie die nämliche bedeutung von nhd. *stramm* in ausdrücken wie *sie hat stramme kleider* ('wohlschmückende'), *dat lett em stramm* 'das kleidet ihn gut' (Frischbier). In der dänischen volkssprache in Schleswig meint übrigens auch *strack* genau wie *strunk* 'herausgeputzt'. In ähnlicher weise hat sich ja schon bei dem ags. *rank* aus der bedeutung 'gerade, hoch aufgeschossen' die von 'stolz, unverschämt' entwickelt.

muß auf den inhalt und stil der uns erhaltenen denkmäler zurückgeführt werden. Auch *strǫnd* wird im aisl. vom rande des schildes gesagt. Daß sich die jetzigen bedeutungen des hd. *rand* nur auf grund des lebendig gebliebenen ursprünglichen allgemeinen begriffes 'kante' entfalten konnten, wird im Grimmschen wörterbuch richtig hervorgehoben. Aus dieser allgemeinen bedeutung 'kante' hat sich wie bei *strand* die von 'ufer' entwickelt. Im älteren nhd. meint *rand* oft 'erhöhtes ufer eines meeres, flusses', in dichterischer sprache lebt diese bedeutung immer noch fort. Im schwedischen heißt das ufer eines flußes *strand* oder *rand*. Dieselbe entwicklung 'kante' > 'ufer' hat das franz. *bord* durchgemacht.

Diesen zusammenhang von *strand* und *rand* vermuten, finde ich, Falk und Torp in ihrem wörterbuch s. 1177: 'Das wort (*strand*) wird zu der idg. wz. **(s)ter* 'ausbreiten' gestellt ... Indessen ist die grundbedeutung von *strand* offenbar 'kante', was auf zusammenhang mit *rand* hindeutet: germ. grundform **(s)ramd-*'.

Im ablautsverhältnis zu den formen *rand* und *strand* stehen die wörter *rind* und *strind* (Persson IF.Anz. 12. 17; FalkTorpWb. s. 1177). Jenes erscheint in norweg. mundarten mit der bedeutung 'landrücken, bergrücken, streifen in stoff', dieses im anord. mit dem sinne 'kante, seite, land' und in neunorw. volkssprache mit der bedeutung 'kante' und 'streifen'. Das nord. *rind* findet Axel Kock Beitr. 21. 435 f. im krimgotischen *rintsch* 'mons' wieder.

Wenn also die ursprüngliche bedeutung von *rand* (und *rind*) und *strand* (und *strind*), wie ich entschieden meine, 'kante' ist, scheint mir die zusammenstellung von *strand* (und also auch *rand* etc.) mit lat. *frons* 'stirne', die Th. V. Jensen vorgeschlagen hat (Nord. Tidsskrift for Phil. og Ped. 3. Række 10. 20), höchst wahrscheinlich. Lautlich decken sich die wörter *strand* und *frons* völlig. Sie wären alle beide aus einer idg. grundform **sronī* herzuleiten, neben der sich also wenigstens auf germanischem boden eine *s*-lose variante fände. Semasiologisch scheint sie viel ansprechender als die anderen erklärungen des vielbesprochenen wortes. Man kann zum vergleich auf ahd. *enti* 'ende' : ahd. *endi* 'stirn'; got. *andeis*, an. *ende* 'ende' : an. *enni* 'stirn', lat. *antiæ* 'stirnhaare' verweisen.

Mit nhd. *strom*, an. *straumr*, ags. *stream* usw. stelle ich zunächst den norwegischen flußnamen *Raum-elfr* zusammen. Das ist der alte name des unteren *Glommen*, des mächtigsten stroms Skandinaviens, der in das Skagerrak mündet. Daß dieser mächtige, die ganze landschaft beherrschende strom lediglich **Raumr*, urno. **RaumaR* 'der strom' genannt wurde, genau wie die *Elbe*, der große fluß Nordwestdeutschlands, einfach 'der fluß' heißt, kann nicht wunder nehmen. Daraus wurde später, als das substantivum **raumaR* als appellativum der *s*-variante **straumaR* unterlag und aus dem gebrauch kam, durch zusammensetzung *Raum-elfr* 'der Raumfluß'.

Die einwohner des tales heißen im mittelalter im norden *Raumar*, bei Jordanes *Raumariciae(e)*, die landschaft *Raumafylki* oder *Raumarike*, jetzt *Rom(m)erike*, *Romerige* (amt *Akershus*).

Jenseits der jetzigen schwedischen grenze in unmittelbarer nähe von *Raumelfr* findet sich der größte fluß Südschwedens *Göta älv*, durch den der große see *Vänern* abfließt. Der alte name dieses flusses, der im mittelalter die grenze zwischen Schweden und Norwegen bildete, ist *Gaut-elfr* und dieser ist von v. Grienberger Zs. fda. 46, 158 und Tamm in seinem etymologischen schwedischen wörterbuch in überzeugender weise aus dem verbum an. *gjóta*, nhd. *gießen* hergeleitet. Es deckt sich, wie v. Grienberger bemerkt, das wort *gautr* genau mit dem mhd. appellativum *gôz* 'das gießen, strömen' und hinsichtlich der herkunft gehört es also mit ahd. *giezo* 'gießbach' in den von v. G. erwähnten flußnamen *Buahgiezo* und *Goldgiezo* zusammen. Der name ist demnach entweder, wie Tamm a. a. o. meint, 'der strom, durch den sich das wasser des *Wänersee* ausgießt' oder bezieht er sich auf die großen fälle von *Trollhättan*, wie Noreen denkt. Die einwohner der landschaft um den *Gaut-elfr*, früher **Gautr*, urno. **GautaR*, herum heißen *Gautar* genau wie diejenigen um den **Raumr Raumar* heißen, und das land der *Gautar* ist *Gautaveldi* und *Götaland*, heute *Väster-Götland*, mit erweiterter bedeutung *Götaland*, wie das land der *Raumar Raumarike*. v. Grienbergers ansicht, daß diese namen den genitivus pluralis der völkernamen enthalten, stimme ich bei. Aber auch auf norwegischem gebiete haben wir diese parallele in den flußnamen *Gautelven*, *Gautaaen*, kleine flüßchen, jenes in Tördal, dieses auf dem Dovre (s. Rygh, Norske

Elvenavne s. 66) — *aaen* ist die articulierte form von *ā*, die jüngere gemeinnordische form des älteren *ā*, got. *ahva*.

Dies *raumr* = *straumr* begegnet indessen aller wahrscheinlichkeit nach auch anderorts. In erster linie denke ich an die landschaft im nordwestlichen Norwegen *Romsdalen*, älter *Raumsdalr*, seit dem 14. jh. auch *Romsdal(en)*, *Ramsdal(en)* und *Rumsdal(en)* geschrieben. Dies tal durchströmt die *Rauma*, welche in den *Raumsdalsfjord* mündet. Die einwohner heißen im älteren gulaþingsgesetz *Raumdœler*. Der name der *Rauma* ist schon von Rygh a. a. o. s. 186 mit dem *Raumelfr* zusammengestellt worden.

Sehr vielen norwegischen guts- und anderen ortsnamen liegen bekanntlich flußnamen zugrunde. Von den namen dieser flüsse sind viele offenbar sehr alt. Als namen der flüsse sind die alten wörter aber häufig außer gebrauch gekommen und sind nur in den ortsnamen erhalten. Oft trägt das gut einfach den namen des flusses, an dem es liegt, meistens sind jedoch die gutsnamen composita mit dem alten flußnamen als erstes glied[1]).

Nun findet sich eine beträchtliche anzahl von zusammengesetzten gutsnamen, deren erstes glied *Raum-*, *Raums-*, *Rom-*, *Roms-* ist. Daß in diesem ersten componenten ein alter flußname steckt, darauf deuten meistens sowohl die art des zweiten gliedes wie auch die örtlichen verhältnisse. Es wird dies auch von den verschiedenen herausgebern des großen Ryghschen werkes Norske Gaardnavne hervorgehoben. Aber eine erklärung dieses *raum* hat keiner gefunden.

Von den vielen namen, die in betracht kommen, mögen folgende hier erwähnt werden:

Raumdal, gut, amt *Bratsberg*, herred *Laardal*, Rygh, Norske Gaardnavne VII s. 422f. Die schreibung entspricht der jetzigen aussprache: ältere formen wie *i Raumsdall* (Dipl. Norv. IX 284, im jahre 1447), *Romdal* (i. j. 1585) u. a. zeigen, daß der alte name *Raumsdalr* ist, eine form also, die mit der eben besprochenen zusammenfällt. Das gut liegt am *Eidsborgbækken*, einem fluß, der in fällen ungestüm ins tal hinunterströmt.

Der herausgeber des bandes VII von Norske Gaardnavne (ferner NG abgekürzt) Kjær bemerkt: „Es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß es einen stromnamen **Raumr* gegeben hat", und verweist auf die spuren eines seenamens **Raumr*, auf den ich unten zurückkomme.

[1]) Siehe O. Rygh, Norske Gaardnavne, Forord og Indledning s. 34.

In demselben amte, herred *Gjerpen*, liegt ein gut *Strömdal*, älter *Straumdalr*, NG VII s. 104.

Romsaas (ausgesprochen *ròmmsås*), gut, amt *Akershus*, herred *Aker*. NG II s. 107.

Romsaas nordre og søndre ('das nördliche und südliche', ausgespr. *ròmmsås*), güter, amt *Akershus*, herred *Ullensaker*, NG II s. 313, ältere formen *i Raumsase* (Dipl. Norv. III 220, i. j. 1349), *Rwmssoss* (i. j. 1520). *Romsaas* (i. j. 1578) u. a.

Romsaas søndre, øvre og nedre ('das südliche, obere und untere', ausgespr. *ròmmsås*), güter, amt *Kristians*, herred *Ringebu*, NG IV, 1 s. 147.

Romstad (ausgespr. *ròmsta*), gut, amt *Nordre Trondhjem*, herred *Klingen*), NG XV s. 327, ältere form *af Raumastadom* (i. j. 1430—1440).

Romstad (ausgesp. *ròmmsta*), gut, amt *Nordre Trondhjem*, herred *Hölandet*, NG XV s. 304f. Im gleichen amt, herred *Stod*, liegt ein gut *Strømstad* (ausgespr. *strömmsta*), NG XV s. 260. < *Straumstaðir*; *af Straumstadhom* (i. j. 1430—1440).

Romsbotn med Sagen ('mit der sägemühle', ausgespr. *römmsbâttn*), gut, amt *Stavanger*, herred *Jelsa*, NG X s. 340f. Der herausgeber dieses bandes von NG, Magnus Olsen, meint, daß der name ursprünglich den meerbusen bezeichnet hat, an dessen ende das gut liegt. Dann wäre der erste component vielleicht ein flußname. Olsen denkt an einen namen **Ramsa*, gen. **Romsu*. — Vgl. *Strombotn*, gut, amt *Nordland*, herred *Hemnes*, liegt am inneren ende eines größeren tales, das *Strømmen* heißt (NG XVI s. 135). Über ganz Norwegen verbreitet ist der name *Vatsbotn* 'see-ende'.

Romsvigen (ausgespr. *ròmmsvîga*), gut, amt *Lister og Mandal*, herred *Søgne*, NG IX s. 48, < **Raumsviken*; vgl. *Strømsvigen*, gut an einem fluß, der in *Viken* mündet, in demselben amt, herred *Halsaa og Hartmark*. NG IX s. 74.

Raumsland indre og yttre, güter in demselben amt, herred *Lyngdal* NG IX s. 244. Die jetzige aussprache ist *raùmtlann*. Die älteren schreibungen *Ramsland* i. j. 1594 u. 1668 u. a. müssen falsch sein, wie der herausgeber dieses bandes von NG, Kjær bemerkt. Kjær stellt den namen mit *Raumariki*, *raumar*, dem vorhin erwähnten *Raumsáss* und *Raumsdalr* zusammen; da das gut an einem see liegt, vermutet er, daß dieser früher *Raumr* genannt wurde.

Zu vergleichen sind *Straumsland*, gut an dem kurzen strom zwischen dem see *Framvaren* und dem *Helvigfjord*, in demselben amt, herred *Vanse*, NG IX s. 201, und *Gausland*, amt *Stavanger*, herred *Nærbø*, gut an einem bach, der in einen nebenfluß des *Haaelv*, die *Tversaa* mündet, NG X s. 110.

Gausland wahrscheinlich < **Gausarland*; *gaus* ist ein feminines substantivum desselben stammes wie *gjósa*, 'ungestüm hervorströmen'.

Romtveit nordre og søndre (ausgespr. *rämmtveit*), güter, amt *Bratsberg*, herred *Rauland*, NG VII s. 456. Keine ältere form als aus dem jahre 1585: *Romttued*. O. Rygh hat in *Rom* ein ursprüngliches **Raum* vermutet. Dazu bemerkt Kjær a. a. o.: 'Wenn dies richtig ist, könnte man vielleicht hier an einen flußnamen dieses stammes denken (vgl. *Ruuma* in *Romsdalen*), das gut liegt an einem flüßchen'.

Romdalvik, ältere formen *Rombsdallvigh* i. j. 1610, *Romdallvig* i. j. 1632, 1633, gut, amt *Romsdal*, herred *Vee*, NG XIII s. 245. Liegt an der mündung eines kleinen flusses. O. Rygh, Norske Elvenavne s. 197 nimmt an, daß der erste component einen flußnamen vom stamme *rom-* enthält. Wie NG XIII s. 245 richtig bemerkt wird, stimmt diese stammform nicht mit der aussprache. Diese kann aber auf eine ältere form *Raum(s)-* zurückgehen.

Romsle nedre og øvre (ausgespr. *rømslå*), güter, amt *Søndre Bergenshus*, herred *Haus*, NG XI s. 306. In der unmittelbaren nähe ein strom.

Rommen (ausgespr. *rømme, rømmi*), gut, amt *Akershus*, herred *Aker*, ca. 1400 geschrieben *i Raumini*, NG II s. 107. Nach O. Rygh a. a. o. wäre der letzte component *vin* 'matte': er stellt es mit *Romsáss*, *raumar*, *Raumariki*, *Raumsdalr* zusammen.

Derselbe name *Rommen* mit derselben aussprache und älteren schreibungen wie *i Raumini* (ca. 1400), *i Romene* (1499), in demselben amt, herred *Nes*, NG II s. 346.

Vgl. zur aussprache *Strøm* im gleichen herred < *Straumr*, ausgespr. *strámm*, NG II s. 339, und *Strøm* in demselben amt, herred *Nittedalen*, ebenfalls *strämm* ausgesprochen, NG II s. 290.

Rommøren (ausgespr. *rømm-*), gut, amt *Nordre Bergenshus*, herred *Balestrand* an der mündung eines stromes, dessen tal *Romessedalen* genannt wird. Der letzte component *øren* ist die articulierte form von dän.-norw. *ør*, an. *eyrr* 'sandbank, sandiger strand', namentlich an flüssen. Zu vergleichen ist *Stromsøren*, gut, amt *Tromsø*, herred *Bardo*. < *Straumseyrr* in NG XVII s. 116.

O. Rygh bemerkt NG IV 1, s. 147: 'Aus demselben stamme (wie *Raumsáss*) sind gewiß viele andere namen herzuleiten', und erwähnt dann die oben genannten *Raumin*, den völkernamen *Raumar*, *Raumariki*, *Raumsdalr*, *Romstad* 'und vielleicht andere heute mit *Rom-* zusammengesetzten namen, von denen ältere formen nicht bekannt sind. Eine erklärung dieser namen, von denen jedenfalls die meisten sehr alt sind, ist noch nicht gefunden'. Daß sie alle aus dem völkernamen *Raumar* herzuleiten wären, hält er für ausgeschlossen, schon weil zwei von den gutsnamen sich in *Romerike* finden: 'es ist nicht einzusehen, warum ein einzelnes gut dort mit einem vom völkernamen gebildeten namen bezeichnet werden sollte'. Wenn nun, wie ich meine, in allen diesen namen das alte substantivum *raumr* = *straumr* steckt, scheint es ganz natürlich, daß wir ihnen in allen gegenden Norwegens begegnen. Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß in den meisten fällen neben dem namen mit *Raum(s)-* als erstem glied sich auch, oft im gleichen herred, namen mit *Straum(s)-* und demselben zweiten componenten finden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch andere zusammengesetzte ortsnamen auf *Rom(s)-*, *Rome-* dies *raumr* als erstes glied enthalten. In seinem oben citierten werk über die norw. flußnamen nennt O. Rygh mehrere gutsnamen, in denen er einen flußnamen vermutet, darunter folgende: *Romedal*, *Romereim*, *Romdalsvik*, *Romedalsæter*, die alle an flüssen gelegen sind. Auf diese frage kann ich hier nicht eingehen.

Bei der besprechung der beiden namen *Gautaaen* und *Gautelven* verweist Rygh auf den namen des schwedischen sees *Göten* (im kirchspiel *Misterhult*, län *Kalmar*). Den offenbaren zusammenhang dieser namen hebt auch Hellquist von Rygh unabhängig hervor in seinem großen werk 'Studier öfver de svenska sjönamnen' s. 208. Denselben stamm findet Hellquist auch wieder in den schwedischen seenamen *Götmaren* im gleichen kirchspiel *Misterhult* und *Götsjön* in der provinz Dalsland. In *Göten* hätten wir also das alte substantivum **gautr*, urno. **gautaR* auf schwedischem boden uncomponiert.

Nun finden sich aber in Schweden ein see *Römen* und in Värmland an der norwegischen grenze einer, der *Römmungen* heißt. Jenseits der grenze liegt ferner ein see, der *Raumsjön* genannt wird. Den namen *Römen* stellt Hellquist in dem eben erwähnten werke s. 509 mit dem aisl. *rymr* 'starker laut' und *rymja* 'brummen' zusammen — dieselbe etymologie, die A. Kjær für *Raums-* in *Raumsdalr* vermutet, NG VII s. 423 — oder aber findet er in diesem namen wie in *Römmungen* und *Raumsjön* denselben stamm wieder, der im ags. *hream* 'lärm' vorliegt. Ich möchte in *Römen* und *Raumsjön* das substantivum **raumr* 'strom' sehen. Dann hätten wir in diesen namen gegenstücke zu *Göten* und *Götsjön*. Tatsächlich erscheint die parallelform von *raumr straumr* als seename. Im kirchspiel *Karlskoga* in der provinz Värmland findet sich ein see *Västra Strömmen* (Hellquist a. a. o. s. 585) und im kirchspiel *Tierp* in *Uppland* einer, der *Strömaren* heißt, nach Hellquist < aschw. **Stromir*. Die vermutung Hellquists, daß die letzten beiden namen auf strömungen in den seen zurückzuführen sind, ist gewiß richtig. Dieselbe erklärung ist auch auf *Römen* und *Raumsjön* anzuwenden. *Römmungen* deckt sich genau mit der deutschen *s*-form *strömung*[1]).

[1]) Vielleicht finden wir diese namen auch auf deutschem boden wieder. In erster linie kämen folgende in betracht:

Die *s*-lose variante von mhd. *stroum*, an. *straumr* erscheint jedoch auch als appellativum: im nhd. *rahm* 'sahne'. Den zusammenhang des flußnamens **Raumr* mit diesem wort hat, wie ich nachträglich finde, schon v. Grienberger erkannt und meint deshalb, es müsse „am ehesten 'der schäumende' bedeuten" (a. a. o. s. 161), ohne sich weiter über die herkunft des wortes zu äußern.

Das *ā* der schriftsprachlichen form stammt, wie Schwyzer IF. 21, 181 und Kluge Et. wb. bemerken, aus gebieten, die wie das bairisch-österreichische *-ou-* durch *-ā-* ersetzen. Die mhd. form *roum* ist noch heute in vielen ober- und mitteldeutschen mundarten erhalten (vgl. Schwyzer a. a. o.). Das ags. hat *ream*.

Raumbach, dorf in der Rheinprovinz, reg.-bez. *Koblenz*;

Rumbach (*Kl.- und Deutsch-*), kreis *Rappoltsweiler* im Oberelsaß, an drei gleichnamigen in die *Leber* fließenden bächen (Förstemann II, 2, 638);

Rombach, dorf in Lothringen, kanton *Metz*, geschr. *Romabach* i. j. 984, *Romebach* i. j. 972, 977 (Förstemann II, 2, 638f.);

Rumbach, gemeinde in Bayern, reg.-bez. *Pfalz*, geschr. *Rumbach* i. j. 1009;

Rumbeck, dorf in Hessen-Nassau, reg.-bez. *Kassel*, geschr. *Rumbeke* i. j. 1031 (Förstemann II, 2, 638);

Rumbeke, flecken in Belgien, West-Flandern, arr. *Roulers* an der *Mandel*, geschr. *Rumbeche* 1116. *Rumbecca* 1119, *Rumbeca* 1125 (Förstemann II, 2, 639).

Diesen gegenüber stehen:

Strombeek-Bever, flecken in Belgien, Brabant, geschr. *Strumbeca* 1169. *Strombecka* 1147 (Förstemann II, 2, 912f.);

Strombach, weiler in der Rheinprovinz, reg.-bez. *Köln*.

In allen diesen namen ist der letzte component *bach* und sie bezeichnen offenbar ursprünglich den fluß, an dem die betreffende ortschaft liegt. Sie wären demnach als tautologische composita aufzufassen: zu dem als appellativum außer gebrauch gekommenen und somit unverständlichen substantivum wäre *bach* hinzugefügt worden, genau wie aus **Raumr* in Norwegen *Raumelfr* und aus **Gautr Gautelfr* geworden ist. Daß aber eine derartige zusammensetzung auch ohne die unverständlichkeit des ersten gliedes möglich ist, zeigen die *s*-formen *Strombeek* und *Strombach*.

Diejenigen von diesen namen, die von Förstemann-Jellinghaus im Altdeutschen namenbuch[3] verzeichnet sind, *Rumbach*, *Rombach*, *Rumbeck*, *Rumbeke*, sind unter dem adjectivum got. *rûms* 'geräumig' aufgeführt; zu der übersetzung 'von geräumigen ufern' ist indessen aus guten gründen ein fragezeichen hinzugefügt. Da es mir hier an älteren formen der namen sowie an nötigen aufschlüssen über die betreffenden dialekte fehlt, mag meine erklärung als bloße vermutung hingestellt sein.

Andere ablautsstufen vertreten das anord. *rjóme* — immer noch westnorw. *rjome*, ostnorw. und schwed. dial. *römme* — wie das in schweizer und elsässer mundarten nachgewiesene *rūm*.

Die grundbedeutung unserer wurzel ist 'fließen'. Weil die sahne das ist, was oben drauf schwimmt, dän. *flyder*, heißt sie im dän. *fløde* und im nd. *vlot*, beides zur germ. wurzel *fleut-*, im nhd. *fließen* und an. *fljóta*, dän. *flyde*, bei der die engverwandten begriffe 'fließen' und 'schwimmen' von alters her nebeneinander hergehen. In den nordischen sprachen sind beide bedeutungen erhalten.

Wir bekämen also folgende parallelen:

Zur germ. wz. **fleut-* : **flaut-* : **flut-* die subst. *fluß* und ndd. *vlot*, dän. *fløde* (< **flautia*) 'sahne';

zur vorgerm. wz. **(s)reu̯-* : **(s)rou̯-* : **(s)ru-* die subst. mhd. *stroum*, an. *straumr* und **raumr* 'fluß', mhd. *roum*, nhd. *rahm*, an. *rjómi* 'sahne'.

Der nachweis dieser *s*-losen wurzelform **reu-* ist von interesse für die vielerörterte etymologie vom alten namen des *Tiber Rumo* und von dem der ewigen stadt *Roma*.

Diese sind bekanntlich von Corssen aus der wurzel **sreu̯-* hergeleitet worden und die von ihm also gefundene sehr ansprechende deutung von *Roma* als 'stromstadt' hat ja viel zustimmung gefunden. Denjenigen, die wie Corssen und noch Osthoff (Morph. unters. 5, 62 ff.) die ansicht vertraten, daß *s* in der anlautenden verbindung *sr-* im lateinischen schwand, bereitete die erklärung keine schwierigkeiten. Seitdem aber die zuerst von Collitz vorgetragene ansicht allgemein angenommen worden ist, daß anl. *sr-* im lateinischen durch die mittelstufe *þr-* in *fr-* übergegangen ist, läßt sich die etymologie Corssens nur unter annahme einer *s*-losen nebenform derselben wurzel, **reu-* aufrechterhalten. Und Walde z. b., der in der letzterschienenen auflage seines etymologischen wörterbuches diese etymologie für die am ehesten annehmbare von den früheren erklärungen erklärt und ausführlich bespricht, meint auch, man müsse sie doch, da die *s*-lose form nirgends nachgewiesen ist, ablehnen.

Wenn meine obigen ausführungen richtig sind, wäre aber dieser einwand gegen die gute deutung entkräftet.

Über die etymologie vom nhd. *strauch*, mhd. *strûch* herrscht große unklarheit. Denselben stamm hat man in mhd. *strunc*,

an. *strokkr* nasaliert wiederzufinden geglaubt. So, allerdings zweifelnd, Weigand-Hirt, ohne das wort weiter zu verfolgen, und Kluge, der in seinem wörterbuch an zusammenhang mit lat. *frutex* 'strauch' denkt. Als sicher wird die nahe verwandtschaft der wörter *strunc* und *strûch* von H. Schröder IF. 18, 522 ff. dargestellt, der die germ. wz. *stṝnk* unter annahme einer idg. schwundstufe *strg-* aus der mit *g* erweiterten idg. wz. *ster* herleitet, und von Falk und Torp, die in ihrem et. wörterbuch für beide wörter eine idg. wurzel *strug* ansetzen. Das wort fehlt sowohl dem nordischen wie dem ostgermanischen.

Unter annahme von ursprünglich anlautendem *sr* ließe es sich zum nhd. adjectivum *rauch, rauh,* mhd. *rûch,* ahd. *rûh* stellen. Neben der in diesem adjectiv — wie auch wohl in lat. *runcare, runcina* — vorliegenden idg. wz. **ruk-* findet sich ja die nebenform idg. **rug-* (z. b. in lat. *rūgu*). Eine *s*-variante der letzteren würde ein urgerm. **strūk-* ergeben, das dem mnd. *strûk* und *strunk,* dem mhd. *strûch* wie dem nord. *strokkr* zugrunde liegen könnte.

Sehen wir einmal nach, wie die deutschen synonyma von *strauch* gebildet sind!

staude, mhd. *stûde,* ahd. *stûda* gehört zu einer mit *stehen* urverwandten idg. wz. *stă* in gr. *στάειν* 'starren, steif sein'.

gestrüpp, der bildung und der bedeutung nach ein gegenstück zum nhd. *gestrüuch,* gehört zum mhd. verb *strûben* 'starren, rauh emporstehen' und zum mhd. adjectivum *strûp* 'starrend, rauh, struppig' (von haaren federn usw.). Die bedeutung der germ. wurzel *strŭb* ist 'rauh sein'.

Das mhd. *rûch* bedeutet 'haaricht, struppig, zottig, rauh' — hat also die nämliche bedeutung, die *staude* und *gestrüpp* zugrunde liegt.

Ein adjectivum *strûch* mit derselben bedeutung, das somit eine variante von *rûch* sein könnte, führt Lexer in seinem wörterbuch an: *'strûch* adj. = *rûch'*. Es ist wohl aber zweifelhaft, ob das wort an der einzigen von ihm angeführten stelle (ein frühlingslied von Oswald von Wolkenstein, Beda Weber 35. 1, 18) wirklich als adjectivum aufzufassen ist. Schatz faßt es, nach der interpunktion in seiner ausgabe (37, 10 f.) zu urteilen, als substantivum.

Bei der erörterung dieser wörter kann man den verben ahd. *strûchôn,* mhd. *strüchen* und nhd. *straucheln* nicht aus dem wege gehen.

Das letztere wort hat Weigand und nach ihm Kluge zum an. verb *strjúka* 'streichen' gestellt. 'Beziehung zu *straucheln* ist zweifelhaft', erklärt Kluge bei der besprechung von *strauch*. Daß *straucheln* aber in der bedeutung zu stark von *strjúka* abweicht, wird von Hirt in der neuen auflage von Weigands wörterbuch richtig bemerkt. Selbst gibt er keine erklärung. Auch Franck hält in seinem et. wörterbuch des niederländischen den zusammenhang des entsprechenden ndl. *struikelen* mit an. *strjúka* für möglich, denkt aber auch an zusammenhörigkeit mit dem ndl. *struik* = nhd. *strauch*. Die letzte auffassung vertritt entschieden Vercoullie, Beknopt et. wb. der ndl. taal[2] s. 283: 'Verband met *struik* is zeker'. Der eigentliche sinn des wortes wäre nach ihm 'over een hobbeligen grond gaan, d. i. die vol struiken en stronken is'.

Ich möchte *strûchôn*, *strûchen* wie *straucheln* mit dem als adjectivum und ev. auch als substantivum verwendeten germ. stamme **strūha-* (: **rūha-*) verbinden und zwar zunächst mit dem adjectivum. Ich nehme an, daß dies auf urg. **strūha-* zurückzuführende adjectivum mhd. *strûch*, *strauch* 'rauh, uneben' wie die *s*-lose variante *rûch*, nhd. *rauh* von wegen und pfaden gesagt wurde. Neben adjectiven mit dieser und verwandter bedeutung finden sich oft verba mit dem sinne 'anstoßen, stolpern, ausgleiten'.

Ich erinnere beispielsweise an folgende paare:

ä. nhd. *holper* (bei Stieler), nhd. *holperich* 'uneben' (urspr. nur vom wege', Grimm Wb.) : *holpern* 'im gehen anstoßen, stolpern';

mhd. *hal(e)*, an. *háll*, alt- und neuschwed. *hal* 'glatt, schlüpfrig' : mhd. *hâlzen*, *helzen*, ä. schwed. *hala*, nschwed. *halka* 'ausgleiten';

nschwed. *glatt* 'schlüpfrig, glatt' : schwed. dial. *glatta* 'ausgleiten'.

Indessen kommt auch das substantivum *strauch* (< urgerm. **strūka-*) in betracht. Oft haben wir, worauf insbesondere H. Schröder a. a. o. aufmerksam gemacht hat, neben einem subst. mit der bedeutung 'strauch, busch, baumstengel, baumstumpfen' ein verb mit dem sinne 'stolpern'. Schröder erinnert unter anderen an

mhd. *strumpf*, mnd. *strump* 'baumstumpf' : mnd. *strumpen*, *strumpelen*, ndl. *strompelen* 'anstoßen, straucheln';

mhd. *stranc*, mnd. *strunk*, mndl. *stronc* 'stengel eines größeren krautes' : nd. *strunkeln*, ndl. *stronkelen* dasselbe;

nhd. dial. tyrol. *storf'n*, kärnt. *storfe*, *storf'n* 'knorren, baumstumpf' : nd. westfäl. *storpeln* dasselbe;

man könnte hinzufügen

franz. *bronche* 'strauch, busch' : *broncher* 'straucheln'; it. *cespo, cespite* u. a. 'gesträuch' : *cespicare* 'straucheln'.

Schröder meint, daß die bedeutung 'stolpern' sich aus der allgem. bed. 'steif gehen' entwickelt hätte, welche er für die dem verb sowohl wie dem substantivum zugrunde liegende wurzel annimmt. Diesselbe auffassung vertreten für *straucheln* und dän. *stolpre, stolpe* Falk und Torp in ihrem wb. bd. 2 der deutschen ausg. s. 1173. 1182.

Mir kommt das weniger wahrscheinlich vor. Vielmehr glaube ich wie Vercoullie, daß der ursprüngliche sinn 'auf rauhen pfaden, über stock und stein gehen' ist. Dazu bewegen mich sowohl die rücksicht auf die oben angeführten verba *holpern, hâlizen, halka, glatta* '(auf holperichtem, schlüpfrigem boden über baumstumpf, gesträuch und wurzeln gehen und somit) ausrutschen, ausgleiten' wie auch — und dies hat für *straucheln* geltung, besonders wenn man vom substantivum *strauch* ausgeht — das lat. *cæspitare* (*cæspicare*) und das entsprechende oben genannte it. wort. Das subst. *cæspes* bedeutet 'rasenstück, erdscholle, wurzel- und pflanzenknäuel', proprie: gleba terrae una cum gramine; durch überführung: i. q. dumetum vel arbores recisae et mutilatae, frutex, ramus (Thes. linguae lat.); das verbum wird mit *cadit, offendit* glossiert. Hier kann wohl nicht in abrede gestellt werden, daß die bedeutung des zum subst. gebildeten verbums direct auf der des substantivums beruht und nicht etwa aus irgend einem allgemeinen sinne der den beiden wörtern zugrunde liegenden wurzel herzuleiten sei.

Auf dieselbe weise verhält sich dän.-norw. *humpe*, nhd. *humpen*, dän. dial. *humple*, nhd. *humpeln* zum subst. neunorw. *hump* 'bergknollen, kleinere unebenheit', engl. *hump* 'buckel', nd. *hump* 'klumpen, buckel' (Falk und Torp Wb. 1, 429).

In seiner vorhin citierten abhandlung in IF. zieht H. Schröder auch das nhd. *strauche* 'schnupfen' in seine untersuchung mit herein. Dies im südosten verbreitete substantivum (Schmeller Wb., Unger Steir. wortschatz, Paul Wb.), schon aus spätmittelhochdeutscher zeit verzeichnet, bezeichnet 'bey gemeinen leuten das, was bey vornehmen der schnupfen oder auch der katarrh' (Schmeller). Schade, der es in seinem wörterbuch zu ahd. *strâlihôn* und an. *strjúka* stellte, meinte es sei 'wohl die streifende krank-

heit, die an einem vorüberstreicht, die zunimmt und wieder abnimmt ohne eine spur zu hinterlassen'. Hirt hat im Weigandschen wörterbuch keine erklärung: es ist 'dunkler herkunft'. Kluge hat es nicht aufgenommen. Schröder verbindet es wie Schade mit dem verb *straucheln* — also auch mit dem subst. *strauch*. Dabei bereitet ihm die kluft zwischen den bedeutungen 'schnupfen' und 'straucheln' bzw. 'baumstumpf' keine schwierigkeit: mhd. *strûche* sei eig. 'hinfälligkeit', das bedeutungsverhältnis sei demnach „etwa dasselbe wie *krank*: ahd. *krankolôn* 'straucheln'" (s. 524).

Aber ahd. *krank* bedeutet 'schwach', mhd. *strûche* 'schnupfen'.

Ich möchte das wort als eine *s*-variante von dem zum adjectivum *rûch* gebildeten abstractum mhd. *riuhe, rûhe,* nhd. *räuhe, rauche* (jetzt freilich in der sprache der gebildeten nicht mehr üblich) betrachten. Dies wort wurde noch spät im süddeutschen von der rauhheit des halses gebraucht. Von *Husten und Rüche im Hals und Brust* wird noch am ende des 18. oder anfang des 19. jh.'s in einem ungedruckten Züricher kochbuch geredet. J. J. Denzleri Clavis linguae latinae (Basel 1677 und 1716) hat *Cerchnus, Räuhe des Halses* (Schweiz. Id. 6, 189). v. Hohberg lehrt in Georgica curiosa, daß *schwarzwurz verbessert die rauhe der luftgurgel* (Nürnberg 1682, s. Grimms wb.); von einem *rauhen hals* spricht man ja allgemein immer noch.

LUND, im april 1917. AXEL LINDQVIST.

ZUR METATHESIS IM GERMANISCHEN.

Die metathesis[1]) im germanischen ist nur vorübergehend in den grammatischen darstellungen der einzelnen dialekte und mundarten gestreift worden. Am ausführlichsten ist sie von Brugmann (Grundriß 1^2, 863 ff. und K. vgl. Gr. s. 245 ff.). Kluge (Urgermanisch[3] s. 81 f.) und Wilmanns (D. G. 1^2, 207 ff. und mit teilweise anderer auffassung 1^3, 222 ff.) behandelt worden. Aber auch ihre ausführungen, die sich mit einer geringen anzahl von belegen begnügen, geben nur ein mattes

[1]) Über metathesis im allgemeinen vgl. Paul, Principien der sprachwissenschaft[4] s. 64 f. und Wechssler, Gibt es lautgesetze? s. 148 ff

bild von dem überaus häufigen auftreten dieser lauterscheinung. Deshalb dürfte wohl eine umfangreichere, das ganze germanische sprachgebiet umfassende darstellung, die in größerem maße diesen lautwandel veranschaulicht, nicht überflüssig erscheinen[1]).

Die metathesen lassen sich nach Pauls[2]) und Brugmanns[3]) einteilung, die auch vorliegender untersuchung zugrunde gelegt wird, am besten in folgende zwei gruppen scheiden: 1. Umstellung von zwei unmittelbar sich berührenden lauten (contactversetzung), 2. Versetzung nicht unmittelbar sich berührender laute (fernversetzung).

1. Contactversetzung.

Die erste klasse, die an häufigkeit die zweite bei weitem übertrifft, läßt sich auf grund der umstellbaren laute wiederum in mehrere unterabteilungen zergliedern. Bei weitem am häufigsten tritt die liquidametathese auf, und besonders zeigt der *r*-laut die neigung, seine stelle zu verlassen. Die *r*-metathese ist überhaupt in allen indogermanischen sprachen am meisten vertreten, was damit zusammenzuhängen scheint, daß seine 'artikulationsweise von dem in den idg. sprachen üblichen habitus der sprachlautbildung am stärksten abweicht' (Brugmann Gr. 1², 864). Vielfach hängt die umstellung der liquiden mit der vertretung der liquida sonans (*r* und *l*) im germanischen zusammen und reicht bis an die idg. ursprache zurück[4]). Der wechsel *ur, ul* : *ru, lu* (ebenso gr. *αρ, αλ* : *ρα, λα*) ist noch immer nicht mit sicherheit und befriedigend erklärt[5]).

I. *r*-metathese.

Die umstellung geschieht in doppelter weise, entweder tritt *r* hinter den vocal oder vor den vocal:

[1]) Besondere arbeiten über metathesis: für das indogermanische vgl. Michels, V., Metathesis im indogermanischen IF. 4 (1894), 58 ff.; für das romanische vgl. Behrens, D., Über reciproke metathese im romanischen, Greifswald 1888; für das slavische vgl. Tornbiörnsson, Die gemeinslavische liquidametathese I. II. Upsala 1902—1904. Antikritische bemerkungen zur slavischen metathesenfrage. B. B. 30 (1906).

[2]) Principien s. 64. [3]) Grundriß 1², 863 und K. vgl. Gr. s. 245.

[4]) Kluge, Urgermanisch³ s. 81; Wilmanns, D. gr. 1². 207; Noreen, Abriß der urgerm. lautlehre s. 9 anm. 2.

[5]) Brugmann, Grundriß 1², 469; Noreen a. a. o.

vor *s*: altn. *hross*, as. *hros*, mnd. *ros*, mhd. *ros* : ags. *hors*, engl. *horse*, afrs. *hors*, mnd. *ors*, mhd. *ors*, schwed.-dän. *hors*. — altn. *ars* hintere, dän. *ars*, ags. *ears*, engl. *arse*, ahd. *ars* : altn. *rass*. — altn. *kross* kreuz, engl. *cross*, afrs. *kriose*. *krûs*, ahd. *krûzi* : schwed.-dän. *kors*. — ahd. *cresso*, *cressa* kresse, andfrk. *cressa*, mhd. *kresse*, schwed. *krasse*, engl. *cress* : ags. *cærse*, *cerse*, mnd. *kerse*, *karse*, ndl. *kers*, *kors*, dän. *karse*. — altn. *gras*, ags. *græs* as. *gras*, afrs. *gres*. ahd. *gras*, mndl. *gras*, engl. *grass* : ags. *gærs*, afrs. *gers*. mndl. *gars*, *ghers* (vgl. ags. *grǽd* gras : ags. *gærd*), engl. *grasshopper* grashüpfer, nd.-mndl. *grashopper* : ags. *gærshoppa*. — ags. *græswang* graswiese, ags. *græsmolde* : ags. *gærsbed* grasbett, grabhügel. — mhd. *kürsenære*, *kürsner* kürschner, mnd. *korsener* : ags. *crusene*, *crusne*. — ahd. *chursinna* pelzrock : ahd. *crusina* (aus mlat. *crusina*, *crusna*). — nd. *preß*, *breß* presse (aus mlat. *pressa*) : nd. *parse* presse. — mnd. *bersen*, *birsen* birschen (*pirschen*, *pürschen* jagen) : nordd. *preschen* jagen, eilen. — ahd. *kirsa* kirsche, mhd. *kirse*, *kerse* : alem. *kriese*.

vor der lautgruppe *sk*: ahd. *frisc* frisch, schwed.-dän. *frisk*, nd. *frisk*, engl. *fresh* : altn. *ferskr*, schwed. *färsk*, dän. *fersk*, afrs.-ags. *fersc*, mndl. *fersch*. — ahd. *friskinc*, *fruscing* frischling (vgl. afrz. *fresange*, siz. *frisinga*) : and. *ferscang*, *verscang*. — altn. *froskr* frosch, ags. *frox*, ahd. *frosc*, engl.-dial. *frosk* : ags. *forsc*, mnd.-mndl.-ndl. *vorsch* (*vorssch*). — altn. *þryskan* dreschen, got *þriskan*, ahd. *drescan*, mhd. *drëschen* : ags. *þerscan*, ndl. *dorschen* — ahd. *driscila* dreschel, mhd.-nhd. *drischel* : ags. *þerscel*, — altn. *þreskiǫldr*, *þroskuldr*, ahd. *driscufli*, engl. *threshold* schwelle : ags. *þerscwold*, *þyrscwold*. — engl. *thrashing-floor* tenne : ags. *þyrscelflór*. — altn. *þorskr* dorsch, schwed.-dän. *torsk*, ndl. *dorsch* : schwed.-dial. *trosk* (Noreen a. a. o. s. 9 anm. 2). — altn. *horskr* klug, ags. *horsc* schnell, klug, ahd. *horsc* : got. *and-hruskan* nachforschen. — ahd. *forscôn* forschen, mhd. *vorschen* : ahd. *frâhên*, *frâgên* fragen, got. *fraihnan*, altn. *fregna*, ags. *frignan* und ahd. *fergôn* bitten.

vor der lautgruppe *st*: altn. *frest* frist, schwed.-dän. *frist*, ahd. *vrist*, mhd. *frist* : ags. *first*, afrs. *ferst*, mndl. *verste*, *vorste*, mnd. *verst*. — altn. *fresta* fristen, schwed. *frista*, dän. *friste*, ahd. *fristjan*, mhd. *fristen* : ags. *fyrstan*, afrs. *fersta*, mnd. *versten*. — ahd. *frost*, mhd. *vrost*, altn.-schwed.-dän. *frost*, engl. *frost* : ags.-afrs. *forst* frost. — ahd. *frostag* frostig, mhd. *vrostic*, engl. *frosty* : ags. *fyrstig*, ndl. *vorstig*. — ahd. *Krist* : ahd. *Kirst* (vgl. Braune, Ahd. gr.[3] § 120 anm. 4), afrs. *kersten* christlich : as. *kristin*, ags. *cristen*, altn. *kristinn*. — afrs. *kerstena* christ : afrs. *kristena*, mhd. *kristen*, ahd. *christâni*. — afrs. *kerstna* zum christ machen : ags. *cristnian*, altn. *cristna*. — afrs. *kerstendôm* : afrs. *kristendôm*, mhd. *kristentuom*, ags. *cristendóm*. altn. *kristindómr*. - afrs. *kerstenlik* : ags. *cristlic*, mhd. *kristenlich*, ahd. *cristanlîh*. — mnd. *Kerst*, *Kersten*, *Karsten* : *Christian*. — ags. *berstan* bersten, engl. *burst*. afrs. *bersta*, ndl. *barsten* : as. *brestan*, altn. *bresta*, ahd. *brestan*, mhd. *bresten*. — altn. *burst* borste, schwed. *borst*, ags. *byrst*, as. *bursta*, ahd. *borst*, *burst*, mhd. *borste* : as. *brusta*, ags. *brystl*, engl. *bristle*, ndl. *borstel*. — afrs. *gerstel* knorpel : afrs. *gristel*, ags. *gristle*, engl. *gristle*. — got. *brusts* brust, ahd.-mhd. *brust* und (mit anderer ablautform) ags. *bréost*, engl. *breast*, altn. *brjóst*, schwed. *bröst*, dän. *bryst*, as. *breost* : mnd. *burst*, *borst*, ndl. *borst*

brust. — afrs. *ermberst*, mnd. *armborst* armbrust : mhd. *armbrust*. — ahd. *(h)rusten* rüsten, mhd. *rüsten* : ags. *hyrstan*. — ahd. *hrust* rührung : ags. *hyrst* schmuck. — ahd. *krusta* kruste, mhd. *kruste*, mrhein. *croste* (lat. *crusta*) : ndl. *korst*, nd. *körst*, *kürste*. — ags. *wrist* spann, mnd. *wrist*, mhd. *rist*, altn. *rist* spann des fußes, dän.-schwed. *vrist* : afrs. *wirst* in *handwirst*, *fótwerst* hand-, fußgelenk, ags. *wyrst* in *handwyrst* faustgelenk, engl. *cnéowyrste* kniegelenk. — ahd. *trestir* hefe, md. *drester*, nhd. *trester* : ags. *dærstan* hefe. — as. *thurst* durst, ndl. *dorst*, ags. *þyrst* ahd.-mhd. *durst* : as. *thrust* (Genesis 12). — as. *Mallingfrost* : as. *Mallingforst* (Werd. Heb. 1). — nhd. *wursteln* ringen, ndl. *worstelen* : ags. *wrástlian*, engl. *wrestle* ringen und mit guttural ags. *wraxlian*.

vor der lautgruppe *ht*(*cht*): got. *faurhtei* furcht, ags. *fyrhto*, as.-ahd. *forahta*, mhd. *vorhte* : ags. *fryhto*, engl. *fright*, afrs. *fruchte*, mndl. *vruht*, mnd. *vrochte*. — got. *faurhtjan* fürchten, ags.-as. *forhtian*, ahd. *forhtan* : ags. *frohtian*, engl. *fright*. afrs. *fruchta*, as. *frothan* (as. psalmen), mndl. *vruchten*, mnd. *vrüchten* .— mnd. *godesvrüchtich* : nhd. *gottesfürchtig*. — mhd. *geworht* gewirkt, ahd. *giworht* : mhd. *gewroht*. — ags. *bearhtm*, *byrhtm* lärm, geräusch : ags. *breahtm*, *brehtm*, as. *brahtum* lärm. — got. *bairhts* glänzend, ags. *beorht*, as. *berht*, ahd. *beraht* : engl. *bright*. — *-bert* : *-brecht* als zweites compositionsglied in eigennamen wie *Albert*, *Adalbert* < *Adalper(a)ht* : as. *Adelbreth*, ags. *Æðelbriht*, nhd. *Albrecht*; *Rupert*, *Robert* : *Ruprecht*; *Gerbert* : as. *Gêrbreht*; as. *Engelbert* : as. *Engilbreht*; as. *Gîselbert* : as. *Giselbreht*; as. *Gêrbard*; as. *Gêrbrat*, ahd. *Gêrpraht* < *Gêrp(e)raht*; mhd. *Reinpreht* : mhd. *Heribret* (Annolied 722); nhd. *Berchtram*, *Bertram*, ahd. *Berhtram* : *Brechtram*; mnd. *Dêdert*, *Dêterde* : mnd. *Dêdrade* usw.

vor *g*, *k*, *ch*: as. *Helmburch*, *Helmburgh* : as. *Helmbrug*. — altn. *argr* träge, feige, schwed.-dän. *arg*, ags. *earh*, ahd. *arg* nichtswürdig, geizig, feige : altn. *ragr*. — got. *dragan* tragen, altn. *draga* ziehen, as.-ahd. *dragan* ziehen, ags. *draga* ziehen, davon altn. *draga* angelschnur, dän. *drage* : altn. *dorg*. — ags. *tintreg* folter, verb. *tintregían* foltern : ags. *tinterg* folter. — nd. *schirkeln* schreien : nd. *schrikeln*, as. *skrîkôn*. — ndl. *sporck* zerbrechlich : ndl. *sprock*, nd. *sprok*, mnd. *sprock*, *sprockel*, mndl. *sprokkel*. — ags. *cracian* krachen, engl. *crack*, ahd. *chrachôn*, mndl.-mnd. *kraken*: ags. *cearcian* krachen. — *bergantîn*, *bergandten* : *brigantîne* leichtes jagdschiff (ital. *brigantino*, frz. *brigantin*).

vor *b*, *f*, *w*, *p*: ahd. *garba*, as. *garba*, mhd. *garbe*, *garwe*, md. *garva*, ndl. *garb*, mnd.-mndl. *garve* : mhd. *grabe*, *grape*, *grappe*. — ahd. *chorb* korb, mhd. *korp*, altn. *korf*, schwed. *korg*, dän. *kurv* : mhd. *krebe* korb (dazu ahd. *crippa* krippe und mit ablautendem *u* ags. *cryb*, dän. *krybbe*, schwed. *krubba*, nd. *krübbe*, mndl. *krub*, mnd. *krubbe*. — ahd. *scarbôn*, mnd. *scharven*, ndl. *scherven*, mhd.-nhd. *scharben* : *screvôn*. — altn. *skarfr*, ahd. *scarva*, *scarba*, mhd.-nhd. *scharbe* : ags. *scref*. — ags. *screpan* schrapen, altn.-schwed. *skrapa*, mndl. *schrapen* : ags. *sceorfan*. — ags. *sc(e)orf*, *scurf*, ahd. *scorf-*, mhd. *schorf*, engl. *scurf* : ags. *scruf*. — altn. *skreppa* einschrumpfen : p. p. *skorpenn* eingeschrumpft und altn. *skorpr* dürr. — got. *paúrp* dorf, altn. *þorp*, ags. *þorp*, engl. *thorp*, as.-afrs. *thorp*, ahd.-mhd. *dorf* : ags. *þrop*, *þrep*. — mhd. *scher(p)f* $^{1}{}_{2}$ heller, mnd. *scherf*, nhd. *scherf*, altn. *skarfr* : mnd. *scref*. — got.

naudiþaúrfts notdurft, ags. *nidþearf*, ahd.-mhd. *nôtdurft* : mnd. *nôtroft, nôtrocht*, afrs. *nêddreft, nêthdreft.* — mnd. *droft, draft* : nhd. *bedarfst.* — mnd. *hûsvorwe* hausfrau : mhd. *hûsvrowe.* — nd. *perfesser* (Fritz Reuter) : *professor.*

vor *d, t* (hochd. *z, zz, tz*), *đ*: ags.-ndl. *bord* brett, engl. *board*, altn. *borđ*, schwed.-dän. *bord*, got. *baurd* in *fôtu-baurd* fußbrett : mhd.-ahd. *brett*, ags. *bred*, dän. *bræt.* — afrs. *ferd* friede : afrs. *fretho, frede*, ndl. *vrede*, as. *friđu*, ahd. *fridu, fridu*, ags. *frip, fryþ*, altn. *friđr*, schwed. *frid*, *fred*, dän. *fred*, got. in *Friþa-reiks.* — ebenso afrs. *ferded* friedenseid : afrs. *freded.* — *ferdlos* friedlos : *frethlas.* — afrs. *ferdia* frieden schließen : *fredia*, ags. *friđian*, altn. *frida.* — afrs. *ferdeban* friedbann : *frethoban.* — *hofferd* hoffriede : *hoffretho.* — *húsferd* hausfriede : *húsfretho* usw. — ags. *crét* wagen, engl. *crate*, ndl. *krat, kret*, ahd. *chratto, chrezzo*, nhd. *krätze* korb, mhd. *kretze* : altn. *kartr* wagen (Edda, Rigsþula 22, 4), engl. *cart.* — got. *haírþra*[1]) eingeweide, ahd. *herdar, herder* eingeweide : ags. *hrêþer*[1]) eingeweide, herz, gemüt, dazu vielleicht (nach Fick 3[4], 77) altn. *erđr* männliches glied : altn. *hređr.* — got. *þridja* dritte, altn. *þriđe*, ags. *þridda*, as. *thriddio*, ahd. *dritto*, mhd. *dritte* : md. *dirte*, ndl. *derde*, engl. *third.* — altn. *sorđenn*, p. p. von *serđa* unzucht treiben, ags. *sêrdan*, mhd. *sërten* : p. p. *strođenn* aus **srođenn.* — got. *waúrts* wurzel, altn. *urt*, schwed. *ört*, dän. *urt*, as. *wurt*, engl. *wort*, ahd.-mhd. *wurz* : ags. *wrót*, altn. *rót* < **wrót.* — nhd. *wöhrde* an das wohnhaus gelegenes ackerland, mnd. *wurt, wort* : mnd. *wrut* grund und boden (Lasch, Mnd. gram. § 231). — ndl. *wrat*, nd. (mecklenb.) *wratt* warze : engl. *wart*, ags. *wearte*, altn. *varta*, as. *warta*, afrs. *warte*, mnd.-mndl. *warte*, ahd. *warza*, mhd. *warze.* — ags. *þeortan* farzen, furzen, engl. *fart*, ahd. *ferzan*, mhd. *verzen* : altn. *freta.* — ags. *gærd* gras : ags. *grêd.* — altn. *grautr*, grütze, ags. *grytta*, engl. *grit*, dän. *grød*, ahd. *gruzi, gruzze*, mhd. *grütze* : mnd.-mndl. *gorte.* — ags. *bridd* junges eines vogels : engl. *bird* vogel. — afrs. *handbirde* flache hand, palma : afrs. *handbrede*, ags. *handbred.*

vor nasal (*n, m*): got. *fruma*, altn. *frum-*, ahd. *fruma* : ags. *forma* der erste, as. *formo*[2]). — got. *frumists* : ags. *fyrmest.* — ahd. *brunno* brunnen: as. *brunno*, got. *brunna*, mhd. *brunne* : ags. *burna* brunnen, *burn*, engl. *bourn*, mnd.-mndl. *borne*, mhd. *burne, borne*, nhd. *born.* — got. *brunjô* brünne, altn. *brynja*, ahd. *brunna*, mhd. *brünne* : ags. *byrne* brünne. — got. *ga-brannjan*, altn. *brenna*, schwed. *bränna*, and. *brennian* : ags. *bærnan* brennen trs. — got. *brinnan*, altn. *brinna*, as.-ahd. *brinnan* (dazu ags. *bryne* brand) : ags. *beornan, byrnan* brennen intrs., nd. *börnen*, mnd. *burnen* (*bernan*) und *bernstein, barnstein, bornstein* (eig. *brennstein*). — altn. *gramr* (hundename) : *garmr.* — ags. *brimme* rand, engl. *brim* rand : altn. *barmr* rand, ufer. — afrs. *bren* kind : afrs. *bern*, ahd. *parn*, as. *barn*, ags. *bearn*, got.-altn. *barn.* — altn. *akarn*, dän. *agern* waldfrucht, ags. *æcern*, engl. *acorn*, nhd. *ecker* eichel : got. *akran* frucht. — nhd. *karmesin*, frühnhd. *carmesin, kermasin*

[1]) Got. *haírþra* und ags. *hrêþer* sind nach Kluge (Urgermanisch[3] s. 82) vielleicht anders zu beurteilen.

[2]) Nach Kluge (Urgermanisch[3] s. 86) vielleicht anders zu beurteilen.

: *cramoisin, cremesin* (vgl. ital. *carmesino* : *cremisi, cremisino*). — altn. *grunr* zweifel, mißtrauen, ags. *gryn*, ahd. *grun* trauer : ags. *gyrn* trauer. — afrs. *dren-* in *dren-fia* verheimlichtes gut : ags. *dearne, dyrne* occultus, as. *derni*, ahd. *tarni* und ags. *dyrnan* celare, obscurare, as. *dernjan*, ahd. *tarnan, tarnen*. — as. *Patherburnensis* : as. *Padrebrunnensis*. — got. *rinnan*, altn. *renna*, engl. *run*, as. ahd. *rinnan* : ags. *irnan, yrnan* fließen. — got. *rannjan* : ags. *ærnan* fließen machen. — ags. *wurms, worms* eiter, verb. *wyrmsan* eitern : ags. *wrums*. — ags. *wærna* zaunkönig : ags. *wrenna*. — ahd. *scirman* schirmen. and. *scirmen* : ahd. *scriman*, bayr. *schremen* (vgl. ital. *schermire, schermare* : afrz. prov. *escrimir*, nfrz. *escrimer*). — got. *razn* haus, altn. *rann*, ags. *(h)ren* (Erf. gl.) : ags. *ærn* haus. — altn. *hrǫnn* woge : ags. *hærn*. — ahd. *scranna* fleischbank, mhd. *schranne*, oberd. *schranne* : as. *fléskarna*, mnd. *scharne*, nd. *scharn*. — ahd. *chranih* kranich, mhd. *kranech*, ags. *crán*, engl. *crane*, mnd. *kráne*, altn.-schwed. *trana*, dän : ags. *cornoch*. — mnd. *pelegerne* : mnd. *pelegrim*, ahd. *piligrim*.

vor der lautgruppe *st.*: nhd. *garstig*, mnd. *garstich*, altn. *gerstr* : mnd. *gastrig, gastrich*. — ags. *giestrandæg* gestern, *gystrandæg*, got. *gistradagis* morgen, engl. *yesterday* : ags. *gyrstandæg*.

vor *l*: afr. *warld* welt : afrs. *wrald, wrauld*, ahd. *weralt*, ags. *werold*, engl. *world*, altn. *weröld*, schwed. *verld*. — nhd. *berlocke* uhrgehängsel. henneg. *berlogisch* : *brelocke* (franz. *breloque*).

vor *j*: nhd. *karjölen* : *krajölen* laut schreien.

das präfix *er* nach vocal vor liquida im mhd.: *do restarp* (= *do erstarp*). — *wol rekande* (= *wol erkande*). — *mir rezeiget* (= *mir erzeiget*). *wohl regap* (= *wol ergab*). — *er rebarmde* (= *er erbarmde*) usw. (Weinhold, Mhd. gr. § 158. 213 und Wilmanns, D. gr. 1³, 223).

er im auslaut: *alre* : *aler*; *kelre* : *keler*; *deheinre* : *deheiner*: *minre* : *miner*; *irre* : *irer*; *anderre* : *anderer*: *unserre* : *unserer*. und im inlaut: *inrethalp* : *inerthalp* usw.

II. *l*-metathese.

Die *l*-metathese ist bei weitem nicht so häufig wie die *r*-metathese, sie kommt aber doch verhältnismäßig oft vor. Auch hier findet wie bei *r* doppelte umstellung statt, entweder tritt *l* vor den consonanten (bzw. vocal) oder hinter den consonanten (bzw. vocal).

vor *d, t* (hochd. *z, zz*): got. *neþla* nadel, ags. *népl, nǽdl*, as. *nâdla*, ahd. *nâdela*, mhd. *nâdel* : mnd. *nâlde, nôlde*. ahd. *nâlda*, mndl. *nælde*, nndl. *naald*. — altn. *kitla* kitzeln, schwed. *kittla*, engl. *kittle*, ags. *citelian*, ahd. *chizilôn*, and. *kitilôn* : dän. *kilde* kitzeln. — ags. *netele* nessel, ahd. *nezzila*. engl. *nettle*, schwed. *nässla*, dial. *nätla* : dän. *nelde*. — got. *sitls*, ags. *setl*, as. *seđl* : ags. *seld* sessel, sitz. — ags. *bold* gebäude : ags. *botl*. — ags. *byldan* bauen. engl. *build* : ags. *bytlian*, ags. *bydla* bebauer. — ags. *spátl* speichel, afrs. *spédla*. engl. *spittle* : ags. *spáld*. — mndl. *speld* stecknadel. md. *sprenâlde* (unter anlehnung an *nadel*. md. *nâlde*). md. *spelte* : mnd. *spendel*, nhd.

spendel, spenadel. — altn. *bilda, bildr* beil für *biðla* : ahd. *bîhal* < **biþla* (vgl. ahd. *mahal* < **maþla* : got. *maþl*), ebenso altn. *skáld* dichter für *skáðla*.

vor *s*+*got. *hunsl*, ags. *húsl* opfer, altn. *húsl* : altn. *huls* (germ. st. **hunsla* n.). — altn. *þor-gísl* : *þor-gils*. — ags. **Cyne-gísl* > *Cyne-gils*, **Éad-gísl* > *Éad-gils* (vgl. Sievers, Ags. gr.[3] § 183, 2), ags. *réecels* (*récels*) weihrauch < **réecesl*. — altn. *smyrsl* salbe : ags. *smyrels* unguentum (Wr. gl. 74), schwed. *smörjelse* salbe, dän. *smörelse* schmiere. — ags. *gyrdisl* gürtel, altn. *gurdisli* : ags. *gyrdels*. — ags. *fétisl* tasche : ags. *fætels*. — ags. *færeld* weg < **færiþl*. — ags. *þerscold* tenne < *þerscoþl* usw. Endlich tritt im mnd. das suffix *-ls-* für *-sl-* häufig zur bildung von verbalabstracta auf (vgl. A. Lasch, Mnd. gr. § 259).

vor *g*: altn. *galgs* < **gagls* gen. zu *gagl* vogel. — bayr. *ingesilg* : mhd. *ingesigl*, afrs. *insigil*, ags. *insegel*. — ags. *gi-délgad* abscondita : ags. *gi-déglad* von *gi-déglian*, ahd. *touglîan* verbergen.

vor *f*: ags. *innefle* eingeweide, altn. *innyfli* : ags. *innelfe*, altn. *innylfi*. — ags. *cealfádl* kiefer : ags. *ceafl* kiefer, as. *kaflos*, ndl. *kevels*. — altn. *afl*, kraft verb. *afla* : altn. *alfe*. — ags. *gesufl* zur kost gehörig, *sufl* zukost : ags. *gesulf*. — nd. *klafakter* (Fr. Reuter) : *kalfakter* (aus mlat. *calefactor*). — nhd. *belfen* bellen : nhd. *bleffen*, ndl. *blaffen*.

vocal + *l* : *l* + vocal in *bölken* schreien, mnd. *bolken*, ndl. *bulken* : nhd. *blöken*, md. nnd. *blecken*. — ahd. *feld*, afrs.-ags. *feld*, ndl. *veld*, mnd. *velt* : mnd. *elet*. — mnd. *vorvluchtich*, flüchtig : mnd. *vorvlochtich*. — nhd. *klamüsern* den kopf hängen lassen : nhd. *kalmäsern*, *kalmausern*. — afrs. *blod* haus : afrs. *bold*. ags. *bold*, altn. *bol*.

III. *r*/*l*-metathese.

nhd. *erlitze* backfisch, *erling*, ahd.-mhd. *erlinc* : *elritze*, *elritz*.

IV. *n*-metathese.

Die *n*-metathesen sind nur im ags. häufiger zu finden, sonst sind sie nicht eben zahlreich.

vor *g*: got. *rign* regen, ags. *regn*, as. *regin*, *regan*, ahd. *regan* : ags. *reng*. — got. *taikns* zeichen, ags. *tácn*, as. *técan*, altn. *tákn*, afrs. *téken* : ags. *tácn*. — ags. *þegn* mann, altn. *þegn*, ahd. *degan*, mhd. *degen* : ags. *þeng*. — ags. *freng*, as. *frang* fragte : ags. *frægn*. — bayr. *sang* = sagen, *genged* = gegend, *gseng got* = *gesegne gott* (vgl. Weinhold, Mhd. gr. § 158; Wilmanns 1[2], 209).

vor *s*: ags. *clánsian* reinigen : ags. *clænsian*. — altn. *hœns* hahn oder huhn, schwed. *höns* huhn, dän. *høns* hühner : altn. *hœsn*. Hierzu die mischformen ags. *clánsnian*, altn. *hœnsn*. — ahd. *segesna* sense, as. *segisna* : ahd. *segensa*, *seginsa*, mhd. *segense*.

vor *d*: got. *watô* wasser, altn. *vatn*, schwed. *vatten* : dän. *vand* wasser.

vor *r*: ags. *þunresdæg* donnerstag, ahd. *tonaris tac* (= *donarestac*). mhd. *don(e)rstac*, mnd. *donresdach* : mnd. *dornsdach*. — mhd. *donnerstag* : mnd. *dornerslach*, *tornisclach*.

In den endungen an stämmen auf liquida und nasal tritt die umstellung ein in mhd. *einne* = *einen*, *anderne* = *anderen*. *wilne* = *wilen*, *helferne* = *helferen* usw. (Weinhold, Mhd. gr. § 158).

V. Umstellung zweier consonanten.

sc : *cs* (*x*) oder umgekehrt. Diese metathese ist besonders im ags. reichlich vertreten, sonst ist sie ganz selten: got. *fisks*, ags. *fisc*, engl. *fish*, ahd. *fisc*, as.-afrs. *fisc* : ags. *fix* (= *fics*)[1]. — ags. *áscian* heischen, engl. *ask*, ahd. *eiscon*, afrs. *áskia*, as. *éscon* : ags. *ácsian*. — altn. *vaska* waschen, dän. *vaske*, ags. *wascan*, engl. *wash*, as. *waskan*, ahd. *wasken* : ags. *waxan* (= *wacsan*). — ags. *masc* masche, engl. *mesh*, and. *maska*, ahd. *masca* : ags. *max* (= *macs*). — ags. *másc* in *máscwyrt* maischwürze, mengl. *mask* in *maskefat* maischfaß, engl. *mash*, dän. *mask*, schwed. *mäsk* : ags. *máxwyrt* (= *mácswyrt*). — got. *azgô* asche, ags. *æsce*, *asce*, engl. *ash*, altn.-schwed. *aska*, dän. *aske*, ahd. *asca*, mhd. *asche* : ags. *axe* (= *acse*). — ags. *husc* hohn, spott : ags. *hux* (= *hucs*). — ags. *túscas* stoßzähne : ags. *túxas* (= *túcsas*). — mhd. *muschel*, ahd.-and. *muscula* (lat. *musculus*) : ags. *muxle* (= *mucsle*) muschel. — ags. *risc*, *rysc* binse, engl. *rush*, mnd. *risk*, nhd. *risch* (lat. *ruscus*) : ags. *rics*, *rycs*. — ahd. *frosc* frosch, altn. *froskr*, engl.-dial. *frosk*, dän. *frosk* : ags. *frox* (= *frocs*). — ags. *disc* schüssel, altn. *diskr* teller, engl. *dish*, as. *disk*, ahd. *disc* (lat. *discus*) : ags. *dix* (= *dics*). — altn.-schwed. *flaska* flasche, dän. *flaske*, ahd. *flaska*, engl. *flask*, ags. *flásce* (mlat. *flasca*) : ags. *fláxe* (= *flácse*). — ags. *píxl* deichsel, altn. *pisl*, ahd. *dîhsala* : ags. *píscle*? Wr. gl. 66 (überliefert ist *pistle*). — altn. *fylzkni* = *fylxni* versteck : got. *fulhsni*. — mhd. *sklave*, frühnhd. *schklefe* : nhd. (mundartl.) *gschlaf*, frühnhd. *gslaff*.

sp : *ps*, *fs*, *bs* und umgekehrt. Am meisten im ags. zu finden, sonst nicht sehr häufig: mhd. *haspe*, ahd. *haspa*, mnd. *haspe*, engl. *hasp*, altn. *hespa*, dän. *haspe*, ags. *hæspe* : ags. *hæps*. — ahd. *aspa* espe, mhd. *aspe*, altn. *ǫsp*, engl. *asp*, ags. *æspe* : ags. *æps* (vgl. lett. *apse*, altpr. *abse*, lit. *apušis*). — ags. *wlisp* stammelnd, ahd. *lisp*, *lisb*, *lispan* : ags. *wlips*. — and. *waspa* wespe, mhd.-md. *wespe*, ags. *wæsp* : ags. *wæps*, *wæfs*, mhd.-md. *wefse*, *webse*, ahd. *wefsa* (vgl. lat. *vespa* < **vepsa*). — ahd. *hrespan* rupfen, mhd. *respen* (lat. *crispare* kräuseln) : ags. *cirpsian*. — nhd. *grapsen* schnell packen : engl. *grasp* packen. — nhd. *knospe*, mhd. *knospe* aus **knopse* : mhd. *knopf* knospe, ahd. *chnopf* knoten, afrs. *knop*, engl. *knop*, schwed. *knopp*, dän. *knop* knospe und (mit ablaut) mnd. *knōp* knospe. — ahd. *lëfs* lippe, mhd. *lëfs*, *lëbs*, *lëps*, nhd. *lefze* : mhd. *lëse*. — mhd. *refsen* tadeln, ahd. *refsen*, *repsen*, altn. *refsa* : as. *respian*, mhd. *respen*. — mhd. *trëfse*, *trëbse* hafer : mhd. *trëspe* hafer, md. *tresp*. — altn. *geispa*, *gæispa* gähnen aus **gæipsa*. mengl. *gâspin*, engl. *gasp*. — ags. *cosp* fessel : ags. *cops*. — ahd. *raspôn*, mhd. *raspen* : *rapsen* eilig raffen. — mhd. *rûspen*, nhd. *räuspern*, *reuspern* für **rîufsen* : ahd. *roffazen*, mhd. *rofzen* rülpsen. — nhd. (mundartl.) *anspel* : ahd. *amfsla* amsel (neben ahd. *amsila*, mhd. *amsel*).

[1]) Im französischen findet sich diese metathese ebenfalls: *fixe* : *fisque*, *taxe* : *tasque*, *sexe* : *sesque* (vgl. Wechssler, Gibt es lautgesetze? s. 148).

zk : *kz*: ahd. *metzgen* metzgen aus **mect[e]zzen* (schweiz. *mekse*) von lat. *mactāre*[1]). — frühnhd. *metzker*, mhd.-md. *metziger*, *metzjer* : nhd. (mundartl.) *mekster* metzger (mlat. *mactiarius*).

tsch : *scht*: *tätschlen* tätscheln : *täschtlen*.

ts (*z*) : *st*: nhd. *hochzeit*, mhd. *hôchzît* : appenz. *hochsti* < **hochtsi*. — dän. *tidsel* distel : schwed. *tistel*, altn. *þistill*, ags. *þistel*, engl. *thistle*, ahd. *distil*, *distila*.

psk : *ksp*: nhd. (mundartl.) *höpsker* frosch (eig. hüpfer), oberrhein. *hoptzger* : mundartl. *höksper*[2]).

tk : *kt*: *Moltke* : nürnberg. *Molkte*[2]).

2. Fernversetzung.

Die zweite klasse der metathesis, die fernversetzung, unterscheidet sich in wesentlichen punkten von der ersten. Sahen wir die contactversetzung schon in älterer sprachperiode im germanischen überaus häufig auftreten, so ist bei der fernversetzung das gerade gegenteil der fall. Nur wenige, z. t. ganz unsichere beispiele reichen bis in die ältere germanische zeit zurück[3]), meist sind sie nur einzeldialektisch, während die contactversetzung in zahlreichen fällen sich über mehrere dialekte und mundarten erstreckt. Weitaus der größte teil der fernversetzungen entstammt jüngerer zeit, vielfach sind sie mit absicht gebildet, teils sind sie sogar scherzhafte bildungen[4]).

Allgemein pflegt man die fernversetzung in drei gruppen zu teilen und unterscheidet progressive, regressive und reciproke lautumstellung[5]). Für die durch reciproke fernversetzung entstandenen wortformen hat H. Schröder, Zs. fdph. 37, 257 die benennung 'schüttelform' vorgeschlagen, eine bezeichnung,

[1]) Brugmann, K. Vergl. gram. s. 247.

[2]) Behaghel, Geschichte der deutschen sprache[4] § 243 (s. 222).

[3]) Gesammelt und behandelt von Kluge, Urgermanisch[3] s. 81. Vgl. auch Wilmanns, D. gr. 1[3], 224.

[4]) Die von Meringer und Mayer (Versprechen und verlesen, eine psychologisch-linguistische studie, Stuttgart 1895) gesammelten beispiele (sprechfehler) sind hier von mir ganz übergangen, da sie rein individuellen charakters sind und nach jeweiligem auftreten spurlos wieder verschwinden, ohne zu phonetischen veränderungen zu führen. (Vgl. auch Wechssler, Gibt es lautgesetze? s. 150.)

[5]) Weitere gruppierungen bei Brugmann, Gr. 1[2], 870 ff.; K. Vergl gr. s. 248 f.

die von rein lautlichem gesichtspunkte aus nicht unpassend erscheinen dürfte[1]) Hinter der reciproken fernversetzung tritt die regressive und progressive ganz zurück. Die beiden letzteren gruppen sollen hier zusammengefaßt werden.

I. Progressive und regressive fernversetzung:

a) Mit verdoppelung des lautes im wortkörper: ahd. *wirdar*, mhd. *wirder*[2]) : ahd. *widar*, mhd. *wider*, as. *widar*, got. *wipra*. — ahd. *wirdarniezôn* : ahd. *widarniezôn*. — ahd. *wirdarscurkan* : ahd. *widarscurgan* zurückstoßen. — ahd. *wirdarstên* : ahd. *widarstên* widerstehen. — ahd. *wirdarstentida* : ahd. *widarstentida* widerstand. — ahd. *wirdarwerfan* : ahd. *widarwerfan* zurückwerfen. — ahd. *wirderspurnen* : ahd. *widarspurnan* recalcitrare. — ahd. *wirdrôn* : ahd. *widrôn*, *widarôn* entgegen sein. — ahd. *wirdarwartida* controversia : ahd. *widarwartida*. — nhd.-dial. *quarderstein* : nhd. *quaderstein*, mhd. *quâderstein*. — nhd. *gerstern* : nhd. *gestern*, ahd. *gesteren*. — ahd. *(h)wërdar*[2]) wer von beiden (Hildebr. 61), mnd. *werder*[3]) : ahd. *(h)wëdar*, as. *hwëthar*, ags. *hwæðer*, got. *kaþar*. — ahd. *order*[2]) oder (Mainzer beichte), mnd. *erder*[3]) : ahd. *oder*, *odar*, mhd. *oder*.

b) Lautversetzung mit aufgebung der alten stelle: altn. *fífrildi* (aus **fífildri*) : ahd. *fifaltra* schmetterling, mhd. *vivalter*, mnd. *viveltre*, ags. *fifealde*. — tirol. *spitol*[4]) : *pistol*. — altmärk. *sperfektiv*[4]) : *perspektiv*. — afrs. *îrsen* eisern : ags. *îsern*, ahd. *îsarnîn*, mhd. *îsernîn*, got. *eisarneins*. — nhd. *häcksel* : nd. *hackels*, mnd. *hackeltze*. — Das von Wilmanns (D. gr. 1[3], 224) zur metathesis gerechnete mhd. *kokodrille* (: lat. *crocodilus*) gehört nicht hierhin, da es nicht auf gr.-lat. *crocodilus* (gr. *κροκόδιλος*) zurückgeht, sondern auf mlat. *cocodrillus* (neben *crocodrillus*), das schon im lateinischen metathesis erlitten hat.

II. Reciproke fernversetzung.

Die wenigen in altgerm. zeit zurückgehenden beispiele hat Kluge (Urgermanisch[3] s. 81) zusammengestellt, es sind dies folgende:

ahd. *ezzih*, mhd. *ezzich*, mnd. *ettik*, ndl. *edik*, schwed. *ättika*, dän. *eddike* aus **atêco* : **acêto*, lat. *acetum*, das unversetzt dem got. *akeit*, ags. *eced*. as. *ecid* zugrunde liegt; ags. *ticcen* ziege, ahd. *zicchî*, *zickîn* : ahd. *kizzîn*, *chizzi*, mhd. *kitze*, altn. *kið*, schwed.-dän. *kid*. — ahd. *ziga*, mhd. *zige*, viel-

[1]) Während ich im ersten teile fast ganz auf eigene sammlung des materials angewiesen war, konnte ich im zweiten teile folgende zwei stoffsammlungen von H. Schröder benutzen: 'Einige fälle von consonantenaustausch' Beitr. 29 (1904), 355; 'Schüttelformen' Zs. fdph. 37 (1905), 256 ff.

[2]) Vgl. Braune, Ahd. gr.[3] § 167 anm. 11. Wilmanns, D. gr. 1[3], 151.

[3]) Vgl. Lasch, Mnd. gr. § 249.

[4]) Schröder, Beitr. 29, 355.

leicht für **tigô* = **gitô* zu got. *gaits*, altn. *geit*, ags. *gât*, ahd. *geiz*, mndl. *geit*. — ags. *wêleras* lippen : got. *wairilôs*. — ahd. *elira* erle, ags. *alor*, altn. *ǫlr*, *elrir* : ahd. *erila*, mhd. *erle*. — bayr. *zumpfel* (aus **tump*) : ags. *pintel* penis. — nhd. *zicklen* reizen, engl. *tickle*, mengl. *tikelen* kitzeln : ags. *citelian*, altn. *kitla*, schwed. *kittla*, dän. *kildre*, and. *kitilon*, ahd. *chizilôn*, mhd. *kitzeln*. ahd. *pfiffiz*, nd. *pips* verstopfung der nase beim federvieh aus vulgärlat. **pīpita* für lat. *pītuīta* schnupfen : **tipuīta* (vulgär **tippita*) in henneb. *zipf*. md. *czypp*, spätahd. *zipf*. — ahd. *nagabêr*, mhd. *nageber* bohrer : ahd. *nabagêr*. mhd. *nabegêr*, and. *navugêr*, mnd. *neveger*. ags. *nafonabogár*. — Vielleicht auch md. *kane* kahn, ndl. *kaan*, altn. *kêne*, schwed. *kana*, dän. *kane* : as. *naco* nachen, ags. *naca*, ahd. *nacho*, mhd. *nache*, altn. *nökkvi*. — ahd. *buhil*, mhd. *bühel* hügel : mhd. *hübel* hügel, andfrk. *huvel*, mnd. *hovel*. ndl. *heuvel*. — ahd. *neimen* (Notker) : ahd. *meinan*, mhd. *meinen*.

Hierzu noch einige bei Kluge nicht genannte metathesen. wie mhd. *biever* fieber : mhd. *vieber*, ahd. *fiebar*, ags. *fefor*, engl. *fever*, schwed.-dän. *feber*. — ndl. *bakeljauw* kabeljau : ndl. *kabeljauw*, schwed. *kabeljo*, dän. *kabliau*. engl. *cabilliau*, *cabeliau*. — altn. *aðal* = *alað* nahrung (*ala* nähren. got. *alan*).

Den oben genannten beispielen für reciproke fernversetzung reihen sich noch zahlreiche aus neueren dialekten an, die H. Schröder in den beiden citierten aufsätzen gesammelt hat. Hierher gehören z. b.

altmärk. *bockheistern* : *kopheistern* purzelbaum schießen. – altmärk. *wibaut* beifuß, artemisia campestris : nd. *bifaut*, mnd. *bifôt*, mhd. *bîvuoz*. — altmärk., mnd. *kastett* : *stakett* und westf. *kanstett* : *stankett* stakett. — westf. *funkelkûse* : *kunkelfûse* brennessel, ausreden, täuschung. — westf. *simeken* : *mîseken* miezchen, katze. — els. *kavanz* ferien : *vakanz*. — tirol. *knarbet* wachholder : *kranbet*, mhd. *chranbit*. — tirol. *lasiter* salpeter : oberd. *saliter* salpeter. mhd. *saliter*. — nd. (auch oberd.) *schersant* sergeant : *serschant*. — mhd. *scharse*, mnd. *schartse* wollenzeug : *sarsch* (*sarge*) aus frz. *serge*, ital. *sargia*. — els. *kabet* : *paket*. — els. *kalabari* : *kalarabi* kohlrabi. — els. *narunkel* : *ranunkel* hahnenfuß, lat. *rânunculus*. — westvläm. *kape* : *bake*, ndl. *baak* seezeichen. — westvläm. *zulker* sauerampfer : *zurkel*. — westvläm. *loreeren* umherschwärmen : *roleeren* rollen usw. Scherzhafte bildungen sind nd. *stœwelswikn* stiefelzwecken für *swœwelstikn* schwefelstecken. — *flunkerkies* für *klinkerfues* u. a. (s. Schröder a. a. o.).

Vielleicht gehört hierher auch nd. *pott* topf, mnd. *pot*, mndl.-ndl.-engl.-afrs. *pot*, mengl. *pott*, (entlehnt) spätaltn. *pottr*, schwed. *potta*, dän. *pot*, *potte* : nhd. *topf*, mhd. *topf*, mnd. *dop*, *doppe* topf, eierschale, kapsel, kelch[1]).

[1]) Die einzige zusammenstellung von nd. *pot* und hochd. *topf* finde ich bei Heyse, System der sprachwissenschaft (1856) s. 323. Wo sich diese zusammenstellung zuerst findet, habe ich nicht feststellen können. Grimm.

Nachdem wir so ein reiches material aus den germanischen sprachen gewonnen haben, können wir zu der frage, ob die

der D. gr. 3, 456 f. die benennungen für gefäße gesammelt hat, spricht sich nicht weiter über das verhältnis der beiden wörter aus. Die wörterbücher (Kluge, Weigand-Hirt, Heyne) trennen beide und bezeichnen sie als 'dunklen ursprungs'. Das im mhd. noch seltene wort tritt zuerst als *topf* in der bedeutung topf, hirnschale in nördlicheren gegenden auf (Heyne, D. W. 3, 998), was sehr beachtenswert ist. Dem oberdeutschen ist es fremd, dafür wird *hafen* (mhd. *haven*, ahd. *havan olla*) gebraucht (Grimm, D. gr. 3, 457; Kluge, E. wb.[7] s. 460). Im frühmhd. erscheint es 1482 im voc. theut. gg 6[b] als *topff* (Weigand-Hirt 2[5], 1053). In derselben lautgestalt erscheint aber noch eine reihe von wörtern, die eine abweichende bedeutung zeigen:

I. ahd. *topf, tof, tophe*, auch einmal *tolf* (Graff V 422), mhd. *topf, topfe* mit der bedeutung kreisel (trocus, turbo), hierzu stellt sich ags.-engl. *top* kreisel. Letzteres soll nach Ehrismann (Beitr. 20, 59 anm. 1) das anlautende *t* durch verwechslung mit *top* spitze, gipfel, scheitel bekommen haben.

II. Dem ags.-engl. *top* entspricht das gem.-germ. **tuppa* zopf, altn. *toppr* haarbüschel, schwed. *topp*, dän. *top* zopf, gipfel, spitze, afrs. *top* büschel, zopf, mndl.-ndl. *top* zopf, wipfel, gipfel, ndd. *topp* zopf, ahd. *zopf* ende, zipfel, haarflechte, mhd. *zopf* zopf, haarflechte, ende, md. *zopp* haarflechte, zipfel.

III. mhd. *topfe* quark, bayr.-öster. *topfen*, das seinem ursprung nach dunkel ist. Einen erklärungsversuch gibt Ehrismann (Beitr. 20, 58), der aber nicht sehr überzeugend ist.

IV. ahd. *topho*, mhd. *topfe* tupf, punkt.

Dem gegenüber tritt mit umstellung dieselbe lautgruppe auf im niederdeutschen, anglofriesischen und im nordischen: nnd. *pott*, mnd. *pot, put*, mndl.-ndl.-afrs.-engl. *pot*, mengl. *pott*, (entlehnt) spätaltn. *pottr*, schwed. *potta*, dän. *pot, potte*, alle in der bedeutung topf, gefäß, krug. Ins hochd. ist *pott* erst spät übergegangen, belegt ist es zuerst 1575 bei Fischart, Garg. 123. Kluge, E. wb.[8] s. 350) hält es für ein mittelalterliches lehnwort aus frz. *pot*, das auf mlat. *pottus* < lat. *pōtus* trunk zurückgehen soll. Weigand-Hirt 2[5], 458 bezeichnet den ursprung als unsicher, andere hingegen nehmen keltischen ursprung an, wo es im bret. korn. cymr. als *pot* erscheint (vgl. Heyne, D. W. 2, 1188), während Kluge das keltische wort ebenfalls als lehnwort aus dem französischen betrachtet.

Stehen nun nd. *pot* und hochd. *topf* in keinem näheren zusammenhang miteinander? Ich glaube, daß Heyse mit recht beide wörter verknüpft und das eine durch metathesis aus dem anderen entstehen läßt. Mhd. *topf*, das erst in später zeit in nördlicheren gegenden auftritt, ist doch wohl mit umstellung erst aus nd.-engl. *pot* (seit 1200 nach Kluge belegt) entstanden. Wie aber erklärt sich der auslaut *pf*, der an stelle von *p* erscheint? Hier scheint mir eine anlehnung an das lautlich übereinstimmende mhd. *topf* kreisel, ahd. *topf* kreisel, sowie an mhd. *topfe* quark

metathesis zu dem gesetzmäßigen lautwandel zu rechnen ist, stellung nehmen. Während Brugmann (Gr. 1^2, 69) der meinung ist, daß die metathesen von dem 'gesetzlichen' wandel principiell nicht auszuschließen sind, kommt Wechssler (a. a. o. s. 152 f.) zu dem resultate, daß von 'lautgesetzen' nicht die rede sein kann, gibt jedoch zu, daß eine gewisse regelmäßigkeit, vielleicht auch ausnahmslosigkeit, anzunehmen ist. 'Ausnahmslos können diese kategorieen sein, aber sie müssen es nicht'. Da die metathesen besonders in fremd- und lehnworten auftreten, so hat mit recht Schröder gefolgert, daß sie infolge ungenauer auffassung des gehörten zu stande kommen. Jüngst hat auch Sandfeld-Jensen (Die sprachwissenschaft, Leipzig und Berlin 1915, s. 24) sich zu der ansicht bekannt, daß die metathesen ausnahmen dem gesamten lautwandel gegenüber sind. Die vertreter der letzten ansicht scheinen auch mir im rechte zu sein.

SCHWERIN i. Mecklbg., april 1917.

ERNST SCHWENTNER.

ZU LUTHERS WORTSTELLUNG.[1])

Wie in den altklassischen sprachen, so herrschte auch im urgermanischen die freie wortstellung, d. h. die wörter

und an mhd. *topfe* punkt, tupf, ahd. *topho* stattgefunden zu haben. Die identität von mhd. *topf* topf und mhd. *topfe* kreisel, die Kluge (E. wb.) für wahrscheinlich und Ehrismann (a. a. o. s. 59), sowie Schröder (Germ.-rom. monatsschrift 3, 411) für durchaus sicher halten, scheint mir nicht sehr glaubhaft zu sein.

[1]) Lehmann, A., Luthers sprache in seiner übersetzung des Neuen testaments, Halle a. S. 1873.

Wunderlich, H., Untersuchungen über den satzbau Luthers. I. München 1887. — Der deutsche satzbau, I u. II, Stuttgart 1901.

Platzhoff, H., Luthers 16 psalmenübersetzungen. sprachw. unters.. Halle a. S. 1887.

Franke, Carl, Grundzüge der schriftsprache Luthers. Görlitz 1888.

Reifferscheid, Marcus evangelion Martin Luthers, Heilbronn 1889.

Kuhn, B., Verhältnis der decemberbibel zur septemberbibel. Greifswald 1901.

gruppierten sich nur nach logischen, psychologischen oder rhythmischen verhältnissen. Selbst im mhd. ist die wortstellung noch nicht so abhängig wie in unserer heutigen prosa von der grammatischen schablone, und auch in diesem punkte geht Luther, wie überhaupt vielfach, mit letzterem. Doch ändert er bis 1531 die wortstellung sehr oft, so im Neuen testament vom dec. 1522 296mal. Da nun dieses überhaupt nur 574 änderungen des satzbaues bietet, so kommt auf die wortstellung die reichliche hälfte. Das Markusevangelium allein hat dec. 1522 jene 45mal geändert, in den folgenden 16 ausgaben bis 1545 dagegen nur noch 16mal, und zwar ist nur eine einzige änderung der wortstellung erst nach 1530 erfolgt.

Als rest der alten freien wortstellung ist wohl auch der logische oder psychologische grundsatz der wortstellung bei L. zu betrachten: der logische sinn und das natürliche verhältnis gilt ihm mehr als die grammatische schablone, und daher richtet sich bei ihm die stellung der satzteile vielmehr als jetzt nach ihrer betonung. Am anfang und am schluß stehen die hauptsächlich betonten, in der mitte die weniger betonten wörter; so vermeidet er es besonders hilfsverba an das ende zu stellen:

1520 A. d. ch. Adel B 2^{b} Ein ygliche seele sol vnterthan sein der obirkeit. B 4^{b} wie solten wir den nit auch haben macht. B 2^{a} sol man yhr ampt lassen frey gehn. Auch in nebensätzen A 4^{a} wen man hat auff sie drungen mit weltlicher gewalt.

1524—28 Ps. 71, 8 Las meynen mund deynes rhumes voll seyn vnd deynes preyses teglich, 1531—45 d. r. v. d. p. v. seyn teglich.

23 zwar 1524—28 sind fro .. vnd meine seele die du erlöseſt hast, doch 1531—45 v. m. s. d. d. e. hast, sind fro.

1529 hdschr. u. 1545 Bib. Weish. 7, 14 das jenen gegeben ist sich lassen zu weisen.

Noch 1545 Mark. 10, 8 u. 33; 13, 8 u. 13; Luk. 13, 28.

Besonders gern gibt L. dem stark betonten subject von behauptungssätzen die schlußstellung zumal bei größerem umfange, da ja bei derartigen sätzen die anfangsstellung die regelmäßige ist und demnach nicht hervorhebend wirken würde;

z. b. 1522 Sept. Matth. 13, 14 vbir yhn wird erfullet die weyssagung Jsaie, seit 1522 dec. d. w. J. wird erfullet.

Ebenso 27, 19 1522 sept. schickte zu yhm seyn weyb, seit dec. sch. j. w. z. yhm.

Mark. 1, 51 1522 sept. gieng von yhm als bald der außſatz, seit dec. g. d. außſatz a. d. v. y, ähnlich 6, 35.

12, 20 1522 sept. ſind geweſen ſieben bruder, seit dez. ſ. ſ. bruder g.

Ps. 14, 4 1524 u. 28 Wöllen denn nicht erkennen die vbelthetter? seit 1531 Will d. der vbeltheter keiner das mercken?

Ps. 16, 6 1524 u. 28 Myr iſt worden eyn ſchön erbteyl, seit 1531 e. ſch. erbteyl worden.

Wie diese belege zeigen, gibt L. später oft diese freiere wortstellung auf.

Noch 1545 Mark. 7, 21 u. 22; 14, 43; Luk. 13, 28; Ebr. 7, 19; Off. 6, 11; auch in nebensätzen belege VI schlußstellung des subjects.

Allerdings läßt sich die wortstellung vieler dieser sätze auch aus dem bestreben erklären, die infinitive und participien möglichst unmittelbar den flectierten verbalformen folgen zu lassen, doch nicht aller wie oben Matth. 27, 29; Mark. 1, 42; 6, 35; ferner 3, 10; 15, 40.

Manchmal, und zwar schon 1517, fügt sich L. der nhd. schablone insofern, als er den behauptungssatz mit dem rein formalen 'es' beginnt und ihn mit dem eigentlichen subject schließt:

z. b. D. 7 pußpſ. 1517 Es ſeyn ſtinckend . . worden meine narben, 1525 umſtellung.

1517 u. 25 Es wird myr ſauer und erbſam mein leben.

Es ſeyn von ſeinen augen weg gethan deine vrteyl.

1520 A. d. ch. Adel 51, 16 Es iſt auch der zarten tugent eine.

1522 sept. Matth. 27, 55 es waren da viel weyber, seit dec. viel weyber da.

Noch 1545 Mark. 1, 5.

Umgekehrt vertauscht L. in heischesätzen die regelmäßige mittelstellung mit der außergewöhnlichen anfangsstellung:

Mark. 13, 9 u. 23 1522 sept. — 1527 Sehet aber yhr auff euch ſelbs, seit 1530 Yhr aber ſehet euch vor.

Hierher gehören natürlich nicht fälle, wo die schlußstellung des subjects erst die folge der anfangsstellung des betonten objects oder umstands ist, wie 1. Mos. 1, 10. Manchmal ist es aber zweifelhaft, was primär und secundär ist, so wenn L. im unverbundenen erzählenden hauptsatz besonders bei fortlaufender erzählung oder wechselrede das prä-

dicatsverb an den anfang. das subject dagegen an den schluß stellt,

so 1. in sätzen ohne object und umstand 1530 hdschr. fab. 4ª Sprach das fam, ähnlich sprechen noch 1545 Bib. Joh. 18, 26; 20, 26 Kompt Jhesus; 2. in sätzen mit umstand Joh. 4, 11 Spricht zu jm das weib, ähnlich bei *sprechen* noch 6, 8; 11, 39; 13, 9; 14, 5 u. 8 u. 22; 16, 29.

Da die sprechende oder kommende person stärker als die verba *sprechen* oder *kommen* betont wird, sollte man auch hier die schlußstellung des subjects für das primäre halten. Dem widersprechen aber zahlreiche fälle, wo der umstand in dieser steht und so jenes in der mittelstellung:

Joh. 4, 15 u. 25 Spricht das weib zu jm, ähnl. 4. 9; 13, 10 u. 36; 20, 15 u. 17 u. 29; 21, 3 u. 5 u. 10 u. 12 u. 16 u. 17.

Nach Lehmann s. 19 ist 'die hervorhebung des hauptverbums durch dessen voranstellung an die spitze des satzes ein charakteristischer zug der Lutherschen redeweise'. 'Die rückstellung des subjects beruht' nach Wunderlich s. 27 'auf dem interesse des redenden an der verbaltätigkeit' und 'auf einfacher priorität des verbs im bewußtsein'.

Hierzu scheint mir aber noch der ästhetische grund der abwechslung in der satzform zu kommen;

so bietet Joh. 4 folgenden wechsel: v. 7 subject, verb, umstand, 9 verb, subject, umstand, 10 subject, verb, umstand, 11 verb, umstand, subject, 13 subject, verb, umstand, 15 verb, subject, umstand, 16 u. 17 subject, verb, umstand (3mal), 19 subject, verb, umstand, 21 subject, verb, umstand, 25 verb. subject, umstand, 26 subject, verb, umstand.

Joh. 13 v. 8 umstand, verb, subject, umstand, dann subject, verb, object, 9 verb, umstand, subject, 10 verb, subject, umstand.

Ähnlich Joh. 13, 36—14, 9; 20, 26—29, während K. 21 eine ausnahme macht.

Ganz ähnlich gebraucht man jetzt in der umgangssprache 'da' mit dem verb: 'da sprach' u. a., wie auch schon L.: Joh. 21, 7 u. 13. Diese wendung ist wohl eher die secundäre und nicht, wie ich 1888 vermutete, die primäre. *Sprechen* stellt jetzt noch das thüringische ohne 'da' vor.

Bei *bleiben* ist am schluß der erörterung mehrerer möglichkeiten die anfangsstellung jetzt noch üblich:

1517 D. 7 pußpf. aller eußerlicher .. handel vormag nit .. sund wegnehmen. Bleybt über all .. gute wercke das .. gewissen.

L. hat sie aber auch noch bei *sein, wollen, folgen, glauben, leben*:

Jſt nu der ſynne . . gottis lob wirt alleyn gepreyßet werden.
1520 A. d. ch. Adel 64, 16 Jſt gnug wen er von dißen . . beſtetiget wird.
B. d. Freyheyt B 2, 6 Jſt zu wiſſen, das.
Noch 1545 Bib. Röm. 11, 20.
1517 D. 7 pußpſ. Will er nun ſagen.
1520 A. d. ch. Adel 77, 37 Folget noch der mißprauch.
51, 30 Aber nw iſts vmbkeret, gleubt, lebt yderman wie er wil.

Wie die wörter *ja* und *nein*, so bewirkt bei L. auch *zwar* in seiner mhd. bedeutung = 'fürwahr, in wahrheit' keine umstellung des subjects, so noch 1545 Bib. Mark. 19, 39, Röm. 10, 18 zwar es iſt. Meist auch nicht das andere beteuerungswort *wahrlich* in übereinstimmung mit der jetzigen regel,

so 1545 in den 4 evangelien meist (Matth. 26, 73; 27, 54; 25, 40 u. 45; Mark. 14, 70: 15, 39; Luk. 12, 44; 21, 3; 22, 59) mit ausnahme von 7 fällen. In einigen jedoch hat er 1522 sept. die rückstellung des subjects: Joh. 5, 25 u. 12, 24: Warlich, warlich ſage ich euch, dann: W. w. ich ſage e.; dagegen noch 1545 Matth. 18, 13 Warlich ſage ich euch und Joh. 1, 51; 5, 24; 6, 53; 8, 51; 13, 16 u. 21 Warlich, warlich ſage ich euch. Warlich selbst wechselt seine stellung Matth. 5, 26 1522 sept. warlich ich ſage dyr, seit dec. Ich ſ. d. warlich, wie ähnlich 1545 5, 18; 17, 20; Mark. 6, 11; mittelstellung von warlich Matth. 14, 33; Mark. 12, 32; Joh. 6, 14; 1. Joh. 2, 5.

Bei *doch* liebt L. die anfangsstellung des verbs, wenn es nicht bloß entgegenstellt, sondern auch beteuert:

1545 1. Mos. 26, 27 haſſet ihr mich doch; Luk. 1, 61.
Ähnlich wohl auch 1520 A. d. ch. Adel 14, 21 Muſte doch . . Abraham ſeine Sara horen.

Nach dem gleichstellenden bindewort *dazu* = 'außerdem, auch' läßt er das subject in der anfangsstellung:

1545 1. Sam. 4, 17 deine . . Söne . . ſind geſtorben, Dazu, die Lade Gottes iſt genomen.

In vollständigen sätzen, die mit *und* angeknüpft sind, hat L. dreierlei wortstellung: 1. subject, verb, verbalbestimmung oder prädicativum; 2. verb, subject, verbalbestimmung oder prädicativum; 3. subject, verbalbestimmung oder prädicativum, verb:

1. Die erste, die regelmäßige nhd., fast ausnahmslos hinter punkt oder gar zu anfang des verses, so 1. Mos. 1 34 mal nämlich v. 2 Vnd die Erde war wüſte, 3 (2 mal), 4, 6, 7, 8, 9 (2 mal), 10 (2 mal), 11 (2 mal), 12 (2 mal), 14, 15, 16, 17, 18, 20, 21 (2 mal), 22, 24 (2 mal), 25 (2 mal), 26, 27, 28, 29, 30, 31, dagegen hinter semikolon und komma 6 mal v. 2 (2 mal), 6, 20, 22 dazu 10, wo das stärker betonte object die stelle mit dem subject vertauscht hat.

2. Die voranstellung des prädicativums in 1517 D. 7 pußpſ. Und bekummert iſt worden vn mir mein geyſt — ist wohl durch dessen starke betonung veranlaßt worden und nicht hierher gehörig, 1525 Vnd mein geiſt iſt i. m. b.

Hinter einem punkt ist die voranstellung des verbs selten, so noch 1545 2. Kön. 1, 6 Und gingen die beyde mit einander. Nach einem komma ist sie sehr häufig, doch seltener als die des subjects, so hat sie 1. Mos. 1 nur 1 mal v. 15. Manchmal finden sich beide stellungen vielleicht der abwechslung wegen unmittelbar nebeneinander, so noch 1545 1. Sam. 4, 17 Iſrael iſt geflohen v. d. Ph., vnd iſt e. gr. Schlacht i. V. geſchehen, vnd deine z. Söne H. v. P. ſind geſtorben.

L. scheint durch die vorausnahme des verbs einen engeren zusammenschluß der beiden durch *und* verbundenen sätze im anschluß an den kanzleistil zu erstreben, da er ja mit *und* und folgendem subject oft die erzählung nur weiter fortführt (vgl. 1) und daher bei ihm diese wendung sehr an verbindender kraft verloren hatte.

Gewöhnlich haben die beiden durch *und* verbundenen sätze, von denen der zweite das verb unmittelbar hinter *und* hat, verschiedene subjecte, und zwar ist das des zweiten

a) am häufigsten ein hauptwort:

1522 sept.—45 Mark. 13, 8 Es wird ſich ein Volck vber das ander empören, vnd ein Königreich vber das ander. Vnd werden geſchehen Erdbeben . ., vnd wird ſein Thewrezeit. Hier haben sogar zwei nachsätze diese construction.

1533 V. d. Winckelmeſſe A 4b Der Teuffel . . hat eine ſchwere ſtarcke ſprache, Vnd gehen ſolche diſputation nicht mit . . bedencken zu.

Noch 1545 Matth. 16, 4; 27, 52; Joh. 10, 16; Ap. 2, 43; 4, 4; 8, 38; 10, 12 u. 13; 2. Kor. 1, 6 u. 7; Gal. 2, 12 u. 13; Kol. 3, 25; Ebr. 4, 12 u. 13; 7, 18 u. 19; Off. 2, 23; 9. 19 u. 20; 15, 5 u. 6; 21, 27; 22, 4 u. 5.

b) Nächstdem für- oder zahlwörter:

1520 V. d. Freyheyt B 2b wir müſſen ſterben leyplich vnd mag niemant . . entfliehen.

Noch 1545 1. Mos. 22, 6; Matth. 20, 9; Luk. 12, 1; Joh. 10, 41 u. 42: 17, 12; Ap. 1, 20; 2, 3 u. 4; 5, 12; Ebr. 8, 10 u. 11; 9, 21 u. 22.

c) Zuweilen ein relativsatz:

Off. 17, 8 Das Thier . . wird faren ins Verdamnis, Vnd werden ſich verwundern, die auff Erden wonen. Röm. 2, 26 u. 27.

d) Oder nebensatz mit daß:

Off. 6, 11 jnen wurden gegeben, einem jglichen ein weis Kleid, vnd ward zu jnen geſagt. Das ſie ruheten.

e) Oder eine infinitivconstruction:

Off. 16, 8 Vnd der vierde Engel gos aus . ., vnd ward jm gegeben, den Menſchen heis zu machen.

Sehr oft ist *werden* das prädicatsverb beider sätze: Joh. 10, 16; Ap. 4, 4; Röm. 2, 26 u. 27; Off. 6, 11; 17, 8; ja sogar in derselben form, wo L. also die construction des zusammengezogenen satzes wählen konnte: Ebr. 7, 18 u. 19 da mit wird das vorige Geſetz auffgehaben, . . Vnd wird eingefüret eine beſſere Hoffnung. Off. 21, 27; 22. 4 u. 5.

Auch *sein:* Ebr. 4, 12 u. 13.

Ferner *sollen:* 8, 10 u. 11.

Auch in der indirecten rede findet diese wortstellung statt:

Ap. 1, 20 Jre Behauſung müſſe wüſte werden, vnd ſey niemand.

Sowie nach vorausgehendem fragesatz:

Röm. 2, 26 u. 27 meineſtu nicht, das ſein Vorhaut werde . . gerechnet? Vnd wird alſo, das . . dich richten.

Auch zwischengeschobene nebensätze verhindern diese construction nicht: Ebr. 4, 12 u. 13.

Dagegen ist sie bei gleichem subject der beiden durch *und* verbundenen sätze viel seltener als die des zusammengezogenen satzes: 1539 W. d. biſchof z. Magdeb. 20, 26 daß er ſich ſeiner alten weiſe annehme, ließe die ganze welt zürnen, und gebe er nichts drumb.

Manchmal ist 'es' vor das verb geschoben:

1522 sept. Mark. 13, 25 vnd es werden die ſtern, dec. — 1545 vnd die ſtern werden.

3. Im schroffsten gegensatz zur vorausnahme des verbs hinter und steht dessen zurückziehung, die aber bei L. viel seltener erfolgt und zwar manchmal nicht vollständig, so Weimarer gesamtausg. 6, 442 drumb iſt's niemandt ſchuldig zu haltenn unnd der Bapſt ſchuldig iſt aller ſund.

Mitunter gibt L. dem verb die schluß-, also die nhd. nebensatzstellung:

1517 D. 7 pußpſ. Szo feer erbeite ich und wider m. b. natur fechte. ſie ſein gezwungen und mit widderwillen im dienen.

1520 Warumb des Bapſts bucher vorbrant A 3b Vnd Chriſtus viel mal ſagt.

Noch 1545 Spr. 30, 10 Er möcht dir fluchen vnd du die Schuld tragen müſſeſt.

Doch deuten diese mit *und* angeschlossenen sätze entweder den grund oder die folge an, nähern sich also wenigstens den nebensätzen.

Hinter den begründenden und folgernden bindewörtern *denn, daher, darum, derhalben* ist nämlich die schlußstellung des verbs häufiger, wie sie ja bei *weil* und *sodaß* zur nhd. regel geworden ist, woraus erhellt, daß das verhältnis von grund und folge zur unterordnung neigt:

a) 1517 brief Arch. Weim. 108, 41 dann myrs von hertzen eyd iſt.

1520 Warumb des Bapſts bucher v. A 2b denn ſie ſolch furnehmen . . erkaufft haben.

1524 Ps. 38, 8 denn meyne eyngeweyde gantz verdürren, aber seit 1531 d. m. lenden verdorren gantz.

Umgekehrt Hiob 5. 6 1524 hdschr. denn aus der erden gehet nicht mühe, vnd aus dem lande wechſet nicht vnglück,

1545 Bib. denn m. a. d. e. n. gehet, v. v. a. d. acker n. wechſet.

1529—37 Kl. Katech. 5. bitte, erklär. denn wir teglich vil ſundigen v. w. e. ſ. verdienen.

Noch 1545 Ps. 6, 8 Luk. 11, 52; 1. Thess. 2, 5.

b) 1520 A. d. ch. Adel 31, 10 Daher es kummen iſt.

Noch 1545 1. Mos. 22, 14 daher man noch beutigen tages ſagt.

1530 handschr. Fab. 1ª darumb ſie das buchlin verachten,

1521 E. v. d. 10 außſetzigen D 1ª derhalben ſie der peitſchen brauchen muſſen.

1525 2 Pred. 1. Theſſ. 4 B 4ᵇ derhalben er ſich an allen orten alſo eynpflichtet.

L. stellt aber auch einige male in sätzen, die mit *auch* an den vorausgehenden hauptsatz angeknüpft sind, das verb an den schluß, wobei er 'auch' groß schreibt und einmal sogar einen punkt davor setzt:

1520 V. d. Freyheit A 3ª alle diße .. weyßen, mag .. haben .. eyn .. heuchler. Auch durch ſolch weßen keyn ander volck, denn eyttell gleyßner werden.

1533 V. d. Winckelmeſſe D 2 da mit hab ich nicht erleubt, .. den freuel dere, ſo itzt .. verdammen, Auch keinem Rottengeiſt hierin gedienet iſt.

Einige male auch in einem mit *je-je* gebildeten vergleichssatz:

1522—45 Mark. 7, 36 Je mehr er aber verbot, je mehr ſie es ausbreiteten.

1545 Hos. 4, 7 Je mehr jrer wird, je mehr ſie wider mich ſündigen.

Einige male hat L. die schlußstellung des verbs sogar gewählt, wiewohl gar kein bindewort steht:

1524 hdschr. u. 1545 Bib. Hiob 28, 7 den ſteig kein Vogel erkand hat. Doch ist dies vielleicht eine art von relativsatz, in dem *den* für *welchen* steht.

Kl. Katech. 4. hauptst., 4 S. Paulus zu den Römern am ſechſten ſpricht:

Weit häufiger als im hauptsatze weicht L. im relativen und conjunctionalen nebensatze von der nhd. schablone ab, nach der in diesen beiden die flectierte verbalform an den schluß kommt. Als im altdeutschen die ursprünglich freie germanische wortstellung allmählich eingeengt wurde, entwickelte sich die regel: das meist stärker betonte bestimmende (regierte) tritt vor das bestimmte (regierende). Es war wohl hauptsächlich der differenzierungstrieb, der diese

altdeutsche regel durchkreuzte und zahlreiche ausnahmen schuf. Auf ihn geht wohl auch der unterschied zwischen der wortstellung im haupt- und nebensatz zurück. In relativen und conjunctionalen nebensätzen sowie in infinitiv- und participialconstructionen wurde diese regel je länger desto strenger befolgt, dagegen nicht in haupt- und unechten nebensätzen. Daß der damals selbst noch in der entwicklung begriffene deutsche nebensatz von der sich herausbildenden regel betroffen wurde und nicht der uralte hauptsatz ist wohl natürlich. Wunderlich führt als grund an, daß im nebensatz das verb der träger des einheitsgedankens ist und seine schlußstellung der neigung entspricht, mit dem bedeutungskräftigeren wort die reihe zu schließen. Hierbei wurden subject und prädicativum wie bestimmungen der flectierten verbalform behandelt.

Bei L. überwiegt im ganzen genommen jederzeit die schlußstellung im nebensatz, auch abgesehen von den nur aus für- oder bindewort, subject und einfacher verbalform bestehenden sätzen, wo sie ja auch im behauptenden hauptsatz das regelmäßige ist.

So hat er schon 1517 in den 7 pußpſ. a) in relativsätzen:

haben nichts, das ſie betrubt .. ſundern yhm ſelbs luſtig .. iſt.

der do Got gibt, was er ſchuldig iſt.

die rechte leere .. die man yhn gibt vnd yhn .. wol dienet, das doch gut ding iſt u, a.

b) In conjunctionalsätzen:

1517 brief a. d. kurfürsten Arch. Weim. 108, 41 Das ich meyn trew e. f. g. auch erczeyge vnnd meyn hofefleyd verdiene.

dann (= denn) myrs von hertzen eyd iſt.

das auch diße ſchetzung e. f. g. letzten tagenn ßo vill gutes geruchts namen vnnd gunſt beraubt hatt.

das fir ynn dißen ſachen weyter ſicht.

das groß vornunfft zu weylen durch weniger vornunfft gewißen werde. auff das niemand auff ſich ſelb ſich vorlaße.

1520 A d. ch. Adel 59, 6 ßo auff .. kloßer geſtifft ſein.

47, 25 das ßo noch nit weyber haben, ehlich werden.

64, 31 ßo in ferlickeit bleiben.

62, 12 ßo Johan. huß .. geben war.

brief: ſo auf erden von aeltern gelaſſen wird u. a.

Einige male unterscheidet sich L. durch die schlußstellung des verbs im nebensatz von seinen vorgängern:

Matth. 12, 34 cum sitis mali. Cod. Tepl. so ir seit ubel. L. die weil jr böſe ſeit.

5, 40 Tatian: Inti themo wolle mit thir in strite bagen, Cod. Tepl. und der mit dir wil kriegen in dem urteil, L. Und ſo jemand mit dir rechten wil.

5, 13 Cod. Tepl. ob daz salcz wird veruppigt. L. wo nu das ſalꝛ thum wirb.

9, 36 Cod. Tepl. do er sach die geselschaft. L. da er das Volck ſahe.

Schlußstellung des verbs im nebensatz:

1522 sept.—1545 Mark. 1. 7 (3mal). 9. 10. 11. 14. 16 (2mal). 19 (2mal). 27. 32. 34. 36. 37. 38. 42. 44 (2mal). 45.

2, 1. 4. 5. 10. 12. 14. 15. 16. 17. 19 (2mal). 20. 24. 25 (2mal). 26.

3. 2 (2mal). 6. 8 (2mal). 9. 10 (2mal). 11. 12. 14 (2mal). 15. 19. 21. 22. 24. 25. 27 (2mal). 28. 29. 34. 35.

4, 5 (2mal). 6 (2mal). 8. 9. 10 (2mal). 12 (6mal). 15 (4mal). 16 (2mal). 18 (2mal). 20 (2mal). 21 (2mal). 22 (2mal). 24 (2mal). 25 (2mal). 27. 29. 32 (2mal). 33. 36. 37. 40.

Ähnlich in den übrigen 12 kapiteln.

Von 1517—31 erlangt aber die schlußstellung des verbs im nebensatze immer mehr das übergewicht. So weist sie der erwähnte brief von 1517 6mal auf, die mittelstellung dagegen 3mal, so daß das verhältnis beider genau wie 2 : 1 ist. im Markusev. v. sept. 1522 aber 2,7 : 1 (ich zähle 408mal schluß- gegen 146mal mittelstellung), in dem von 1530—45 3,25 : 1 (422mal schluß-, 130mal mittelstellung).

Demnach hat L. die unterscheidung des haupt- und nebensatzes durch die stellung des verbs sehr gefördert, wenn auch bei ihm die mittelstellung stets eine häufige ausnahme bleibt. Dazu setzt er, wenn das verb mehrere bestimmungen hat. sie nicht selten teils vor. teils hinter dasselbe, so daß dies zwar in der mittelstellung steht, der satz aber sich gleichwohl vom hauptsatz unterscheidet:

1517 brief wie daß e. f. g. nach abgang dißes auffatzes. wolte eyne andere vnnd villeicht ſchwerer auffſetzen.

D. 7 pußpſ. das volck . ., das von new geſchaffen ſall werden. ßo du die ſund wilt . . nit vergeben.

1520 A. d. ch. Adel C 2ª was zur beſſerung dienet der chriſtenheit.

B 3ª die die weltlich gewalt wurden furachten.

B 2ª das ſie das wort gottis . . ſollen handeln und laſſen frey gehn.

65, 39 biß der den hauffen widder zuſamenbrecht in ein eintrechtige lere.

63, 12 das Johan. huß . . ſolch geleyd iſt zugeſagt.

60, 14 das es offt wirt fur nodt . . antzogen.

24, 23 das kein biſchoff widder denn bapſt thar handeln.

15, 15 wo nu ſanct Peter das allein het gepurt; B 1ᵇ. 78, 12 das wir Chriſten, vnter vns ſollen halten . . frawen heußer. 70, 5 das die biblien mag wol leßen der.

B. d. Freyheyt A 3ᵃ das der ſeelen bringe vnd gebe frumkeyt vnd freyheyt.

C 3, 10 denſelben . ., der yhm gibt allis.

B 4ᵇ, 32 wilch vns auch allen naturlich were angeboren geweßenn.

B 4ᵇ, 36 wilcher durch ſeynen glauben . . darf keyner werck.

1522 B. Gelichen Leben: das die ehe hindern . . aber nicht zureiſſen kan vmb des weibs willen, das.

Gesamtausg. Weimar 6, 411. 22 ob ehr ſchon ſitzt und dem andern zuhoret im gottis wort.

1522 sept. Mark. 4, 17 Wenn ſich erhebt trubſall vnd verfolgung vmbs worts willen (doch dec.—1545 W. ſ. t. v. v. v. w. erhebt).

7, 19 der da aus feget alle ſpeyſſe (doch dec.—1545 d. d. al. ſ. aus feget).

7, 26 das er den teuffel aus trybe von yhrer tochter (dec.—1545 d. e. d. t. v. y. t. aus trybe).

8, 6 Das ſie ſich lagerten auff die erden (dec.—1545 D. ſ. ſ. a. d. e. lagerten).

9, 37 Wer ein ſolches Kindlein auff nympt ynn meynem namen (dec.—1545 W. e. ſ. K. y. m. n. a. nympt).

9, 42 das yhm eyn mulſteyn wurd an ſeynen hals gehengt vnd wurd yns meer geworffen (dec.—1545 d. y. e. m. a. ſ. h. g. (wurd) v. (er) y. m. g. wurd).

5, 29 das ſie war geſund worden von yhrer plage (doch dec.—1545 d. ſ. von y. p. war g. worden).

1523 Epiſtel S. Petri das wir die heiligen ſollen anruffen, das ſie unßer furbitter ſeien gegen Gott.

1524 28. Ps. 18, 51 der gros heyl beweyſet ſeynem könige (doch 1531—45 d. ſ. k. g. h. beweyſet).

89, 35 was zu meynen lippen iſt ausgangen (1531—45 w. aus meinem munde gangen iſt).

42, 4 weil man zu myr ſagt teglich (1531—45 w. t. z. m. ſagt).

41, 1 1524 Wol dem, der ſich verſteht auff den dürfftigen, 1528 W. d. d. ſ. annympt des dürfftigen (1531—45 W. d. d. ſ. d. dürfftigen annimpt).

1525 Widder d. h. propheten p 5 auff den odder auff wilchen ich meyne kirche will bawen.

1529 u. später Kl. Katech., 4. hauptst., 3 das wir durch d. gnade gerecht u. erben ſeyen des e. lebens nach der hoffnung.

F. Heerpredigt 210, 15 wo er ſolche wahrheit hätte erkannt.

1543 B. d. Jüden f. 2ᵃ das man den j. ſt. Jüden v. Jüdin in die hand gebe flegel, axt, karſt, ſpaten, rocken, ſpindel.

241, 19 der ich mich gewiß damit theilhaftig machet aller teuffel.

274, 8 von dem wir uns nicht lassen reißen .. sondern leben und sterben in ihm.

1522—45 Mark. 2, 2. 4. 8. 15; 3, 9; 4, 10. 31; 5, 6. 21; 6, 8. 21. 48. 49. Noch 1545 Neh. 4, 4; Luk. 22, 10; 21, 15; Matth. 6, 1; Joh. 4, 38; 18, 13; Ap. 1, 11; 20, 18; Röm. 1, 2. 25; 4, 9.

Das object, besonders das kurze pronominale, stellt L. wesentlich seltener an den schluß des nebensatzes als die umstandsbestimmung, besonders die sehr umfangreiche. Im Markusev. v. sept. 1522 steht das object allein 11,4mal, in dem von 1530—45 14,2mal öfter vor als hinter dem verb, dagegen die umstandsbestimmung nur 2,1- bzw. 2,6mal. Object und umstandsbestimmung zusammen sind in beiden 12mal öfter vor das verb gestellt. Bedeutend geringer ist der unterschied zwischen relativ- und conjunctionalsatz. In jenem steht im Markusev. v. sept. 1522 die bestimmung reichlich 3mal, in dem von 1530—45 knapp 4mal öfter vor als hinter dem verb, hingegen in diesem 2,6 bzw. knapp 3mal. Noch geringer ist der unterschied bei mehr- oder einfacher verbalform: denn bei jener hat das Markusev. v. sept. 1522 die bestimmung 3,2mal öfter vor als hinter dem conjugierten verb, in dem v. 1530—45 3,4mal, dagegen bei dieser das v. sept. 1522 nur 2,6mal, das v. 1530—45 3,16mal.

Demnach halten sich bei L im conjunctionalen nebensatze die mittel- und schlußstellung der umstandsbestimmung anfänglich ungefähr die wage; im Markusev. überwiegt jene diese 1522 sept. etwa um $1^1/_2$. 1530—45 knapp um das doppelte.

I. Beispiele für schlußstellung des objects.

1. In relativsätzen:

a) Bei einfacher verbalform:

1517 D. 7 pußpſ. Wilchs geſchicht allen den.

1520 A. d. ch. Adel B 1^a die nit bey ſich hetten einen geweyheten prieſter von e. Biſchoff.

das da gehore vnd nutzlich ſey der Chriſtlichen gemeyne.

1522 sept. Mark. 10, 15 Wer nicht empfehet das reych gottis (doch dec.—1545 W. d. r. g. n. e.).

Object. infin. 1522—45 2, 26 die niemand durfte eſſen.

Eph. 3, 20 1522 sept. der da kan aus vberfluß thun (dec.— 1545 thun kan).

1520 A. d. ch. Adel 42, 3 daſelb .. das ſie ſolten vorvotten haben. Noch 1545 Dan. 6. 2.

b) Bei mehrfacher verbalform:

Matth. 20, 12 1522 sept. die wyr getragen haben die laſt des tages vnd die hytze (doch dec.—1545 d. w. d. t. l. v. h. getragen haben).

1522—45 Mark. 16, 17.

Noch 1545 Röm. 1, 5.

2. In conjunctionalsätzen:

a) Bei einfacher verbalform:

1520 A. d. ch. Adel 70 Szo wir den haben den namen vnd titel.

1522 sept. Matth. 6, 14 ſo yhr vergebt den menſchen yhre feyle (doch dec. u. 1545 d. m. y. f. vergebt).

11, 2 Da aber J. ym gefencknis horete die werck Chriſti (doch dec. u. 1545 d. w. C. horete).

1524—28 Ps. 51, 56 Das meyne zunge rhüme deine gerechtickeit (doch 1531—45 d. g. rhüme).

1522—45 Mark. 6, 25.

Object. infin. 1522 B. Gelichen Leben C 2, 1 Das er aber wolt ſagen.

1522 sept. Matth. 8, 28 das niemand funt wandelln (doch dec. u. 1545 d. n. w. funt).

20. 31 das ſie ſollten ſchweygen (doch dec. u. 1545 d. ſ. ſch. ſollten).

Luk. 3, 21 da ſich alles volck ließ tauffen (doch dec. u. 1545 t. ließ).

1522—27, 1. Ap. 5, 3 das du lugeſt dem heyligen geyſt (später—1545 d. d. h. g. lügeſt).

1522—45 Mark. 5, 8 u. 28.

b) Bei mehrfacher verbalform;

1517 brief Szo e. f. g. nit wolt vorachten eynes armen bettelers gebeet.

1520 A. d. ch. Adel 62, 2 darinnen er brechen ließ die buffen das geleyd, ßo.

1522 sept. Matth. 21, 3 ſo euch nemand wirt etwas ſagen (1545 etwas wird ſ.).

1543 B. d. Jüden 204, 14 daß gott werde ſeine verheißung .. umb ihre willen erfüllen.

Noch 1545 Joh. 18, 3; 4, 45.

II. Schlußstellung der umstandsbestimmung.

1. In relativsätzen:

a) Bei einfacher verbalform:

1517 brief wilcher ſpar e. f. g. geſund unß zcu gute.

1520 B. d. Freyheyt die do gehen von dem mund gottis.

1521—28 Ps. 119, 1 die do wandeln in gottes geſetze (doch 1531—45 d. i. g. des H. wandeln).

1522 B. d. Gelichen Leben 4, 23 Wilchs allis kumpt auß vnwiſſenheit.

1522 sept. Mark. 15, 43 welcher auch wartet auf das reych gottis (doch dec.—1545 a. d. r. g. wartet).

1522—27 Mark. 18, 38 die gehen gern vnn langen kleydern (doch 1530—45 gern i. l. k. gehen).

1524—28 Ps. 145, 5 des hoffnunge stehet auff dem Herrn (doch 1531 – 45 d. h. a. d. H. stehet).

1522—45 Mark. 1, 2 der da bereite deinen Weg vor dir; 11, 9 u. 10.

Noch 1545 Matth. 5, 6 die da hungert vnd dürstet nach der Gerechtigkeit; 10, 32 u. 33; 27, 62; 21, 9.

Joh. 11, 26 wer do . . glaubt yn (an) mich.

Luk. 1, 77; 16, 26; Röm. 3, 22; Eph. 4, 6: 1. Tim. 6, 16; Jak. 1, 1: Off. 4, 9 u. 10.

b) Bei mehrfacher verbalform:

1522 sept. Matth. 2, 16 die er mit vleyß erlernet hatte vonn den weysen (doch dec. u. 1545 v. d. w. e. hatte).

Röm. 15, 15 die myr geben ist von Got (doch dec. u. 1545 v. G. g. ist).

Noch 1545 Matth. 8, 17; 10, 28; Ap. 1, 4; Röm. 1, 2. 6. 25.

2. In conjunctionalsätzen:

a) Bei einfacher verbalform:

1522 sept. Mark. 4, 26 als wenn ein mensch samen wirfft auffs land (doch dec.—1545 s. a. l. wirfft).

5, 27 da die horte von Jhesu (doch dec.—1545 v. J. horte).

6, 56 wo er eyn gieng ynn die merckte odder stett odder dorff (ooch dec.—1545 y. d. m. o. st. o. d. e. gieng).

14, 2 das nicht e. a. werde ym volck (doch dec.—1545 e. a. y. v. werde).

1523 Ep. S. Petri das sie umßer furbitter seien gegen Gott.

1530 hdschr. Fab. 3ª Das die wellt ist vol bosheit vnd vntrew.

1522—45 Mark. 1, 2; 2, 23 u. 26.

Noch 1545 Röm. 7, 1; Joh. 9, 5; 12, 12; Matth, 6, 1; Luk. 22, 10.

b) bei mehrfacher verbalform:

1520 A. d. ch. Adel 6 wen man hat auff sie drungen, mit weltlicher gewalt.

1521 sept. Luk. 2, 21 ehe denn er empfangen wart ynn mutter leybe (doch dec. u. 1545 y. m. l. empfangen wart).

Noch 1545 Joh. 4, 23.

III. Schlußstellung des infinitivs.

1. In relativsätzen:

1520 Adel B 3ª die die weltliche vbirkeit wurden furachten.

1522—45 Mark. 7, 11 u. 15; 8, 34 u. 35.

2. In conjunctionalsätzen:

1520 B. d. Freyheyt A 2ᵇ das keyn . . ding mag yhn, frey noch frum machen, wie es mag ymmer genennet werden. Ähnl. A. d. ch. Adel 24, 25; 70, 5; 80, 15; B 2ª 3ª.

1523 Ep. S. Petri das wir die heiligen sollen anruffen.

1528 B. abendm. Chr. m. 1ª das ich sol den text nicht recht verdeudscht haben.

1529 u. später Kl. Katech. Vater unser, schluß Das ich sol gewis sein.

Vgl. auch oben die stellung von mehreren bestimmungen für 1517. 1520, 1525, 1529 u. I. schlußstellung des objects, object. inf.

1543 B. d. Jüden 204. 14 daß gott werde seine verheißung .. umb ihr .. willen erfüllen.

Noch 1545 Matth. 2, 4.

IV. Schlußstellung des partizips.

1. Im relativsatz:

1520 A. d. ch. Adel 59, 19 in wilchen der ehlich stand wirt verpotten.

34, 13 zu wilchem .. die sachen .. wurden ordenlich bracht. Ähnl. B 1^a; B 4^b.

B. d. Freyheyt B 3^b wilchs wirt in yhener welt volnbracht.

Noch 1545 Ap. 1, 2.

Mit vorangehendem nominativ:

1520 B. d. Freyheyt B 4^b 30 Wilch weren eytell frey werck geweßen.

1525 W. d. h. proph. f. 4, 9 Wilcher sind drey gewesen.

2. Im conjunctionalsatz:

1520 A. d. ch. Adel 5, 27 das ein gut werck werde angefangen.

A 4^b das Bapst Bischoff .. wirt der geystlich stand genent.

B 1^a als ob yhn alle Bischoff vnd Bepste hetten geweyhet.

Wen ein hennflin .. leyen wurden gefangen vnnd in ein wusteney gesetzt. 16, 11; 53, 12 u. 14.

1517 u. 22 Ps. 51, 6 wan du wirst gerichtet (doch 1524—45 g. wirst).

Noch 1545 Mark. 5, 29; 7, 30; Joh. 22, 4; Ap. 20, 18; Röm. 1, 20; 4, 9.

Vgl. auch oben die stellung von mehreren bestimmungen für 1520. 1522, 1524 u. 28, 1529.

V. Schlußstellung des prädicativums.

1. In relativsätzen:

1517 D. 7 pußpf. wilche weyßheit ist nit anders. wilch ist der glaub Christi.

1520 B. d. Freyheyt B 1, 32 der glaub .., der alleyn ist .. die frumkeyt.

Noch 1545 Matth. 1, 16; 2, 23; 26, 3: Joh. 19, 13 u. 17: Luk. 9, 10: 23, 33; Ap. 1, 12; 3, 2 u. 11; 9, 11; 10, 1.

2. In conjunctionalsätzen:

1520 B. d. Freyheyt B 2^b, 16 da keyn ding ist ßo gut.

1522 sept. 1. Petr. 1, 7 Auff das die bewerung an ewerm glawben werde erfunden viel kostlicher (doch dec. u. 1545 v. k. e. werde.

VI. Schlußstellung des subjects.

1. In relativsätzen:

1517 D. 7 pußpf. wilchs volcks teglich feynd seynd die welt weyßen.

1520 A. d. ch. Adel 64, 13 wilchen bestetige der bischoff zu Olmutz.

B. d. Freyheyt B 2, 13 Durch wilche figur bedeutt ist Jhesus.

1522 sept. Mark. 13, 14 Von dem gesagt hat der prophet Daniel (doch dec. — 1545 d. P. D. g. hat).

1522—45 15, 40.

1524—28 Ps. 48, 3 des sich frewet alle welt (doch 1531—45 d. j. das gantze land trostet.

Noch 1545 Matth. 1, 16 von welcher ist geboren Jesus. Luk. 21, 15.

2. In conjunctionalsätzen:

1524—28 Ps. 24, 7 das ersein gehe der könig der ehren (doch 1531 d. k. d. e. einzihe).

1522—45 Mark. 3, 10; 14, 53.

In einem falle ist bei L. die mittelstellung des verbs des nebensatzes zur regel und dessen schlußstellung zur ausnahme geworden, nämlich in nebensätzen, die mit *und* an einen vorausgehenden nebensatz geknüpft sind. L. setzt dann die auf *und* folgenden verben in der regel unmittelbar hinter dieses, ähnlich wie oben bei hauptsätzen gezeigt wurde. Es hat dies das ansehen, als ob er aus der construction des nebenin die des hauptsatzes überspringe. Er tut dies im Markusev. v. sept. 1522 35mal, unterläßt es 14mal; in dem v. 1530—45 steht das verb 32mal in anfang- und 16mal in schlußstellung, so daß diese ein wenig zunimmt; erst ist ihr verhältnis zu jener wie 2 : 5, dann wie 1 : 2.

I. Sätze mit gleichem subject.

1. Relativsätze:

a) Mit einfacher verbalform:

1522—45 Mark. 13, 34 ein Mensch, der vber Land zoch vnd lies sein haus vnd gab seinen knechten macht .. vnd gebot dem thurhüter. 12, 38 u. 39.

1524—28 Ps. 15, 2 Wer on wandel eyn her gehet, vnd thut recht (doch 1531—45 r. th.).

78, 39 der do hyn feret vnd kompt nicht widder (1531—45 n. w. kompt). Mit vorausgehendem *nicht*: 89, 49 der da lebet vnd nicht sehe den tod (1531—45 d. t. n. sehe).

Noch 1545 Matth. 5, 19: 27, 54; Luk. 8, 15; Joh. 11, 26 u. 31; 12, 48; 6, 33; Jak. 1, 5; Off. 16, 15.

b) Mit mehrfacher verbalform:

Noch 1545 Matth. 27, 55; Ap. 10, 38; 2. Thess. 2, 16.

2. Conjunctionalsätze:

a) Mit einfacher verbalform:

1522 sept. Mark. 15, 36 ob Elias komme vnd nehm yhn abe (doch dec.—1545 v. y. herab neme).

1522—45 daß 2, 12; wie 2, 26; da 8, 1; 10. 45; 12, 14; wenn 12, 19; 16, 1.

1533 B. d. Winckelmesse M 2 geschrieben stehet, das er mit seinen gesellen .. spielet vnd teuffet sie.

Noch 1545 wenn Matth. 5, 23; 8, 14; als 9, 23; 10, 1; 15, 26; wenn Luk. 11, 22; so 8, 14; daß Joh. 6, 36; Röm. 8, 22; sintemal Phil. 2, 26.

b) Mit mehrfacher verbalform:

1522 sept. Mark. 9, 42 das . . eyn mulstеyn wurd an seynen hals gehengt vnd wurd yns meer geworffen (doch dec. — 1545 v. m. geworffen wurd).

1522—45 9, 47; 16, 11.

Noch 1545 Luk. 10, 21; 11, 43; wie Joh. 6, 58.

II. Sätze mit verschiedenem subject.

1520 W. d. Freyheyt W 2ª ßo die erfullung fur allen wercken, durch den glauben muß geschehen seyn, vnd die werck folgen nach der erfullung.

Noch 1545 Matth. 7, 25 Da nu ein Platzregen fiel, vnd ein Gewesser kam, vnd webeten die Winde, vnd stiessen an das Haus. 7, 27.

Zuweilen setzt L. auch hinter *sondern* unmittelbar das verb des zweiten nebensatzes:

1533 W. d. Winckelmesse H 3 So doch Sanct Paulus hie nicht redet, . . Sondern fasset kurtz zu samen.

Noch 1545 Ap. 1, 4; 2. Thess. 2, 12.

Sowie in unverbundenen sätzen:

1520 W. d. Freyheyt C b, 34 ßo sie doch, des glaubens nymmer gedencken, gahn dahynn.

Manchmal steht das gemeinsame verb vor *und*:

1517 D. 7 pußpſ. der do got bist und ewig.

1522—27 Mark. 15, 41 die yhm . . nach gefolget hatten . . vnd gedienet (doch 1530—45 n. g. v. g. hatten).

Umgekehrt hat L. in mit *und* verbundenen sätzen die schlußstellung des verbs:

1517 D. 7 pußpſ. ein menſch, der nit horet, und der keyn widderede hat.

1543 W. d. Jüden 130, 18 welchs er ihm selbs . . zur ehe nympt und sich wie mit einer braut verbindet.

(Vgl. auch oben schlußstellung des verbs.)

Ähnliche zahlenverhältnisse wie bei der stellung der bestimmungen des verbs im L.'schen nebensatz ergeben sich nun auch bei der der bestimmungen des infinitivs und particips. Bei jenem verhält sich im Markusev. v. sept. 1522 die schlußstellung des verbs zur mittelstellung wie 3,32 : 1 (ich zähle 209mal schluß- gegen 63mal mittelstellung), bei diesem wie 2,7 : 1 (91mal schluß-, 34mal mittelstellung), bei beiden zusammen wie 3,1 : 1, in dem von 1530—45 bei dem infinitiv wie 4,4 : 1 (222mal schluß-, 50mal mittelstellung), bei dem particip knapp wie 3 : 1 (93mal schluß-, 32mal mittelstellung), bei beiden zusammen wie 3,84 : 1. Wesentlich geringer ist nur der unterschied hinsichtlich des objects und der umstandsbestimmung. Im Markusev. v. sept. 1522 steht das object allein 3,65mal, in dem v. 1530—45 5,78mal öfter vor als hinter dem

verb, dagegen die umstandsbestimmung nur reichlich 2mal bzw. 2,2, beide zusammen 12,4 bzw. 15,7. Immerhin ist auch hier noch die schlußstellung des verbs (inf. oder part.) beim object häufiger als bei der umstandsbestimmung, so 1522 sept.—1545 Mark.

	I. beim object	II. bei der umstandsbestimmung
1. k.	v. 24. 40. 41.	v. 24. 34. 38. 45.
2. k.	v. 3. 5. 7. 9. 12. 22. 23.	v. 9. 12. 20. 22. 25. 27.
3. k.	v. 2. 4 (3mal). 20. 23. 27 (2mal). 31.	v. 2. 4. 14. 22. 23. 25. 26. 27.
4. k.	v. 11 (2mal). 12. 13. 15. 16. 24. 29. 30. 33.	v. 1 (2mal). 15. 16. 18. 20. 24. 25. 30. 32.

Ähnlich in den übrigen 12 kapiteln.

1520 überschrift Eyn sendbrieff an den Bapſt .. auß dem lateyn ynß deutſch vorwandelt.

I. Schlußstellung des objects.

1. Abhängig von infinitiven:

a) bei werden:

1522 sept. Mark. 10,7 wird der menſch laſſen ſeynen vater vnd mutter (doch dec.—1545 ſ. v. v. m. laſſen).

1524—28 Ps. 59,9 Du wirſt yhr lachen vnd ſpotten aller heyden (doch 1531—45 a. h. ſpotten).

89,18 wirſtu erhöhen vnſer horn (doch 1531—45 v. h. erhöhen).

1522—45 Mark. 4,24 wird noch zugeben euch, die.

Infinitiv als object 13,12 werden ſie helfen töten.

c) Bei anderen verben:

1520 A. d. ch. Adel C 2ᵇ wollen wir ſehen die ſiuck.

1522 B. Gelichen Leben A 3ᵇ 10 laß liegen die verkereten lugner.

Sept. Mark. 4,30 Wem wollen wir vergleychen das reych g. (doch dec.—1545 d. r. g. vergleychen).

12,19 ſoll eynen ſamen erwecken ſeynem bruder (doch dec.—1545 ſ. b. e. ſ. erwecken).

12,30 ſollt lieben gott deynen herrn (doch dec.—1545 ſ. G. d. h. lieben).

12,31 ſollt lieben deynen nehiſten (doch dec.—1545 d. n. l.).

14,52 lies faren den lynwadt (doch dec.—1545 d. l. faren).

Matth. 1,21 des namen ſolltu heyſſen Jheſus (doch dec. u. 1545 Jh. heyſſen).

12,18 ich will auff yhn legen meynen geyſt (doch dec. u. 1545 m. g. a. y. legen).

20,22 kundt yhr trincken den kilch (doch dec. u. 1545 d. k. trincken).

Röm. 15,18 Denn ich thurſte nit reden etwas (doch dec. nicht e. reden).

1517 Ps. 51,15 Ich wil deine wege leren die vbelthetter, 1522 die vbertretter leren deine wege (doch 1524—45 d. w. leren).

Infinitiv als object:

1517 br. wolts .. nit laßen dahynn kummen.

1520 A. d. ch. Adel B 2ª ſol man yhr ampt laſſen frey gehn.

1529 hdschr. — 1545 Weish. 7, 14 ſich laſſen zu weiſen.

1522—45 Mark. 6, 26 wolte er ſie nicht laſſen eine ſ. tun.

c) Abhängig von infinitiven mit zu:

1522 sept. Mark. 3, 15 zu heylen die ſeuchte (doch dec. — 1545 d. ſ. heylen), ebenso auszutreyben die teuffel.

Matth. 12, 42 zu horen die weyßheyt S. (doch dec. u. 1545 d. w. S. zu horen).

19, 7 zu geben eynen ſcheydebrief (doch dec. u. 1545 e. ſch. zu geben).

1522 sept. — 1527 Mark. 1, 45 auszubringen vnd ruchtbar machen die geſchicht.

1522—28 Ps. 92, 3 Zu verkündigen frue deyne guete, Vnd deynen glauben des nachts (doch 1531—45 des morgens d. gnad. Vnd deine warheit verkündigen).

1522—45 Mark. 2, 17.

2. Abhängig von participien:

a) 1520 A. d. ch. Adel C 1ª Hir wirt befohlenn einem yglichen glid.

1522 sept. Mark. 9, 17 herbracht zu dyr mynen ſon (doch dec. — 1545 m. ſ. herbracht zu dyr).

1522—45 3, 28.

Noch 1545 Joh. 10, 14.

b) 3, 3 dienend den lüſten vnd mancherley wollüſten.

II. Schlußstellung der umstandsbestimmung.

1. Abhängig von infinitiven:

a) Bei werden:

1522 sept. Mark. 13, 8 wird ſich emporen eyn volck vber das ander (doch dec. — 1545 e. v. v. d. a. emporen).

1522 sept. u. 1545 Matth. 6, 4 deyn vatter wirt dirs vergelten offentlich (doch 1522 dec. o. vergelten).

1522 sept. u. 1545 Joh. 10, 28 zwar ſie werden ewiglich (nimmermehr) nicht vmbkomen, doch 1522 dec. u. vmbkomen ewiglich.

1522 sept. u. dec. Mark. 1, 8 wird euch teuffen mit dem heyligen geyſt (doch 1524—45 m. d. h. g. teuffen).

1524 Ps. 25, 23 wirt wonen ym guten (doch 1528—45 wirt v. g. wonen).

1522—25 Mark. 16, 7 zwar Hyn ynn Gallilean gehen wirt, doch 1526—45 hyn gehen wirt yn Gallilea.

1522—45 13, 6.

b) Bei anderen verben:

1520 A. d. ch. Adel B 4ᵇ mag ſich nit ſtreckenn auff denn Bapſt.

1522 sept. Mark. 12, 38 laſſen ſich gern grüſſen auff dem marckt (doch dec. — 1545 a. d. m. grüſſen).

1524—28 Ps. 10, 13 ſoll der gottloſe .. ſprechen ynn ſeynem hertzen? (doch 1531—45 in ſ. h. ſprechen).

1522—25 Mark. 14, 28 zwar will ich vor euch hynn ynn Gallilean gehen, doch 1526—45 gehen ynn Gallilea.

1522—45 Mark. 1, 5. 9 u. 10; 2, 4.

c) Abhängig von infinitiven mit zu:

1522—27 Mark. 14, 65 zu ſagen zu yhm (doch 1530—45 zu jm zu ſagen.

1522—45 2, 10; 4, 1.

2. Abhängig von participien:

a) bei haben:

1520 A. d. ch. Adel A 3b Sie haben ſich villeicht vorlaſſen auff yhre macht.

A 4b Du haſt vns gemacht durch dein blut zu prieſtern vnd kunigen.

1521 Ps. 119, 98 in der beichte Du haſt mich wayſs gemacht vber meine feinde (in der darauffolgenden übersetzung D. h. m. v. m. f. gemacht).

1522 sept. Mark. 9, 22 hat er yhn geworffen ynn fewr vnd waſſer (doch dec.—1545 h. f. v. w. geworffen).

1522—45 9, 17 herbracht zu dyr (vgl. I 2a).

Noch 1545 Gal. 4, 6; Joh. 10, 18 u. 32.

b) Bei sein:

1522 sept. Mark. 5, 29 war geſund worden von yhrer plage (doch dec.—45 v. y. p. war g. worden).

1522—45 1, 6; 3, 5.

Noch 1545 Gall. 4, 3.

c) Bei werden:

1522—45 Mark. 1, 13 ward verſucht von dem S.

d) Adjectivisch:

1524, 1526 u. 1545 Ap. 10, 41 den vorerwel(e)ten zeugen von Gott.

1522—45 Mark. 1, 23.

Noch 1545 Gal. 4, 2 die beſtimpte zeit vom Vater.

1. Petri 2, 14 den Heubtleuten als den geſandten von jm.

2. Kor. 8, 11 (2mal); Joh. 10, 34.

Demnach ist wohl bei L. die häufige schlußstellung der bestimmungen zu infinitiven und participien nicht bloß daraus zu erklären, daß es ihm mehr als uns widerstrebte, zwischen diese und die zu ihnen gehörigen flectierten verbalformen mehrere satzteile einzuschieben, sondern auch aus der größeren freiheit, die er sich der nhd. schablone gegenüber gewahrt hatte.

LÖBAU. CARL FRANKE.

ALTHOCHDEUTSCHES.

1. ***prunchulle*** 'quelle' wird von Schenck, Zum wortschatz des Keronischen glossars s. 14 nicht gedeutet. Gröger, Die ahd. und asächs. kompositionsfuge s. 296 führt unser wort Ahd. gl. I 68, 3 nicht auf. Mir scheint es eine alte zusammensetzung ähnlich unserm nhd. *brunnquell* zu sein. Während unser ztw. *quellen* in ahd. mhd. zeit schlecht beglaubigt ist, tritt es doch im Keronischen glossar auf (*quëllan scaturire* Graff 4, 655). Der verlust von *w* in einer grdf. *qullja-* hat nichts befremdliches und *brun-* als 1. wortglied zu ahd. *brunno* ist normal.

2. ***finchones finchun*** Ahd. gl. III 620, 39. Das lat. wort wird von Steinmeyer zu der stelle mit recht als verschreibung für mlat. *ficones* angesehen, aber er mißversteht nach meiner meinung die deutsche glosse: „falsch aufgefaßt und übersetzt". Es liegt hier ein dialektwort vor, das im deutschen südwesten weit verbreitet ist. Das DWb. unter *Finkli* citiert aus Maaler 135d, 376b *finkli calcei lintei, socculi* und erhält bestätigung durch Fischer, Schwäb. wb. 2, 1509, durch das Schweiz. Idiot. 1, 868 und durch Martin-Lienhart, Elsäß. wb. 1, 123. Darnach ist ein ahd. *finko* 'wollener hausschuh' als entlehnung aus mlat. *fico* durchaus gesichert.

3. ***hera duoder.*** Die von Steinmeyer, Kleinere ahd. sprachdenkm. s. 365 zusammengestellten deutungsversuche der beiden seltsamen worte im 1. Merseburger zauberspruch um eine weitere zu vermehren, wird jeder für überkühn halten, der schon den bisherigen deutungen gegenüber verzweifelt. Der bekannte eigenname *Hjǫrdís* als mutter Sigurds in der nordischen überlieferung hat mich auf den gedanken gebracht, in *heraduoder* könnte eine variation für *idisi* stecken. Zwar enthielte dann *sâzun idisi, sâzun heraduoder* eine variation, die inhaltlich nichts besagte, aber bei späteren alliterationsproducten wie z. b. in dem ags. gedicht von der schlacht bei Brúnanburh darf man an variationen keine besonders hohen

ansprüche stellen. Aber zunächst käme es darauf an, klar zu machen, wie *heraduoder* sprachlich eine variation zu *idisi* sein kann. Im 2. glied der zusammensetzung möchte ich eine schlechte schreibung für *duohder* annehmen, zumal *hd* für *ht* (*dohder*), aber auch *t* für *ht* durchaus im bereich der möglichkeiten liegt (Braune, Ahd. gramm. § 154 anm. 5, § 161 anm. 3); vgl. *hapt* für *hapht*? Als 1. wortglied in der zusammensetzung *heraduoder* legt der altn. eigenname *Hjǫrdís* das germ. *heru* 'schwert' nahe und das *-u-* als fugenvocal kann in zusammensetzungen wie in ahd. *sigalôs magazogo* usw. sehr wohl durch *-a-* ersetzt sein. Anderseits deutet Odins nordischer beiname als *Herfǫðr* (*Herjafǫðr*) doch auch auf die möglichkeit, daß *hera-* für *here-* *heri-* stehen möchte. Es wäre ein normales verhältnis für *Herfǫðr* und *heradohder*. Mythologische folgerungen ergeben sich ohne weiteres: das alter des walkyrenglaubens im zusammenhang mit der Wodanverehrung.

4. *mûstro.* In der Berliner philologischen wochenschrift vom 16. juni 1917 (XXXVII nr. 24) s. 745 bespricht F. E. Kind F. Vollmers 1916 erschienene ausgabe von *Quinti Sereni liber medicinalis* und behandelt darin eine ahd. glosse, die wahrscheinlich auf Walahfrid Strabo zurückgeht. „V. 664 *avis cum tremulis pellibus simulans alas est vespertilio, vulgo calva sorix, apud vos mustro.* 'Ist *mustro* germanisch? keltisch? fragt Vollmer; *nusquam inveni, nec docti collegae noverunt*'. Ich fand in Weigands deutsch. wörterb. unter fledermaus: 'ahd. *fledarmûs* f., daneben *fledaremustro*'. Ähnlich Grimm unter fledermaus mit verweisung auf Graff 2, 873. Da wäre des rätsels lösung". — In der tat liegt hier der erste und einzige beleg für das aus ahd. *flëdarmûstro* 'fledermaus' bekannte wort, über das z. b. Palander, Die ahd. tiernamen s. 22 und Gröger, Kompositionsfuge s. 322 handeln. Über dieses *mûstro* fehlt bisher jede deutung. Ich möchte darin eine comparationsbildung eines seltenen aber doch hinlänglich beglaubigten typus erkennen. Man faßt lat. *matertera* 'stiefmutter' als eine die mehr mutter ist als andere, die nicht mütter sind; ind. *açvatará* 'maultier', eigentl. 'tier, das mehr pferd ist als ein anderes tier', vgl. Walde, Lat. et. wb. unter *matertera*. Daß *tro-* eine nebenform des idg. suffixes *tero-* sein kann, beweist z. b. lit. *antras* 'anderer'.

5. *ort widar orte* Hildebrandslied v. 38 ist mir syntaktisch anstößig. Braune und Steinmeyer sind darin einig, daß die vorhergehende langzeile mit einem komma abzuschließen ist. Ich möchte sie vielmehr mit einem doppelpunkt abschließen; denn mir scheint in *ort widar orte* ein verkürzter hauptsatz und zwar ein sprüchwort vorzuliegen. Die ags. denksprüche der Exeter-handschrift haben mehrere sentenzen des typus: v. 7 *meotud sceal in wuldre* — v. 22 *réd sceal mid snyttro, ryht mid wísum, til sceal mid tilum* — v. 63 *eorl sceal on éos bóge* — v. 94 *scip sceal genægled* — v. 123 *séo sceal in éagan, snyttro in bréostum*. Diesen sentenzen ist das fehlen eines infinitivs gemeinsam; über eine solche satzkürzung hinaus ist eine weitere kürzung denkbar, wie ich sie in *ort widar orte* finde. Also 'speerspitze gehört gegen speerspitze' in erläuterung des *mit gêru*. Ich möchte syntaktisch die biblischen sprüchwörter 'auge um auge, zahn um zahn' (lat. *oculum pro oculo, et dentem pro dente*) vergleichen.

6. *tunculle* *gurgitem* Ahd. gl. I 54, 3 hat Koegel, Literaturgesch. 2, 436 erörtert, aber kaum überzeugend. Er vermutet darin ein wort für 'dunggrube', und das möchte ich auch. Ich sehe aber im ahd. *tunc-culle* eine zusammensetzung aus *tung* 'dung' und alemann. *gülle* 'jauche', über das ich im Et. wb.[8] unter *Gülle* das nötige zusammengestellt habe. Koegels annahme von zusammenhang mit *tunkal* 'dunkel' hat auch grammatische schwierigkeiten.

7. *wîb* 'weib' habe ich Beitr. 41, 182 zum gegenstand einer etymologischen erörterung gemacht. Ich hätte damals schon auf wichtige parallelen hinweisen sollen, die Jud in Herrigs archiv 120, 72 aus dem romanischen erörtert hat. Ich will heute aber deutsche parallelen nachtragen. Am wichtigsten ist die ausdrückliche angabe Schmellers, Bayer. wb. 1, 694 unter *Fud*. Bekannt ist der ursprung der verbindung *alte schachtel*. Hierher gehört auch *tasche* (in *plaudertasche*). Weniger bekannt ist der ursprung der verbindung *wilde hummel*. Müller-Fraureuth, Obersächs. wb. verzeichnet *hummel* für das Erzgebirge. Das DWb. kennt *schlitz*, das Schweiz. Idiot. auch *rizeli*. Neuerdings bedeutet *schwanz* 'soldat' in der soldatensprache.

8. *Wimpel.* Im anschluß an die behandlung, die das schwierige wort soeben durch Sütterlin im DWb. gefunden hat, möchte ich meinen eigenen artikel im Et. wb. ergänzen und verbessern. Zunächst muß mit allem nachdruck festgestellt werden, daß das wort, das bei Luther und auch noch bei Goethe unbelegt ist, weder im ahd. noch im mhd. für Süddeutschland irgendwo im DWb. nachgewiesen ist: *wimpel* ist erst spät von norden nach süden vorgedrungen. Eine hochdeutsche entsprechung mit innerem *pf* fehlt, außer daß das DWb. eine hyperhochdeutsche übertreibung einmal zu belegen scheint. Der ahd. beleg von Graff (= Ahd. gl. I 318, 39 *teristrum wimpal i. hullidok*) ist nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch, und in mhd. zeit kann das in Hartmanns Erek auftretende *wimpel* wohl aus Chrestiens Erec stammen, wenn es da auch nicht an den entsprechenden stellen vorkommt. Meine etymologische deutung von altnd. *wimpal* = ags. *wimpel* erfreut sich noch keiner zustimmung. Ich sehe in dem wort eine dem 7./8. jh. angehörende entlehnung aus lat. *pallium*. Ducange gibt hierfür eine durch die altirische entlehnung *caille* 'schleier' ausreichend bestätigte bedeutung 'nonnenschleier'. Und diese bedeutung spielt in der geschichte des wortes *wimpel* in älterer zeit eine große rolle, wird überdies noch bestätigt durch afrz. *guimple* 'schleier'. Nun entspricht dem lat. *pallium* als entlehnung das ags. *pæll* 'mantel' zwar nicht völlig lautcorrect (man sollte bei alter entlehnung ein umgelautetes **pelle, *pylle* erwarten), aber die herkunft von ags. *pæll* aus lat. *pallium* gilt überall mit rücksicht auf die bedeutung als sicher. Daß aber ags. *pæll* im zweiten wortglied unbetont als *-pel* (*wimpel*) erscheinen kann, dafür bedarf es keiner parallelen. Schwieriger ist die deutung des ersten wortgliedes von *wimpel*. Ags. **windpæll* (daraus *wimpel*, *winpel*) dürfte an ahd. *wintbrâwa* 'gewundene braue' erinnern, wenn diese deutung nicht neuerdings von Lidén, IF. 19, 345 bestritten wäre. Jedenfalls steht zweierlei fest: das wort war in älterer zeit dem eigentlichen hochdeutschen immer fremd und muß eine nordwestdeutsche zusammensetzung mit einem entlehnten lat. *pallium* sein; die älteren schreibungen *winpel* in ags. glossen (vgl. Bosworth-Toller) legen den verdacht eines **wind-pel* sehr nahe. Nur darf man darin nicht *wind* 'ventus' suchen. Zwar

legt die neuere seemännische bedeutung diese annahme nahe; aber dieser wortgebrauch scheint jung zu sein, und die alte bedeutung war 'kopfbinde', was auf das ztw. *windan* hinweist. Zur bestätigung meiner deutung scheint ein ahd. *wintlahhan* zu gereichen: Ahd. gl. I 107, 25 *depluidis sagum vel clamidis windlahhan khelatoah edho zuzilahhan,* — I 223, 34 *paludimentum windlahhan* (Gl. K); I 619, 37 *linteamina wintlahhan* — I 619, 43 *fascia wintlahha* (Gl. Rb); alle belege schon bei Graff II 158. Da ahd. *lahhan* in glossen auch übersetzung für lat. *pallium* ist, kommt man auf die vermutung, daß *wintlahhan* und **win(t)pal* sich geographisch ergänzten: das erste war ein südlicheres, das zweite ein nördlicheres wort. Auffällig ist dabei der frühste ahd. beleg für *wimpel,* der mir bisher bekannt geworden ist: Ahd. gl. IV 335, 12 *flammea, operimentum capitis vel orarium winfilun* in einer Juvenalglosse aus einer hs. in Montpellier (9./10. jh.?). Leider hat diese handschrift nur noch zwei ahd. glossen, so daß der sprachliche charakter nicht einwandfrei festzustellen ist.

FREIBURG. FR. KLUGE.

GERMANISCHE WORTERKLÄRUNGEN.

1. Urgerm. **ketu̯a-*. Diese urform soll man bekanntlich für awnord. *kjǫt* n. (dat. *kjǫtvi*) 'fleisch', schwed. *kött,* dän.-norw. *kjød* dass. ansetzen. Das wort ist ausschließlich nordisch. Falk und Torp, EWb. s. 522 haben die quelle des wortes in einer idg. wurzel **gu̯ed-, *gud-* sehen wollen. Zu dieser gehören ai. *gudá-* 'darm', maked. *γοδα· ἔντερα,* ferner mnd. *kûte* 'die weichen teile im tierkörper, eingeweide, roggenbeutel, wade', ndd. *küte* 'darm', ndl. *kuit* 'wade, fischroggen', schott. *kite* 'bauch, magen', bayr. *kütz* 'ein teil der eingeweide'. Über diese und nahestehende wörter handelt Persson, Beitr. zur idg. wortf. 109 ff. Mit Persson halte ich es für wahrscheinlich, daß idg. **gu̯ed-* allerlei gerundete, gewölbte und aufgebauschte gegenstände bezeichnet hat, ebenso daß **gu̯ed-* aus einem element **gŭ-*

erweitert worden ist. Über ähnliche erweiterungen s. verf. Lunds universitets årsskrift n. f., afd. 1, bd. 11, nr. 5 (Zur slavischen und vergleichenden wortforschung) s. 25.

Es ist schwierig, in rein lautlicher weise awnord. *kjǫt* aus idg. **gu̯ed-* zu erklären. Man könnte sich möglicherweise denken, daß ein idg. **gu̯ed-u̯o-* durch dissimilation zu germ. **ketu̯a-* geworden wäre, jedoch wäre eine solche erklärung recht problematisch. Schon eine urform wie **gu̯ed-u̯o-*, vom indogermanischen aus betrachtet, macht den eindruck auf dem papier construiert zu sein. Unter diesen verhältnissen möchte ich eine andere anknüpfung vorschlagen.

Mehrere wörter für 'fleisch' hängen mit verben für 'schneiden' zusammen. Allbekannt ist das beispiel lat. *caro, carnis* neben griech. *κείρω, κορῆναι* 'schneide ab, schere' usw. Die vermittelnde bedeutung ist einfach 'abschnitt, stück', dann speciell 'stück fleisch'. Andere beispiele findet man bei Persson a. a. o. s. 233. Es scheint mir nun, daß *kjǫt* mit arm. *kotor* 'morsel, part, crumb, slice, bit, piece, lump; rag, shred' verwandt sein könnte. Hierzu gehört das verb *kotorel* 'to cut down, to destroy, to cut in pieces'. Neben diesem liegt *ktrel* 'to cut, to carve, to cut off, to retrench, to lop, to cut down; to shorten, to prune, to shear', das zum substantiv *ktur-kh* plur. (gen. *ktroc*) 'shearing, sheared wool' gehört. In Lunds universitets årsskrift n. f. avd. 1, bd. 12, nr. 2 (Baltisches und slavisches) s. 32 habe ich die armenischen wörter u. a. mit ai. *gadā* 'keule', av. *gaδā* 'wurfkeule' verknüpft. Die eigentliche bedeutung dieses wortes wäre 'stück, stück holz'. Ich habe die frage unentschieden belassen, ob der verbale begriff in *ktur-kh, ktrel* ursprünglich oder erst aus dem begriff 'stück, teil' (vgl. *zerstückeln*) entwickelt wäre. Setzt man indessen voraus, daß eine idg. wurzel **ged-* mit der bedeutung 'scheren, schneiden, spalten' zugrunde liegt, würde man arm. *kurt* (gen. *krti*, instr. *krtiv*) 'castrated' verknüpfen können. Idg. *dr* stellt sich, wie zuverlässige beispiele zeigen, im armenischen zu *rt* um. Da ferner idg. *ō* zum arm. *u* wird, können wir *kurt* auf ein ursprachliches **ged-ri-*, älter wahrscheinlich **gēd-ro-*, zurückführen. Die bedeutung dieses wortes wäre 'geschnitten, gespalten'. Das suffix *-ro-* hat in mehreren alten bildungen passivische geltung, z. b. ai. *chid-rá-* 'durchlöchert' (*chinátti*

'schneidet ab, spaltet'), lat. *integer* (= *intactus*). Zur dehnstufe in *kurt* vergleiche man arm. *thiur* 'twisted, crooked, oblique' (idg. **tēk-ro-*) neben *thekhel* 'to bend, to incline; to twist, to warp' (idg. **tek-*).

Das urgermanische **ketu̯a-* würde man somit auf idg. **ged-u̯o-* 'gespalten, geschnitten' zurückführen können. Zur bedeutung des suffixes *-u̯o-* vergleiche ai. *pakvá-* 'gekocht, gar, gebacken' (*pácati* 'kocht, backt, brät', *pak-tí-* 'das kochen, gekochtes gericht'). Sämtliche die von mir a. a. o. mit arm. *kotor* verglichenen wörter setzen die *o*-stufe voraus. Wenn meine anschließung von awnord. *kjǫt* richtig sein sollte, muß es in bezug auf den vocalismus wenigstens vorläufig binnen der sippe isoliert stehen bleiben.

2. Urgerm. **u̯aisandī*, **u̯aisundī*. Diese zwei formen setzen folgende einzelsprachliche wörter voraus: ags. *wásend, wǽsend* m. f. 'luftröhre, kehle, wiederkäuermagen', engl. *weasend*, afries. *wāsende* 'luftröhre', ahd. *weisunt* 'ader'. Im nordischen scheint das wort nicht vorgelegen zu haben. Im bair. *waisel* 'speiseröhre' ist die alte endung infolge anschluß an die zahlreichen bildungen auf *-el* vertauscht worden.

Soweit ich habe finden können, ist das fragliche wort noch nicht etymologisch erklärt. Der suffigierung wegen kann man es mit got. *hulundi* f. 'höhle' vergleichen. In beiden fällen können wir es mit einem alten particip zu tun haben.

Der begriff 'röhre' dürfte in germ. **u̯aisandī*, **u̯aisundī* grundlegend sein. Wörter mit dieser bedeutung gehen nicht selten auf die wurzelbedeutung 'blasen' zurück. Ich erinnere an lat. *tuba* 'röhre', das unzweifelhaft, wie Prellwitz BB. 22, 106 angenommen hat, aus dem blaselaut *tu* gebildet ist. Auf ein osk.-umbr. *tufa* (*tufus*) gehen zurück ital. dial. *tufa, tofa* 'hirtenhorn', neap. *tufolo* 'röhre, mastdarm'. Ags. *þéote* 'wasserrohr' gehört zu *þéotan, þūtan* 'heulen, widerhallen, lärmen', awnord. *þytr* 'starker ton, geheul', got. *þut-haúrn* 'horn, trompete'. Die germanische wurzel **þeut-, þut-* kann als eine erweiterung des wurzelelementes in lat. *tuba* aufgefaßt werden. Lat. *fistula* 'rohrpfeife; hohles rohr, röhrenförmige öffnung' ist bekanntlich als dissimilierung aus **flistula* mit awnord. *blīstra* 'mit dem munde pfeifen oder flöten, zischen (von schlangen)' zusammengestellt worden.

Ich glaube, daß wir die wurzel von **ɣaisandī* in nachstehender slavischer sippe wiederfinden können: kslav. *viskati* 'wiehern', *po-vištati; visnąti* (aus **visknąti*) 'muttire', russ. dial. *viščatь* (**viskėti*), poln. *wiskać, wiszczeć* 'laut pfeifen', serb.-kroat. *viska* 'das wiehern', *visnuti*, präs. *visnem* 'aufschreien'. Neben dieser bildung mit dem suffix *k* lag auch eine mit *g* vor: russ. *vizgъ* 'gewinsel, gewimmer, gepiep, gequiek, gekreisch', *vizžátь* (aus **vizgėti*), *vizgnútь* 'winseln, wimmern, greinen, flennen, piepen, quieken, kreischen', klruss. *vyzhati* 'knurren'. Eine reimwurzel liegt zugrunde in kslav. *piskati* 'pfeifen', russ. *pískatь, písknutь* 'piepen, pfeifen', serb.-kroat. *piska* 'das pfeifen, zischen, sibilus', *piskati*, sloven. *pískati* 'pfeifen, blasen, zischen', lit. *pýszku, pyszkėti* 'knallen (mit pfeifendem geräusch)'. Hierzu gehören lat. *spīro, -āre* 'blasen, wehen, hauchen, atmen', *spīritus* 'hauch, atem, seele, geist', norw. dial. *fisa* 'blasen, pusten', awnord. *fisa*, mhd. *visen, vîsten* 'pedere', ags. *fisting*, ndl. *veest* (germ. **faist-*). Siehe Persson, Wurzelerweiterung s. 199. Die wurzel ist ein idg. **peis-*, **speis-* 'blasen, zischen u. dgl.' Ohne mit gutturalsuffix erweitert zu sein scheint die wurzel im baltisch-slavischen keine wenigstens völlig unzweideutige bildungen abgegeben zu haben. Miklosich, EWb. s. 246 gibt ein russ. *pichtétь* 'keuchen', dieses aber dürfte im grunde dasselbe wort sein wie *pychtétь* 'schnaufen, keuchen, schnauben' (= sloven. *pihtẹti* 'schnauben') aus idg. **pūs-* 'blasen'. Das *i* in *pichtétь* kann von wörtern wie *píkatь* 'piepen, mucken, mucksen', *pískatь, piščátь* 'piepen, quieken, winseln' herrühren. Möglicherweise steckt in kslav. *pěchyrъ* 'bulla' ein idg. **poiso-*.

Cymr. *chwythu* 'blasen' scheint mit slav. *viskati* usw. zusammengehören zu können. Es kann auf idg. **sueiz-d-* oder **suiz-d-* zurückgehen, vgl. *nyth* 'nest, wohnung' neben lat. *nīdus* (**nizdos*), ahd. mhd. *nest*. Slav. *svistati* 'sibilare' kann für sich betrachtet auf idg. **sueis-t-* zurückgeführt werden, jedoch dürfte es ganz sicher nicht hierher gehören. An anderem ort werde ich hoffentlich darauf zurückkommen. Lat. *rīsio, -īre* 'leise furzen' hat bisher keinen überzeugenden anschluß erhalten. Es ist ersichtlich, daß man es hier unterbringen soll. Zur bedeutung vgl. man mhd. *vîsen, vîsten*.

Ich glaube nunmehr überzeugend feststellen zu können, daß eine idg. wurzel **ɣeis-* : **ɣois-* 'blasen, zischen usw.' existiert

hat. Eine participiale bildung *u̯oisont-, *u̯oisn̥t- 'blasend; bläser' erklärt zur genüge das an die spitze gestellte germanische wort.

LUND, im juli 1917. HERBERT PETERSSON.

ZUM GENETIV BEI ADJECTIVEN.

Braune bemerkt in der ahd. grammatik § 255, anm. 3: 'bei O kommen einige halb substantivische adjectiva nur schwach im prädicativen gebrauch vor: so *gero, wizzo, giloubo, adeilo*'. Aber weshalb hier, aller syntaktischer regel zuwider, die schwache flexion steht, ist bis jetzt nicht aufgeklärt.

Ich vermehre zunächst den vorrat an tatsachen. In einzelnen fällen läßt sich die erscheinung bis ins germanische zurückverfolgen: vgl. got. *gadaila* (z. b. 1. Tim. 6, 2 *wailadedais gadailans sind*) mit ahd. *adeilo* (z. b. O. II, 9, 4 *thaz wir ni werden thero goumano adeilon*), got. *skula*, as. ahd. *skolo*, got. *alaþarba* (Luk. 14, 15 *dugann alaþarba wairþan*) — an. *þarfe* (z. b. Gripism. 2, 3 *máls es þarfe*) — an. *þurfe* (z. b. Vafthr. 8, 3 *laþar þurfe*) — ae. *þearfa* (z. b. Beow. *æres þearfa*), got. *uswena* (Luk. 6, 35 *ni waihtais uswenans*) — *orwena* (z. b. Beow. 1003 *aldres orwena*) — ae. *tiđa* (z. b. Genes. 2527 *þu scealt þære bene tida weorđan*), *wædla*[1]) (z. b. Ps. 104, 14 *wædlan hlafes*). Dazu kommt aus dem gotischen *gaarbja* (Eph. 3, 6 *wisan þiudos gaarbjans jah galaikans jah gadailans gahaitis is*), *uskarja* (1. Tim. 4, 14 *ni sijais unkarja þizos in thus anstais*), aus dem altsächsischen *alowaldo* (Hel. 2421 *bist alowaldo gumono gesto*), *giwaro* (Hel. 3639 C *wurđun thes giwaro*), *giwuno* (Hel. 1640 *odoc libbea, weroldscattes gewono*), aus dem ahd.: *gifago* (Tat. 13, 18 *sit giuago iuuara libnara*, N. I, 96, 25 *si was iro erdchuste gevago*), *gimacho* (O. II, 8, 51 *then guaton win; ni drenk ih thes gimachon*), **unbero*: so müßte die masculine nominativform heißen zu Otfrids *unbera* (I, 4, 9 *unbera was thiu quena kindo zeizero*, IV, 26, 37 *thiu kindes unbera si*), nicht *unberi*.

[1]) Ist *wædla* = *waedaela*? *wae-* = lat. *vé-* in *vecors*? Vgl. Holthausen, Zs. f. vgl. sprachf. 47, 307.

wie gewöhnlich angesetzt wird; denn von *unberi* müßte in den angeführten Otfridstellen die form *unberu* verwandt werden.

Allen diesen scheinbar regelwidrig schwachflektierten adjectiven ist aber noch etwas weiteres gemeinsam: sie nehmen den genetiv als ergänzung zu sich. Für *alaparba* ist er allerdings nicht bezeugt, wohl aber für an. *parfe* und *þurfe*, sowie ae. *þearfa*, und die gotischen belege, die man gewöhnlich zu *þarbs* stellt und die die verbindung mit dem genetiv belegen, können mit einer ausnahme auch zu *þarba* gehören. Und diese ausnahme selbst ist vielleicht nicht ganz sicher: zu Phil. 2, 25 *þarb munda* wird bei Streitberg bemerkt: 'das *b* steht in den falten des um ein loch verzogenen pergaments; der raum ist mehr als genügend': könnte da noch ein weiterer buchstabe gestanden haben?

Es fragt sich nun, ob zwischen der genetivrection und der schwachen flexion — zwei höchst ungleichartige dinge — sich ein inneres band nachweisen läßt.

Der genetiv bei adjectiven ist in der ältesten zeit sehr spärlich vertreten. Ins indogermanische reichen nur ganz wenige beispiele hinauf. Hierher gehört das adjectiv *voll*, bei dem der genetiv natürlich partitiv zu fassen ist; ihm schließt sich noch *satt* an. Dann ist wohl *wîs* mit gen. noch indogermanisch, vgl. ai. *nárędas* (Delbrück, Altind. synt. 162) und griech. *εἰδώς*. *wîs* ist zweifellos altes particip. • Von den adjectiven, die durch die stufe des particips hindurchgegangen sind, meint Delbrück, sie hätten 'ihre construction von verben entlehnt'. Daß das unrichtig ist, daß vielmehr umgekehrt verba mit genetivrection diese vom particip bezogen haben, hat fürt griechische schlagend Hugo Ehrlich dargetan, untersuchungen über die natur der griechischen betonung s. 87. Insbesondere zeigt *εἰδώς* massenhaft die verbindung mit dem genetiv, die den endungsformen fast völlig fremd ist. Es muß also der genetiv beim particip durch diesen ursprünglich substantivischen charakter bedingt sein, d. h. es kommt das adjectiv zur verbindung mit dem genetiv, weil es von hause aus substantiv war. Und damit ist das rätsel unserer bildungen gelöst: sie zeigen die schwache, die ursprünglich substantivische flexion und gehen die verbindung mit dem

genetiv ein, weil sie alte substantiva sind, die sich erst später zu reinen adjectiva umgebildet haben.

Dieser vorgang ist zum teil noch in geschichtlicher zeit zu verfolgen. Dem ahd. *wizzo* steht im ae. das reine substantiv *wita* gegenüber, dem ahd. *gimacho* und *gimach* im as. nur *gimaco*; neben otfridisch *gero* erscheint *ger* erst bei Notker.

Nach diesen vom substantiv hergekommenen adjectiven haben sich dann die echten adjectiva gerichtet, z. b. nach *wís* ae. *gemyndig*, as. *spahi*, nach *skuld* die adjective *skuldig* und *werd*. vgl. Matth. 26, 66 *skula dauþaus*. Beow. 1683 *morðres scyldig*. Hel. 5242 *mordes werd*. An *adelo* und *þarba* schließt sich die gruppe *laus, tomi, wans*[1]) usw. an, denen sich dann später das gegenteil *haft, riki* usw. zugesellt, an *gero* die gruppe von *gern, funs*, as. *willig*, ahd. *flizig*, an **hero birig, god, mildi*. In manchen fällen allerdings hat der genitiv beim adjectiv seine ursache im genitiv beim verbum: so stellt sich *bigihtig* zu *bijehan*.

Zum schluß noch eine frage, die die schwache flexion des adjectivs überhaupt betrifft. Im griech., lat., germ. stehen neben den adjectiven koseformen von personennamen auf *-ων, -ο*: *ἀγαθός — Ἀγάθων, δεινός — Δείνων, catus — Cato, macer — Macro, bald — Baldo, hart — Harto, kuoni — Kuono* (vgl. Brugmann-Delbrück, Grundr. 2, 329); sollte da nicht in den deutschen koseformen der ursprung für die schwache flexion des deutschen adjectivs zu suchen sein? Die einwirkung des substantivs auf das adjectiv könnte insbesondere im vocativ erfolgt sein; das ist ja der casus, in dem die koseformen ihre eigentliche stätte haben, und der vocativ des adjectivs zeigt im ganzen älteren germanischen die schwache flexion.

[1]) An. *andvane* kann man wohl nicht für ein germ. *wano* geltend machen, denn im an. hat sich bei zusammengesetzten adjectiven die schwache flexion überhaupt sehr stark ausgebreitet, s. Wimmer, Altnord. gramm. § 85.

GIESSEN, 16. august 1917. O. BEHAGHEL.

SÎFRIT, DER SOHN DES SIGEMUNT UND DER SIGELINT.

Ich weiß nicht, ob sich schon jemand gewundert hat über die mangelnde übereinstimmung zwischen dem namen Siegfrieds und denen seiner eltern. Warum heißt der sohn des *Sigemunt* und der *Sigelint* nicht *Sigefrit*? oder umgekehrt: weshalb lauten die namen der eltern nicht *Sîmunt* und *Sîlint*?

Wir gewinnen die antwort auf diese frage, wenn wir umschau halten über das auftreten der drei namen überhaupt oder vielmehr der namen *Siegfried* und *Siegmund*; die frauennamen sind im ganzen so selten belegt, daß die rolle des zufalls bei ihrem fehlen schwer auszuschalten ist.

Ich stelle zunächst fest, daß die jüngsten belege des namens *Sigmund*, die Förstemann, Altd. namenbuch 1^2, 1330 verzeichnet, den jahren 962, 1002 und 1006 angehören; sie entstammen den urkunden des archivs von St. Mihiel in Lothringen; eine nachprüfung ist mir nicht möglich. Dagegen die zeugnisse für *Siegfried* reichen bis zum schluß der von Förstemann einbezogenen zeit (1100): unter ihnen einer von 1093.

Deutlicher aber sprechen einige urkundenbücher. In den Traditiones Frisingenses tritt der name *Siegmund* zuletzt 1027 und 1125 auf; der name *Siegfried* erscheint massenhaft im 12. und 13. jh. In den Monumenta Wittelsbacensia I. abt. (1204—1292) kein *Siegmund*, mehrere *Sifridus*. In den fünf bänden des Codex diplomaticus Moraviae ein einziges beispiel von *Siegmund*: *Simundo* V, 199 von 1306; aber eine ganze anzahl von *Siegfrieden*. In den urkunden von Göttweich (Fontes rerum Austriac. 51. 52. 55) vor dem 15. jh. kein einziger *Siegmund; Sigmund* (nicht *Simund*) taucht erst auf 1402 und ist durch das ganze 15. jh. häufig vertreten; *Siegfried* dagegen im 12. jh. (1151, 1160), im 13. und 14. jh. vielfach belegt. Im Württembergischen urkundenbuch bd. I—III begegnet *Siegmunt* 769, 786, 861, später nicht mehr; *Siegfried* ist bis ins 13. jh. be-

zeugt. Im Augsburger urkundenbuch (1156—1399) kommt der name *Siegmunt* überhaupt nicht vor, wohl aber *Siegfried* durch das 13. und 14. jh. hindurch. Das urkundenbuch von St. Gallen, das 920 beginnt, kennt keinen *Siegmund*, wohl aber mehrere *Siegfried*, darunter einen von 1272 (III, 837). Im Speyrer urkundenbuch drei *Symund*, von 1318 (251, 28), 1333 (363, 32), 1346 (491, 29), zahlreiche *Siegfriede*; im Wormser urkundenbuch *Symunt* (*Symond, Symont*) fünfmal: 1140 o. 1141 (52, 74), 1327 (152, 40), 1374 (443, 29), 1390 (616, 9), 1397 678, 4), sehr zahlreiche *Siegfriede* durch alle zeiten hindurch (*Sigefr.* zuletzt 1197, *Sifr.* zuerst 1137). Im Wetzlarer und Friedberger urkundenbuch, die 1141 und 1216 beginnen, kein *Siegmund*, aber zahlreiche *Siegfried*.

Daraus ergibt sich, daß weite gebiete den namen *Siegmund* im 13. jh. überhaupt nicht kennen und im 12. jh. nur ganz vereinzelte belege des namens aufweisen, während der name *Siegfried* durch die ganze mhd. zeit lebendig ist, und zwar weist er durchweg die form *Sifridus, Sivrid* auf.

Das Nibelungenlied verleiht also seinem helden die namensform, die im leben selbst ganz allgemein in anwendung steht. Für den namen des vaters (und der mutter) versagte diese quelle; seine form muß also aus der überlieferung stammen.

Dem südwesten Deutschlands allerdings, dem Elsaß, dem südlichen Baden, der gegend von Basel ist der name *Siegmund* im 13. jh. nicht fremd, und Socin hat in seinem Mhd. namenbuch eine reihe von beispielen für dieses gebiet verzeichnet. Mit einer einzigen ausnahme (*her Sigmund von Meginheim*) zeigen sie regelmäßig die form *Simundus, Simunt;* also auch hier konnte sich keine anleitung für die form *Sigemunt* ergeben. Wer hier das Nibelungenlied geschrieben hätte, hätte eben den vater *Sîmunt* genannt.

Bei dieser gelegenheit möchte ich auch auf die frage zurückkommen, ob *Siegfried* der germanische name des Arminius gewesen sein kann. Von den belegen des namens, die bei Förstemann stehen, reicht keiner über das Jahr 690 hinauf, und von den namen auf *-frid, -fred* überhaupt ist keiner vor dem 6. jh. belegt, während die namen mit *fritha* an erster stelle erheblich älter sind. Die namen mit *frid* an zweiter stelle sind ja überhaupt keine ursprünglichen bildungen: sie

können nicht unmittelbar aus appellativa hervorgegangen sein; *frithu* ist ein eine ganz unmögliche bezeichnung für eine person.

Nach dem gesagten ist es ausgeschlossen, daß um die zeit des Arminius ein Germanenname auf *-frethus* ausgegangen ist.

GIESSEN, 5. august 1917. O. BEHAGHEL.

LOLLUS?

Bei der spärlichkeit vortaciteischer zeugnisse für das germanische heidentum müßte jeder, auch der geringste fund, der unsere kenntnis über diesen gegenstand erweitert, hochwillkommen sein. Einen solchen fund will herr Oelenheinz in Coburg gemacht haben; er teilt in der Berliner philologischen wochenschrift 37 (1917), s. 1191 f. eine bisher 'unbekannte Caesarstelle' mit, in welcher ein numen der Sugambern namens Lollus erwähnt wird. Die stelle ist in einem gelehrten briefwechsel des 16. jh.'s citiert nach einer bisher ganz unbekannten Caesarausgabe eines gewissen Didacus Nomesseius, über den gleichfalls nichts weiteres bekannt ist. Sie gehört zu buch 4, 18 des bell. gall. und die für uns wichtigen worte[1]) lauten: *Caesar itaque cum in fines Sicambrorum pervenisset, statuam quidem Lolli aeneam, quem pro numine coluere, erectam vidit* — und später: *Et quamvis Caesar omnibus vicis aedificiisque incensis frumentisque succisis in fines Ubiorum se reciperet, Lolli tamen statuam, vel religione motus, vel feros Germanorum mores atque animos emollire volens inviolatam reliquit.*

Ein so überraschender fund muß sich freilich auch eine scharfe kritische betrachtung gefallen lassen, die Oelenheinz versäumt hat. Uns germanisten vor allen muß daran liegen, glaubwürdigkeit und wert der stelle zu prüfen; ich gehe deshalb zunächst vom standpunkt des germanisten aus. Wie haben wir uns zu diesem neuen gott und seinem namen zu stellen? Ist der name als germanisch zu betrachten?

[1]) Bei Oelenheinz ist die ganze stelle in paralleldruck mit dem text der Dinterschen ausgabe wiedergegeben.

Im deutschen haben wir seit dem 8. jh. zahlreiche belege für einen personennamen *Lullus, Lullo, Lollo,* fem. *Lolla,* im mhd. *Lolo* usw., auch in abgeleiteten ortsnamen wie *Lollingen* u. a.[1]), aus dem ags. stellen sich dazu *Lull, Lulla, Lullinc.* Die deutung dieser namen ist schwierig: Förstemann denkt an zusammenziehungen aus den kosenamen *Liubilo* und *Liudilo*[2]), Socin bezeichnet sie schlechtweg als lallnamen. Es ist für unsere zwecke gleichgiltig, welche erklärung die richtige ist; in beiden fällen bleibt der name als alter göttername gleich unbrauchbar.

Außer diesen personennamen kennt das deutsche eine an den namen anklingende wortsippe, die in verschiedenen formen als *Lälle, Loll, Lölle, Lulle* mit den bedeutungen 'laffe, narr, dummkopf' auftritt; vgl. DWb. 6, 82. 1143 f. 1287. Nun wird gewiß manch übereifriger volkskundler und mythologe rasch bereit sein, diese worte mit dem götternamen in verbindung zu bringen mit der erklärung, es liege hier ein beispiel dafür vor, daß der name eines gottes in späterer zeit ins niedrige gezogen worden sei. Solche fälle sind principiell denkbar, wenn auch mit dem gedanken viel mehr operiert wird, als unsere quellen erlauben. In unserem fall liegt glücklicherweise die sache so klar, daß diese erklärung ohne weiteres beiseite geschoben werden kann; denn die worte wie *Löll* sind in ihrer herkunft ganz durchsichtig. Die verächtliche bedeutung ist nicht erst nachträglich in die worte hineingetragen worden, sondern sie liegt schon ursprünglich in der wurzel. Damit fällt notwendigerweise die möglichkeit, sie irgendwie mit dem götternamen in verbindung zu bringen.

Auch irgend eine sonstige herleitung des namens aus germanischem sprachmaterial ist nicht aufzufinden; der name wird also als fremd gelten müssen. Und da eine *interpretatio Romana* eines etwa hinter ihm steckenden einheimischen namens, wie sie in späteren lateinischen texten und inschriften üblich ist, hier durch den wortlaut ausgeschlossen wird, so

[1]) Vgl. Graff, Altdeutscher sprachschatz 2, 203; Förstemann, Altdeutsches namenbuch I[2] (personennamen), s. 1064, II, 2 (ortsnamen)[3], s. 129: A. Socin, Mhd. namenbuch (1903), s. 195.

[2]) Belege dafür bei Förstemann 1[2], 1022 u. 1032: sie sind spärlich.

bleibt nur der zwingende schluß übrig, daß auch der träger des fremden namens ein fremdling auf deutschem boden gewesen sein müßte. Seine verehrung bei einem germanischen stamm wäre nur als das resultat einer entlehnung zu erklären. Für die germanische religionsgeschichte wäre selbstverständlich auch diese entlehnung ebenso wie die vielen späteren entlehnungen[1]) von größter bedeutung. Zu erwägen wäre auch hier, wie später, römischer und keltischer einfluß; doch muß römischer einfluß auf rechtsrheinischem boden für diese frühzeit von vornherein als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden. Etwas günstiger steht es um die möglichkeit keltischen einflusses; ein solcher ist in der vorgeschichtlichen zeit der Germanen auf vielen lebensgebieten in wechselndem umfang festzustellen[2]), auch auf dem gebiet der religion[3]). Für die Sugambern kommt außer dem für alle westlichen Germanen wichtigen verkehr mit den keltischen nachbarn als mögliche quelle dieses einflusses auch die tatsache in betracht, daß sich ihnen nach Caesar, bell. gall. IV, 16 auch die reste der aus Gallien zurückgeworfenen Usipeter und Tenkterer angeschlossen haben. Diese konnten sehr leicht von ihrem vorstoß in keltisches gebiet auch keltische gottheiten mit zurückgebracht haben. Damit nun aber eine derartige entlehnung einigen grad von wahrscheinlichkeit gewönne, müßte man einen gott dieses namens im keltischen volksgebiet nachweisen können; ebenso einen römischen gott, wenn man römischen einfluß geltend machen will. Nun sagt zwar Oelenheinz, der gott Lollus komme auch sonst vor; aber er gibt keine belege, und es ist mir auch mit hilfe der zahlreichen nachschlagwerke nicht geglückt, irgend eine spur des gottes zu finden. Seiner entlehnung durch die Sugambern fehlt also jede greifbare unterlage.

Ein zweites bedenken wird erweckt durch die erwähnung der *statua aenea*. Wir besitzen aus der germanischen frühzeit einige im germanischen gebiet gefundene broncefigürchen, z. t. südlicher herkunft, welche vielleicht kultische bedeutung haben:

[1]) Vgl. darüber meine Altgermanische religionsgesch. 1, § 203 ff. 234 ff.

[2]) Vgl. R. Much, artikel 'Kelten' in Hoops' Reallexikon der germanischen altertumskunde 3, 25 ff., wo weitere literatur verzeichnet ist.

[3]) Helm, Altgerm. rel-geschichte 1, § 119. 125. 233 ff.

aus vorgeschichtlicher zeit einige im norden[1]), in frühhistorischer zeit sind sie bis ins ostgermanische siedlungsgebiet nachweisbar[2]). Aber dabei handelt es sich stets um kleine gegenstände, wie sie von kaufleuten leicht weitergetragen werden konnten. An der fraglichen Caesarstelle könnte dagegen dem zusammenhang nach nur eine große statue gemeint sein; auch dieser punkt macht also die angabe in hohem grade verdächtig.

Neben diese erwägungen müssen nun noch die erwägungen der Caesarphilologie treten. Oelenheinz schiebt sie zwar von sich mit der kurzen bemerkung, die fassung der stelle lasse keinen zweifel an ihrer echtheit aufkommen. Aber vielleicht hat die klassische phliologie, die hier das wort ergreifen müßte, doch einiges dagegen einzuwenden. Ich will mich darauf beschränken zwei gesichtspunkte hervorzuheben. Erstens: wie erklärt sich, falls die stelle echt ist, die differenz zwischen ihr und den bestimmten negativen angaben Caesars, buch VI, 21: *Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt*[3]). Hat Caesar, als er diese stelle schrieb, jenen Lollus vergessen gehabt? Schwer denkbar, wenn dessen statue ihm den angegebenen eindruck machte. Überdies ist zwischen der niederschrift der bücher IV und VI kein so großer zeitraum anzusetzen[4]), daß sich daraus eine solche incongruenz erklären könnte.

Eine zweite frage betrifft die textkritische beurteilung des falles. In der Caesarüberlieferung stehen sich zwei gruppen von handschriften gegenüber, über deren bewertung die ansichten geteilt sind[5]). In keiner handschrift der beiden gruppen findet sich die geringste andeutung dafür, daß hier etwas ausgefallen ist. Soll man nun angesichts der im allgemeinen reichen und guten überlieferung glauben, es seien

[1]) Altgerm. religionsgeschichte 1, § 101. 112.

[2]) Er. Blume, Die germanischen stämme und die culturen zwischen Oder und Passarge zur römischen kaiserzeit 1, 179—182.

[3]) Altgerm. religionsgeschichte 1. 127, wo die irrige stellenbezeichnung 1, 50 in 6, 21 zu corrigieren ist.

[4]) Vgl. Schanz, Geschichte der römischen literatur 1[3], 2. 130.

[5]) Vgl. Schanz a. a. o. s. 143 f., C. Nipperdey in der ausgabe des bell. gall., s. 37 ff., A. Eußner in Bursians jahresbericht 27 (1881), s. 222 ff., Kübler in seiner ausgabe des bell. gall. (Lpzg. 1893). praefatio s. III – X.

in allen erhaltenen hss. einige echte alte sätze ausgefallen und nur in einer verschollenen recension erhalten geblieben? Zu einer solchen annahme dürfte man doch nur dann seine zuflucht nehmen, wenn die schwerwiegendsten inneren gründe dazu zwängen. Daß dies keineswegs der fall ist, dürfte nach dem vorausgeschickten klar sein. Unter diesen umständen ist es für mich ein ganz selbstverständlicher textkritischer schluß, daß es sich bei der neugefundenen stelle um die interpolation irgend eines humanisten handelt, der sein vermeintliches wissen anbringen wollte. Wir können auch seine arbeitsweise noch ganz gut durchschauen. Beidemale verwandelt er den hauptsatz des echten Caesar in einen nebensatz, um daran dann in einem neuen hauptsatz seine Lollusangabe zuzufügen. So wird aus *Caesar ... in fines Sugambrorum contendit* der nebensatz: *Caesar cum in fines Sicambrorum pervenisset* [*statuam ... vidit*: — ebenso aus *Caesar ... se in fines Ubiorum recepit* der satz: *quamvis Caesar in fines Ubiorum se reciperet* [*Lolli statuam ... reliquit*.

Wir mögen also an die Lollusstelle herantreten, von welcher seite wir auch wollen, immer ergibt sich größter zweifel an ihrer echtheit. Es bleibt uns deshalb nichts übrig als diesen Lollus schleunigst wieder in die versenkung verschwinden zu lassen, in die er gehört, damit er sich nicht in laienköpfen neben anderen nicht existierenden göttern einnistet.

Schließlich wird man einige fragen über den interpolator nicht unterdrücken können. Wer war er? Wo lebte er? und vor allem, woher stammt sein falschwissen? Bis jetzt ist keine dieser fragen beantwortet; auch ich kann es nicht, will aber zum schlusse eine vermutung, welche die zweite und dritte frage berührt, aussprechen. Der personenname *Lollius* ist auf inschriften im ganzen römischen reich sehr häufig anzutreffen; vgl. z. b. die indices zu Corp. Inscr. lat. IX und X, dazu aus XII nr. 4174. Die namensform *Lullus* ist von einer kleinen vase in Genf bekannt (CIL. XII, 5686, 499). *Lullos* mehrfach aus der Rhein- und Moselgegend belegt (A. Holder, Altceltischer sprachschatz II, 346, 19). *Lollus* kann ich bis jetzt nicht nachweisen[1]), es ist aber zu bedenken, daß zu

[1]) Ein zweifelhaftes *Lolla* steht CIL. X, 5026.

einem genetiv *Lolli*, wie er z. b. auch auf den vasen CIL. XII. 5686, 489b —e begegnet, der nominativ als *Lollius* oder *Lollus* angesetzt werden kann. Wenn nun unser interpolator im alten Sugamberngebiet lebte und ihm auch dort eine inschrift bekannt wurde, auf welcher der name *Lollius* oder ähnlich stand — vielleicht als einziger lesbarer rest —, so konnte ihn dies wohl anregen, darauf sein Lollusmärchen aufzubauen. Schade, daß wir die ausgabe des Nomesseius nicht mehr besitzen! Nach der einen uns bekannt gewordenen probe seines verfahrens dürften wir erwarten, in seinem text auch noch andere amüsante fallstricke für allzu gutgläubige leser zu finden.

GIESSEN, 18. oktober 1917. KARL HELM.

ZUM MD. GEDICHT VON DER JUDITH.

Das in der Mergentheim-Stuttgarter hs. HB 13 poet. germ. 11 überlieferte mhd. gedicht von der Judith pflegt als ältestes werk der deutschordensdichtung gezählt zu werden, so von Hering in seiner dissertation[1]), so auch von mir in meinem zusammenfassenden überblick über die ordensliteratur[2]). Aber die sachlage ist nicht so einfach, wie es scheint: die zugehörigkeit zur deutschordensdichtung wie auch die entstehungszeit — diese trotz der in der hs. gemachten bestimmten angabe — verlangen weitere erörterung, zumal beide in einem gewissen schwer verständlichen gegensatz stehen. Ja dieser gegensatz ist so stark, daß sich beinahe sagen läßt: wenn die im gedicht genannte entstehungszeit 1254 richtig ist, kann das werk schwerlich dem deutschordenskreis zugehören — und umgekehrt, wenn es in diesem kreis entstand, kann es schwerlich aus dem jahre 1254 stammen.

Bei der besprechung der literarhistorischen stellung des gedichtes legt Hering in erster linie gewicht auf die über-

[1]) Max Hering, Untersuchungen über Judith, ein mitteldeutsches gedicht des 13. jahrhunderts. Diss. Halle (1907), s. 12.

[2]) Die literatur des deutschen ordens im mittelalter, Zs. f. d. d. unterricht 30, 294 f.

lieferung. Die einzige handschrift, in welcher das gedicht erhalten ist, wurde jedenfalls im kreise des deutschen ordens zusammengestellt und enthält im übrigen nur werke, die mit sicherheit dem deutschen orden auch ihre entstehung verdanken[1]). Das ist gewiß ein schwerwiegendes indicium, aber doch nicht vollbeweisend, da der orden bekanntlich auch werken anderer herkunft seine pflege zukommen ließ, wenn ihr inhalt für ihn interesse bot[2]), was bei einem Judithgedicht selbstverständlich der fall war.

Aus der mundart des werkes läßt sich für unsere frage nichts schließen. Seine sprache zeigt in hohem grade thüringische eigentümlichkeiten[3]). Da Thüringen die älteste ballei des ordens in Deutschland war und gerade im 13. jh. das thüringische element im orden eine große rolle spielte, würde die mundart des gedichtes gut zu einer entstehung des gedichtes im kreise des ordens passen, aber beweisen läßt sich solche entstehung damit nicht. Daß der verfasser etwa selbst schon aus seiner thüringischen heimat ins ordensland gezogen sei, zeigt sich in dem lautlichen gewand seiner sprache in keiner weise. Wir dürften das freilich, auch wenn diese wanderung stattgefunden hätte, nicht erwarten; denn der dichter war nach seiner eigenen angabe noch *junc* (v. 677; vgl. Hering s. 11), es kann also noch kein längerer aufenthalt in der fremde angesetzt werden, der seine mundart hätte wandeln können. Ist übrigens das gedicht wirklich bereits um die mitte des 13. jh.'s geschrieben, so würde es in eine zeit fallen, in welcher im ordensland eine gemeinsprache, der er sich hätte anschließen können, auch in ihren anfängen noch gewiß nicht existierte.

Wichtiger ist der wortschatz[4]). Er zeigt einige verwandtschaft mit dem wortschatz anderer ordensdichtungen, und wenn auch nicht alles, was Hering zusammengestellt hat, in diesem sinne verwertet werden darf, so bleibt doch noch ein sehr beachtenswertes material übrig. Nur beachte man

[1]) Vgl. auch meine Maccabäerausgabe, s. 77, wo ich auch zuerst betonte, daß für die Judith diese herkunft nicht so selbstverständlich ist.

[2]) Vgl. Zs. f. d. d. unterr. 30, 436.

[3]) S. Hering s. 29 ff.

[4]) Zusammenstellungen bei Hering s. 52 ff.

dann auch, daß jene anderen ordensdichtungen nicht der mitte des 13. jh.'s angehören, sondern sämtliche nicht unerheblich, zum teil sogar sehr beträchtlich jünger sind. Der wortschatz ist also zunächst geeignet, einigen zweifel an der bisherigen zeitlichen ansetzung des gedichts zu erwecken.

Die wenigen persönlichen bemerkungen des dichters ergeben für unsere frage gar nichts. Die von ihm mehrfach angewendete anrede an seinen freund *vrunt und bruder min in gote* u. ä. (s. Hering s. 13) ist natürlich nicht notwendigerweise auf einen deutschordensbruder zu deuten: sie ist ebenso gut am platze, wenn er irgend einem mönchsorden angehörte, ja man kann fragen, ob nicht auch weltgeistliche untereinander sich als *vrunt und bruder in gote* bezeichnen konnten.

In diesem zusammenhang müssen die verse 640 ff. betrachtet werden, wo es heißt:

640 got der scherfe mir den sin
vnd hute min in siner wer.
daz mich da von icht iage der ber,
davon man an dem donrestage
liset in hern Davides sage
545 vnd gote so claget: horet,
den wingarten zustoret
uz dem walde hat der ber.

Hering (s. 12) hat erkannt, daß eine anspielung auf Psalm 79, 14 vorliegt, es ist ihm aber offenbar entgangen, daß in den worten *an dem donrestage* ein deutlicher hinweis auf das breviergebet enthalten ist. Die verteilung der psalmen auf die wochentage ist alt[1]). Sie findet sich als feste regel in der benediktinischen liturgie, die indessen ihrerseits offenbar auf der römischen nach der tradition durch den heiligen Gregor festgesetzten liturgie fußt[2]). Nach einer freundlichen mitteilung des herrn paters Anselm Manser O. S. B. zu Beuron beten auch heute die Benediktiner den Psalm 79 am donnerstag und zwar in der zweiten nocturn an erster stelle. Aber der gebrauch beschränkte sich nicht auf diesen orden, sondern ging früh darüber hinaus; der psalm stand nach demselben gewährsmann

[1]) Vgl. P. Suitbert Bäumer, Geschichte des breviers, versuch einer quellenmäßigen darstellung der entwicklung des altkirchlichen und des römischen officiums (Freiburg i. Br. 1895), s. 246 ff.

[2]) A. a. o. s. 203 ff. 213 ff.

auch schon im mittelalter in der donnerstags-matutin des breviers der weltgeistlichen an letzter stelle. Wie es sich in anderen orden verhält, entzieht sich meiner kenntnis. Der deutsche ritterorden kannte selbstverständlich ebenfalls das stundengebet. Artikel 8 der regel[1]) bestimmt darüber: *die brudere phaffen unde leigen suln gemeinliche kumen tages unde nahtes zu gotes dieneste unde zu ir geziten, die phaffen durch daz si singen nach den brevieren unde buchen, die nach dem orden geschriben sint.* Und daß auch in ihrem brevier die psalmen enthalten sind, wird — so selbstverständlich es ist — obendrein bestätigt, wenn es in demselben artikel später heißt: *swelcher (der leigen brudere) von im selber oder mit urlobe des obersten mit den phaffen die tagezit oder die gezit von unser vrowen an den salmen unde an anderen dingen die zu dem ambehte gehorent der phaffen, sprechen wollent . . .* Welche anordnung der psalmen nun aber die breviere, *die nach dem orden geschriben sint,* zeigten, das wissen wir nicht. Es ist aber nach der geschichte des breviers an der möglichkeit vorläufig nicht zu zweifeln, daß auch im ordensbrevier Psalm 79 auf den donnerstag fiel, die verse bilden mithin wenigstens kein hindernis, das werk dem ordenskreis zuzuweisen.

Für die zugehörigkeit zur ordensdichtung spricht nun außer dem wortschatz noch besonders ein umstand: die übertragung biblischer bücher ist im orden als eine specialität gepflegt worden[2]) und besonders die übertragung alttestamentlicher bücher, deren inhalt sich mit kämpfen für den glauben im weitesten sinne befaßt: Daniel, Esther, Maccabäer. Ferner ist für die ordensdichtung charakteristisch die unterbrechung des textes solcher erzählender werke durch mystisch-allegorische auslegungen. Auch dies ist in der Judith schon vorhanden und wiegt meines erachtens schwer. Indessen ist die so gerichtete literarische betätigung im orden auf jahrzehnte beschränkt, die später liegen. Auch wenn wir absehen von den jahren, in welchen Luder von Braunschweig in dieser richtung wirkte und auch früheres mit in betracht ziehen, so kommen

[1]) Die statuten des deutschen ordens, hrsg. von M. Perlbach (Halle 1890), s. 34.

[2]) Vgl. A. Hübner, Daniel, eine deutschordensdichtung (Berlin 1911), s. 85ff.; Helm, Zs. f. d. d. unterr. 30, 295.

wir doch nur mit der Esther in das ende des 13. oder den anfang des 14. jh.'s. Auch von hier aus erheben sich also zweifel an der entstehung der Judith im jahre 1254.

Ist aber ein solcher zweifel an der bestimmten angabe im gedicht selbst überhaupt erlaubt? Die datierung geschieht dort v. 2766 ff. mit folgenden worten:

ouch sal man wizzen, daz dit
buch heizet Judit,
und wart gemachet nach der stunt,
do zwei hundert iar und tusunt
und ein und zwenzic iar vergangen
waren, daz wart gevangen
Jhesus Christus und starb.

Das jahr der kreuzigung 33 + 1221 ergibt 1254. Eine fälschung ist natürlich ausgeschlossen. Aber ein schreibfehler wäre möglich, da die handschrift ja eine ältere niederschrift copieren mußte. Wahrscheinlich wird aber ein solcher schreibfehler nur, wenn er sich aus paläographischen einzelheiten leicht ergeben kann. In unserem fall liegt diese möglichkeit nun sehr nahe. Ich nehme an, daß in v. 2770 statt *zwenzic*, wie die Mergentheimer handschrift schreibt, ursprünglich *zibenzic* stand.

Zur weiteren begründung meiner vermutung und der angenommenen falschen abschrift beachte man folgendes.

1. Die schreibung *z* für anlautendes *s* ist in handschriften des 14. und 15. jh.'s vielfach zu finden, besonders im mitteldeutschen. Es dürfte überflüssig sein, material, das jedermann leicht finden kann, hier zusammenzustellen. Besonders leicht kann sich *z* aber wohl einstellen in einem falle wie dem unseren, wo es in zusammenhang mit dem vorhergehenden *und* eine sandhierscheinung (*nd* + *s* > *nd* + *z*) sein kann. Ganz ebenso schreibt die hs. W des Wiener Oswald v. 569 *zwe und zehenzig*, doch ist dort *z* für *s* überhaupt sehr häufig: vgl. G. Baesecke Der Wiener Oswald, s. XIV.

Auch der umgekehrte fall, daß im anlaut *s* für *z* geschrieben wird, ist bekannt, und auch dieser wenn auch seltenere schreibgebrauch könnte an unserer stelle mitgewirkt haben. Er scheint namentlich in der anlautverbindung mit *w* aufzutreten, vgl. die belege bei Weinhold, Mhd. gramm. § 205, ferner

in der Rennerhs. B die formen *swentzig. swolffe* (Ehrismann, Der Renner 4, 33). Der schreiber der Mergentheimer hs. könnte also auch ein vorliegendes *sibenzic*, dessen *ib* er als *w* las (s. unten) als *swenzic* gelesen und in *zwenzic* gebessert haben.

2. Die schriftbilder *ib* und *w* können sich in den handschriften sehr nahe stehn, namentlich wenn ein schreiber beim *w* den zweiten strich etwas höher macht als den letzten und zwischen dem ersten und zweiten strich die verbindung nur unvollkommen ausführt. So ist es z. b. häufig in der Danziger hs. der Heslerschen apokalypse; vgl. das facsimile in den deutschen texten des mittelalters, bd. XIV, tafel I. Dort könnte in spalte 2, z. 6 v. u. das wort *zwinaldes* leicht als *zibinaldes* gelesen werden. Auch die Königsberger hs. 891 b hat manche derartige *w*. Wenn solche verwechslung möglich ist, kann aber natürlich umgekehrt statt *ib* auch einmal *w* gelesen werden, und diese annahme ist nicht lediglich theorie; ich bin in der lage, ein einwandfreies beispiel für solche verlesung anzuführen. Die Olmützer hs. des Wiener Oswalds hat in v. 49 die zahl 72, die dort sogar an einer stelle steht, wo sie formelhaft ist[1]) und deshalb ganz besonders fest sein sollte, durch 22 ersetzt; ihr schreiber hat also ganz zweifellos ein in seiner vorlage stehendes *zibenzic* für *zwenzic* verlesen.

Nehmen wir für die Judithstelle in der Mergentheimer hs. denselben vorgang an, so erhalten wir eine ursprüngliche zahlenangabe 1271 statt 1221 und kommen auf 33 + 1271 = 1304 als jahr der abfassung der Judith, womit die schwierigkeiten, die sich bei der früheren datierung aus dem wortschatz und dem ganzen charakter des werkes ergaben, wegfallen. Die annahme, daß das werk zur deutschordensdichtung gehört — allerdings nun nicht mehr als ihr ältestes erzeugnis —, kann durch die beseitigung dieses anstoßes an sicherheit nur gewinnen.

[1]) Es handelt sich um die 72 völker, die Tragemunt kennt.

GIESSEN, den 14. juli 1917. KARL HELM.

DER EINFLUSS DES REIMS AUF DEN GEBRAUCH DER FREMDWÖRTER IN OTTOKARS ÖSTERREICHISCHER REIMCHRONIK.[1])

Die verwendung der fremdwörter ist bei Ottokar nicht besonders häufig, jedenfalls bedeutend seltener als etwa bei den epikern. Diese wurden schon durch die wahl der stoffe vielfach geradezu genötigt, sich der fremdwörter zu bedienen, indem sie einmal aus französischen quellen schöpften, dann auch mit vorliebe das ritterliche leben schilderten. Dies bewegte sich bekanntlich in französischen formen, auch die bezeichnungen für die ritterlichen spiele, kämpfe, waffen usw. waren großenteils französisch.

Anders lagen die verhältnisse bei einem geschichtschreiber, der nur gelegentlich auf turniere und andere ritterliche spiele zu sprechen kommt, der auch keine fremdsprachliche quelle — von lateinischen natürlich abgesehen — vor sich hatte. Bei den gebrauchten fremdwörtern zeigt sich dann bei Ottokar, freilich nicht bei ihm allein, die eigentümlichkeit, daß viele derselben nur am schlusse der verszeilen verwendet werden; andere finden sich zwar auch am anfang oder im innern der verszeilen, aber doch durchgängig häufiger am ende. Unter den derart gebrauchten wörtern treffen wir vielfach solche, die wir schon als lehnwörter ansehen, während sie dem steirischen chronisten offenbar noch als echte fremdwörter erschienen. Von diesen sind in der folgenden tabelle nur einzelne herausgehoben, die aber genügen, um das gesagte zu erhärten.

Es dürfte die vermutung nicht unberechtigt erscheinen, daß Ottokar die fremdwörter oft nur in der reimnot gebraucht, während er sonst ihre anwendung ziemlich vermeidet. Gestützt wird diese ansicht durch die beobachtung, daß z. b. das fremd

[1]) Ottokars österr. reimchronik, hg. von Jos. Seemüller. 2 bde. Hannover 1890. 1893 (Mon. Germ. hist. deutsche chroniken).

klingende *arzât* zweimal am ende der verszeile vorkommt, im innern dagegen die deutscher klingenden formen *arzet* (zweimal). *arzt* bzw. *arzte* (dreimal), *erzte* (zweimal). Desgleichen tragen nicht selten im innern des verses vorkommende fremdwörter durch vor- und flexionssilben heimischeres aussehen, z. b. *studierte, gedisputieret, gefabulieret, geflorieret, galien.*

Nicht aufgenommen in die tabelle sind fremdwörter, die stoffe, edelsteine u. dgl. bezeichnen: sie kommen stets bei aufzählungen vor, zur schilderung von kleidern etwa, und beweisen also nichts. Nicht selten nehmen solche aufzählungen ein bis zwei zeilen ein.

Am ende der verszeilen vorkommend	Am anfang oder innerhalb der verszeilen vorkommend
absîte (apsis) v. 39188.	
admirat (kalif) 46171. 46300. 46355. 47001. 47101. 47306. 47428. 47730. 49161. 50983. 51127. 51143. 52775.	
amîe (geliebte) 26000. 41106. 62021.	
amîs (freund) 39210. 59141. 62021. 62038. 73066.	
apoplesia (schlaganfall) 55132.	*apoplesia* 38288.
arzât (arzt) 2176. 38711.	*arzet* 195. 220. *arzt* 203. 21820. 21885, *erzte* 18928. 38904. *arismetica* 38833.
banier (banner) 593. 10969. 12609. 12717 usw.	*banier* 6071. 7227. 7260. 7263 usw.
baruch (kalif) 45687. 47061 usw.	*baruch* 46680. 47067 usw.
baschelier (edelknabe) 45016. 54477.	
bisande (byzant. münze) 45044. 64191. 80753.	
decret 13083. 28508.	*decretal* 13083.
disputacion 91353.	*deffinieret* 91354.
disputieren 33491.	*gedisputieret* 30017.
epitaphium (grabschrift) 39175.	
erugô (käfer) 78421.	
evangeliô 45735. 45827.	*gefabulieret* 75365.
vendieren (verkaufen) 87678.	
vermaledîten (verflucht) 46738.	*vermaledîten* 50688. 84715.
vicarius 52572.	
fiere (stolz) 27117. 32057. 63750.	
firmament 86435.	
firmunge 33580.	
florîn (gulden) 34470. 34665. 34694. 34725. 34880. 53340. 54192. 86125.	*florîne* 53624. 80753.

Am ende der verszeilen vorkommend	An anfang oder innerhalb der verszeilen vorkommend
	geflorieret 8113. 39203.
furrieren (unterfüttern) 7934. 25286. 60861.	
galîe (ruderschiff) 3741. 4433. 4559. 4563. 4592. 5146. 34251. 34887.	*galien* 3870. 34178. 48265.
garzûn (page) 420. 16726. 45754. 89231.	
gradal (graduale) 53961.	
grâl = *crâl* (mng. könig) 7983. 43303. 44535.	
	guardian (klostervorsteher) 56811.
gumplet (teil d. breviergebetes) 28311.	
gunterfeit (falschheit) 215. 902. 5896. 21477. 34726. 42540. 44023. 48695. 85446.	
	guster (küster) 8578.
	interdictum 36420.
juriste 21676. 27754. 91314.	*juriste* 21683. 21689.
kappellan 30529. 41878. 41911. 42421. 43427. 46000. 54220. 67845.	
cardinal 3138. 5763. 8282. 8635 usw.	*cardinal* 8423 9203. 13453 usw.
	karrotsche (fahnenwagen) 50795. 64486. 72139. 76093.
castel (kastell) 119. 693.	*castel* 946. 33849.
klûs (klause) 8396. 16998. 28662. 30677. 36803. 42649. 50477. 51709. 78081. 80256. 98281.	*klûs* 56333.
claret (gewürzwein) 35009.	
kollier (koller) 7980. 96062.	*kollier* 20027.
comentîwer (komtur) 88859.	*comentîwer* 12514. 14678. 21963. 61185.
comûn (gemeinde) 58503. 97154.	*comûn* 34079. 76430.
conduwieren (führen) 972. 8634. 21331. 38860. 55504. 90744.	*conduwieren* 17117.
consistorium 80549.	*consistorium* 19471.
constitucion (verfassung) 13427. 28076. 28126. 28394. 28562.	
concilium 13427. 28105. 28562. 36383. 36429.	*concilium* 13019. 19560. 28120. 28516 28565. 28576.
kôr (chor) 5257. 11682. 17892. 34045 usw.	*kôr* 5234. 5272. 5317. 5337. 5354 usw.
	kotember (quatember) 98105.
kotern (lage von 4 bogen) 72758. 91333.	

Am ende der verszeilen vorkommend	Am anfang oder innerhalb der verszeilen vorkommend
kowertiwer (decke) 32959. 33953. 61685.	
kowerzîn (wechsler) 34695.	
creatiure 4527. 46229. 46934. 52449. 56776. 96140.	
credenzen 78208.	*credenzen* 68312. 78081.
krî (schrei, schlachtruf) 59628. 72082. 16074.	
cumpanî (gesellschaft) 1496. 43243. 43543. 48121. 73651.	
	cronike (chronik) 80448.
kurtasi (höfisches benehmen) 43787. 80134.	
curtois (höfisch) 4738. 5143. 25739. 33100. 33165. 33417. 35399. 39769. 62221. 64018. 64325. 64507. 64571. 64779. 65209. 65267. 74600. 74961. 74981. 84449. 84837.	
kyrieleis (gebet, herr, erbarme dich!) 62113.	
lateran 4920.	
latîn 58851.	*latîne* 13094. 13103. 13129. 43546. 54063.
	letnî (litanei) 28249.
legat 24457.	*legat* 24435. 24461. 24499. 24802. 24843.
geleisieret (das pferd mit verh. zügel laufen lassen) 8135.	
majestât 71950. 86061.	
maleditten (verflucht) 48443.	
markîs (markgraf) 17643. 33236.	
matraz (polsterbett) 16850.	*matraz* 34968.
	mediator (vermittler) 30032.
messenîe (hofstaat) 30471. 41206. 43243. 43544. 77140.	*messenîe* 17107. 41165.
membran (stück pergament) 11805. 11758.	
metropolitan 28546.	
mîle (meile) 7558. 7821. 17287. 28189. 33581. 57075. 85407.	*mile* 39320. 42948. 48476.
	minister (erzpriester) 1841.
natûre 46933.	*natûre* 45580. 52298. 68109.
nigromanzî (zauberei) 32600.	
nône (non, gebet um d. 9. stunde) 56531.	

Am ende der verszeilen vorkommend	Am anfang oder innerhalb der verszeilen vorkommend
orden (reihe, regel) 8649. 13233. 13476. 17742. 19368. 21083. 22820. 23393. 26881. 28541. 33116. 33436. 38332. 38552. 38665. 43444. 43978. 45232. 45479. 45664. 47235. 47580. 47695. 48216. 48395. 50351. 50961. 51574. 51654. 52376. 52810. 53122. 54664. 61061. 62943. 87950.	*orden* 18434. 38512 40990. 45342. 45547. 45565. 45822. 45872. 46089. 46116. 46119. 46201. 46501. 48036. 48141. 48205. 48607. 48609. 48618. 51686. 51804. 98001.
	orient (orient) 32222.
pallium 23625. 38446.	*pallium* 8865. 23615. 27915.
paradîs 1865. 3552. 59916.	*paradîs* 52119.
parât (handel, list) 18994. 75437.	*parât* 86335.
parriercn (schmücken) 17933.	
parte (seite) 4743.	
patriarch 9203. 34029. 34040. 93557.	*patriarch* 10137.
pavilûn (zelt) 89967.	*pavilûn* 10557. 72004.
periurium (meineid) 71848.	
perlament (gespräch) 88045.	*prelament = perlament* 44497.
perment (pergament) 52637.	
phâht (*pactum*, pflicht) 18745. 18820. 24524. 41219. 48533. 52807. 69167. 76397. 85920.	*phâht* 1698. 40221. 44497.
phant (pfand) 3284. 4928. 13559. 17320. 21638. 22723. 22736. 25554. 39619. 39699. 44382. 45475. 45486. 60905. 61793. 84627. 85564. 85600. 85725. 94423.	
phîl (pfeil) 27064. 29273. 30419. 59029. 59060.	*phîl* 25761. 52207. 59089.
phlûm (fluß) 9672. 14651. 33905. 42951. 47086.	*phlûme* 32818. 52898.
	pilgrîne (pilger) 1361. 28185. 44653.
phunt 4537. 9360. 19625. 25281. 67603.	
plân (nur in der bedeutung ebene, kampfplatz) 5081. 15498. 16583. 21114. 30149. 43075. 43256. 43739. 45229. 48273. 48375. 48427. 48475. 48533. 50433. 57389. 57867. 58463. 62305. 64523. 64591. 64688. 65170. 66572. 68115. 73312. 75189. 77224. 77476. 79337. 84760. 84798. 89951. 95189,	*plân* 15396. 76503.
pîn (pein) 1366. 3142. 3242. 8847. 9031. 18274. 21816. 21871. 23912. 25581. 25698. 26296. 32171. 35422.	*pîn* 9953. 10053. 38198.

Am ende der verszeilen vorkommend	Am anfang oder innerhalb der verszeilen vorkommend
44904. 45578. 45760. 46265. 47640. 51690. 52104. 57006. 57498. 65464. 66150. 71833. 72112. 73530. 88531. 89725. 92592.	
poinder (anprall des reiters) 50195.	*poinder* 16047.
plumât (kissen) 34972. 69417.	
postulacio (forderung) 38679.	
potestât (bürgermeister) 34080. 45929. 91407. 91769.	*potestât* 46309.
prelât 19577. 26839. 28059. 28443. 35928. 44496. 75393. 80763. 90875.	
	povel (volk) 14237. 56457. 66132.
prisûn (gefängnis) 5053. 31589. 45453.	
	primas 54283.
pris (preis) 545. 873. 2679. 4106. 15227. 15435. 23112. 23465. 25641. 25988. 27429. 27854. 29539. 37264. 39211. 49525. 50865. 52873. 56929. 62038. 68121. 73065. 74319. 75077. 75241. 90693.	*pris* 619. 914. 4003. 21447. 22933. 28012. 40207. 58250. 72741.
prisant (geschenk) 14279. 33484. 75162. 87352.	
privat 3468.	
prophêt 57571.	*prophêt* 49466.
prophezî 12018. 12063.	
pâse (abschätzung, pause) 18978. 19526. 22614. 23836. 26917. 29543. 35598. 36712. 42929. 48578. 50938. 62688. 65624. 75374. 76481. 84915. 89600.	
ravît (arab. streitroß) 7356. 8942. 15749. 16041. 30008. 51349. 76109.	
regalia (regalien) 13710. 41324. 73380.	
riviere (gegend) 15396. 29821. 30157. 37005. 39771. 47134. 47742. 70183. 70593. 74248. 77017. 79333. 84730. 93182.	
sacrament 46237.	
salutieren 43262.	
sarjant (knappe) 45178. 51536.	*sarjant* 45016.
sarrazîn (sarazene) 44657. 45223. 45803. 48337. 50088. 50230. 51293. 51525. 52312.	
schaperûn (mantel) 16725.	
senât 2751. 3024. 53485.	

Am ende der verszeilen vorkommend	Am anfang oder innerhalb der verszeilen vorkommend
senator 3091.	
soldenier (söldner) 34270. 45015. 48455. 50155.	*soldeniere* 97065.
spân (ungar. gespan) 6297. 30148. 43076. 44518. 95464.	
sukèni (überwurf) 25285. 34970.	
suffragan 28547.	
suppan (fürst) 8874. 11939. 11959. 14685. 18164. 20240. 85113.	*suppan* 19936. 20370. 22695. 90821.
	tambûr 8041. 16072. 32972.
tenor (hauptinhalt) 28553. 44059. 55194.	
terret (schiff) 4510. 4726. 34246. 34888.	*terreten* 5046. 81318.
triblian (rechtskniff) 13530.	*triblian* 39643. 59053.
turnieren 75188. 82015. 82234.	*turnei* 71173. 81935. 82338. 82368. 82404.
uram (ungar. magnat) 5726. 40887.	
zimieren (schmücken) 16038.	
zolgat (ungar. krieger) 5727. 6398, 25030.	

Eine größere anzahl dieser fremdwörter hat sich in der deutschen sprache das bürgerrecht nicht verschaffen können, z. b. *amîs, amie, fiere, garzûn, gunterfeit, kri, curtois, messeni, ravît;* sie wurden fast ausschließlich in den kreisen der ritter gebraucht und verschwanden wieder, als die blüte des ritterwesens vorüber war, der ritterliche minnedienst, die ritterlichen kampfspiele. Andere dagegen, wie pause, revier, pein, plan sind, manchmal mit veränderter bedeutung, bei uns heimisch geworden.

BERLIN-HALENSEE. GEORG FRAUSCHER.

ZUR MARIENSEQUENZ AUS ST. LAMBRECHT.[1])

10 Maget aller maget (wunne).

'In den lat. hymnen heißt es fast ebenso häufig *decus virginum* als *virgo virginum*' MSD.: aber eine verquickung beider formeln wie *virgo cunctarum virginum decus* finde ich bei Salzer (360; 344) nicht. Und fände sie sich, so würde sie doch nicht in betracht kommen, da die vorlage unserer sequenz *Virgo decus mundi* bietet = *Maget aller werlte wunne* (vgl. Erinn. 398 *Rôme aller werlde houptstat* = *Roma caput mundi*). Dem schreiber kam eben die gewöhnliche formel *virgo virginum* in die feder.

20 die alten vater dîn ê
wunschten und die wissagen

Das überflüssige *ê* fällt an der reimstelle doppelt auf und die bindung fehlt. Waags text (und die conj. *prophetæ* MSD XLI, 22) beruht auf Diemers lesung *dine*, der bisher nicht widersprochen wurde; die hs. aber hat *din e*. Vermutlich fehlte schon ihrer vorlage das reimwort: *die alten vater dîn betagen wunschten und die wissagen*. Vgl. Mariengr. (Zs. 8. 279) 113 ff.; Erlös. 5735; Gold. schm. 140.

22 Dû bist eine (ein) stamme
des lebens daz Eva
in dem paradŷse verlôs.

Diemers lesung *eine flamme* (wie die hs. auf den ersten blick bietet) ging in die Denkmäler über und wurde erst von Schönbach berichtigt, der *eine flamme* las. In den unmöglichen ausdruck brachte Steinmeyer (nach Scherers vorgang) sinn durch einschaltung des *ein*. Aber *ein stamme des lebens daz Eva verlôs* blieb immer noch eine auffallend kühne metapher (Jesses gerte gehört nicht in diesen zusammenhang; vgl. Melker

[1]) Das stück wird man umtaufen müssen, denn es stammt, wie F. Eichler demnächst nachweisen wird (Zentralbl. f. bibliothekswesen: Über die herkunft einiger angeblich St. Lambrechter hss.), aus Seckau.

Marienl. 36 ff.[1]) und 78 ff.; Salzer 29 ff. und 476—487). Die verderbnis ist durch richtige worttrennung leicht zu heilen: *Du bist einest amme* 'tu es sola nutrix vitae'; vgl. Amedei hom. 8 (Salzer 486): *non Eva lethi propinatrix, sed Maria vitae propinatrix, mater et altrix cunctorum, vita viventium. — Gotes amme, dei nutrix* ist ein beliebtes beiwort Mariens. Unter den 20 altd. belegen, die Salzer s. 98 (und 91) anführt, kommt unserer stelle am nächsten: *durch dich gab got dy neüen ee, da er dich kchos zu ammen* (Mönch von Salzburg 138).

28 Dô den schepfære sîn gnâde ermante,
daz er die menneschliche brôde erchante,
den engel Gabriel mit niuwer boteschafte er zû dir sante.

Die einschaltung des *er* ist um so müßiger (denn v. 28 ist hauptsatz), als sie in dem vorhergehenden satze unterlassen wird: *gotes gebot sie ubergie, von danne ir afterchunfte michel sêre lie* (26 f.).

33 mait du swanger wirst.

Diemers lesung *Mait* wurde von Schönbach richtig gestellt: die hs. habe *Alait*. Die schreibung des wortes in der hs. fällt auf durch ein ungewöhnlich großes *a* und ein verkürztes *l*, so daß Diemers verlesung in *M* begreiflich ist. Und darauf hatte es der schreiber hier wie oben bei *einestamme* wohl abgesehen: er versuchte das ihm unverständliche oder unleserliche wort der vorlage graphisch an das von ihm vermutete anzugleichen und die entscheidung dem leser zuzuschieben. Zugrunde aber liegt hier *alinc* 'unversehrt', das als wiedergabe eines der ständigen beiwörter Mariens: *integerrima, inviolata, intacta* formelwort für die jungfräuliche empfängnis ist; vgl. z. b. Arnst. Marienl. 19. 20. 22; Zs. fda. 8. 147, 63. 97 u. ö.

35 be disem worte,
himilischiu porte,
empfinge in dînem reinen lîbe,
daz dû doch niht wurde ze wîbe.

[1]) Im Melker Marienl. v. 38 *wie rone Jessés stamme wüchse ein gerten imme* (wofür Waag mit Kraus *gerte danne* einsetzt) liegt bloße verlesung vor für *gerte niuuue*. Vgl. Daniels Thes. hymn. 674. 1 (Salzer 31): *virga Iesse novum florem egerit* 6. 7: Morel 195. 20 (ibid.): *novo flore revireset virgula*.

Dem satz fehlt das subject und die erste zeile ist zu kurz. Beide mängel sind behoben, wenn man schreibt: *dú be disem worte*. Für *ze wibe* hat die hs., die hier abbricht, *cebri* (mit vorwegnahme des *b*). Zu der conceptio 'verbi' per aurem vgl. Salzers belege s. 90[1]).

GRAZ, den 18. juni 1917. ANTON WALLNER.

ZU WALTHER 44, 9.[2])

Entscheidend für das verständnis der stelle ist der vers, der sie einleitet: *der mac erwerben swes er gert* (44, 8). Man erwartet nun — mit Wilmanns — eine wendung wie 71, 26 *hæt ich iht liebers danne den lîp, des müeser hêrre sîn*. Und das sagt die dame auch, nur verblümt: 'welches weib versagte ihm jenen gewissen[3]) faden? Gutem mann — gute seide!' Braune (Beitr. 42, 132 ff.) deutet: 'welches weib versagt ihm irgendeinen — wertlosen — faden? Guter mann ist gute seide wert!' Dem wertlosen faden werde der wertvolle seidenstoff als antithese gegenüber gestellt. Mit wem redet die dame? Doch mit ihrem liebhaber: und was soll dem der seidenstoff? Er begehrt sich andern *habedanc*. Auch wäre als antithese zu *vaden* nicht *sîde* zu erwarten, sondern *tuoch*[4]), wie z. b. im Renner 4921: *Tuoch, des nie vadem wart gespunnen* 'von dem auch nicht ein faden je gesponnen ward'. Und schließlich war zu Walthers zeit, wie es scheint, *sîde* als seidenstoff

[1]) Bei Kraus DGed. I 88 (Von Christi geburt) heißt es: *Id waf ein michel wunder, dad die magit iemge Gebar ein kint an alle wifeit*. Für die — zudem nicht ganz sichere — lesart *wifeit*, mit der sich auch Roediger (Anz. 24, 61) abfindet, ist doch wohl *wifeit* = *wîfheit* zu schreiben.

[2]) [Ich gebe gern hier Wallner das wort zur verteidigung seiner auffassung, obgleich ich ihr gegenüber an der meinigen festhalten muß, welcher sich auch Jellinek (oben s. 4) in einem wesentlichen punkte anschließt. — W. B.]

[3]) Vgl. über demonstr. ein Tobler, Beitr. 15, 381. In dem nebensinn 'das geringste' aber steckt der witz.

[4]) Denn aus seide kann ja auch der *vaden* sein. Daß er es — als *brîsvadem* — wirklich ist, geht aus den einschlägigen erörterungen bei Schultz und Weinhold zur genüge hervor und ich habe es aus H. v. Melk belegt; vgl. noch Neidh. 15, 3.

(*phellel*) veralteter sprachgebrauch; ich finde dafür nur belege aus Lamprechts Alexander, Hartmanns Glauben, der Eneide und den Nibelungen. Braunes gegenargument aber, daß *brîsrademe* nur aus späteren quellen zu belegen sei (Virginal, Jüngling), kann nur auf zufall beruhen, da die mode des 'brîsens' schon seit dem 12. jh. allgemein war. An unserer stelle ist die abkürzung *vademe* ebenso klar wie die abkürzung *brîs* in meinem citat aus Carm. Bur. 145 oder das *filo* in der von Hildebrand angezogenen Decameronstelle. Diese florentiner redewendung — gewiß international wie die tracht, aus der sie entsprang — bleibt für mich der schlüssel zur Waltherstelle. Um den zweifel abzuwehren, ob unserm dichter ein derart keckes wörtlein zuzutrauen sei, kann man all die stellen, die unverhüllt vom *halsen, triuten, bî geligen* als dem minneziele reden, beiseite lassen; es genügt, auf das liegen gebliebene rosenkränzel 40, 7 (vgl. dazu Meleranz 2879), auf die *getragene wât* 63, 2, das doppelsinnige *lip* 86, 19 und auf das *decke blôz* 54, 21 hinzuweisen. Walther ist weit entfernt von Neidharts frechheit, er redet nicht einmal so frei wie Wolfram, aber zimpferlich ist er auch nicht. Solche lachtöne frischer männlichkeit — erotische zweideutigkeiten möcht ich sie nicht nennen — wären für frauenhafte poeten wie Reinmar natürlich unzulässig; wie Uhlands 'Graf Eberstein' für Emanuel Geibel.

GRAZ, den 21. mai 1917. A. WALLNER.

AHD. *UOZURNEN* SPERNERE T.

E. Gutmacher, Beitr. 39, 76, bezeichnet das nur bei Tatian sechsmal belegte verbum als etymologisch dunkel und setzt es nach dem vorgange von Sievers (Tatianglossar) als *uozarnen* an. Auch J. Grimm, gr. 2, 339 wußte mit '*uozernan*' nichts anzufangen. Aber schon Graff 5, 695 hat es zu *zorn* gestellt. Das wort ist als *úozúrnen* anzusetzen: *uo* ist das bekannte seltene nominalpraefix mit der bedeutung 'nach' (vgl. Grimm, gr. 2, 785, Wilmanns d. gramm. 2², 573), der vocal des zweiten teils ist ursprünglich *u*. Die belege bei T sind: *uozurnit, uozurnitun*; *uozarnitun, uozirnit, uozzirnita, uozernit*: die ab-

schwächungen des *u* verstehen sich nach ahd. gr. § 63 a. 2, § 64 a. 1. Als nachtrag zu gr. 2, 785, wo er vom praef. *uo-* handelt, hat J. Grimm zu den worten 'scheint sich bloß an nomina zu binden' hinzugefügt (neuer abdruck s. 774): 'aber *uozurnian* Graff 5, 695', womit er also Graffs ansatz billigt. Man kann *uozurnen* als denominativ fassen zu einem subst. **uo-zorn*, dessen bedeutung 'verschmähung, verachtung' sich demnach als 'nachzorn', die als folge der erzürnung eingetretene verschmähung oder verachtung, erschließen ließe. Ob das stammwort im Tatiankreise noch lebte oder schon verschwunden war, läßt sich nicht sagen, da nach ausweis von Köhlers lat.-ahd. glossar zu T ein substantivum wie contemptio, despicientia, fastidium im lateinischen texte nicht vorkommt.

HEIDELBERG. W. BRAUNE.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Hálfdanar saga Eysteinssonar. hg. von Franz Rolf Schröder. (= Altnord. sagabibliothek ... 15). Halle, Niemeyer 1917. — VIII, 146 s. M. 5.00.

Imme, Theodor, Die deutsche soldatensprache der gegenwart und ihr humor. Dortmund, Ruhfus 1917. — XII, 172 s. M. 4.00.

Leitzmann, Albert, Walther und Hiltgunt bei den Angelsachsen. Halle, Niemeyer 1917. — VIII, 27 s. M. 1.00.

Patzig, Hermann, Die städte Großgermaniens bis Ptolemäus und die heut entsprechenden orte. Dortmund, Ruhfus 1917. — 40 s. M. 1.50.

Paul, Hermann, Deutsche grammatik. Band II. Teil III. Flexionslehre. Halle, Niemeyer 1917. — VI, 345 s. M. 8.00.

Schreiber, A., Beiträge zur ortsnamenkunde Böhmens, hauptsächlich der bezirkshauptmannschaften Leipa und Danba I—VII. (Sonderabdruck a. d. Mitteilungen d. Nordböhm. Vereins f. heimatforschung und wanderpflege. Bd. 38. 39. 40). — 88 s.

Stucki, Karl, Die mundart von Jaun im kanton Freiburg. Lautlehre und flexion (= Beiträge zur Schweizerdeutschen grammatik ..... hg. von Albert Baehmann X). Frauenfeld, Huber & Co. 1917. — (VIII) 346 s. M. 11.00.

Wiget, Wilhelm, Die laute der Toggenburger mundarten (= Beiträge zur Schweizerdeutschen gramm. .... hg. von Albert Bachmann IX). Frauenfeld, Huber & Co. 1916. — (VI) 171 s. M. 6.50.

PFAFFENDICHTUNG.

1. Salomon und Judith.

Die kritische durchsicht der beiden stücke aus der Vorauer hs., deren ergebnis ich hier vorlege, wendet sich — obschon durch Waags neuausgabe der 'Kleineren gedichte' angeregt — fast überall gegen Müllenhoff-Scherers Denkmäler; deren textgestaltung war eben für Waag auch diesmal maßgebend. Da aber die Denkmäler, dies viel gescholtene und vielbewunderte werk, nun vom büchermarkte verschwinden müssen (allzufrüh, will mich bedünken), so lege ich meinen ausführungen den text Waags umso lieber zugrunde, als er wenigstens die strophenumstellung der Denkmäler nicht mitmacht und überhaupt der überlieferung treuer folgt. Sonst ist seine sammlung im guten wie im schlimmen das richtige gegenstück der Denkmäler, deren erbe sie nun antritt. Auf die einschlägigen arbeiten von Sievers (über die Judith) und Schammberger (über das Lob Salomons) gehe ich nicht ein, da ich ihren voraussetzungen nicht zu folgen vermag.[1])

Ich halte das gedicht, das Waag nach Hofmanns vorgang 'Nabuchodonosor' nennt und Diemer treffender und bequemer 'Judith' taufte, für einheitlich. Als ein gedicht ist es in der hs. überliefert; was ja 'nichts beweist', aber was sich auch nicht wegblasen läßt. 'Ein späterer', sagt Steinmeyer, 'konnte

[1]) Die textkritische verwertung der 'constanten tongebung' bis auf die wort- und lautwahl herab setzt m. e. beim dichter die schrankenlose beherrschung seiner kunstmittel voraus. Hier gilt aber mehr minder das, was Voltaire über den reimzwang sagte: *On ne dit presque jamais ce qu'on voulait dire; on ne peut se servir du mot propre; on est obligé de chercher une pensée pour la rime, par ce qu'on ne peut trouver de rime pour exprimer ce qu'on pense* (Einl. z. Oedipe).

sehr wohl auf den gedanken kommen, die geschichte der Judith, bei der in der bibel ein Nabuchodonosor eine rolle spielt, mit einer erzählung von könig Nabuchodonosor zu vereinigen.' Auf diesen gedanken kam eben schon der dichter, als er die notwendigkeit erkannte, seinem laienpublicum (vgl. Lob. Sal. 154. Nab. 3 ff.) den gegenspieler Holofernes zu exponieren. 'Wer war der könig, der ihn gegen Israel sandte?' Das war der heidnische wüterich, der die drei jünglinge in den feuerofen warf. — Wenn die Judith formelhafter erscheint als die Drei jünglinge, so beruht das lediglich auf den drei eigennamen Holoferni, Judithi, Avi mit ihren reimen. Für die einheitlichkeit sprechen die reime *bichêrin* : *hôrin* 39. 163; *himili* : *hî nidini* 11. 201; ferner die gemeinsame stelle 51—56 = 127—132, die ohne grund verdächtigt wird; das gleiche stilmittel einer bestimmten antithese 65 *dî âzzirin brunnin, dî innirin sungin* = 113 *dî drinni wârin — dî dir vori sâzzin*; und schließlich die erwägung, daß die Drei jünglinge für ein selbständiges gedicht allzu kurz wären, denn ein solches hätte sein thema nicht in 84 vv. herunter gehastet, sondern viel breiter erzählt.

Die Judith ist kein bruchstück; das kleine drama beschließt der angelus ex machina mit seinem vorausdeutenden bericht, der sogar die heimkehr der heldin und die befreiung ihres volkes vorwegnimmt. Da bleibt für directe erzählung kein raum mehr. Der kunstgriff, der die mordtat hinter die szene schiebt und der heldin jede verantwortung abnimmt, ist sehr beachtenswert. Das äußere zeichen des abschlusses ist der dreireim.

In den versuchen, das Lob Salomons auseinander zu reißen, kann ich nur bare willkür sehen. Daß die erzählung vom drachen andern rhythmus und bessern fluß hat als die in engem anschluß an die bibel gestoppelte beschreibung von Salomons hofhalt, wird doch niemand wunder nehmen. Die selbständigkeit des gedichtes beweist das eingangs- und schlußgebet, aber es bildet doch wohl eine höhere einheit mit der Judith und gehört dem gleichen verfasser zu. Dafür beweisen nicht viel die reime *gebiti* : *weliti* 15 (Nab. 9 *sagitin* : *habitin*); *wârin* : *lêri* 61 (Nab. 21 *wâri* : *heilêri*; 33 *hêrin* : *wârin*); *bant* : *lanc* 83, vgl. 71 (Nab. 185 *banc* : *hant*); *jâri* : *zuwâri* 81 (Nab.

109 *wâr : jâr*). Mehr fällt ins gewicht *in allin vîrin sin úf hûbin, vor den kunic si in trûgin* (149) und Nab. 165 *dî vrouwin si ûf hûbin, in daz gezelt si si drûgin.* Wenn Steinmeyer *lussam* (Nab. 155) anmerkt, weil derartiges den Drei jüngl. fehle, so verweise ich auf Lob Sal. 125, wo dies wort wiederkehrt. Die diction ist völlig gleich; dafür nur ein beispiel: *er vant daz dîr in Lybano: zi steti jagit erz dô . dô jagit erz alli drî tagi volli* Lob Sal. 107; vgl. Nab. 65 *dî ûzzirin brunnin, dî innirin sungin : dô sungin si dar inni* .... Lateinische brocken finden sich hier wie dort eingestreut. Beide gedichte verwenden die verlängerte schlußzeile, aber beide nur gelegentlich, nicht regelmäßig. Daß nun von zwei gedichten, die so viel gemeinsam haben und die auch — schon in der vorlage — gemeinsam überliefert sind, das eine einen geistlichen zum verfasser hätte, das andere einen spielmann, glaube ich nicht. Gern aber gebe ich zu, daß ihr dichter in gewissem sinne beides war, geistlicher und spielmann, nämlich ein fahrender aus der klosterschule. (Vgl. unten s. 190 anm.)

I. Lob Salomons.

7 dî gebi vili scôni,
dî dû dêti Salomôni.

hs. *uoli*] MSD dachten wohl an vorklang des *scôni* (vgl. Vor. Alex. 1365 *mit dem solben worte*), aber zur änderung berechtigt das noch nicht: *vol frum, volle clâr, vollen wîse* ist doch allgemeiner sprachgebrauch.

21 Der hêrro sich bidâchti,
zi goti er ⟨sich⟩ kârti:
'hêrro, du weist vil wol,
wî michil lût ich biwarin sol.

hs. *keriti*] 'Müllenhoff änderte ohne zwingenden grund in *karti*', sagt Steinmeyer; aber seine textierung nach der hs. läßt das *sich* vermissen. Ich lese: *zi goti er kirahti.* In der geistlichen dichtung des 12. jhs. begegnet *rechen, recken* 'sagen, erzählen' überall; vgl. Genes. D 79, 17 *der andir mit imo dô rahte.* Der lesefehler geht wohl auf ein *kerahti* der vorlage zurück; zur schreibung vgl. *kereht* Wien. Genes. 26, 27.

Für v. 23 f. ist überliefert: *herro du uil woli wrift al wi michil leuth ich bi warin fol.* Haupt, Müllenhoff, Steinmeyer

und Leitzmann suchten die verderbnis zu bessern; aber von den vorgeschlagenen reimen *wali* : *biwarin*, *woli* : *sol*, *al* : *sal* ist keiner glaubhaft. Auch nicht der reim Waags, denn das gedicht kennt nur die form *woli* (126. 157. 159. 168. 193). Und wo bleibt das *al*? Ich vermute als ursprünglich: *herro du weist alwari wi michil lut ich sol biwarin.* Der schreiber hat das formelhafte *du vil woli weist* hingeschrieben, stieß dann auf *alwari* und sah sich zum notreim gezwungen.

95 dû wirt scarf undi was,
dû snîdit als ein scarsahs.

hs. */carfach fi,* daher ist zu lesen: *wassi* : *scarsachsi.*

115 von dû wart daz hûs zi Hiersalêm
giworcht âni alliz îsin.
[Dô was d]az [hûs rîchi]
giworcht mid michilin vlîzzi.

Ein reim *Hiersalêm* : *îsin* ist ausgeschlossen. Man streiche ein *giworcht* und die lückenhafte zeile, d. h. den wortrest *az,* und lese: *von dû wart daz hûs âni alliz îsin / zi Hiersalêm giworcht mid michilin vlîzzi.* Der schreiber hat, was leicht begreiflich, an *hûs* voreilig *zi Hiersalêm* angeschlossen, hat dann, beirrt durch die verwerfung, die zeile wiederholt und das falsche plus (2 *giworcht*!) nicht völlig wieder getilgt.

162 zwelf gummin dînôtin imo dû
drû thûsint manigêri
di giwîst er alli mid sînir lêri.

hs. *zuelf gummir dinot imo du: duo thufint manigeri.* MSD erklären *gummir* als *gomman*[1]), *manigeri* als *machinarii,* nach 2 Paral. 2, 2. 18 *tria milia et sexcentos praepositos operum populi.* Aber erstens haben diese *praepositi operum* nichts mit des königs haushalt zu schaffen, zweitens wäre *manigeri* nur als schreibfehler über *manicharii* zu verstehn und drittens ist die zahl *drû thûsint,* die allein die beziehung begründet, erst durch conjectur gewonnen. Zugrunde liegt vielmehr 3 Reg. 4, 7 *habebat autem Salomon duodecim praefectos super omnem Israel, qui praebebant annonam regi et domui ejus; per singulos enim menses in anno singuli necessaria ministrabant.*

[1]) Lexers beleg (unter *gomman*): '*gummen* Diem. 111, 20' meint unsere stelle.

Die hsl. überlieferung entspricht genau dieser bibelstelle oder einer vorlage, die aus ihr schöpfte. Die *duodecim praefecti* werden durch *zuelf gummir* wiedergegeben, d. i. *gûmir, goumer* 'aufseher'; *manigeri* aber, von *mânic* 'monatlich' abgeleitet, verdeutscht wohl ein *menstruales* der unmittelbaren vorlage (*menstruum* 'monatsdienst'); denn *dî dû sint mânigêri* heißt 'die eben ihren monatsdienst haben'. Zu der schreibform *thu* läßt sich *thir* (v. 90) stellen, aber der schreiber kann *dû sint* auch als *thûsint* verstanden haben.

171 (nihênis dînistmannis niwart min),
dînotin gizoginlîchi.

Die ergänzung Diemers *niwart min* ⟨*giwari, sine*⟩ *dinotin* wird richtig sein, doch ist nicht mit Kraus das ganze verspaar der parallelstelle 241 f. herüber zu nehmen, denn *swelich enti man wolti varin* gibt hier keinen rechten sinn. Vermutlich ist ausgefallen: *undir der ganzin schari.*

183 Dô chom dû gotis stimmi
zi demo kuniclichin manni.

Das fehlende reimwort ist aus v. 31 zu ergänzen: *Dû stimmi sprach dannin zi demo kuninclîchen manni.*

213 imo dînint vil vrô
VIII chori der eingilo.

Lies mit der hs.: *vrô⟨lîchi⟩ : eingili.*

225 dû (*Ecclesia*) sol imo gilîchin
in dugintin rîchlîchi,
a ve sol giberin dû kint,
dû dir got selbi ginennit sint.

MSD streichen *ave*; ein *abir* gäbe hier wirklich keinen sinn. Das ursprüngliche wort hat der zeilenschluß verstümmelt; es hieß *duv urave* = *vrouwe*. Für *got selbi* schreiben MSD *gotis erbin*. Mit den kindern, die da gott selber genannt sind (vgl. zu der stelle Waags anm. und Kelle 2, 120), werden einfach die christen gemeint sein, da mittelalterlicher sprachgebrauch zwischen *got* und *Krist* nicht unterscheidet.[1]) Man

[1]) Auch der gott des alten bundes heißt *Krist* oder wird mit Christus vermengt: *É got giborin wurdi, dô wilt er aller dirri werldi* Nabuch. 1; und die drei jünglinge erklären dem könig von Babylon: *wir giloubin an*

vgl. Ezzolied 205 *den alten namen legite wir hine, von der touffe wurte wir alle gotes chint*; Schönbachs Altd. pred. II 162, 22: *disiu witib bezaichent diu heiligen christenhait: wer sint iriu chint? daz sint alle die die in der heiligen tauffe christenlichen namen enpfahent.*

239 Bî Salmônis zîtin
was sulich vridi undir din lûtin ...

Die deutung des namens *Salmon* 'pacificus' hat zur übertragung des Augustusfriedens auf diese frühere zeit geführt. Vgl. zu Octavians landfrieden noch den Weingart. reisesegen (MSD IV 8), die Snorra Edda 1, 374 (*Fróðafriðr*) und Saxo 255. Näher geht uns hier an ein beleg aus Guillaumes Joies Nostre Dame (bei Martin, Besant XXXVIII): *El tens Otovien de Rome ... Out en son empire tel pes, Ne quit que tele i ait james. Car si vus portissiez or fin Ne en veie ne en chemin Ne en lieu ou vus alissiez, Un robeur ne trovissiez. Tant ert Otoviens amez, Tant ert cremuz e reclamez.* Die stellen stimmen, wenn man vom reimfüllsel absieht, genau überein. Man darf daher die *helidi snelli* 244 (ebenso ironisch: Warnung 922) den *robeurs* gleichsetzen. Aber auch auf v. 245 f. fällt licht:

niheinis urlougis wart nini (hs. *man*) giphacht,
man ni stillit iz alliz mit sînir kraft.

Mit wessen macht erstickt 'man' schon den aufzüngelnden friedensbruch? Es kann nur gemeint sein: Salmons macht und ansehen hält alles nieder, wie oben die Octavians. Daher darf man wohl lesen: *Salmôn ni stillit iz alliz mit sînir kraft.* Das *man* (für *Salmon*) wird auf einer lücke der vorlage beruhen. Schließlich bleibt noch zu erwägen, ob nicht in v. 245 (und allenfalls auch in v. 242) das überlieferte *wart man* als *wartman* 'wächter, kundschafter' zu verstehn sei; vgl. Priesterleb. 19 ff. und Spec. eccles. 167: *Der wartman phliget zestenne an der hohe . daz er sine husgenozzen muge gewarnen . so die uinde nahen.*

---

den Crist, der gischûf alliz daz dir ist ebd. 51. Wenn es im Wiener hundesegen heißt *Christ uuart gaboren êr uuolf ode diob uuâri,* so wird da *Christ* einmal als weltschöpfer verstanden, der vor dem wolfe da war, und einmal als heiland, der zur zeit des Augustusfriedens geboren wurde.

247 als iz got selbi gibôt.
dô richsôti rex pacificus.

'Der reim ist sicher verderbt': und leicht zu heilen. Lies: *als iz got selbi gebot sus.* Auf lat. *-us* ist *sus* der allgemeine notreim, wie *sâ* der auf lat. *-a.* Vgl. : *sanctus* Diemer 82, 14; 355, 16. : *intellectus* 335, 29. : *iuventus* 346, 21. : *senectus* 346, 23. : *augustus* 350, 17 und die 10 steinnamen: *saphyrus* etc. im Himml. Jerus. 162—408.

II. Nabuchodonosor.

19 dô sprach ûzzir der sûli
daz gidwas ungihuiri.

hs. *daz dicki was ungihuiri.* Haupts conjectur finde ich unnötig; ich sehe in *dicki* nur die bekannte litotes für *ie* und in der redensart eine der gewöhnlichen umschreibungen (*der nie guot geriet; der ie tugende stôrte*) für den namen des teufels, den schon der Heliand (1076. 5445) *unhiuri fiund* nennt.

67 dô sungin si dar inni
dû sûzzirin stimmi.

hs. *difuzzirin ftimmi*; MSD: *mid sûzziri stimmi.* Weder Waag noch seine berater verlieren ein wort über die unmögliche wendung. Es ist zu lesen: *dô sungin si dar innī dû* (= *diu*) *sûzzir in stimmi* 'da sangen sie drinnen umso süßer im chore'. Denn *gesanc in stimmen* bezeichnet den harmonischen chorgesang, wie aus Tatian 97, 6 erhellt: *gihôrta gistimmi-sang inti chor* (*audivit symphoniam et chorum* Luc. 15, 25). Vgl. auch die belege *gastimmaz* (sc. *sang*) 'consonam modulationem'; *gistimmida* 'harmonia' (Schmeller II 757). Walther 7, 28 gehört gleichfalls hierher: *Dâ ez ie wurde gesungen in stimmen* (*oder von zungen ûz allen ordenungen*).

73 Alsô dî heidini daz gisâhin,
vil harti si zwîvilôtin:
alsô harti sô si getorstin,
sô lobitin si den vurstin.

Das würde also heißen: 'Als die heiden das sahen, wurden sie ganz stutzig; so stutzig, als sie es nur wagten, so lobten sie den fürsten.' Sinn kommt da keiner heraus, wenn man nicht pressen will. Und zudem fehlt der reim.[1]) Die hs.

[1]) Größere freiheiten gestattet sich der dichter nur wie üblich bei fremdwörtern und in tribrachischen bindungen. Zu diesen darf man auch

bietet in v. 74 *zu iuilo tin*. Es wird zu lesen sein: *vil harti si zu in ilotin* (= *ileten*). Dies verb aber dürfte als synonym für *gâhtin* in die abschrift oder die vorlage geraten sein. Das *uurstin* in v. 76 gewährt zwar vollreim, ist aber als bezeichnung gottes gleichfalls unglaublich; es wird aus *truhtin* (über ein *turhtin*) verlesen sein. Der sinn der stelle wäre demnach: Beim anblick der singenden jünglinge eilten die heiden zum ofen, so nahe als sie sich getrauten (denn einigen war dies vorher übel bekommen), und nun priesen auch sie den herrn. Nabuchodonosor und seine götzen aber waren *gilastirôt*.

87 er hîz dî alliri wirsistin
sînin siti lernin.

hs. *wirfiftin man*. Ich glaube nicht, daß das substantiv ausfallen darf[1]), sehe aber in *man* ein versehentliches ersatzwort für *lûti* und lese: *er hîz dî allir wirsistin luiti* (Lob. Sal. 63) *lernin sînin siti*.

91 noch ûzzir iri mundi
nîman nicheini gûti redi vundi,
nicheini gûti antwurti,
⟨ni⟩ wâri mid iri scarphin swerti.

'Die in den Denkm. gegebene fassung halte ich für unrichtig, denn daß aus ihrem munde keine rede eine gute antwort bekäme, außer mit ihrem scharfen schwerte, ist ein ganz schiefer gedanke: eine schwertantwort auf eine anrede ist weder eine gute antwort, noch geht sie aus dem munde hervor'

---

die reime *burgi* : *menigi* 151. 217 und *wirchin* : *êrinin* 41 stellen, da sproßvokal anzunehmen ist (vgl. D 368, 10 *beruftwere* : *burege*. Alle übrigen unreime beruhen, glaub ich, auf textverderbnis. So ist in v. 17 (*êni sâl guldîn* : *kunigi*) zu schreiben *guldîni*. Das verspaar 169 f. *nû daz alsô wesin sol, daz du, kunic, mich zi wîbi nemin solt* läßt als grundlage vermuten: *nû daz alsô sol wesin, daz du, kunic, mich zi wîbi wilt chiesin*. In v. 213 *du slâ Holoferni daz houbit von dem bûchi* ist das zweite reimwort schon dadurch verdächtig, daß es in der nächsten zeile wiederkehrt. Die übliche reimformel wird auch hier einzusetzen sein: *du slâ Holoferni daz houbit von dem lîbi gerni*. Klingt das naiv, umso besser; heißt es doch auch in der Gold. schmiede 1584: *Judith, diu vroelich und gerne daz houbet Holoferne sluoc unt schriet ab sînem kragen*.

[1]) In Summa Theol. 291 steht zwar *zi der urtêli ni chumint dî wirsistin*, aber das beziehungswort *luiti* geht vorauf (289).

(Sievers, Prager DStud. VIII 204). Ich glaube, die sonderbare wendung beruht auf der entsprechenden bibelstelle: *omnesque resistentes sibi occidit in ore gladii* (Judith II 16; cf. VII 17).

95 wazzir undi vûri
mach in vili diuri,[1])
undi sich swer dir ebrêschin icht kan,
daz iri nibilibi lebendic niman.

vûri (hs. *uur*) wird mit MSD als *vuore* 'nahrung' erklärt. Mit unrecht, da *aqua et ignis* formelhaft ist zur bezeichnung der nötigsten lebensbedürfnisse. *Non aqua, non igni, ut aiunt, locis pluribus utimur, quam amicitia,* sagt Cicero; *aqua et igni arcere alqm* 'einen ächten'; *wer aus der mark verwiesen wird, dem füllt man den brunnen und schlägt ihm den backofen ein* (RA III 1, 17). Holofernes benimmt seinen feinden die feuerung, indem er haine und bäume umhauen läßt (Jud. III 2; II 17).

Zu *sich swer* verweisen MSD auf Gramm. 3, 41; doch ist hier das *sich* durch den daß-satz als 'sieh zu' erwiesen. Auch kennt die Grammatik nur *sihuuer* 'aliquis' (14 mal im Tatian; vgl. dazu Gutmacher, Beitr. 39, 17), nicht aber ein *sich swer.*

101 Oloferni dô giwan
ein heri michil undi vreissam.

hs. *Do gi wan oloferni ein heri michil undi ureiffam.* Ich ziehe eine andere herstellung vor: *Dô giwan Oloferni michil undi vreissam ein heri.* Denn *Oloferni* steht immer im reim (117. 126. 153. 175. 187. 213) und über ungewöhnliche wortstellung stolpert der schreiber stets.

123 odir wer in helphi dingi:
si sint nâch an dem endi.

Für *dingen* in der bedeutung 'einem etw. versprechen' wäre unsere stelle der einzige beleg (s. Lexer I 438); es ist wohl *sendin* zu ergänzen, wodurch auch der reim in ordnung kommt. Den ausfall erklärt der zeilenschluß in der handschrift.

125 Dô sprach der burcgrâvi:
'swîgent, Oloferni'.

Nicht nur fehlt der reim, die angabe ist auch unbiblisch. Und das gedicht folgt der bibel genauer, als ihm nachgesagt wird

[1]) Derselbe reim in Summa theol. 73. 99.

(vgl. dazu MSD 236 f.).[1] Die einzige abweichung von belang ist die ausschaltung des Achior (Jud. 5, 5 ff.), dessen rede hier einem andern in den mund gelegt wird. Aber kaum dem 'burggrafen' von Bethulia. Unsere stelle ist die antwort auf die frage des Holofernes, *an wen disi burgêri jehin* (121); sie muß daher lauten: *Dô sprach einir der burgêri: 'swîgent, Oloferni'.* Und darauf wieder bezieht sich

133 Dô sprach abir einir deri
selbin burgêri

'wiederum einer dieser burgleute'. Dadurch kommt an beiden stellen der vermißte reim zum vorschein (denn *einir* : *burgêri* ist gleichfalls keiner). Zu *deri* — für hsl. *der* — als reimwort vgl. Weinhold 466.

135 nû giwin uns eini vrist, biscof Bebilîn;
ob iz ûwiri gnâdi megin sîn,
ir giwinnit uns eini vrist ...

Den bischof *Bebilin* darf man dem verfasser unseres gedichtes nicht ankreiden. Zwar ein geistlicher war dieser kaum, aber doch auch kein spielmann wie die dichter des Oswald, Orendel oder Morolf, sondern ein clericus, ein fahrender mit geistlicher bildung.[2] Nach dem buche Judith sind die *principes* in

[1] Die abweichungen erklären sich leicht aus der volkstümlichen haltung des gedichtes, das sich an laien wendet. So beruht die dreizahl in v. 138 (*transactis quinque diebus* Jud. 7, 25) auf andeutschung: RA cap. V. Vielleicht auch der name *Avi* = *Ave* für *Abra*; ihn hat wohl die mit symbolen spielende predigtexegese ('*Ave*' — *Eva*) in umlauf gesetzt, der ja die parallele Judith — Maria geläufig war. Auch der name *Bathania* für *Bethulia* scheint auf breiterer grundlage zu ruhen, da ihn der pfaffe Lamprecht ebenfalls gebraucht. Und ebenso wenig bietet Judith als schenkin einen anstoß; feiert doch auch die Mariendichtung die Jungfrau als *edele schenkinne* und *ûzerwelte kelnerinne* (Salzer 93). Man dachte dabei an das schenkenamt als ehrenpflicht der germanischen frau, wie es die ags. und altn. dichtung darstellt (von der deutschen volksepik dieser zeit ist uns nichts erhalten). Auch in der 'Judith' wird die unbibl. einschaltung durch die epische formel angeregt sein.

[2] Über den beruf, den fleißige schüler neben den geistlichen ämtern einmal wählen können, spricht Nicolaus von Bibera (Carmen satiricum 1596): *Quidam romipete, quidam fortasse poëte, Quidam magnorum scriptores sunt dominorum, Quidam lectores magnosque secuntur honores.* Das galt auch schon für das 12. jh.; vgl. Wilh. von Malmesbury über den hof Mathildens von England (gest. 1118): *turmatim huc adventabant scholastici tum*

Bethulia: Ozias sowie die *presbyteri* Chabri und Charmi (6, 11. 8, 9. 28). Das sind die *bischofe* unserer stelle, denn die ursprüngliche mehrzahl verrät auch das *âwiri* in v. 136. Die vorlage hatte also wohl: *nu giwinnit unſ eini vrift bifchophe* (oder *bifchophhe*) *biilin* 'eilends'.[1]) Die ratlos dastehnde zeile 137 ist an das folgende zu schließen: *irn giwinnit uns eini vrist ... in dirri burc dingi swer sô dir welli.*

141 ni lôser unsich nicht danni,
in dirri burg dingi swer sô dir welli.

Es fehlt wieder der reim; l. *nicht danni snelli.*

177 Dô hîz man dragin zisamini
dî spîsi alsô manigi,
mit alli di spîsi dû in demo hero was.

MSD streichen v. 178. Ich glaube, daß nach *spîsi* in v. 179 der zeilenschluß eine lücke gerissen hat, etwa des inhalts: *nâch ebrêischir* (oder auch *êhaftir*) *wîsi.* Denn Judith hatte sichs ausbedungen: *ex his autem, quae mihi detuli, manducabo* (12, 2). Wir kennen auch ihre zehrkost ganz genau: *Imposuit itaque Abrae suae ascoperam vini et vas olei et polentam et palathas et panes et caseum, et profecta est* (10, 5). Und bei dem gastmahl ißt sie nur *ea quae paraverat illi ancilla ejus* (12, 19. 9). Nun fällt auch licht auf das sonderbare wort *hero,* das nach MSD = *heri* sein sollte, ohne daß die zeile dadurch verständlicher wurde. Es ist *bero* zu schreiben, sonst im mhd. als *bêre, perre* belegt 'sackförmiges fischernetz, aus gr. lat. *pera*'. In Graz heißt *der ber* das sacknetz, das die frauen (in diesen zeitläuften auch die männer) zum markteinkauf tragen. Im latein. bedeutet das wort 'ranzen' und so gebraucht es auch das buch Judith: *Et post pusillum exivit et tradidit caput Holofernis ancillae suae et jussit ut mitteret illud in peram suam* (13, 11; vgl. auch 13, 19). Das ist eben der rucksack, in dem vorher der mundvorrat war.

---

canticis tum versibus famosi, felicemque se putabat qui carminis novitate aures mulceret dominae (Gröber 459); Caesarius Heisterbac. I 84: *vagus quidam clericus, Nicolaus nomine, quem vocant archipoetam.*

[1]) Wieder würde man, wie in v. 74, lieber lesen: *bî gâhin* (: *ob iz megi sîn zûwirin gnâdin*).

185 der zenti saz ûffin der banc,
der hetti din wîn an dir hant.

Diemer sah in *zenti* eine bezeichnung für Holofernes: *centenarius* 'zentgraf'. Nach MSD aber wäre *zenti ûffin der banc* = *zi enti der banc*. Dabei blieb es, nur daß man die wendung verschieden auslegte. Waag dachte an den küfer (der doch nicht mit zu tische sitzen könnte samt krug, schlauch oder faß!); Scherer faßte den vers als zwinkernden seitenblick des spielmanns auf, der beim vortrag einen trunk begehrt. Gegen den hübschen einfall spricht der geistliche stoff des gedichts und dessen kürze. Steinmeyer versteht: 'auch der geringste hatte seinen wein' (vgl. auch Kelle 2, 239 f.); dann stünde — was auch Scherers deutung voraussetzt — gewiß da: *ouch der zenti saz ûffin der banc*. Denn ein drücker, wie er da angenommen wird, ist der stumpfen und formelhaften redeweise unseres reimers nicht gemäß. Er erzählt auch so knapp und geradezu, daß der ausschmückende zug, auch wenn Steinmeyer recht hätte, als überflüssiger schnörkel auffiele, denn formelhaft ist unsere zeile nicht. Dafür aber fehlt die formel, die man hier erwarten durfte. Es soll ein festlicher schmaus beschrieben werden. Man trug die speisen zusammen, reine und unreine; Judith und ihre magd brachten den trank. Und nun will man als üblichen abschluß die gemeingermanische epische gastmahlformel hören: 'essen — bank — wein'. Vgl. Beow. 1014 *Bugon þá tô bence bléd-ágande, fylle gefægon, fægere geþégon medo-ful manig;* 1233 *Éode þá tó setle. Þær wæs symbla cyst, druncon wín weras;* Judith 15 *Híe þá tó þám symle sittan éoden, wlance tó wíngedrince ... Þær wǽron bollan stéape boren æfter bencum gelóme*; Wiener Genes. 2023 (35, 5) *fi fâzen ze müfe mit urôlicheme gechôfe .. uone benche ze benche hiez man allûteren wîn fcenchen.* Auch unser gedicht wird sich — hier wie sonst — an die geprägte formel gehalten haben: *der ezzenti saz ûffin der banc der hetti din wîn an dir hant* 'wer essend auf der bank saß hatte den wein vor sich'.

Wie der schreibfehler zustande kam, lehrt ein blick in die handschrift. Da steht nämlich: *der | zenti.* Die beiden wörter trennt der zeilenschluß, und der ist — wie wir schon öfters sahen — eine typische fehlerquelle für den Vorauer

schreiber. Ich verzeichne nach Diemers abdruck die beispiele aus dem Lob. Sal. und dem Nabuchodonosor: 108, 14 *mich ⟨ilin eron mit⟩* 112, 1 *niwart min ⟨giwari . . sine⟩* 113, 18 *⟨duw ur⟩ ave* 117, 11 *got ⟨in himili?⟩ den uir kof er* 118, 4 *zi⟨ti⟩* 120, 4 *dingi ⟨sendin?⟩* 121, 15 *wib ⟨fu zierti woli⟩* 121, 16 *undi ⟨ir wib ava di gingin⟩* 122, 10 *di fpifi ⟨nach ebreischir wisi?⟩*. Aus den andern texten der hs. führe ich nur die wortverstümmelungen durch zeilenschluß an: 28, 7 *hete⟨r⟩* 52, 9 *uo⟨ne⟩* 86, 17 *lugener⟨e⟩* 88, 3 *ewart⟨e⟩* 158, 10 *nivh⟨t⟩* 183, 3 *phaf⟨f⟩e* (s. Könnecke s. 21) 184, 18 *⟨ze ch⟩unige* 191, 27 *gebar⟨e⟩* 195, 12 *ni⟨w⟩eht* (vgl. 197, 12 *new | eht*) 201, 14 *karta⟨gi⟩nenfen* 204, 20 *fine⟨s⟩* 207, 10 *⟨de⟩n andern* 217, 11 *zurn⟨et⟩* 223, 3 *gefa⟨ge⟩te* 233, 6 *michel⟨en⟩* 233, 8 *⟨h⟩er* 253, 12 *fle⟨ı⟩fk* 268, 17 *⟨we⟩lich* 276, 10 *uz⟨z⟩eren* 340, 28 *erga⟨n⟩gen* 346, 19 *gehciz⟨z⟩en* 369, 23 *nih⟨t⟩* 378, 6 *go⟨tehei⟩te*.

189 durch des wîbis ⟨vrûti⟩
er wart des wînis mûdi.

Ich würde als füllwort *spûti* vorziehen: 'durch ihr fleißiges einschenken'.

205 unde geinc dir zi demo gizelti,
dâ daz swert sî giborgin.

giborgin reimt nicht und gibt keinen sinn, wie man es auch drehen mag. Vielleicht ist *giberti* zu lesen (*evaginasset* Jud. 13, 9).

209 ob er ûf welli,
daz sû in eddewaz âvelli.

Steinmeyers *duelli* ist so sicher, als ob es in der hs. stünde. Vgl. dazu Hochzeit 277 *ob si dar wolten, daz si niht entwâlten*; Wien. Gen. 2003 *ob fi des newolten, daz fi in niene tualten.*

211 du zûhiz wîglîchi
undi slâ baltlîchi.

hs. *du zuhiz wiblichi . uñ flabranihichi.* Ich erkannte (Zs.fda. 41, 76) in der hsl. überlieferung die reimwörter *blichi : slabraui nichi* und sah darin den im 12. jh. so beliebten vergleich 'schnell wie blick und lidschlag'; vgl. dazu noch die belege Zingerles, Germ. 11, 175. Aber in ordnung war damit die stelle nicht, wie Edw. Schröder betonte, der meine bedenken gegen das vergleichende *wi* in einer fußnote zum ausdruck

brachte. Sievers widmete in den Prager D. Stud. VIII 209 meinem vorschlag eine ausführliche widerlegung. Er ging aber von einem mißverständnis aus, das auch in Waags anmerkungen wieder erscheint mit dem erstaunlichen wortlaut 'du zücke es wie blitze und der wimper zuckungen'. Daran habe ich nie gedacht. Bedenklich findet Sievers ferner die form *slâbrâ.*[1]) Er sieht darin eine secundäre bildung nach *slegibrâwa,* die in so früher zeit nicht wahrscheinlich sei. Nach meiner ansicht ist *slâbrâ* als verbalcompositum eine von *slegibrâwa* ganz unabhängige bildung (vgl. die sammlung Gramm. 2, 680) und älter als dieses, da *slac* schon ableitung aus *slah* ist.[2]) Sie wird aber frühzeitig verdrängt durch die *slac*-formen, denen ja schließlich auch das zeitwort *slahen* (daneben schon im ahd. *slagôn*) zum opfer fiel.[3]) Sievers bezweifelt endlich, daß *nicken* je etwas anderes bedeutet habe, als was wir heute darunter verstehen. Ich verweise dem gegenüber auf das Dwb. VII 733—738: *Der nick* 'nickende kopf-, augenbewegung'; mnd. *nick* 'das blinzeln der augen als krankheit'; *nikk* 'nictatio' Schottel 1369; *nick* 'clignement' Rädlein 674; *nickhaut* 'membrana nictitans'. Rückert sagt: *er wacht, ob auch sein auge nickt* Makam. 129. Schmeller I 1724 citiert: *Ob ich gab entnucken* (dormitationem) *den augpran mein.* Kluge, Etym. wb. stellt *nicken* (mhd. *nicken,* ahd. *nicchen*) als iterativ zu *neigen*; '*nacken* ist nicht verwandt'. Zu *neigen* bemerkt er: 'vielleicht gehört lat. *co-niveo nîco nicto* 'mit den augen winken, nicken' zu der germ. sippe.' Auf grund dieser belege darf man gewiß *nicken* 'nictare' auch im altd. ansetzen. Dafür sprechen auch die parallelen zu

[1]) Die Glossen belegen das wort in folgenden formen: *slegipraa* II 225, 23. *slechepraauuun* 233, 31. *sleibrauuon* 498, 2. *slagebra* III 661, 9.

[2]) Man darf übrigens die frage aufwerfen, ob das *sla* in *slabra* nicht auf *slaf* ahd. *slah* 'schlaff' (zu *labi*) zurückgeht und erst an *slahen* angedeutet wurde, wie auch *bra* eine mischform aus *brâ* und *brâwa* ist.

[3]) Als simplex hat sich *slâ* 'vestigium' (schon im Heliand, 2401 M *hôfslaga.* C *huofslegi*), dessen vollform *slage* lautet, aber auch mit wahrung des spiranten *slahe* und *slawe,* lange behauptet. Von zusammensetzungen sind *sla-boum, -gelt, -glocke, -herze, -reht* allein belegt; auch *schlafittich* < **slahvetech* wird hier zu nennen sein. Sonst stehen neben einander: *slahprucke, -gatter, -hûs, -kefege* und: *slage-brucke* etc. (Vgl. das material bei Schmeller II 495 und Lexer s. v.)

unserer stelle: *ofte siz aneplicte, aue sa si nidernicte* Wien. Genes. 19, 7; *dô si nider genicte und wider úf geblicte* Wernh. Maria 471. Die ersatzwörter in MSD und bei Hofmann halte ich auch heute noch für lückenbüßer und stoße mich obendrein an der wiederholung *undi slâ baltlîchi, du slâ Holoferni* und nicht minder an dem *zuhiz*, dessen *iz* ohne beziehung bleibt (denn *swert* in v. 206 liegt schon zu weit ab). Ich lese die stelle:

du zuwischī blichī
undi slabraui nichī
du sla Holoferni
daz houbit von dem buchi.

Zur schreibform für *blicken* : *nicken* vgl. Lob. Sal. 232 *birichti*, 233 *lêri*, 252 *bihalti*. Aus *zuwischi* (= *zuwiski*) ist durch metathese *zuchiswi* und daraus *zuhiz wi*(*blichi*) geworden, wie denn das wort *zwischen* den schreibern immer zu schaffen macht und jedesmal in anderer gestalt auftaucht (in Lamprechts Alexander, also in derselben hs., einmal als *zefvifven* 717). Die stelle besagt also: 'Heiß deine magd Ava vor das bett eilen, daß sie ihn noch zurückhalte, wenn er etwa aufführe. Du aber — binnen blick und lidschlag hau du dem Holofernes das haupt ab!'

Zum schlusse noch ein wort über die ungleich langen strophen der beiden gedichte. Sie bewegen sich zwischen 8 und 21 zeilen, wobei im Salomon der zehnzeiler, in der Judith der achtzeiler überwiegt. Die versuche, die absätze in gleiche strophen zu schneiden, scheinen mir ebenso unberechtigt wie die bei der Summa theologiae vorgenommene umstellung, um eine — recht verzwickte — regelmäßigkeit herbeizuführen. Da eine ganze reihe von gedichten die gleiche lose gliederung zeigt, haben wir einfach anzuerkennen, daß die erscheinung zur poetischen technik der zeit gehört; aber wir dürfen fragen, woher die neuerung kam. Und da läge es m. e. am nächsten, an das vorbild der französischen laissendichtung zu denken. Die laisse oder tirade verbindet, wie bekannt, eine beliebige zahl von versen durch einen reim oder eine assonanz zum gesätz. So besteht das Alexanderbruchstück Alberichs, ähnlich wie unsere gedichte, aus acht laissen zu 6, fünf zu 8, einer zu 10 und einer zu 7 zeilen. Bei der weit-

gehnden abhängigkeit der altdeutschen dichtung von der französischen auch in formaler hinsicht (vgl. darüber Wackernagel, Altfranz. lieder und leiche s. 213 ff.) wäre es nicht überraschend, wenn man von Überrhein die laisse als handliche strophenschere zur gliederung eines gedichtes entlehnt hätte. Ich meine bloß die freiheit, je nach bedarf des inhalts ungleiche strophen zu bilden. Ob man weiter ging und auch die einheitliche assonanz nachahmte? Mit dieser frage betreten wir recht schwanken boden. Manches scheint dafür zu sprechen.[1]) Gleich die eingangsstrophe des Salomon ist fast ganz auf dunklen vocal gestimmt: *Inclita lux mundi* : *kundi. lufti* : *crefti. mundi* : *kundi. scôni* : *Salomôni. wisheit* : *cristenheit.* Desgleichen die zweite strophe der Judith: *Nabuchodonôsor* : *virkôser. worchti* : *vorchti. guldîni* : *kunigi. sûli* : *ungihuiri. wâri* : *heilêri. gibot* : *abgot.*[2]) Man denkt an die reimhäufung in altd. gedichtschlüssen (Kindh. Jesu, Urstende, Mar. himmelfahrt, Hartmanns zweites büchlein, Rudolfs Barlaam, Der verkehrte wirt, Frauenbuch, Wiener meerfahrt, Helbling, Martina). Auch im innern der gedichte begegnet manchmal dieser haufenreim, der offenbar als besondere zier galt. So reimt der dichter der Mariengrüße (Zs.fda. 8, 274 ff.) 40 verse auf *an* und blickt dann befriedigt auf seine leistung zurück: *dâ endet sich der rîme ian und hebt daz êrste fünfzic an.* Aber auch assonierende reihen trifft man auf schritt und tritt; ich meine reimgruppen wie *gezouwe* : *anehowe. gebouge* : *getouge* (Pilat. 7). Das Ezzolied bindet wohl ein drittel seiner verse durch solchen vierklang. Ihn könnte man vielleicht als nachwirkung des ersten reims erklären, so daß er unbewußt zustande käme.

[1]) Hoch darf man seine erwartung ja nicht spannen. Eine künstliche einführung der assonanz — in Frankreich ist sie bodenständig — hätte in Deutschland gegen den reim mit seiner dreihundertjährigen tradition nicht aufkommen können. Den einheitlichen laissen reim aber verwehrte dieser zeit der geringe reimvorrat der deutschen sprache.

[2]) Dabei fallen einem reimverwogenheiten ein wie Liliencrons scherzhafte ballade in u-dur, aber auch Martin Greifs ernsthafter 'Königssohn': *Trat ein hirtenknab In den königssaal Fürstlich hin, Weist die schulter dar: 'Seht am muttermal, Wer ich bin.'* Durch alle 7 strophen werden der a-reim und die a-assonanz festgehalten, um (wie Du Prel einmal erläuterte) eine gewisse epische stimmung zu erregen.

Freilich, nicht überall hält diese erklärung stich. Im Himml. Jerusalem stehn die steinnamen auf *-us* im reime mit *-sus*. Das nächste verspaar soll die farbe der steine angeben. Da erscheint denn als reimwort dreimal *varwe*, siebenmal aber dunkler reimvocal: *hûs* : *ûz*. *gruone* : *scône*. *pluot* : *guot*. *ainvalt* : *golt*. *berunne* : *sunne*. *zwô* : *sô*. *pluot* : *tuot*. Hat sich der dichter unnütze mühe gemacht — die reimmöglichkeiten auf *u*, *o* sind weit geringer als die auf *a*, *e*, *i* — oder strebte er den vierklang als besonderen schmuck an? Bei größeren reihen liegt diese absicht auf der hand: ketten wie im Ezzolied (221 ff.): *gnuoc* : *truoc*. *fluot* : *ruowet*. *zungen* : *stummen*. *prunne* : *duo* stricken sich nicht von selber. Und wo sie unterbrochen sind, wird doch deutlich, daß sie angestrebt waren, z. b. bei Heinrich v. Melk im ersten abschnitt der Erinnerung: *gelübde* : *gehugde*. *fur bringe* : *gedinge*. *hinten* : *bedinten*. *nôt* : *tôt*. *gemaine* : *saine*. *chunt* : *declinaverunt*. *genaiget* : *gesaiget*. *calle* : *alle*. *sundæren* : *bewæren*. *haizzen* : *gefraischen*. *sanden* : *chunden*. *chliuse* : *beriuse*. *gebüzze* : *sûzze*. *ofrerte* : *bischerte*. *wüste* : *müste*. *mitwist* : *Christ*. *wolde* : *solde* (1—34). Dieser vierunddreißiger und der vorhin genannte vierer dürften die grenzen sein, zwischen denen sich die assonierenden reihen bewegen. Sie kommen auch in späterer zeit vor, aber nach den stichproben, die ich anstellte, habe ich den eindruck, daß die dichter des 13. jhs. sie nicht meiden, die des 12. jhs. aber sie suchen. In der altfranzösischen stichischen dichtung fallen sie mir gleichfalls auf, besonders bei Wace (im Brut und im Rou); Chrestien geht ihnen aus dem wege. Eigentlich ist ja die assonierende reihe beim reinen reim ein mißgriff, denn sie verwischt ihn, während vocalwechsel ihn hervorhebt, von ihrer eintönigkeit ganz zu geschweigen. Fehlte den altfranz. dichtern diese einsicht oder standen sie im banne der laissendichtung? Wollten sie, bewußt assonierend, die alte und die neue weise verbinden oder schleiften sie das alte laissenband ohne wissen und willen mit wie die deutschen poeten des 18. jhs. den alexandriner? Die leidigen fragezeichen kann mein rascher überblick natürlich nicht fortschaffen.

Nimmt man an, daß die laisse auch über den Rhein gewirkt habe, so konnte das nicht geschehen, eh sie in Frankreich selbst, aus der volkstümlichen chanson de geste-dichtung

vordringend, sich literarische geltung erobert hatte. Das war zu beginn des 12. jhs. der fall, wo sie auf die höfische und die geistliche dichtung übergriff. Zu eben der zeit setzt der einfluß der französischen dichtung in Deutschland ein. Handgreifliche beweise dafür sind die verdeutschung des Roland und des Alexander, beides laissendichtungen. Weder bei Lamprecht noch bei Konrad fehlt denn auch die assonierende reimreihe. Vor und nach ihnen werden zunächst standesgenossen den neuen brauch geübt haben, denn der natürliche vermittler zwischen fremder und heimischer kunst war eben der geistliche spielmann, der *clericus vagus*. Und so könnte man unsere geistlichen gedichte mit ihren ungleichen strophen — von denen wir ausgingen — in den rahmen bringen. Assonierende reihen haben auch sie; deutlich überwiegt in einzelnen strophen ein bestimmter vocal oder sie sind auf hellen oder auf dunklen vocal gestimmt. Die meisten haben — wie in der Summa — ein tiradenband in den wortendungen auf *i* (die freiheit, stumpfen und klingenden ausgang zu binden, nehmen sich auch franz. tiraden). Erwägt man noch, daß die abschnitte — wie die reime — öfters durch die überlieferung gestört sind, so wird nicht viel widerstrebendes mehr übrig bleiben. Gehört doch Nab. 83 f. offenbar noch zum vorhergehenden gesätz: die *i*-strophe im Sal. 11 ff. könnte ursprünglich begonnen haben: *Salomon was sun Davîdis, er bisaz sît nâch imo dâ richi*; der reim *giwalt* : *kalt* Nab. 63 f. und 79 f., der zwei *i*-reihen stört, mag aus *giwalti* : *kalti* entstellt sein; in Nab. 97 f. könnten die echten reimwörter *ebrêschin* : *lebendic* gewesen sein. Aber es wäre willkür, diese änderungen durchzuführen. Denn wer kann sagen, wie weit des dichters absicht ging und wie weit der zufall ihr entgegen kam!

Formelanklänge: Lob Sal. 159 f.: Priesterleb. 694 *wol gestainet unt ergraben* : *geslagen*. 182: Rol. 2989 *vile michel was sîn hêrscaft*. 199 f.: Wiener Genes. 2479 *nû wis gesunde, got sende dich gesund ze lande*; vgl. auch Kraus D G XIII 108. Nabuch. 39 f.: Georgslied 8 *wuolton si inen erhêren, neuuolta ern es horen*.

2. Lamprechts Tobias und Alexander.

I. Tobias.

Unter den Stargarder funden (Beitr. 41, 513) brachte uns zweifellos die größte überraschung das Tobiasfragment. Schon als altdeutsche reimpredigt nach dem Liber Tobiae ist das gedicht ein unicum und nun bekennt sich dazu als verfasser gar der pfaffe Lamprecht. Eigentlich war das für den ersten augenblick eine kleine enttäuschung. Der name des pfaffen Lamprecht hallt wie ein kreuzfahrerschild und weckt ein paar hochpoetische vorstellungen, prachtvolle antithesen: Alexander-Dionysos auf dem siegeszuge nach Indien — das nordische ringen auf dem Wülpensande — die blumenkinder im elfenwald — Vanitatum vanitas! Den mann denkt man sich gern als einen körnig deutschen mönch, in dessen brust weltfreude und entsagung, volksfremde bildungsideale und herzliches behagen an heimischer art im streite liegen; der den klassischen schulhelden besingt und dabei seine gedanken zu Wate und Herewich schweifen läßt. Diesem bilde wollte sich der Tobias nicht recht einfügen. Es war eben ein phantasiegebilde, das bei schärferem zusehen in nichts zerrinnt. Denn was von der Alexanderdichtung Lamprecht zugehört, ist übersetzerfrohn und sein hinweis auf den sturm *âf Wolfenwerde* will bloß gegen die spielleute auftrumpfen (die ja auch sein Straßburger fortsetzer verhöhnt: 505 f.). Und mönch war Lamprecht auch keiner, wohl überhaupt kein geistlicher, denn diese nennen sich *priester* (*Arnold, Alber, Adelbrecht, Wernher*), während der pfaffentitel eher den schreiber bezeichnet, den *gelarten schuolœre* wie Herbort von Fritzlar, besonders wenn er das dichten als erwerb betreibt.[1]) In diesem sinne entspricht *pfaff* dem französ. *clerc* oder *clerc lisant* und die pfaffen Lamprecht und Kunrat, die ersten verdeutscher kerlingischer gedichte, wußten gewiß in der heimat Abailards gut bescheid. Ein *clerc* ist auch der dichter des französischen Tobiaslebens

[1]) Hierher wird man ziehen dürfen Ezzo 1, 3 *er hiez die fine phaphen ein gût liht machen* und Gervelin MSH 3, 38 *er gebe den pfaffen ir doene wider*. — So ein pfaff ist übrigens auch Heinrich von Melk, der *ouch die buoch gilesen* hat (Prl. 186) und sich doch zu den laien zählt (Er. 225)

(aus dem anfang des 13. jhs.), Guillaume li clerc de Normandie[1]): er hat es für den prior von Kenilworth gereimt, wie seinen Bestiaire für *sire Raul son seignor* und für derbere weltkinder seine *fablels e contes, en fole e en vaine matire* (Besant 81 f.). Da vertragen sich ein Alexander und ein Tobias als kinder eines vaters immer noch besser mit einander. Und die familienzüge sind unverkennbar. Der Tobias ist ja, nach den aufgefundenen resten zu urteilen, ein gar klägliches poem; aber steht der Alexander als werk Lamprechts viel höher? 'Der pfaffe L. hat weder anspruch auf den namen eines dichters, noch eines versmachers, er erscheint als ein schlechter übersetzer, ohne sinn für den geist der dichtung, ohne verständnis für die komposition, ohne schärfe der auffassung, ohne herrschaft über die sprache' (Wilmanns GGA 1885, 298). Dies scharfe urteil trifft auch auf den Tobias zu und wieder ist kein grund, an der wesensgleichheit der beiden Lamprechte zu zweifeln. Für diese sprechen aber auch positive zeugnisse. Im Alexander deutet die erwähnung des hl. Pantaleon (v. 602) die kölnische heimat des verfassers an, der Tobias weist durch ein gelegenheitswörtlein (v. 230) noch bestimmter und genauer auf die stadt Trier hin. Und diese winke finden in der moselfränkischen mundart hier wie dort ihre bestätigung, wie eine vergleichung der reime zeigt.[2]) Nur für drei unreine

[1]) Er ist verheiratet und lebt mit weib und kind von seiner kunst: *E pensa qu'il aveit enfanz E sa moiller a governer E ne lor aveit que doner, S'om ne li donent por ses diz* (Bes. 96).

[2]) tvengen : gedingen 153 (Al. 1135 lengen : bringen. — Vgl. noch willen : gestellet 403, : gesellen 1479. gevellet : gehillet 1105. wesen : risen 1475. 421. liste : veste 463. 885. 937. perment : chint 173). merken : verwerken 103 (Al. 1. 975 wurchen : merchen). node : gv̂de 53 (Al. 567. 1409 nôte : eimûthe). arbeit : deit 53. besneit : deit 171 (Al. 518 deit : reit. 146. 1403 : smâcheit. climmen : dummen 205 (Al. 397 minnen : gewunnen. 783 vullen : willen). sich : gelich 125 (Al. 31 Alberîch : ich). gaf : draf 69, kalf : half 55 (Al. 611 scûph : hûb. 1129. 1159. brief : lieb. 1349 warf : restarb. 595 liebe : briefe. 389 geloufet : brûtlofe). stichten : richten 201 (Al. 309 maht : dienesthaft. 539 nâht : scaft. 1377 maht : scaft. 737 forhten : bedorften). porte : vorhte 179 (Al. 985 forhten : porte. 705 harte : geworhte). hetten : gedehten 259 (Al. 371 hete : geleite = gelehde. 369 gedâhten : anleiten). hette : entsette 195 (Al. 395 hete : sazthe. 453 besatten : behatte. 859 sazten : habeten. 1155 heten : gesazten). stat : besath 265 (Al. 383 stat : ensat. 1139 stat :

bindungen — die nicht in der mundart begründet sind — fehlt in den 1532 versen des Alexander die entsprechung: *getriven* : *vercigen* (hs. *vercriegen*) 95, *gaf* : *dach* 139, *begruf* : *irsluch* 267. Da schließlich sogar die schreibgepflogenheiten der Alexanderhs. im Tobiasfragment nicht selten durchbrechen,[1]) so bleibt nur das chronologische verhältnis der beiden gedichte zu erörtern. Im Alexander wird einmal (687 ff.) die heimat des Tobias erwähnt: *dâ wart in Neptalimlant al ferhert unde ferbrant. alsô tet er Zabulon, die rîchen burch Naason* (vgl. Tob. 43 ff.). Und ein andermal wird Tobias selbst genannt (1461): *Medinrîch ist noch daz selbe lant, dar der engel mit Tobia wart gesant.* Dies verspaar zeigt sogar enge berührung mit Tob. 145 f., aber eine anspielung auf das gedicht fehlt hier wie oben. Der redselige poet hätte den hinweis kaum unterdrückt, wenn er den Tobias vor dem Alexander geschrieben hätte. In derselben richtung weist auch die reimtechnik. Während der Alexander *nach den alten sitten* gereimt ist, *stumpflich, niht wol besnitten* (Rud. von Ems, Alex. 15673) und 12 % unreiner reime enthält, ist der Tobias fast frei davon. Nun kann allerdings über ihn eine glättende hand gekommen sein wie über den Alexander in der Straßburger und der Basler umdichtung. Da aber das erhaltene bruchstück in abweichenden sprachformen für eine derartige vermutung keine handhabe bietet, so müssen wir seine sorgfältigen reime wohl der gereifteren kunst des dichters zuschreiben. Greifbar sind für uns nur die änderungen, die der corrector hie und da vorgenommen hat; es sind meist keine besserungen. Nicht glücklicher war der herausgeber mit seinen zusätzen. Wäre die fruchtlose mühe, alle verslücken auszufüllen, lieber auf einen diplomatisch genauen abdruck des nicht unwichtigen

gesazt). sunden : kunnen 111 (Al. 375 beginnen : uberwinden. 299 chinden : gewinnen). ungemach : lach 249 (Al. 915 ungemach : lach. Vgl. noch 557. 773. 987. 1519. 1283. 1373). bv̂ch : trv̂ch 224 (Al. 19 inslûc : pûch. 35. 115 genûc : pûch). zielen (= zigelen) : vielen 215 (Al. 227 geliegen : gezien). die : gezien 9 (Al. 407 kesihe : hien). geve : leven 123, stunden : begunde 231 (Al.: 30 reime mit überschüssigem *n*, vgl. Roediger, Anz. 1, 79. Kuhnts diss. war mir nicht zugänglich).

[1]) hezzen (ezzen), gedôchf (getouft). dichke (dicke), nocht (nôt). gruzhte (gruozte), vntwrachte (entwarhte), gebichten (gebet im?). beheilt (behielt), reiches, weider. Vgl dazu Roediger, Anz. 1, 78 ff.

fundes verwendet worden, so hätten wir Degerings mitteilungen mit noch lebhafterem danke begrüßt. Bei der folgenden kritik des textes sind diese ergänzungen nur dort berührt, wo der fehlgriff erweisbar ist.

5 selich*keit*] l. *selicheit*.
13 so *weme sin mût dornach stat*.
daz er sich werliche begat:
vnde hauet her dan der *seden grozen ruoch*
. . . . . ie so minnet er diz buoch.

Da weder *wærliche* 'wahrlich' noch *werliche* 'wehrhaft' einen sinn geben, so ist *wertliche* (Al. 226) = *werltliche* herzustellen. Der ursprüngliche wortlaut war vermutlich: *so wer in sulichem lebene stat daz er sich wertliche begat, vnde hauet her dan der seden ruoch . . . ie so minnet er diz buoch.*

17 iz leret ine vile t*ugende san*
vnde wisel ine dar na van
daz er sconer hevede plegen

ar na van kann entweder heißen *dar nâch vân* oder — was hier näher liegt — *ne var nâch wân*. Das reimwort in v. 17 ist wohl *hân*.

23 *durch buz, die* hevet des gewalt
der manegen wnder hat ge*stalt*.

Die ergänzung von v. 24 — wohl nach Pass. 129, 11 — ist richtig (vgl. Kinzel z. Vor. Al. 515; z. Str. Al. 4453 und Kraus, DGed. XI 2; *wunder* m. ebda IV 100); die von v. 23 aber nicht, denn unmöglich kann man sagen 'besserung hat gewalt über gott'.

27 iz *gewe got, daz ist min bit*.
daz er vch albetalle vnzit
van vnrechteme gewinne.

D. h. 'daß ihr (*er*: Al. 644. 664. 1317. 523) gänzlich unrechtem erwerb entsaget' (vgl. Al. 228 *noch sich fone cheiner wârheit gezien*); daher ist die ergänzung von v. 27 schon um des reimes willen (*bit* : *entziet*) unmöglich.

50 *unde hiez ze Ninive* si gan

Das widerspricht der biblischen vorlage: 4 Reg. 17, 6 *posuitque eos . . . in civitatibus Medorum*. Nach Ninive floh Tobias erst später mit Salmanassar: vgl. 161 f. (*her ne dorste da bliven niht me vnde vlo ze Ninive*).

53 *von ime l*eden sie grozen arbeit

Eher ist *tholeden* zu ergänzen (vgl. 149 *vnde tholede groze node*).

55 *sie hatten ge*beden an ein kalf

Da *beden* infinitiv sein muß, steht zu vermuten: *man hiz si beden.*

58 Für *dinsen vnde dragen*

bringt Lexer einen beleg aus dem j. 1477.

60 *mit muren zv* vestedeme die lant

L. *zv vestenenne*: der schreiber verstand zunächst *zv veste dem lande.*

69 *öch dat man offer de*n afgoden gaf.
dat zv orn e niet ne draf.

Degering merkt an: '*orn* über der zeile, *eren* durch punkte getilgt'. Ich sehe darin eine schlimmbesserung des schreibers für *dat zv er* (*or?*) *eren e niet ne draf* 'was zu ihrem frühern gesetz nicht stimmte'. Vgl. 74. 106 (*die wider vre* (l. *ore?*)[1]) *rehten e stan*) und 4 Reg. 17, 15 *Et abjecerunt legitima ejus et pactum quod pepigit cum patribus eorum.*

75 vnde er was noch dan ein kint.
wer en weiz niet wie si nv sint.

Zugrunde liegt Lib. Tob. 1, 4 *Cumque esset junior omnibus in tribu Nephthali, nihil tamen puerile gessit in opere.* Daher ist zu ergänzen: *er newas niet wie si nv sint.*

79 von einen israhelischen man
*des namen ich niet be*ien kan.

Die ergänzung setzt *genennen* voraus (Al. 78 *sinen vater ich wol genennen kan*), da *bejehen* 'bejahen, affirmare, fateri' bedeutet. Vermutlich war der vers mit dem folgenden verbunden und lautete: *zeware ich iz beien kan: her was gerecht vnde ein gut man.*

85 wan iz gine zv siner zwere.
her fochte den dot nich sere.

'Zweifelhaft sind *zwere, fochte, nich sere*'. Es wird zu lesen sein: *twere, nieth mere.* Zu *fochte* vgl. Kraus, DGed. XI 161.

91 wan in liner *was der doth*
dan daz einz deth daz die e vorboth.

Eher: *dan zv ezzen.*

[1] Für *or* < *ir* hat Weinhold 459 nur thür. belege.

95 der in so verre hette getriven,
des liues hette her er vercriegen.

Die sprachliche unmöglichkeit des zweiten reimworts weist auf ein ursprüngliches *vercigen* 'entsagt'.

101 mit ne heime andern gvde
mer mit sines selues blvde.

Die conj. *mer* (vgl. auch 110) fehlt im Alexander. Sie ist wohl dort durch *wan* ersetzt, wie Rol. 182, 8 die hs. A *mer* hat, B aber *wan* (Mhd. wb. 2¹, 144).

125 Thobias der vntkante sich
vnde streich .. zv der burch ze Jerusalem.

L. *vntkarte* = *enkêrte*; vgl. *karte* **175**.

135 Nu vernemet eine dûgen groz.

In der concreten bedeutung 'preiswerte tat' wird *tugent* auch Al. 374 gebraucht (*unze ich eine tugent mahte getûn*).

137 Gabelj < *Gabel*¹? (vgl. 143 *Gabelo*).

Für *Philippus* schreibt die Vorauer hs. durchgehends die abkürzung.

144 weider her ze Rages streich.
Rages, stat durch meden lant,
dar der engel sint wart gesant.

Auffällig ist die wiederholung von *Rages*, ganz unverständlich die apposition in v. 145. Es ist herzustellen: *Raguels stat, durch meden lant* 'er zog wiederum durch Medien nach Rages, der stadt Raguels'. Dieser wird gleich darauf eingeführt: *Raguel was ein gût man genant* (147). Zur stelle vgl. Al. 1461 f. und Tobiassegen 85 ff.

152 diz sulen merken die riche man

'*sulen* ist von anderer hand über der zeile hinzugefügt'. Diese zutat war unnötig, denn *diz merken* heißt schon 'dies sollen merken'.

155 Alse Thobias zv sinen dagen quam,
eine sine genothen, daz er nam.

Cum vero factus esset vir, accepit uxorem Annam de tribu sua Lib. Tob. 1, 9. Daher ist zu ergänzen: *eine sine genothen da ze wiue; er nam.* Zu 155 vgl. Al. 351 *unt bin alsô chomen ze mînen tagen, daz ich wole wafen mach tragen.* In S dagegen (7082) und En. 133 bedeutet diese wendung 'das greisenalter erreichen'.

169 dar na over vnmanigen tach = Al. 557.
182 dem nachedeme gaf er daz cleit.
dem hvngerege gaf er daz er geaz.

'*daz er* ist erst vom corrector über der zeile hinzugefügt'. Überflüssiger weise, da *geaz* hier wohl subst. ist (Lexer I 747). Auch in v. 42 hat der corrector ein überflüssiges *daz* eingeflickt.

184 *neiner*] l. *neheiner*.
187 so we die godes vorthe hvde.
der ne vergezzet (= vergizzet) ne geiner gvde.
193 an sinen gelovuen was er vast
daz dar nicht ane gebrast.
ne were man ne wiste wi her sich gehete.
die men von dem lieve vntfethe.

vntfethe wird kaum *enpfette* sein, denn dies gewährt keinen sinn, sondern *entsazte* (im Al. viermal im reim auf *hete*) oder *entsachte*. Ich vermute in der dunklen stelle einen hinweis auf das freiwillige totengräberamt des Tobias: 'sonst wüßte man nicht, warum er sich die auflud, denen man das leben nahm': *tollensque illud (corpus) portavit ad domum suam occulte* Lib. Tob. 2, 4.

197 Ninus stifthe Ninive ...
Assur was er genant,
do er wonede in Babilonien lant.

Lamprecht versucht den biblischer Assur (Gen. 10, 11) mit Ninus, den die kirchenväter als gründer Ninives nennen, zu vereinigen.

201 da er den torn Balse sthichten.
sine *lute* öch mit *richten*.

Nach *da* ist in v. 201 *hiz* ausgefallen. Degerings herstellung des zweiten verses ist schwerlich richtig, schon weil *lude* zu erwarten stünde. Ich lese: *sine veste ouch untrichten*. Nicht bloß die Genesis (11, 4 *faciamus nobis civitatem et turrim*) erwähnt die stadt oder burg (das wort dafür im Alex. ist *veste*: 463. 885), sondern auch ein näherer gewährsmann, Hieronymus (zu Jes. 14, 22. 23): *Arx i. e. Capitolium illius urbis est turris,*[1] *quae aedificata post diluvium in altitudine quattuor millia dicitur tenere passuum*.

[1]) Geht etwa die überlieferung in v. 201 (*den torn Balse*), wofür man natürlich *t. Babel* erwartet, auf: *die tornpalze* (*palize* Al. 286) zurück? Vgl. *Capitolium, der roemer rathaus oder pfaltz*. Königshofen (DWb VII 160).

206 vnde gedahten alse die dummen

Die schreibgepflogenheit der urhs. läßt ein *getâten* vermuten; vgl. S (Straßb. Al.) 3698 *si tâten alse tumbe* und Haupt zu Er. 8633.

211 do bleif der torn also
vnde was vier dunsint vuoze ho.

Zu dieser nicht biblischen angabe vgl. oben Hieronymus und Anno 171 *des turnis histuont dannoch vierin dûsent lâfterin hôch.* Die dem dichter gemäße form für *tûsent* ist *dûsant* (Al. 810. 939. 1450. 1464. 1468. 1495).

215 iz waren gebackene zielen.
so daz sie nit ne vielen.
so was ith mit harze gespiset.

so daz sie hat der corrector ergänzt: kaum richtig, denn man erwartet *vnde* st. *so.*

221 si vntgaden sich wide over lant.

Zu *entgaten* vgl. Al. 1324 *só ne mohter herzó nieth katen.*

223 dannen quam Ninus zv Ninive.
vns saget des propheten bv̊ch.
225 den der visch dare trv̊ch,
so groz so si Ninive,
daz si dri thage weide beve.
wer ne bedurfthen der rechten niet me.
ne were von ime quam ein kint
230 daz stifthe Trire sint.

Zu 225 vgl. Anno 151 *dic burg nanter nâh imo Ninivê, dâ sint der merevisch Jônan ûz spé* und Roedigers anmerkung zur stelle. *rechten* in v. 228 ist *rechcen* 'erzählen' oder *reden*; vgl. 231. Die anspielung auf den gründer Triers findet ihre erklärung durch die Gesta Trevirorum MG. SS. VIII 144 (mss. B. C): *Sicut Gallica narrat historia, sub temporibus Habrahae patriarchae Ninus rex potentissimus, qui aedificavit civitatem Niniven, de qua Ionas propheta perhibit testimonium quod magna sit itinere trium dierum, de regina quadam Caldeorum filium Trebetam dictum procreavit. Cui reginae inquam, si dum adviveret nescio, uxorem aliam dictam Semiramin superduxit, quae longe post tempore Nino defuncto eundem Trebetam voluit sibi in coniugio copulare* . . . Da er nicht einwilligt, zwingt sie ihn zur flucht. Über das mittelmeer kommt er in die Moselgegend und gründet hier die stadt, *quam ex suo nomine Treberim appellavit.* Zur stütze dieser

erzählung (und ihrer variante ms. A. p. 130) wird ein epitaphium in hexametern mitgeteilt, dessen angebliche auffindung die Vita S. Willibrordi und Otto von Freising in ihre zeit setzen.[1]) Auch in deutschen versen lief die sage um[2]) und einmal erscheint sie sogar in verbindung mit Lamprechts Alexander, nämlich in dessen Basler hs., die dem gedichte auszüge aus der weltchronik Rudolfs von Ems voranstellt (Zacher, Zsfdph. 10, 90): bl. 4[b] 'Semiramis vertreibt ihren stiefsohn trepechtta (c. Pal. *Trebeta*), der über mer entrinnend *hat in diffe land* | *bi der mufel die hübtftat* | *ze triel ftift der edelman in gallia dem land* (= c. Pal. fol. 11[c] *die houbftat ze Triere stifte der edel werde man in Gallia dem lande*). Bl. 4[c] Semiramis wird von ihrem sohne Ninias erschlagen, weil sie, in der minne unersättlich, ihn zwingen wollte *dz er bi ir lege* (= c. Pal. f. 22[a]).'

233 nv starft der küning Salmanasar:
owi, wie sere er Thobien irbar.

Degering erklärt *irbar* als 'mangelte, fehlte'. Es heißt vielmehr 'emporbrachte, erhob' (*erbern* Mhd. wb. I 156[b]; Lexer I 613). *owi* ist kein wehruf, sondern das *awie* des Alexander (86. 146. 160 u. ö.).

245 der küning michel here samenoda
vnde vor in daz lant zv iuda.

Ich lese in engerm anschluß an die hs. (*d. k. s. m. h. nam o da*): *samenoda m. h. da.* Der zusatz *nam er* ist keine schreiberglosse, sondern ist wohl durch abirren auf das vorhergehnde reimwort *namen* entstanden.

254 diz geschach in Ezechielis ziden

Der könig hieß Ezechias (4 Reg. 19).

[1]) Die fäden, aus denen diese gründungsfabel gezwirnt ist, lassen sich leicht aufdröseln: Ninive galt dem mittelalter (vgl. die schulfragen aus Beda: Wilmanns Zsfda. 15, 171) als die älteste stadt der welt. Gleich nach ihr sollte nun Trier kommen (*quae caput Europae cognoscitur anteritate* Epitaph.). Jenes hatte Ninus gegründet, dieses also sein sohn, der als heros eponymos natürlich Trebeta heißen muß. Wie aber kam Trebeta von Ninive ins Moselland? Wie Aeneas, der gründer Roms: auf der flucht vor einer frau, die ihn begehrte — der wollüstigen Semiramis.

[2]) Die spur, die sie im Anno hinterließ, hat Wilmanns in seinen Beitr. 2, 53 nachgewiesen.

259 do hiezzer alle die tot slan die e hetten

Ist *hetten* = *hebeten* 'hielten'? Auch erwartet man *die ere e hetten* und der überlange vers läßt vermuten, daß eine zeile ausgefallen ist.

263 sinen mannen er gebot
dat er is gebichten den tot.

Ich verstehe: '*dat* (= *tæte*) *er iz*, *gebehten* (= *gebet im*) *den tot*'. Diese formen entsprechen ganz der schreibweise der Alexanderhandschrift.

269 after den viif vnde virzic thagen
so wart Sennacherip geslagen.
ine slvgen sines selves kint.
war denken die der cristen sit.
dat si gode vlien
vnde vechten vffe Jerusalem.

269 *after den*] l. *a. din in*? Lib. Tob. 1, 24: *Post dies vero quadragintaquinque occiderunt regem filii ipsius.* 272 'Der vers ist so, wie er überliefert ist, ganz unverständlich.' Nicht doch, die stelle heißt: 'Wohin denken sie, die da[1]) christen sind, daß sie zu gott beten und wider (das himmlische) Jerusalem streiten?' (Vgl. Lib. Tob. 13. 16—19). Ihnen werde es wie Sennacherib ergehn, meint der dichter. Eben wollte er wieder 'moraliter' einsetzen (wie 97. 152), da bricht mit dem schlusse des 1. cap. der biblischen quelle sein gedicht für uns ab. Hat er es vollendet, so ist uns kaum ein zehntel erhalten. Auch diese 'verlorene handschrift' hat ein frater Tobias Bachhuber, in schnödem undank gegen seinen namenspatron, dem buchbinder preisgegeben.

II Alexander.

Die folgenden bemerkungen zu Lamprechts Alexander, eine nachlese hinter Zacher (in Kinzels ausgabe), Bech (Germ. 30, 257 ff.) und Roediger (Anz. 11, 257 ff.), richten ihr augenmerk besonders auf die schreibgewohnheiten der aus dem Vorauer text erschließbaren vorlage. Sonst war da, könnte man alexandrinisch flennen, nicht mehr viel zu tun. Das ver-

[1]) *der* für *dar* ist im Alexander ganz gewöhnlich. In v. 273 ist wie in der parallelstelle 127 *vlen* st. *vlien* zu lesen.

hältnis der Straßburger (und Basler) umdichtung zum urtext fasse ich auf wie Wilmanns (GGA 1885, nr. 7) und Zwierzina (auf dem Straßburger philologentag). Doch mute ich den willkürlichen abschluß des gedichtes nicht Alberich zu, wie Wilmanns tut, sondern dem schreiber der hs., die Lamprechts quelle war.

19 Dô Alberich diz lit inslûc,
dô heter ein Salemones pûch.
Dâ er ane s a c h
vanitatum vanitas.

Die vergleichung mit der romanischen vorlage (*Dit Salomon al primier pas, quant de son libre mot lo clas 'est vanitatum vanitas'*) zeigt wieder einmal (vgl. Beitr. 40, 146) den hang der nachdichter, ihrem vorgänger das zuzuschreiben, was dieser von seinem gewährsmann erzählt hatte. Dem Straßburger bearbeiter war diese wendung zu einfältig; er schreibt *dô heter einen Salemonis mût*. Die lesart *pûch* wird aber durch die quelle bestätigt und so muß *fach* ein lesefehler für *laf* sein, denn sonst müßte der dichter nicht bloß der *as*-laisse seiner vorlage, sondern auch dem reinen reim (vgl. 1438) und dem sprachgebrauch mit absicht ausgewichen sein.

101 er was ein tûerlich degen
u n d e (wolte) ouh rehter herscefte phlegen.[1])

L. *und de* (Weinh. 464) *ouh rehter herscefte phlege*. Vgl. 1178 *dem alliu lant sint undertân u n t* (hs. *unde* = *und de*) *die fursten habet gevangen*.

106 ze den stunden dô siu sîn genas,
dô wart i r ein vil michel nôtfal.

Das *ir*, das sich auf Olimpias bezieht, ist sinnlos. Der schreiber hat ein haplographisches *warter* = *w a r t d e r* falsch aufgelöst; *der* = *dar*: 743. 787 u. o. Derartige haplographien sind auch *si gruzten* = *gruztenen* 368; *fih ter* < *fiht ter* (*sît der*) 1010; *fulten* = *sult den* 1520. Dagegen ist in *herzzogenant* 1239 die verdoppelung nur an die unrechte stelle geraten.

123 so sah er alsô der wolf toet,
so er obe sîneme ezzen stêt.

Alb. 59 *tal regart fay cum leu qui est preys*. Ich glaube mit Harczyk (Zsfdph. 4, 149), daß Lamprecht das francoprov. *leu*.

[1]) Vgl. Tobias 19 *daz er sconer hevede plegen*.

das ebensowohl 'löwe' bedeuten kann, falsch übersetzt hat. Denn einmal hat sein vergleich nichts edles, auszeichnendes, was er doch soll, und dann nötigt ihn der fehlgriff auch zur änderung im nächsten vers, da eben ein gefangener wolf nicht zornig blickt, sondern tückisch oder feige schielt, ungleich dem *lewen an der keten* (vgl. Haupt zu Neidh. 77, 20). Lamprechts änderung hält sich an das sprichwort: *der wolf izzet gern eine* (W. Gast 514).

126 strûb unde rôt was ime sîn hâr.
nâh eineme viske getân.

Das ist zu wunderlich, selbst für den *wunderlîchen Alexander*. Aber auch Alberich sagt: *Saur ab lo peyl cum de peysson* 'goldrot war sein haar, wie das eines fisches'. Man muß, um das zu verstehn, an den mittelalterlichen sprachgebrauch denken, der jegliches seetier *peysson, visch* benennt. Da wird kostbares pelzwerk erwähnt *von visches hiute*[1]) und einmal (in Ulrichs Lanzelet 4838) auch ein gewebe *von wîzem visches hâre*, das wilde frauen wirken, *vil spaher danne ferrân* (ein eisengrauer seidenstoff). Bei Du Cange aber find ich geradezu: *Piscis, Panni species*: belegt u. a. aus Hariulfus lib. 2, cap. 10: *Albas lineas 260, casulas de pallio 30, de purpura 10, de storace 6, de Pisce 1, de plata 15 etc. Ita lib. 3, cap. 3: Casulae sericae 3, ex Pisce 1 etc. 'Coloris, ni fallor, ad florem persici accedentis* (vgl. *pesche* < *persica* und *pesche* < *piscatus!*): *ibi enim enumerantur colores.*' Alberich meint also keinen fisch mit seinem *peysson*, sondern einen so benannten seidenstoff[2]), der wie exotisches pelzwerk gefärbt war: brandrot oder pfirschrot. Diesen sinn aber darf man in Lamprechts wendung *nâh eineme viske getân* schwerlich suchen. Er verquickt eben wolf und fisch und löwe, während Alberich nach dem Valerius (*suberispa paulalum et flavente caesarie, et*

[1]) Es heißt *schînât* (Konrads Troj. 2984. 20240 u. ö.): *schinota, piscis genus, perca* (?). Du Cange (Weinhold DF 2, 245). Wirnt erwähnt im Wigalois (809) *einer hiute vischîn* (*der hâr daz was weitîn, brâht von Iberne*). Pelzfutter ist der *bezoc von vremeder visce hiuten* (Nib. 364; Kudr. 1327), ein pelzrock der *surkôt von visches hiute* im Parz. (570, 2).

[2]) Der vergleich des haares mit seide war ja der mittelalterlichen dichtung geläufig und wurde der afrz. durch den anklang von *paile* (phellel) an *peil* (haar) besonders nahegelegt.

comae sicut leoninae) den vergleich mit der rötlichen und krausen löwenmähne (*tot cresp cum coma de leon*), der auch schon das bild vom *leu preys* anregt, immerhin einheitlich durchgeführt hat.

211 unt wie er sinen fianden lâgen solte,
die er dâ dwingen wolte.

S schreibt: *di er danne untwirken wolde*. Da diese hs. aber 1161 ein *endwart* (Vor. Al. 839) durch *zebrochen* ersetzt, so wäre nicht einzusehen, warum sie hier das allerweltswort *dwingen* in *untwirken* (vgl. dazu Wilmanns 297 anm.) geändert hätte. Sie wird hier, da sie auch den unreinen reim *bewaren* : *schaden* (239 f.) stehn läßt, die vorlage treuer wiedergegeben als V.

247 sîn ougen wârin im al der vare
als eim fligenten arn.

Die stelle ist sprachlich und sachlich anstößig. Statt *vare* wäre als nicht verkürzte form *varwe* zu erwarten. Und sind adleraugen im flug anders gefärbt als im sitz? Ich lese: *sîn ougen vürin* (*uurin*) *im al der vâre* 'die augen fuhren ihm hin und her mit derselben begierde wie einem fliegenden aar'. Vgl. *snel varend ougen* 'hin und her fahrend' (Lexer III 24): *si hilt ir ougen in geistlicher vâre gein dem altâre*. Elis. 5147. Zum reime *vâre* : *arn* vgl. Bech 267.

281 Eines tages als er ûffen der palenze gêt, —
Geste habt in dar gelait —

Ich lese: *geste habt' în dar gelait*; (*înleiten* 'introducere'). In *geste* sieht Kinzel den eigennamen *Vestian*, den der stark ändernde Straßburger text hier und 334. 388 bringt. *Geste* ist aber gut gestützt durch die antithese in v. 285 *Alexander sprach zen chunden*, wo Kinzel ganz unnötig (vgl. Bech und Bahder, Germ. 30, Roediger, Anz. 11 zur stelle) *chinden* einsetzt.

297 Unt ⟨dô⟩ diz Alexander vernam.

Das flickwort ist unnötig, da *unde* an sich schon '*dô*' heißt: vgl. 1071. 1303. 1371.

316 ein ros, daz nie nichein man begunde weichen.
sô der nie seil noch zôm ane chom.

Zu dem zaumzeug eines pferdes gehört nicht das *seil*, sondern das *siel*. Ich stelle dies wort zu den formen mit *ei* für *ie* (*bescheide, reif, heiz, geinch, deinest, chreichissen*), zu denen ich mit Bech 261 anm. auch *reiten* 450 und *reit* 509 rechne.

327 ff. Auch hier folgt Kinzel dem Straßburger text, sowohl in der entstellung von v. 327 (*zehenzoch sînes gesindes*) als auch mit der annahme zweier lücken. Die plusverse von S erklären sich doch leicht durch das mißverständnis von v. 327 (l. *unt zoch sînes sindes*) und durch den anstößigen, aber Lamprechts technik gemäßen reim *nidere* : *gegene* 333/336. Ihren einfall mit *Vestian* aber (gemeint ist vielleicht Hephaestio) will S verwerten, so oft es nur angeht.

355 unte seh er sich sculdich.
niwiht versûmer sich.

Es ist wohl herzustellen: *unte jch er sich sculdich.* Ein ähnlicher lesefehler begegnet 898: *gedrofeht* st. *gedrajeht.* Zum sinn der stelle vgl. im Armen Heinrich die worte des mädchens zu ihren eltern (839): *welt ir mir wenden mîn heil, so lâze ich iuch ein teil ê nâch mir geweinen, ich enwelle mir erscheinen des ich mir schuldic bin* (= *ouch sol ich mîne triuwe an mir selber niht brechen* 828). Zur wendung vgl. S 4025 *si bejâhen ir schulde*: Gen. 21, 36 *ub si jâhen daz si sculdich wâren* (Mhd. wb.).

408 ich kedanche sin allen den hie (hs. hien).
die disen rât habent gefrumit,
daz er niemer zêren chumt.

Ich lese: *daz iz er niemen zêren chumt* 'daß es keinem von ihnen zum heil ausschlagen wird'. Vgl. 1156 *iz ne regêt im niemer zêren.* Das haplographische *daz* = *daz iz* (vgl. S 481 *daz iz ime ze grôzen unstaten noh comet*): *er* ist die übliche form für *ir.*

426 dô trat er vor unde viel,
daz im sîn schenkel zebrast.

So schreibt Kinzel mit S für hsl. *schenel.* Da *schenkel* das fleisch am bein, nicht aber den knochen bezeichnet, ist die vermeinte besserung eine verböserung der Vorauer lesart. *Schenel* ist die md., insbesondere köln. form (Mhd. wb. I 101^{b}) für **schin-ele* (mit abkürzung des schluß-*e* nach *l*: Kraus, DGed. IV 118) 'schienbein' (vgl. *dûm-elle*).

484 daz ich iu sal (hs. zal) wâre sagen.

Es ist zu lesen *daz ich iuz alwâre sagen.* Ähnliche verschleifungen sind: *inz* 1413, *erz* 816, *fifh* = *si iz* 498, *fif* = *si si* 846, *manf* 361, *churf* 363, *erf* 396, *fm* = *fi im* 370, *wandrim*

236, *dar* = *da er* 541, *daz* = *daz iz* 410, *daz* = *daz si* 1167, *mûz* = *mûz iz* 1519. *wanten* = *wande ein* 1051. *andren* = *ander in* 154.

673 Troja ne mohte sich zir niht gemâzen.

Der zugehörige vers fehlt nur scheinbar, denn es wird zu lesen sein:

Troja ne mohte
sich zir niht genôzen.

684 er tede ein michel ungemach.

L. *in*, denn der verbalausdruck verlangt ein object.

731 ob si in ze chunige wolten entfân.

Das hsl. *fchaphen* setzt wohl ein *fa emphan* voraus.

733 unde die burch gâben in sîne gewalt.
dâ saz inne vil manec helt.

Ergänze: *balt*. im hinblick auf das gleiche reimband in v. 663. 825. 1385.

744 hs.: bi finē half er fich vermaz.
er fprach fin fcolte por lange fin.
er wolte ouch ne waiz ich wie ir name fi.

Kinzel erklärt die stelle als ganz verderbt und folgt dem Straßburger text, der von den angeführten Vorauer versen 745 tilgt und darnach 5 vv. einschiebt. (Zu S 1003 vgl. V 999). Ich vermute als urtext:

bi finē half er sich uermaz,
er wolte, fin scolte por lange fin.
er fprach: ouch ne waiz ich wie ir name fi.

'Er verschwor sich, er wolle, daß die stadt Tyrus nicht lange mehr bestehn solle. Er sprach: 'ich kenne ihren namen nicht mehr'. Vgl. Jes. 23, 15 *In oblivione eris, o Tyre, septuaginta annis, sicut dies regis unius.* Es wäre leicht möglich, daß man diese weissagung auf Alexander bezog, da doch die bibel *in libro Machabeorum* (1, 1—8) seiner gedenkt, wie auch Lamprecht weiß und betont (Al. 12).

785 swanne er sîn ebenhôch zem turne brâhte.

Es ist mit der hs. zu lesen: *fwanc er fin eben hoch* (= *si en ebenhoch*) *dem turne brathe*. Vgl. Flore 4229 *dem turne ebenhôch*. Das subst. heißt *ebenhœhe*.

805 Nû de Arabati daz befunden . .
newiht langer si nenthwalten:
die den forst valten,
si nâmen ein ungezogenlich phant.

Der sinn ist: die Araber nahmen den holzfällern ungebührliche pfänder ab, d. h. sie schlugen sie tot. Kinzels text würde aber das gegenteil besagen. Es ist zu lesen: *sin* (= *si in*) *enthwalten* 'sie sahen ihnen nicht länger ruhig zu'. Erst dadurch wird die nächste zeile verständlich.

811 er nam des hers daz er noch do habete.
ein herzoge hiez sich Gracto
unde ein ander der (was) Perdix genant.
den bevalch erz gesez in die hant.
unde für bewarte sîne holden.

Den letzten vers habe ich aus der hs. ergänzt; st. *bewarte* (auch in S!) l. *bewarten* (Lexer I 253). Sonst ist die stelle in ordnung (in v. 813 fehlt *was* nicht) und Kinzels änderungen nach B und S sind hier wie anderwärts unberechtigt.

855 imer zwai unt zwai neben.

Es ist mit der hs (*zwaie neben*) zu lesen: *zwai eneben*.

867 daz alle die mahte wundern
die ie dechainen sturm gesâhen.
von der werlte, diu dâ tôt lach . . .

der reim *gesâhen* : *lach* ist unmöglich: *lâgen* ist herzustellen, da der sammelname *werlt* den plur. nach sich zieht (vgl. Paul § 230).

973 si wurfen für unde witi.

L. *vûrunde* oder *vûrinde* (Weinh. 356) *witi* 'feuerbrände' (*viuren* 'ignire').

988 a waz dâ helede tôt lach!
des wârim sêre mê gesciet.

Das hsl. *zeren* = *ze êren* (vgl. 571. 1156) 'um seinetwillen, für ihn'. Hier kann der ausdruck auch ironisch gemeint sein, da ja das gedicht in der Tyrusepisode gegen seinen helden partei ergreift. Ich kann übrigens Wilmanns nicht beistimmen, wenn er diese parteinahme dem pfaffen Lamprecht aufs kerbholz schneidet (GGA 288). Was hätte ihn dazu bewogen? Bei Alberich ist der grund unschwer einzusehen. Ihm wurde bei dem vorher nie versuchten wagnis, geschichtliche vorgänge

in epischer dichtung darzustellen, erst wohl, als er mit der belagerung und dem fall von Tyrus endlich den boden poetischer tradition betreten durfte. Trojas[1]) fall schwebt ihm hier vor und getrost schiebt er seine dürftigen pseudohistorischen quellen beiseite und erzählt die episode in einer fülle, die der anlage des gedichts grell widerspricht: 300 von 1500 versen sind ihr gewidmet. Leider bot ihm die überlieferung keinen tyrischen Hektor als gegenstück zu seinem Alexander-Achilles (man beachte, wie oft er dessen zorn und übermut betont: 723. 743. 762. 873. 953. 958. 987. 1002). Das vorbild der göttlichen Troje aber bestimmt seine auffassung. Er schenkt seine teilnahme der bedrängten stadt und sündigt wie gegen die ökonomie des gedichtes so gegen das natürliche verhältnis zwischen autor und helden. Denn die sympathie des mittelalters gehörte den Trojanern, sein gewährsmann war nicht Dictys, sondern Dares; führten doch Lateiner und Franken ihre herkunft auf Troja zurück.

1004 wande ez gescah sît alsô.

Der zusammenhang erweist die zeile als verderbt. Der schreiber hat wohl ein *geschiet sich* der vorlage (vgl. 1527 *dâ geschiet sich daz volcwîc*) nicht verstanden, da ihr *geschiet* sonst = *geschach* ist.

1009 al zestôret was dô Tyrus.
die stifte sint ter chunich Apollonius,
den Antioch uber mer jagete,
wande er ime sagete
daz rêtsce an einem brieve,
das er mit sîner tohter sliefe.

Die stelle enthält zwei züge, die der Historia Apollonii fremd sind. Diese kennt weder den Apollonius als gründer des neuen Tyrus, noch die rätsellösung durch einen brief (vgl. Peters, Die Gesch. des K. Apollonius s. 21). Lamprecht redet von dem berühmten roman wohl aus halbverdunkelter erinnerung. So erkläre ich mir den brief aus der einwirkung der ähnlichen episode, die in der Historia cap. 20 f. erzählt wird. Apollonius hat von der tochter des königs Archistrates einen brief erhalten, der ihn mit verhüllten worten als den ihr erwünschten

[1]) Die anspielung v. 1331 ff. auf die helden *in Troiâre liede* kann auch eine zutat Lamprechts sein.

freier bezeichnet. Er übergibt ahnungslos ihrem vater den brief, erfährt dessen inhalt und muß nun selber dem könig die andeutung über den *naufragus* erklären. Vielleicht einen noch schlimmern streich spielte Lamprecht das wankende gedächtnis mit dem stifter von *Tyre*: vermengt er ihn nicht mit dem stifter von *Trire*? Von diesem wurde erzählt, daß ihn die stiefmutter [1]) *über mer jagete*, da sie es nicht dahin brachte, *dz er bi ir lege*. Wir hätten also drei vergleichspunkte: den anklang *Tyre-Trire*, das incestmotiv und die flucht übers meer. Aber auch nach Ninive und zum Tobias führt ein weg hinüber. Apollonius, nach der Historia ein Tyrer von geburt, wird auf der heimfahrt nach seiner vaterstadt von den schiffern gezwungen, seine scheintote frau ins meer zu werfen, um den sturm zu stillen. Man braucht nicht gerade bibelfest zu sein und wird bei diesem vorgang an Jonas gemahnt werden, der gleichfalls zur beschwörung des sturms aus dem schiffe geworfen wird. Nun beachte man, daß dem Tobiasdichter Ninive als mutterstadt Triers erst dann einfällt — er hatte die stadt schon zweimal erwähnt: 162. 197 — als er Jonas nennt, *den der visch dare trĕch* nach seinem seeabenteuer. Nun taucht sogleich hinter dem propheten der schattenhafte Apollonius-Trebeta auf: *der stifthe Trire sint*. Diese doppelgestalt aus verworrener erinnerung würde also einmal gegen Tyre, einmal gegen Trire blicken und die beiden gründungsstellen, die schon äußerlich als gegenstücke auffallen, wären auch innerlich verbunden. Nur diese möglichkeit soll meine construction andeuten, deren kühnheit ich nicht verkenne.

1031 Ain richer chunich was Darios.
derwider (hs. er wider) dâhter alsus:
Alexander dûhte in lutzel.
er sante im eines chindes stuzel.

Ich glaube, die vorlage hatte in v. 1032: *er widerdehter* d. i. *er widertet dar*. Vgl. die sandhi-beispiele oben zu 107 und die bemerkung zu Tobias 206. Zu *widertuon* 'vergelten' s. die

[1]) Das motiv der stiefmutterliebe haftet, ins gegenteil gewendet, an einem geschichtlichen Apollonius, dem Seleukiden A. Sother, der seine stiefmutter Stratonike, mit einwilligung des vaters, heiratete. Man glaubt sogar, des Antiochus sträfliche liebe zu seiner tochter sei aus diesem historischen datum entstellt worden (Rohde s. 421, Peters s. 57).

wbb. und Kinzels anm. zu Alex. 5652. In S lautet unsere stelle sinngemäß: *der antworte im alsus.*

Der v. 1033 ist eine den helden schonende andeutung und wird erst durch die lat. quelle klar: *illi vero ostenderunt imaginem eius* (Alexanders) *in membrana depictam . quam cum vidit Darius, despexit propter formulae parvitatem.* S verrät durch ihre umschreibung (1440 *der küne Al. der tût als ein tumber unde alse ein kindischer man*), daß sie den vers nicht verstand. — Den ausdruck *stuzel* (pila ludrica) — die Kaiserchronik und der Athis sagen *klôz* — ersetzt S durch das höfische wort *bal* (vgl. Weinhold DF 2, 164: *dât spil was geheizen bal in rômischer zungen*).

1038 er wánde er ime iemer mohte gescaden.

Die vorlage bot wohl *wandrime* wie 236.

1055 alsó ander sine forderen teten (hs. heten).

Der reim *heten* : *gesazten* (395. 453. 859) empfiehlt, mit Diemer ein *getân* einzusetzen, dessen ausfall an sich wahrscheinlicher ist als die verschreibung.

1108 der brief der ist redelich .
er bezeichenet alle ein ander.

Es muß nach dem zusammenhange *unredelîch* und *allez* heißen.

1142 er solte sin dá heime wern.

L. *er solte* = *solte in*, wie in der parallelstelle v. 500 steht.

1161 unt bat, daz si Alexander diu scef pesparten
unde (ime daz lant) werten.

Hs. *unde fin werten.* Statt *fin* l. *fim* = *fi* (*diu scef*) *im werten.*

1164 unt (hs. unde fie) uber daz wazzer niene liezen.
uber daz wazzer Eufrates.

L. *unde sie uber niene liezen.*

1167 daz si in selben sazten dernider
unde in bunten als ein wider.

L. *lahten* = *legten* 'niederwürfen'.

1169 daz si in (hs. ime) lemtigen brâhtin.

Es ist entweder *in* zu schreiben oder *lemtigen* aufzulösen in *lemtig in.*

1171 er sprach, wie gerne er ime helfen solte
zallen den êren, er wolte der hôiste
sin ûf der erde.

So darf v. 1172 nicht zerrissen werden; *er wolte* ist *ἀπὸ κοινοῦ*.

1267 aldâ wart ime der helm abgeprochen.
⟨dâ was vil nâch gerochen
Darius der tûre degen⟩
der manegen grôzen slege,
der der chunich Alexander finch.
⟨dô Mennes ime zû giench⟩.

Die von Kinzel nach S ergänzten verse machen die stelle sinnlos und sein vorschlag in den anmerkungen ändert zu stark (*mit den manegen gr. slegen*). Zwei lücken so knapp hinter einander sind überhaupt unwahrscheinlich. Sicher ist nur, daß nach 1271 ein vers fehlt, der Alexanders betäubung erwähnte, denn darauf fußt das folgende (1273—1296). Ich vermute daher:

aldâ wart ime der helm abgeprochen.
der manegen slege grôzen
der der chunich Alexander finch
ein ummacht in ane ginch (Gr. Rud. H 24).

Zu v. 1268 vgl. 417 *einen naff swâren*; 590 *diesen chunich jungen* und den reim *brechen* : *vergezzen* 1245.

1297 er (Daclym) warf sich umbe als ein helit:[1])
'nû werth iuch, hêre chunich'.

Vielleicht ist der reim durch umstellung zu gewinnen: *er warf sich als ein helit umbe*. So könnte man auch dem reim in 947 aufhelfen: *Die umbe die burch lâgen si ne dorften sich des siges niemer gerümen*. L. *Die die burch lâgen umbe*; vgl. *eine burch umblegen* 'belagern'.

1519[2]) unde alsô êrhin muz ⟨z⟩ nû alsô ergân.

So schreibt Kinzel mit Müllenhoff, der in dem *êrhin* einen beleg für Hildebr. 16 erblickte. Dagegen wandte sich Holtzmann (Germ. 9, 291 f.), der den vers (mit annahme einer lücke nachher) lesen wollte: *Unde alsô er hin ze Dario reit*. Zacher vermutete *êrrin* und Wilmanns (GGA. 300) schlug vor: *unde alsô er hîz mâzez nû als ergân*, wobei er *als* = *allez* setzte.

[1]) Vgl. 1340 *der grâve daz ros umbe warf*.
[2]) Kinzel verzählt sich von 1515 an um einen vers.

Die verderbnis, die in dem *er hin* steckt, darf aber nur dann als geheilt gelten, wenn es gelingt, eine erwähnung des Darius hinein zu bringen; denn die ist für den zusammenhang unerläßlich. Ich fasse die stelle so auf:

Dâ Alexander durch daz wale brach.
a was dâ helede tôt lach.
unde alsâ er hêrin mûz nû alsô ergân.

'Und sogleich muß es ihrem herren ebenso ergehn.' (Alexander dringt auf ihn ein und schlägt ihm das haupt ab.) *er* = *ir*. wie so oft im Alexander; bei *herin* aber hat wohl der schreiber die abbreviatur *hin* mißverstanden; *muz* = *muziz* (vgl. die beispiele zu 484). Es sind mitteldeutsche formen (*er, hêre*), die den kopisten hier irreführten, und so sind sie mit ein beweis, daß der schluß des Vorauer Alexander nicht vom schreiber zurecht gemacht wurde, sondern aus seiner vorlage stammt (Roediger s. 276) oder, wie ich mit Wilmanns glaube, vom dichter selbst.

GRAZ, im mai 1917. ANTON WALLNER.

HŒNIR,
EINE MYTHOLOGISCHE UNTERSUCHUNG.

I. Die nachrichten, die wir von dem nur aus nordischen quellen bekannten gotte Hœnir besitzen, sind überaus dürftig und fragmentarisch. Nach den Bragarœður ist Hœnir einer der zwölf Asen (S. E. I, 208 = II, 293). Mit Óðinn und Lóðurr (= Loki) nimmt er in der frühzeit der welt an der erschaffung der ersten menschen teil und verleiht ihnen die edelste gabe, die seele, wie es in der Vǫluspǫ (17 und 18) heißt (nach Gerings ausg.[3]):

Unz þrir kvǫmu ór því liði
ǫflgir ok ástkir æsir at *húmi*[1])
fundu á landi lítt megandi
Ask ok Emblu örlöglausa

[1]) Conjectur von Gering statt des handschriftlichen *hus*; Ztdph 43. 132fg.

Ǫnd né ǫttu óð né hǫfðu.
lǫ́ né læti né litu góða;
ǫnd gaf Oðinn, óð gaf Hœnir,
lǫ́ gaf Lóðurr ok litu góða.[1])

Noch dreimal begegnen wir Hœnir in gemeinschaft mit Oðinn und Loki: in dem nordischen vorspiel der Nibelungen, der tötung des Otr im Andvarafors[2]), dann im Þjazi-Iðunabenteuer, das uns Snorri in den Bragarœður (S. E. I, 208 = II, 293) ausführlich erzählt[3]), und schließlich in der spät-

[1]) In der Gylfaginning c. 9 (S. E. I, 52) sind es *Burs synir* (Oðinn, Víli und Vé), die aus baumstämmen das erste menschenpaar erschaffen: *gaf hinn fyrsti ǫnd ok líf, annarr vit ok hrœring, III. ásjónu, málit ok heyrn ok sjón.* Nach E. Mogk, Beitr. 7, 235 hat der verfasser der Gylf. eine andere quelle der Vǫluspǫ́ 17. 18 gekannt und benutzt: vgl. auch Edzardi, Germania 24, 52 note.

[2]) Prosaeinleitung der Reginsmǫ́l (= Skaldskaparmǫ́l S. E. I, 352 = Vǫlsunga saga c. 14).

[3]) Große ähnlichkeit mit der erzählung der Bragarœður hat ein märchen der südungarischen zigeuner „Der adlerkönig und die drei brüder", das H. v. Wlislocki mit einem hinweis auf die Snorra Edda in seinen Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen zigeuner (Wien 1890) nr. 49 s. 301 ff. mitteilt. Da vielen diese interessante parallele unbekannt sein dürfte, führe ich das märchen, soweit es uns hier angeht, wörtlich an: „Vor vielen tausend jahren lebten einmal drei brüder, die waren sehr arm und beschlossen daher in die welt zu gehen, um irgendwo ihr glück zu finden. Sie verließen auch ihr dorf und zogen in die weite welt. Eines tages kamen sie auf eine große wiese, wo viele tausend kühe weideten. Sie blickten um sich und da sie keinen menschen bemerkten, sprach der jüngste der drei brüder also: 'Wahrlich ich bin hungrig! Und wenn ihr wollt, so schlachten wir uns eine kuh ab. Ich will feuer machen und dann können wir uns an köstlichem braten erfreuen!' Die brüder waren hiezu gerne bereit und sie fingen eine kuh ab, schlachteten dieselbe, während der jüngste holz sammelte und ein großes feuer anmachte. Nun brieten sie die kuh und waren eben damit beschäftigt, sich am frisch gebratenen fleische zu sättigen, als ein riesiger vogel heranflog und also zu ihnen sprach: 'Ich bin der adlerkönig! Gebt mir ein stück fleisch!' Da warf ihm der älteste der drei brüder ein kleines stückchen fleisch hin. Der adlerkönig verschlang es und sprach: 'Das ist nicht genug! Gebt mir ein stück fleisch!' Da warf ihm der zweite der drei brüder einen bissen fleisch hin. Der adlerkönig verschlang es und sprach: 'Das ist noch immer nicht genug! Gebt mir ein stück fleisch!' Da ergriff der zweite der drei brüder einen pfahl und warf ihn nach dem adlerkönig. Der pfahl blieb im schenkel des großen vogels stecken. Da sprang der jüngste der drei brüder herbei, ergriff das ende des pfahles und wollte denselben aus dem leibe des adler-

isländischen Huldarsaga[1]), in der König Óðinn mit seinen hofleuten Loki und Hœnir auf der jagd von einem goldgeschmückten hirsch in eine entlegene gegend gelockt wird und dort die *trollkona* Hulda nebst ihren töchtern þorgerðr und Irpa findet. In allen fällen aber tritt Hœnir als dritte stumme person auf, die die handlung nicht im geringsten beeinflußt.

Wohl auf grund dieser dreiheitsmärchen wird Loki in der anfang des 10. jh.'s gedichteten Haustlǫng des Þjóðólfr ór Hvinni, des einzigen skalden, der Hœnir erwähnt, bezeichnet als *Hœnis vinr* (str. 3 u. 7: Skjalded. B 1 s. 14 f.) und *hugreyndandi Hœnis* (str. 12: ebda. s. 16)[2]). In den Skaldskaparmǫl heißt er (S. E. I, 268 = II, 312): *sessi eða sinni eða máli Óðins*, ferner *hinn skjóti áss*, *hinn langi fótr* und *aurkonungr* (oder *orkonungr*), und in dem Sǫgubrot (Fas. I, 373[6]) wird Hrœrekr slǫngvanbaugi, der bruder des königs Helgi und schwiegersohn des Ívarr víðfaðmi, mit Hœnir verglichen, der *hraddastr ása* sei.

Die einzige ausführlichere erzählung, die freilich auf Hœnir kein sonderlich günstiges licht wirft, findet sich in der

königs ziehen: doch dieser erhob sich in die luft und der jüngste blieb am pfahle hängen. Der adlerkönig flog nun mit dem armen jüngling hoch in die luft hinauf — und schleppte ihn auf diese weise in seine unterirdische behausung. Zum dank dafür, daß er ihn von dem pfahl habe befreien wollen, solle er alles haben, was er begehre und ewig leben. Als einzige arbeit habe er täglich die frau des adlerkönigs, die eine geraubte königstochter ist, zu kämmen. Eines tages gelingt es, den adlerkönig mit branntwein trunken zu machen und ihm eine feder zu rauben, mit deren hilfe der jüngling und die königstochter entfliehen.

[1]) Vgl. P. E. Müller, Sagabibliothek I, 363 ff. K. Maurer, Germania 13, 76.

[2]) Unsicher ist, ob auch in der schlecht überlieferten strophe 4 (vgl. Skj. A I, 17) *fet-Meila* eine kenning für Hœnir ist, wie Sv. Egilsson S. E. III, 1, 42 im hinblick auf Hœnirs beinamen *hinn langi fótr* (s. o.) annimmt, der *fet-Meili* als 'deus gradivus' erklärt; doch liegt vielleicht nur schreibfehler für *feðr Meila* (= Óðinn) vor. Dieser ansicht schloß sich früher auch Finnur Jónsson an, vgl. seine Kritiske studier, Kbhn. 1884, wo er auch das zugehörige verb *bað* in *band* änderte, da ein acc. *feðr* (object zu *bað*) in der älteren skaldendichtung überhaupt nicht vorkommt (vgl. ders. Det norsk-isl. skjaldesprog, Kbhn. 1901 s. 66); s. auch ders. Arkiv f. nord. fil. IX, 5. Jetzt (Skj. B I, 15) behält er die handschriftliche lesung bei, läßt jedoch im Lex. poet.[2] s. v. (s. 130) die frage offen.

Ynglinga saga[1]) c. 4: Der krieg zwischen asen und vanen endet mit einem vergleich, und der vertrag wird durch stellung von geiseln bekräftigt. Die vanen liefern ihre besten leute, Njǫrðr und seinen sohn Freyr, aus, die asen dagegen einen großen und schönen mann namens Hœnir, den sie für sehr geeignet zum häuptling erklären. Ihm geben sie den weisen Mimir bei, wofür die vanen wiederum zum dank den klügsten aus ihrer schar, den Kvasir, zu den asen senden. Als Hœnir nach Vanaheim kommt, wird er sofort zum häuptling gemacht, und Mimir ist ihm mit seinem rat behülflich. Aber wenn Hœnir ohne Mimir an den beratungen teilnimmt und schwierige fragen erörtert werden, pflegt er jedesmal zu sagen: *ráði aðrir* „mögen andere entscheiden!“ Da schöpfen die vanen schließlich verdacht und glauben sich von den asen beim geiseltausch betrogen. Sie schlagen deshalb Mimir den kopf ab und senden sein haupt den asen zurück. Óðinn salbt es mit kräutern, um es vor fäulnis zu schützen, singt zauberlieder darüber und bewirkt so, daß es mit ihm sprechen kann und viele geheime dinge verkündet. — Von Hœnirs weiteren schicksal erfahren wir nichts. Nur die Vǫluspǫ́ weiß in einer wahrscheinlich fragmentarisch überlieferten strophe (63) von ihm zu berichten, daß er die *ragna rǫk* überdauert und in der neuen welt „den looszweig kiesen“ wird:

Þá kná Hœnir hlautvið kjósa
— — — — — — — — — —[2])
ok burir byggva brœðra Tveggja
vindheim víðan: vituð enn eða hvat?

Diesen norwegisch-isländischen zeugnissen reiht sich schließlich noch ein eigenartiges färöisches volkslied an, der sogenannte *Lokka táttur*[3]): Ein bauer hat sich mit dem riesen Skrýmsli in ein schachspiel eingelassen, er verliert und soll

[1]) Heimskringla (ed. F. Jónsson) I, 12 f. Kurz erwähnt wird der mythus vom geiseltausch auch Gylfag. c. 23 (S. E. I, 92 = II, 267).

[2]) Die lücke ist in den hss. (R und H) nicht bezeichnet.

[3]) Herg. von Hammershaimb, Færöiske kvæder I (Nord. oldskr. XII), Kbhn. 1851 s. 140 ff.; inhaltsang. ebda. s. 210 ff.; poetische übersz. lieferten Uhland, Schriften VII, 367 ff. und K. Simrock, Deutsche mythologie[5] 1878 s. 106 ff.

dem riesen seinen sohn ausliefern, falls er ihn nicht (dreimal[1]) vor ihm verbergen könne. In seiner not ruft der bauer Óðinn, den asenkönig, zu hilfe, und kaum hat er seinen wunsch ausgesprochen, als Óðinn erscheint, in einer nacht ein gerstenfeld aufwachsen läßt und den in ein gerstenkorn verwandelten knaben mitten im ährenfeld in einer ähre verbirgt. Als der riese eine hand voll ähren mit scharfem schwert durchschneidet, gleitet ihm das korn aus der hand. Óðinn ruft den knaben zu sich und bringt ihn den eltern zurück.

v. 21. Her er hin ungi alvi tín,
nú er uppi goymsla mín.

Nun bittet der bauer Hœnir um beistand. Hœnir geht mit dem sohne des bauern zum grünen strand, wo sieben schwäne herbeigeflogen kommen, von denen sich zwei neben dem gotte niederlassen. Er verwandelt den knaben in eine feder mitten am kopfe des einen schwanes. Der riese beißt diesem den kopf ab, aber die feder fliegt ihm aus dem mund. Nun ruft auch Hœnir den knaben herbei und bringt ihn wieder ins elternhaus zurück:

v. 38. Her er hin ungi alvi tín,
nú er uppi goymsla mín.

Beim dritten und letzten male wendet sich der bauer an Loki; dieser läßt den bauer einen bootsschuppen mit einer weiten öffnung errichten und in dieser eine wagrechte eisenstange anbringen, während er selbst mit dem knaben zum fischfang aufs meer hinaus rudert. Er fängt nach einander drei flundern und versteckt den in ein fischei verwandelten knaben mitten im rogen des dritten. Diesen fisch erangelt nachher auch der riese und zählt jedes korn im rogen, aber das rechte ei schlüpft ihm aus der faust. Sie rudern zurück, und als Skrýmsli dem leicht über den sand dahineilenden knaben nachwatet, zerstößt er sich in der tür des bootsschuppens an der eisenstange den schädel und es gelingt Loki, ihn zu erschlagen. So ist der bauernsohn gerettet und wird von Loki den eltern wieder zugeführt:

[1]) So wird anzunehmen sein, denn aus dem liede geht nicht hervor, daß Óðins und Hœnirs hilfe versagte, wie meist angenommen zu werden scheint, z. b. von R. M. Meyer, Altgerm. religionsgesch. s. 370.

v. 94. Her er hin ungi alvi tín,
nú er uppi goymslan mín.
v. 95. Nú er uppi goymslan mín,
eg hâvi lúkað treytir tínar.
v. 96. Eg hâvi hildið trú firi visst,
nú hevir risin lívið mist.

Das ist alles, was uns die quellen von Hœnir zu sagen wissen! Zweifellos hat Snorri noch mehr erzählungen gekannt[1]), wie die von ihm erwähnten beinamen und namentlich das heißumstrittene *aurkonungr* beweisen, aber diese mythen sind für uns leider unwiederbringlich verloren.

II. Immer wieder hat es die forscher gereizt, in das geheimnisvolle dunkel dieser spärlichen überlieferung licht zu bringen, ohne daß es irgend einem bisher gelungen wäre, den dichten schleier zu heben, den diese 'rätselvollste gestalt im götterkreise'[2]) umgibt.

Bevor wir eine neue erklärung wagen, wird es nicht unnütz sein, zunächst einmal die bisherigen erklärungsversuche in möglichster kürze zusammenzustellen.

Auf dem schwanken boden symbolischer mythendeutung steht Mone mit seiner 'Geschichte des heidentums im nördlichen Europa', die er als 5. und 6. band von Friedrich Creuzers 'Symbolik und mythologie der alten völker' 1822 und 23 veröffentlichte. Nach ihm sind (I, 371 ff.) die vanen 'der reine geist', 'die gedanken', die asen dagegen 'der schaffende drang': Mimir personificiert das 'in seiner unbewußtheit unendlich tiefsinnige gemüt' und Hœnir 'den ideenlosen verstand', wie ihm schon vorher Stuhr in den 'Abhandlungen über nordische altertümer' (Berlin 1817) s. 92 gedeutet hatte, während der bereits oben citierte berühmte dänische theolog und dichter N. F. S. Grundtvig in seiner 1832 erschienenen 'Nordens mythologi eller sindbilled-sprog' die nordische dreiheit Óðinn, Hœnir und Lóðurr symbolisch als 'hoffnung, furcht und eigenliebe' faßte.

Eine lichtgottheit erblickt Finn Magnusen in Hœnir,

[1]) Vgl. auch Müllenhoff, D. A. 5, 181.

[2]) N. F. S. Grundtvig, Nordens mythologie eller sindbilled-sprog². Kbhn. 1832 s. 307.

indem er den namen des gottes aus *Heiðnir* ableiten will und zu aisl. *heið* 'äther, klare luft' stellt.[1]) Ein andermal vermutet er noch unmöglicheren zusammenhang mit lat. honor(!)[2]), während seine verbindung (ebda.) mit ält. dän. *höner*[3]) 'exaltator' und *hönet*[3]) 'exaltus' (von höine 'erhöhen') lautlich keine schwierigkeiten bietet. N. M. Petersen[4]) stempelt Hœnir auf grund seines beinamens *aurkonungr* zum 'herrscher über den materiellen stoff', denn er sei es, der (nach S.E. I, 52) 'bewegung (*hræring*) in die materie bringt', und August Schrader sieht in seiner Germanischen mythologie (Berlin 1843) s. 116 in ihm gar einen mondgott und identificiert ihn mit der 'Luna' Caesars (De bello Gallico I, 50)!

Im gegensatz zu diesen phantastischen versuchen, vermutete Jacob Grimm in Hœnir, den er 'zu den schwierigsten erscheinungen der nordischen mythologie' rechnete, am ehesten einen wassergeist (Deutsche myth.[4] I, 200). Ihm schloß sich Wilhelm Müller[5]) an, der überdies dem bericht der Ynglinga saga seltsamerweise entnehmen zu können glaubte, daß der cult Hœnirs durch den des Njǫrðr in den hintergrund getreten sei. Karl Simrock[6]) erblickte in der nordischen trias Óðinn, Hœnir und Lóðurr an Jakob Grimm anknüpfend elementargötter der luft, des wassers und des feuers und bemühte sich seine ansicht, durch eine ganze reihe unhaltbarer identificationen zu bekräftigen. Auch Karl Müllenhoff hielt in seiner Deutschen altertumskunde I[2] (1890), 34 Hœnir unter heranziehung des beinamens *aurkonungr*, dessen erstes kompositionsglied *aurr* nach seinem nachweis ursprünglich 'naß, wasser' bedeutet, für einen wassergott, während er ihn in späteren jahren als einen 'alten luftgott' aufgefaßt haben soll[7]). Eine specialisierung schlägt schließlich Richard M.

[1]) Eddalæren II (Kbhn. 1824) s. 61; Den ældre Edda, oversat og forklaret I (Kbhn. 1821) s. 59 und Lexicon mythol. (A. M.-Edda, bd. III. Kbhn. 1828) s. 464. — Als 'symbol des himmlischen lichtes' bezeichnet ihn G. Th. Legis, Alkuna, nord. u. nordslav. mythologie. (Leipzig 1831) s. 78.

[2]) Lex. myth. s. 464 note 4.

[3]) fehlen bei Kalkar, Ordbog til det ældre danske sprog.

[4]) Nordisk mythologi, Kbhn. 1849 s. 88.

[5]) Geschichte u. system der altd. religion, Göttingen 1844 s. 210.

[6]) Handbuch d. deut. myth.[5] (Bonn 1878) s. 93 f. 111 f. 169. 432.

[7]) Vgl. Hoffory, Eddastudien I (Berlin 1889) s. 110.

Meyer[1]) vor, nach dem Hœnir 'das unterirdische wasser vertritt, das wasser unter der erdoberfläche, das sich verbirgt und nur stellenweise sichtbar wird', doch dürfte diese gottheit trotz des hinweises auf Meregarto 2 a, 1—8 (MSD. XXXII = Braune, Ahd. leseb. XLI. 2, 1 ff.) außer Meyer selbst so leicht keinen gläubigen finden, und auch er hat noch wenige seiten vorher (341 f.) in Hœnir einen 'wolkendämon' vermutet.

Zu ganz anderen ergebnissen gelangte Ludwig Uhland[2]). Er geht aus von der menschenschöpfung (Vǫluspǫ́ 18), wo er *ǫnd* als 'geist' faßt, denn Óðinn, dessen namen er nach dem vorgange Jakob Grimms (D. myth.[4] I, 121) zu *vaða* und *óðr* stellt, muß doch 'als dem rastlos wandelnden geiste' die beseelung zufallen. 'Gleichwohl wird im Eddaliede das wort *óðr* für die gabe des zweiten asen, Hœnir gebraucht: Óðinn gibt *ǫnd*, was auch, um ihn nicht dasselbe zweimal schenken zu lassen, für atem, lebenshauch genommen werden kann, aber vom geist unterschieden, den geber Óðinn seiner eigenschaft als erwecker alles geisteslebens entkleiden und in dieser hinsicht hier gegen Hœnir zurückstellen würde.' Deshalb sieht sich Uhland nach einer anderen bedeutung für *óðr* um und findet sie in 'gedicht, dichtkunst' (ags. *wóþ* 'lied, beredsamkeit'), die er hier allgemeiner als 'rede, gabe der rede' faßt. Den namen des gottes leitet er von dem verbum *hœna* ab, das im ablaut mit einem mutmaßlichen **hana* zu lat. *canere* gestellt wird. Den Lokka táttur deutet Uhland (s. 194) ganz naturmythisch als einen kampf des nordischen landmannes gegen ungestüme witterung und harte winter. Den vanenkrieg denkt er sich dagegen als einen krieg zwischen zwei verschiedene sprachen redenden völkern, und dem gotte, der dem menschengeschlechte die sprache gegeben hat, liegt es jetzt ob, 'das sprachliche verständnis der sich einigenden stämme zu vermitteln. Wie jedoch Hœnir in seinem früheren auftreten stets an der hand Óðins ging, da ohne den durchdringenden geist alle rede hohl ist, so wird ihm auch zu dem neuen beruf der weise Mímir mitgegeben' usw. (s. 196 f.).

Während also Uhland, auf dessen erklärung wir noch an

[1]) Altgerm. religionsgeschichte (Leipzig 1910) s. 371.
[2]) Schriften VI (1868), 188 ff.

anderer stelle zurückkommen werden, die Vǫluspóstelle zum ausgangspunkt seiner untersuchung wählt, sucht Karl Weinhold Zs.fda. 7, 23 ff. das wesen Hœnirs von der erzählung des vanenkrieges aus zu ergründen: wie dem meeresgotte Njǫrðr der wassergeist Mímir gegenübersteht, so müsse Hœnir dem Freyr entsprechend ein alter himmels- und sonnengott sein, worauf gleichfalls die beinamen 'langfuß' und 'pfeilkönig' weisen, da die sonnenstrahlen im altertum händen, füßen und pfeilen verglichen würden, und 'als gott der edelsten und feinsten macht begabt er demgemäß die menschen mit dem geiste'[1]). 'Nicht bedenklich' findet es Weinhold ferner, auch den slavischen gott der morgenröte Hajnal, Hennil (Grimm. D. myth.[4] II, 625; III, 223) mit Hœnir zu vergleichen.

Diese deutung Hœnirs als eines sonnenwesens erklärt Mogk (Pauls Grundriß[2] III, 350) für die ansprechendste und hält es ebenso wie Weinhold nicht für ausgeschlossen, daß 'der gott vielleicht sprachlich dem slavischen Hennil, Hainal, dem gott der morgenröte, nahe stehe, der früh auf der wacht ist und gewissermaßen die mittelperson zwischen tag [Óðinn] und nacht [Loki] bildet'. Nach Siebs' scharfsinniger deutung (Zs.fdph. 24, 145 ff.) ist jedoch Hennil kein slavischer gott, sondern ein beiname Wodans und von dem ungarischen Hajnal zu trennen. Neuerdings scheint Mogk seine frühere ansicht aufgegeben zu haben und ist auf grund der beinamen Hœnirs eher geneigt, in ihm eine wolkengottheit (s. u.) zu sehen.[2])

Völlig verfehlt ist Adolf Holtzmanns versuch[3]), Hœnir-Víli wegen seines beinamens *ǫrkonungr* zum schützenkönig zu machen, 'wonach er derselbe sein könnte mit Vali[4]) = Víli. Vali ein guter schütze [*happskeytr* S. E. I, 102]: möglich, daß das im grunde dasselbe ist'(!)[5])

---

[1]) Verfehlt ist seine zurückführung des namens auf **Hón*, das er als 'verdichtung von **Haan*' nimmt (s. 24) und ferner die zusammenstellung mit aind. *Kṓnas*, 'planet Saturn': nach Uhlenbeck, Etym. wb. d. altind. sprache (1898,99) s. 66 stammt dies aus griech. *Κρόνος*.

[2]) Hoops, Reallexicon d. germ. Altertumsk. II (1915). 541 s. Hœnir.

[3]) Deutsche mythologie, Leipzig, 1874 s. 115.

[4]) Die richtige form ist nach ausweis der metrik *Váli*. vgl. z. b. Edda (ed. Gering[3]) Vafþr. 51[1]; Hyndl. 30[3] u. ö.

[5]) Hätte H. sein vokalisches schüttelspiel nur noch etwas fortgesetzt, so wäre er bei **Vali* angelangt, das nach nordischen lautgesetzen zu *Vli

Fast noch tollkühner ist aber Guðbrandr Vigfússons erklärung: In der einleitung zu seinem Corpus poeticum boreale I (1883), s. cii fg. teilt er nämlich unter hinweis auf die 'Vögel' des Aristophanes v. 693 ff., wonach die dunkelbefiederte nacht das weltei gebiert[1]), seine entdeckung mit, daß Hœnir nichts anderes sei, als 'the great bird that laid the world'. Den namen führt er auf ein germ. **hohni* zurück, das er skr. ṣakunas und griech. *κύκνος* gleichsetzt (!), 'the white bird, swan or stork, that stalks along in the mud, lord of marish — and it is now easy to see, that this bird is the Creator walking in Chaos, brooding over the primitiv mish-mash or tohu-bohu, and finally hatching the egg of the world'. Somit ist Hœnir nach ihm mit Heimdalr 'the walker' (vgl. Rigsþula) identisch, von dem die Snorra Edda (I, 100) zu berichten weiß, daß er weniger schlaf als ein vogel braucht, der auch der 'schöne ase' und der 'weißeste der asen' genannt wird, 'der wächter der götter': 'a celestial chanticleer as it were'!

Kritiklos übernahm der schwedische dichter Viktor Rydberg in seinen 'Undersökningar i germanisk mythologi' (2 bde. Stockholm 1886 u. 89) Vigfússons ausführungen. Hatte dieser noch die wahl zwischen schwan und storch gelassen, so entschied sich Rydberg für den letzteren und erörtert eingehend das ammenmärchen vom storch, der die kleinen kinder aus dem teich holt (I, 552); im II. bande (s. 35) zieht er die indische mythologie zu rate und vermutet etymologischen zusammenhang zwischen Hœnir und aind. *kankas* 'reiher'[2]).

Mit beißender ironie wies dagegen Julius Hoffory[3])

---

werden müßte, und wir hätten einen gott, der frappant an den trefflichen bogenschützen *Ullr* (S. E. I, 102) erinnerte: somit dürfte also die identität von *Hœnir—Vili—Vali—*Vali—Ullr* als erwiesen betrachtet werden!

[1]) v. 693 ff.

Χάος ἦν καὶ Νὺξ Ἔρεβός τε μέλαν πρῶτον καὶ Τάρταρος εὐρύς· γῆ δ' οὐδ' ἀὴρ οὐδ' οὐρανὸς ἦν· Ἔρέβους δ' ἐν ἀπείροσι κόλποις τίκτει πρώτιστον ὑπηνέμιον Νὺξ ἡ μελανόπτερος ᾠὸν usw.

[2]) Hj. Falk vermutet, daß in Hœnir ursprünglich der kranich als gottheit verehrt worden ist: Arkiv V, 258 note. [Als göttlich verehrten storch (etymol. zu lat. cicōnia, cōnia) erklärt ihn im anschluß an Rydberg auch Bror Schnittger in seinem mir entgangenen aufsatz Fornvännen 1916 s. 104 ff., auf den mich herr baron v. Lagerfeldt freundlichst aufmerksam macht. Correkturnote.]

[3]) 'Über G. Vigfússons Corp. poet. bor.' Göttingische gel. anz. 1888 nr. 5 = Eddastudien I (Berlin 1889) s. 101 ff.

Vigfússons 'großen mythischen vogel' zurück: zwar sei Hœnir, meint Hoffory, 'ein wunderliches wesen, von dem sich verschiedenes erwarten ließe; daß er aber jemals auch nur das kleinste ei ausgebrütet habe, ist eine behauptung, die bei keinem andern mythendichter als Guðbrand Vigfússon eine geringste stütze findet' (Eddastud. s. 111). Immerhin steht auch Hoffory im folgenden auf Vigfússons schultern, indem er an seine etymologie anknüpfend *Hœnir* auf germ. **hohnijaz* zurückführt, das einem griech. κύκνιος 'der schwanengleiche' genau entspricht (s. 113). 'Mímir ist der wasserdämon, Óðinn der windgott. Hœnir muß also ein naturphänomen repräsentieren, das sowohl zum wasser als zum winde in naher beziehung steht, aber charakteristisch von beiden verschieden ist. Es kann dies nur die wolke sein, die aus dem wasser emporsteigt und vom winde getrieben wird.' Hierzu stimmen sowohl die beinamen wie auch die erzählung der Ynglinga saga: 'Hœnir ist machtlos ohne Mímir, denn wo kein wasser ist, können auch keine wolken entstehen.' Da sich nun die volksphantasie die wolken als schwäne dachte[1]), ist der wolkengott Hœnir zugleich der herr der schwäne (**hohnijaz*) und als solcher gibt er auch bei der menschenschöpfung die seele (*óðr*), die nach altgermanischer anschauung von Hœnirs töchtern, den schwanjungfrauen verliehen wird. — In einem weiteren aufsatz über den 'germanischen himmelsgott'[2]) glaubte Hoffory den nordischen Hœnir auf altären wiedergefunden zu haben, die 1883 im nördlichen England bei Housesteads, dem einstigen Borcovicium, entdeckt worden und dem 'Mars thingsus' nebst den beiden Alaisiagen Beda und Fimmilena geweiht sind. Auf einem relief ist u. a. 'eine mit helm, speer und schild bewaffnete kriegergestalt' abgebildet, 'zu deren rechten ein langhalsiger, schwanenartiger vogel sich befindet'. Hierin will Hoffory einen *Tîwaz hohnijaz*, den 'schwanengleichen herrscher der wolken', der ursprünglich mit *Tîwaz þingsaz* identisch gewesen sei, erkennen und verbindet den mythus von Hœnir mit den sagen vom schwanen-

[1]) Vgl. z. b. auch Mannhardt, Germ. mythen s. 39 ff.

[2]) Nachrichten d. kgl. ges. d. wiss. zu Göttingen 1888 nr. 15 = Eddastudien I, 145 ff.

ritter und Sceaf. Bei den Nordgermanen habe sich der alte himmelsgott dann in Týr und Hœnir gespalten. Seine naturmythische deutung der erzählung der Ynglinga saga gibt Hoffory dagegen auf und meint, die angabe, daß Hœnir und Mímir zu den vanen kamen, sei 'schwerlich mehr als eine mythologische fiction, die dadurch entstand, daß diese beiden gottheiten im kreise der asen allmählich fast in vergessenheit gerieten' (s. 167 fg.). — Ob aber jener vogel auf dem relief von Borcovicium einen schwan darstellt, ist sehr fraglich: höchstwahrscheinlich ist er eine *gans* und der krieger nicht der germanische himmelsgott sondern der römische Mars[1]). Damit fallen aber Hofforys geistreiche combinationen, wie auch seine erklärung sich fast ausschließlich auf den märchenhaften Lokka táttur stützt und die deutung des namens 'auf das resultat zugeschnitten und unhaltbar'[2]) ist.

In seiner abhandlung über den zweiten teil der schwanrittersage kommt J. F. D. Bloete am schluß (Zs.fda. 38 (1894), 287 f.) auch auf Hœnir zu sprechen. Den beinamen *aurkonungr* stellt er etymologisch zu gr. *ἠώς* 'morgenröte' lat. *aurora* usw. und faßt ihn als 'könig des frühlingsglanzes' d. h. 'man bezeichnete mit demselben Hœnir als ein wesen, das den ersten übergang vom winter zur sommerlichen jahreszeit angab .... War nun im 9. jahrhundert, als die Normannen die Färöer besiedelten, Hœnir für sie ein solches frühlingswesen, welches man an dem glanz erkannte, wenn die ersten lichten tage zurückzukehren begannen ... so ist der zusammenhang mit den schwänen nicht mehr auffallend ... Die schwäne (die früher auf den Färöern gebrütet haben müssen), die sichtbaren beweise der nach und nach zurückkehrenden sommerlichen jahreszeit, wurden mit dem wesen des ersten frühlingsglanzes auf den Färöern in verbindung gebracht', und zwar vollzog sich diese verbindung Hœnirs mit den schwänen nach Bloete rein local auf den Färöern, sie ist weder urgermanisch noch urnordisch. Dem vanenkriege soll die naturanschauung zugrunde liegen, 'daß an die stelle des glanzes [Hœnir] die

[1]) Vgl. namentlich Fritz Möller, Westdeutsche zeitschr. f. geschichte u. kunst V (1886), 320; weitere literatur verzeichnet Golther, Handbuch d. germ. myth. s. 204, note 2.

[2]) Mogk, Pauls Grundriß² III, 350.

belebende wärme [Freyr], an die stelle des unbelebten wassers [Mimir] die schiffahrt [Njǫrðr] trat'. Auch Bloetes ausführungen befriedigen nicht: er gründet sich einzig und allein auf das vieldeutige epitheton *aurkonungr*, sucht mit seiner deutung den späten und fragwürdigen Lokka táttur in einklang zu bringen und gibt eine durchaus unwahrscheinliche naturmythische auslegung des vanenkrieges, während der name *Hœnir* und die übrige überlieferung unerklärt bleibt.

Friedrich Kauffmann[1]) identificierte Hœnir mit Víðarr-Váli - Hymir - Heimdallr - Týr - Njǫrðr - Ægir - Mitothin und Ullr und erschloß aus allen den waldgott der Germanen. 'Wenn Víðarr - Hymir - Heimdallr als stumpfsinnig und blöde gekennzeichnet ist', schließt Kauffmann, 'so wird der götterkreis in Hœnir nicht noch einen zweiten vertreter des stumpfsinns besessen haben. Es ist gar nicht abzuweisen, daß Hœnir nur eine wechselbenennung für Heimdallr - Týr darstellt, wie dies auch schon Hoffory ausgesprochen hat. So oft auch die legende Hœnir, Óðinn und Loki auf wanderungen gehen läßt, Hœnir tritt niemals hervor (*hinn þǫgli áss* [Víðarr]). Nun hat aber die spätere mythographie den Hœnir aus dem götterkreis der asen heraus im tausch mit Njǫrðr unter die vanen versetzt. Das heißt mit baren worten nichts anderes, als daß Hœnir - Njǫrðr über den götterdynastien steht — ganz wie Heimdallr, der nach der Þrymskv. 14 die eigenschaften der asen mit denen der vanen in sich vereinigt (s. 173) .... In der verborgenen einöde des waldes wacht er [Víðarr - Váli] über ordnung und gerechtigkeit .... ein *vǫrðr goða*, wie Heimdallr genannt wird. Darauf scheint auch der name *Hœnir* abzuzielen. Es könnte **hōð* (ahd. *huota*) in dem namen stecken und 'hüter' gemeint sein, ungefähr mit der sacralrechtlichen bedeutung von griech. *φύξιος* als beiwort des Zeus' (s. 175). Das *hlautrið kjósa* schließlich bedeutet nach Kauffmann, 'daß Heimdallr - Hœnir es sein wird, der in der zukünftigen welt jedem einzelnen sein loos zuerteilt' (s. 189), was im altertum das vorrecht des gemeinde- oder familienoberhauptes war.

[1]) Deutsche mythologie[2] (Sammlung Göschen nr. 15. 1893) s. 94 f. 114; ausführlich begründet in den Beitr. 18 (1894). 157 ff (hieraus die citate

Gegen Kauffmanns ausführungen wandte sich Max Roediger Zs.fdph. 27 (1895), 1 ff., ohne freilich selbst zu sicheren ergebnissen zu gelangen. Wie schon Hoffory vor ihm faßt auch er Hœnir als wolkengott auf und meint: 'als personificiertes gewölk schenkt Hœnir den menschen *óð*, nicht sowohl den verstand, als die erregte gemütsstimmung (vgl. *óðr* 'poesie' adj. *óðr* 'zornig' ahd. *wuot* etc.), wie ihnen gott nach dem Ezzoleich v. 49 '*von den wolchen daz muot*' gab, das in seinen regungen wechselt, wie die gestalt der wolken' (s. 10). Den namen deutet er im anschluß an Finn Magnusen fragend als **Hauhnijaz* (zu **hauhni* = höhe), 'der in der höhe lebt'. Doch im folgenden hält Rodiger auch die erklärung Hœnirs als eines wassergottes nicht für unmöglich und führt für Uhlands etymologie des namens (zu lat. *canere*) *canorus* als epitheton von flüssen an.

Später nahm Kauffmann in seinem buche über Balder (Straßburg 1902) nochmals auf die erzählung der Ynglinga saga bezug (s. 190): 'Im gegensatz zu Hœnir [dem urquell der menschlichen geisteskraft: *óðr* s. 183 f.] war Mimir nicht bloß ausgezeichnet mit *speki* — dies kam zweifellos auch Hœnir zu — sondern mit *málsnild ok orðfimi*, wie es (Gylfag. c. 25) von dem asen Bragi heißt. Eine göttlichen geistes volle seele bleibt ratlos bei der im einzelnen fall erforderten glücklichen wahl des treffenden wortes. Hœnir besitzt *óðr*, aber er ist nicht, wie der Nordländer sagte, *ráðsnjallr* oder *ráðsviðr*. Auf diesem contrast zwischen *óðr* und *ráð* (*óðgerð* : *ráðgerð*) ist die scherzhafte fabel von der hilflosigkeit des unter die vanen versetzten Hœnir aufgebaut. Ekstatische erregung schlägt in leidenschaft und raserei um (an. *ráðleysi*). Dieser seite hat das wort *óðr* so nahe gelegen, daß es später allein in solchem sinne üblich geblieben ist.'

Durch ein wahres labyrinth gewagtester combinationen suchten Detter und Heinzel Beitr. 18 (1895), 542 ff. zum verständnis Hœnirs zu gelangen. Wir wollen uns bemühen, ihre hauptsächlichsten weitausgreifenden hypothesen kurz zusammenzufassen: Am ende des 5. buches seiner Historia Danica berichtet Saxo Grammaticus von der goldenen friedenszeit des dänischen königs Frotho III, daß damals sogar kostbare goldene spangen an kreuzwegen öffentlich aufgehängt

wurden, ohne gestohlen zu werden. Eine zauberin aber überredet ihren sohn, eine solche spange zu rauben, und als Frotho die räuber bestrafen will, wird er von der zauberin, die sich in eine kuh verwandelt hat, getötet. Zu anfang des 6. buches wird dann erzählt, daß auch Fridlevus, Frothos sohn, für tot gehalten und die Dänen demjenigen die krone versprochen hätten, der ein lobgedicht auf den verstorbenen könig verfaßte. Ein gewisser Hiarnus (oder Hiarno) verfertigt ein vier zeilen langes preislied und wird könig von Dänemark. Fridlevus hat indes mit könig Haldanus von Schweden einen kampf gegen zwölf brüder aus Norwegen zu bestehen, von denen einer namens Biorn ein roß von außerordentlicher schnelligkeit nebst einem hunde besitzt. Die brüder werden auf einer insel in einer stark befestigten burg eingeschlossen, durch list gelingt es Fridlevus, die feste zu erobern, und elf brüder fallen im kampf, während der zwölfte, Biorn, mit Fridlevus ein bündnis eingeht. Fridlevus kehrt in die heimat zurück, es kommt zum streit zwischen ihm und Hiarno, bis dieser schließlich nach manchen wechselvollen kämpfen von Fridlevus getötet wird.

Den frieden des Frotho identificieren Detter und Heinzel mit dem goldenen zeitalter der götter, die zauberin mit der Gullveig, Fridlevus' kampf gegen die zwölf brüder ist der krieg der vanen unter Freys führung gegen die zwölf asen. Biorn mit seinem schnellen rosse ist Óðinn auf dem achtfüßigen Sleipnir, und die burg ist Ásgarðr oder Valhǫll. Hiarno hat man sich nach Detter-Heinzel 'als einen *þulr*, als einen in lumpen gehüllten collegen des Loddfáfnir zu denken', und zwar ist er mit Hœnir identisch, dessen namen im anschluß an Uhland als 'sänger' erklärt wird, und der in seinem verhältnis zu Mimir an Óðinn erinnert. — Nach dem ae. gedichte 'Deors klage' hat Heorrenda den Deor aus seiner stellung als '*scop Heodeninga*' verdrängt, nach der mhd. Gúdrún str. 1612/13 ist Fruote dem Hôrant untergeordnet, der Rosengarten D 359 ff. weiß von der verdrängung Fruotes durch Hôrant, und bei Saxo ist Hiarno der usurpator, der den rechtmäßigen könig Fridlevus verdrängt hat. Nun ist Hjarrandi als Óðinsname belegt, der genau dem ags. Heorrenda entspricht, mit Hiarno dagegen in ebenso losem zusammenhang

wie mit Hôrant steht. Somit gelangen Detter und Heinzel zu dem resultat, daß Hjarrandi-Heorrenda-Hôrant mit Hiarno identisch ist. Hiarno wiederum mit Hœnir, und dieser ist nichts anderes als 'der zu einer selbständigen göttergestalt gewordene dichter Óðinn'. — Saxos darstellung des vanenkrieges, die den vanenstandpunkt vertritt, steht dem ursprünglichen mythus näher als die berichte der Ynglinga saga und der Vǫluspǫ, da die heimischen götter unter Freyr-Fridlevus von Óðinn-Hiarno verdrängt werden. Anhänger der alten vanenreligion schufen auch den mythus vom ratlosen asenkönig Óðinn und gaben ihm den beinamen *aurkonungr* d. i. 'dreckkönig'. Unter dem einfluß der asenpartei dagegen wurde der dichter Óðinn in den Hœnir umgewandelt und die einwirkung dieser richtung zeigt sich auch bei Saxo, wo Hiarno und Biörno (= Óðinn), wie in der Ynglinga saga Óðinn und Hœnir getrennt sind. — 'So versteht man jetzt auch, warum Óðinn und Hœnir *ond* und *óð*, also verwandtes, geben.'

Auf völlig anderen pfaden wandelt Elard Hugo Meyer[1]) in seiner untersuchung über die 'Vǫluspá'. Berlin 1889. Er identificiert die dreiheit Óðinn, Hœnir und Lóðurr mit gott, Christus und dem heiligen geist (Vsp. s. 83 ff.), später setzt er hingegen Hœnir dem patriarchen Henoch gleich (s. 220 ff.), was jedoch nach E. H. Meyer nur ein scheinbarer widerspruch ist. Den ausgangspunkt der letzteren vorstellung bildet die 'ganz sinnliche, wörtliche auffassung' von Genesis 5, 24, wo es heißt: 'Henoch ambulavit cum Deo et non apparuit, quia tulit eum Deus', sowie Jesus Sirach 44, 16: 'Henoch placuit Deo et translatus est in paradisum'. Daraus habe man gefolgert, daß Henoch auch an der schöpfung der menschen beteiligt gewesen, und es glückt E. H. Meyer wirklich einen beleg dafür beizubringen: der 1669 (!) verstorbene holländische theolog Coccejus schließt nämlich (nach Witsius, Meletemata Leidensia (1701) aus den worten: 'Enoch ambulavit cum Deo', weiter: 'ergo cum Deo fecit'. 'So erklärt es sich, daß in der 18. strophe Hœnir die rolle der zweiten person der dreieinigkeit und zugleich Henoch im Iðavǫllr, dem paradiese, übernimmt indem er das menschenpaar erschafft . . Henoch wurde [nach

[1]) Vgl. auch seine Germanische mythologie. Berlin 1891 bes. s. 182. 265 fg.

dem apokalyptischen buche Henoch] auch wiederholt rasch von der erde in die entferntesten himmels- und höllenräume geführt und machte mit den engeln gewaltige wanderungen. Vielleicht hieß Hœnir deswegen *'hinn skjóti áss, hinn langi fótr'*. Wiederholt zittert, schreit, fällt Henoch zu boden vor angst und schrecken (Buch Henoch c. 14. 82) wozu Hœnirs beiname *hraddastr áss* stimmt' usw. (Vsp. s. 228). Den vanenkrieg faßt Meyer (s. 229 fg.) als umbildung des krieges gottes mit den abtrünnigen engeln (= den vanen), in dem Henoch (Buch Henoch c. 12 f.) die rolle des vermittlers spielt usw. Aus dem namen des patriarchen endlich, 'der der nordischen zunge widerstrebte, wird ein dichter den nordisch klingenden, aber kaum nordisch zu erklärenden Hœnir gebildet haben' (s. 226).

Ebenso wie die krausen und unsicheren combinationen Detters und Heinzels erfuhren Elard Hugo Meyers ausführungen allgemeine ablehnung[1]. Nur Wolfgang Golther pflichtet ihm in der annahme fremder entlehnung bei[2]. Nachdem Golther die früheren erklärungsversuche zusammengestellt hat, schließt er mit den resignierenden worten: 'Trotz allem bleibt Hœnir rätselhaft nach wie vor. Da er bei der menschenschöpfung auftaucht und in der neuen welt wiederkehrt, liegt offenbar sein ursprung in der weltlehre, d. h. Hœnir ist wohl aus der fremde zugewandert. Sicher wird auch Hœnir noch einmal auf diese art befriedigende deutung finden, wenngleich E. H. Meyers versuch verfehlt erscheinen muß.'[3]

[1] Das gesamtergebnis seiner untersuchung ist, daß die Voluspó 'nichts geringeres darbietet, als die heilsgeschichte der menschheit von der schöpfung bis zum jüngsten gericht, wie sie die mittelalterliche kirche ausgebildet hatte, und zwar abweichend von dieser darbietet in der form einer prophezeiung und in der mythensprache nordischer poesie' (Vsp. s. 244). Ihr verfasser soll der berümte priester Sæmundr inn fróði sein (ebda. s. 275).

[2] Handbuch d. germ. mythologie. Leipzig 1895 s. 400.

[3] In diesem zusammenhang sei auch eine kurze bemerkung R. M Meyers (AGR. s. 372 note 7 erwähnt, wonach ihm 'nicht undenkbar scheint, daß Hœnir wenigstens ursprünglich selbst den kopf verlor' Zu dieser vermutung verleitet ihm der mythus von Marduk, dem gotte Babylons (allerdings sagt Meyer, daß er den mythus nicht heranziehen will!), den der priester Berossus in seinen *Βαβυλωνιακά* erzählt, es heißt dort: 'als der Bel [*ὁ Βῆλος* = 'der herr', hab. Bêl, ein beiname Marduks] nun sah,

Nach Paul Herrmann[1]) liegt dem färöischen liede 'das motiv von zwei zauberkundigen gegnern zugrunde, die ihre kräfte in einem verwandlungskampf auf tod und leben erproben, indem sie bald die gestalt von leblosen dingen, bald von tieren und pflanzen annehmen' (z. b. Grimm, KHM. nr. 51 u. ö.). Aus dem märchencharakter des liedes zog nun aber Herrmann nicht wie es E. H. Meyer[2]) und Mogk[3]) mit recht getan, den notwendigen schluß, daß das märchen keine mythologische ausbeute zur erklärung Hœnirs bietet, sondern meint seltsamerweise, daß 'der anteil der götter an der handlung sichtlich ihrem natürlichen wesen angepaßt' sei und schließt sich in seinen weiteren ausführungen teils an Hoffory[4]), teils an Roediger an.

Der letzte bedeutende versuch, das dunkle wesen Hœnirs zu erklären, rührt von dem bekannten schwedischen literarhistoriker Henrik Schück[5]) her. Er geht aus von der erzählung der Gylfaginning c. 23 (S. E. I. 92), nach der beim friedensschluß zwischen vanen und asen Njǫrðr und Hœnir gegeneinander ausgetauscht werden. Im anschluß hieran, berichtet Snorri von einem anderen wechselmythus, dem von der ehe des Njǫrðr mit der göttin Skaði, und von der letzten heißt es: *fer hon mjǫk á skíðum ok með boga ok skýtr dýr: hon heitir ǫndurgoð eða ǫndurdís.* Dieselben fertigkeiten werden aber auch dem gotte Ullr zugeschrieben: Gylfag. c. 31 (S. E. I. 102): *hann er bogamaðr svá góðr ok skíðfœrr svá, at*

wie die erde vereinsamt und (dabei) fruchtbar (unfruchtbar?) war, habe er einem der götter befohlen, ihm den kopf abzuschlagen und mit dem hervorströmenden blute die erde zu vermischen und menschen und tiere zu bilden, die die luft vertragen könnten' (H. Gressmann, Altorientalische texte und bilder zum A. T. Tübingen 1909, bd. I, 4). — Es dürfte ein leichtes sein, auf grund dieses berichtes Voluspǫ und Ynglinga saga zu combinieren und einen neuen mythus von Hœnir zu reconstruieren, der an schönheit nicht hinter Vigfússons stolzem weltenvogel zurückstehen würde.

[1]) Nordische mythologie, Leipzig 1903 s. 250 ff.

[2]) Germanische mythologie s. 266.

[3]) In Hoops Reallexicon s. Hœnir. — Dann fällt aber auch die hauptstütze für die auffassung Hœnirs als einer wolkengottheit!

[4]) Vgl. auch P. Herrmanns Deutsche myth. Leipzig 1898 s. 277.

[5]) Studier i nordisk literatur- och religionshistoria II (Baldersagan) Stockh. 1904 s. 224 ff.

engi má við hann kappask und nach den Skaldsk. c. 14 (S. E. I, 266) hat er u. a. die beinamen: *ǫnduráss*, *bogaáss*, *veiðiáss* und *skjaldaráss*. Hieraus folgert Schück, daß Skaði und Ullr identisch sind, und findet es durch den namen *Skaði* bestätigt, der seiner form nach ein masculinum ist. Skaði-Ullr war ursprünglich ein männlicher wintergott. — Nach Tacitus, Germania c. 40 ist Nerthus eine weibliche gottheit: vollzog sich nun zu einer zeit, als Nerthus noch femininum war, eine verbindung des kultes dieser göttin und dem des Skaði, so 'mußte es in mythologischer sprache so ausgedrückt werden, daß sie einander heirateten. Skaði wurde der mann und Nerthus die frau' (s. 226). Indes wurde Nerthus im norden auf rein grammatischem wege, wie Schück im anschluß an Axel Kock[1]) annimmt, zum männlichen Njǫrðr. Da mußte, falls der mythus die ehe zwischen beiden bewahren wollte, Skaði gleichfalls sein geschlecht tauschen und durch die entgegengesetzte metamorphose zur weiblichen göttin Skaði werden, was in Norwegen dadurch erleichtert sei, daß dort kein oder nur ein höchst unbedeutender Skaði-Ullr-cultus existiert habe, während er in Schweden nach ausweis von ortsnamen sehr verbreitet gewesen sei. — In dem wechselmythus von Njǫrðr und Hœnir erblickt Schück nun eine doublette zu dem von Njǫrðr und Skaði, d. h. mit andern worten: Hœnir ist nach ihm mit Skaði-Ullr identisch und zwar ist *Hœnir* ein jüngerer name ('den upphöjde' s. 225) für Ullr, welchen dieser vermutlich von den skalden erhalten habe, um nicht mit der 'göttin' Skaði vermengt zu werden. Die beinamen Hœnirs *hinn langi fótr*, und *hinn skjóti áss* passen vortrefflich auf den skiläufer, wie *orkonungr* auf den bogenschützen Ullr.

So bestechend auch diese erklärungen der schwierigen beinamen Hœnirs sind, so ist doch die rein grammaticalische erklärung des männlichen Njǫrðr aus der weiblichen Nerthus höchst bedenklich[2]), zumal gleichzeitig der nach Schück ursprünglich männliche Skaði trotz seiner masculinen form(!) zu einer göttin geworden sein soll! Ist aber Skaði eine alte weibliche gottheit, so fällt damit ihre identität mit

[1]) Zs.fdph. 28, 288 ff. [2]) Vgl. auch R. M. Meyer, AGR. s. 207.

Ullr. und dann ist auch die gleichung Ullr = Hœnir aufgehoben.

Schließlich seien noch zwei jüngst aufgestellte etymologische erklärungsversuche des namens *Hœnir* vermerkt: Finnur Jónsson deutet ihn im Lexicon poeticum[2] (Kbhn. 1913—16) s. 307 fragend als 'den som lokker til sig o ved sine egenskaber'. Er stellt ihn also zu neuisl. *hœna* 'locken, to allure, attract'[1]), doch wissen die quellen von derartigen eigenschaften Hœnirs nicht das geringste.

John Loewenthal, der die sich einzig auf dem Lokka táttrr gründende annahme Hœnirs als eines wolkengottes voraussetzt, führt (Arkiv f. nord. fil. XXXIII, 98 f.) den namen über germ. **hönjiz* auf idg. **kōuniio-s* zurück, welches mit hilfe des *io*-formans von **kouno-s* abgeleitet ist. Dieses stehe zu dem grundwort von lit. *sziaurỹs* 'nordwind', lat. *caurus* 'nordostwind', abgesehen vom ablaut, im selben verhältnis wie z. b. aind. *árjuna-s* 'weiß' zu griech. ἄργυρος. Des weiteren stellt er ahd. *scûr* 'schauer' usw. hierher.

III. Trotz dieser überaus zahlreichen vergeblichen versuche, die bereits gemacht sind, möchte ich eine neue erklärung vorschlagen.

Der name *Hœnir* läßt sich auf eine urgermanische form **Hauhiniaz* zurückführen: diese ist mit dem die zugehörigkeit ausdrückenden adjektivsuffix *-ia*[2]) von einem substantiv **hauhinaz* abgeleitet, das sich zum einfachen **hauhaz* verhält wie etwa aisl. *huginn* zu *hugr* oder *muninn* zu *munr*[3]). Germ. **hauhaz* geht auf idg. **kouko-s* zurück und entpricht genau dem lit. *kaũkas*, apreuß. *cawx* (*kauks*), das sich auch im

[1]) Schon von Detter und Heinzel, Beitr. 18, 547 herangezogen: 'Dieses *hœna* ist wohl kaum als denominativ 'locken wie die henne ihre küchlein' zu fassen, sondern mit an. *gæla* (got. *gôljan, χαίρειν*) 'to comfort, soothe, appease' . . . . zu vergleichen. *gæla* und *hœna* sind also synonyma, und wie dem *gæla* ein *gala* 'singen' zur seite steht, so kann mit großer wahrscheinlichkeit zu *hœna* ein **hana* 'singen', also die genaue entsprechung des lat. *canere* reconstruiert werden.'

[2]) Vgl. F. Kluge, Nominale Stammbildungslehre[2] § 7.

[3]) *Huginn* und *Muninn*, die beiden raben Óðins vgl. z. b. Edda, Grimn. 20; Edd. fragm. 9[2] u. 6

finnischen und estnischen findet[1]) und dessen grundbedeutung 'seele des verstorbenen'[2]) ist. — Von den verschiedenen etymologischen erklärungsversuchen des lit. *kaũkas* ist der von Mikkola (Bezz. beitr. 22, 239 ff.) am ansprechendsten und 'sowohl formell als semasiologisch einwandsfrei'[3]). Er verbindet es mit got. *hugs*, aisl. *hugr* usw. 'sinn, seele', das auf urgerm. **hugi-s* zurückgeht und mit lit. *kaũkas* im ablaut und grammatischem wechsel steht. Genau zum lit. worte stimmt dagegen nach unserer auffassung das dem *Hœnir* zugrunde liegende germ. **hauhaz*, welches — wie es Karl Helm für germ. **wōd* (: *Wōdanaz*) annimmt[4]) — 'ursprünglich als collectivum die bezeichnung für die ganze bewegte seelenschar' gewesen sein wird. **Hauhiniaz* bezeichnet demnach eigentlich einen, 'der zu der seelenschar gehört' und hieraus entwickelte sich die bedeutung 'anführer, herr der seelen' (wie z. b. auch unser 'könig' ursprünglich nur jemanden als 'mitglied eines geschlechtes' (*kuni*) bezeichnete). — Niemand anders aber als Wôdan-Óðinn ist der führer der seelenschar, der herr des toten heeres: *Hœnir* kann somit nach unserer deutung des namens ursprünglich nur ein beiname des germanischen totengottes gewesen sein.

Mit dieser identification von Hœnir und Óðinn, zu der auch Detter und Heinzel freilich auf ganz anderem wege gelangt sind, stimmen die verse der Vǫluspó vortrefflich überein. Gerade sie haben manchem erklärer große schwierigkeiten bereitet: so beanstandete z. b. schon N. F. S. Grundtvig, daß die menschen ihren verstand (*óðr*) von dem einfältigsten aller asen erhielten und schlug daher eine umstellung von Hœnir und Lóðurr vor[5]). Namentlich aber gründet sich Uhlands

[1]) Vgl. E. N. Setälä, Studien aus dem gebiet der lehnbeziehungen. Vilh. Thomsen zum siebzigsten geburtstag. Helsingfors 1912 s. 23—34.

[2]) ebd. s. 33. [3]) ebda s. 32; vgl. auch Wiklund, Idg. forsch. 38, 71. — Andere erklärungen des lit. *kaũkas* gaben: Th. v. Grienberger, Archiv f. slav. phil. 18, 69 f. und Uhlenbeck, Beitr. 30, 293.

[4]) Altgerm. Religionsgeschichte I (Heidelberg 1913) s. 262.

[5]) Vgl. R. Nyrup, Wörterbuch d. skand. mythologie, übers. von Sander, Kphgn. 1816, anm. 19. Ebenso liest auch C. E. Hachmeister, Nord. mythologie, Hannover 1832 s. 37 fg. — J. C. Hauch, Die nord. mythologie, Leipzig 1847, macht es sich sehr bequem, indem er s. 78 den vers der Vsp. einfach übersetzt: 'Den geist gab Odinn, atem gab Hœnir', und dazu bemerkt 'daß Odinn der weiseste der götter, den geist gibt, ist sehr natürlich'!'

deutung von Hœnirs wesen letzten endes einzig und allein auf die verfehlte interpretation des *ond* und *óðr* als 'geist' und 'redegabe'. — Sicherlich hat Müllenhoff recht, wenn er an unserer stelle *ond* als 'atem, die grundbedingung des physischen lebens' und *óðr* als 'seele, die grundbedingung des geistigen lebens' faßt[1]: beide begriffe sind aber keine absoluten gegensätze, sodaß die verleihung dieser gaben notwendig zwei göttern hätte zugewiesen werden müssen, sondern sie gehören nach alter anschauung vielmehr auf das engste zusammen, wie auch die verwandtschaft von griech. *ἄνεμος* und lat. *animus*, von germ. **wōd* und 'wind'[2] beweisen. Die luft ist, um mit Hölderlin zu reden, 'die schwester des geistes, der feurig mächtig in uns waltet und lebt' (Hyperion). Man dachte sich die seelen der verstorbenen durch die lüfte dahinfahrend, und wenn es in den höhen braust und brüllt: sind es die seelen? ist es der wind? — In dem rauschen des windes offenbart sich die seele, und so wird also der seelengott zugleich auch zum gotte des windes.

Wie nun bei zahlreichen völkern der totengott im lauf der entwicklung eine besondere machtstellung gewann, z. b. Hermes bei den Thrakern (Herodot V, 7) oder der ägyptische Osiris, so schwang sich auch Óðinn allmählich zum obersten gott der Germanen empor. Im norden ward er der gott der weisheit *κατ' ἐξοχήν*, 'der vertreter alles höheren geistigen lebens'[3] und als solcher gibt er bei der schöpfung dem geist (*óðr*), wie auch Hermes *ψυχοπόμπος*, der bei den stoikern als gott aller menschlichen vernunft galt[4], nach Hesiod *Ἔργα καὶ ἡμέραι* v. 79 fg. dem menschen die *φωνή*, die 'gabe der rede' verleiht[5]. sie ist ja der hauptausdruck eben jener menschlichen geisteskraft. — Doch noch etwas anderes wird mitgewirkt haben: der glaube an eine seelenwanderung ist im norden besonders auf grund der namengebung nach verstor-

[1]) Hoffory, Eddastudien I, 113.

[2]) Vgl. Helm, AGR. I, 261 note 47.

[3]) Mogk, Pauls Grundriß[2] III, 341.

[4]) Gruppe, Griech. mythologie II (1906) s. 1339 note 3.

[5]) Nach Martinus Capella haben die menschen '*gesprâchi fône Mercurio*'. Notker ed. Piper I, 708: nach dem dritten vaticanischen mythographen '*ingenium*' usw. s. Hj. Falk, Aarbøger 1891 s. 271 fg.

benen verwandten seit dem ende des 8. jh.s nachweisbar[1]), bei andern germanischen stämmen wie den Burgunden noch früher und er existierte vielleicht schon um die wende unserer zeitrechnung, wie die allerdings nicht ganz eindeutige bemerkung Appians, daß die Germanen des Ariovist *θανάτου καταφρονητὰ δὶ ἐλπίδα ἀναβιώσεως* seien, vermuten läßt[2]). Dann müßte also die seele des verstorbenen zugleich die des neugeborenen sein, und Óðinn als herr der abgeschiedenen seelen bestimmt auch dem neugeborenen kinde die seele. Richard M. Meyer fragt (AGR. s. 269): 'ist Hœnir ein alter 'seelenführer', aber in umgekehrter richtung? der die seelen im 'depot' hat und aus dem unermeßlichen vorrat in die körper einführt?' — Wie wir sehen, hat die annahme Óðins als eines *ψυχοπόμπος* 'in umgekehrter richtung' durchaus nichts befremdliches und sein 'depot', wenn wir uns mit Meyer so ausdrücken wollen, sind etwa die berge, die man sich als aufenthaltsort der seelen dachte. Die unterwelt, das reich der totengötter ist nach dieser anschauung urheimat und endheimat des menschengeschlechtes zugleich.[3])

Ebensowenig wie die übrigen erhaltenen quellen war sich der dichter der Vǫluspǫ́ der ursprünglichen identität von Óðinn und Hœnir bewußt, wenn er strophe 17[1] von den drei asen spricht, die zum dunklen meere geschritten kommen. Sophus Bugge und die meisten herausgeber nach ihm nehmen vor str. 17 den ausfall von mindestens einer strophe an, während Karl Müllenhoff DA. V, 15 die beiden strophen 17 und 18 als unecht ausschied und Hoffory sie für 'zwei in die Vǫluspǫ́ ohne jeden zusammenhang mit dem vorhergehenden und nachfolgenden eingeschobene strophen eines alten kosmogonischen gedichts' erklärte (Eddastud. I, 106). — Ich halte sowohl die ansetzung einer lücke vor der str. 17 wie auch die annahme der entlehnung beider strophen für notwendig, jedoch sind sie m. e. keine jüngere interpolation, sondern bereits von dem dichter der Vǫluspǫ́ selbst einem älteren liede entnommen. In der gegenüberstellung von *Óðinn* und *óð* str. 18[3] wird

[1]) Vgl. G. Storm, Arkiv f. nord. fil. IX. 199 ff.

[2]) Vgl. Helm, AGR. I, 254 fg.

[3]) Vgl. H. Gressmann, Mythische reste in der paradieserzählung, Archiv f. religionswiss. X, 360.

nämlich ein etymologisches spiel mit dem alten götternamen vorliegen; das ist aber nur möglich, wenn Óðinn hier ursprünglich selbst den *óð* gab: mit anderen worten: die verse müssen zu einer zeit gedichtet sein, als Hœnir noch mit Óðinn identisch war.

Eine dunkle erinnerung an ihre einstige identität verrät auch die zweite stelle der Vǫluspǫ́: in der neuen welt wird Hœnir 'den loszweig kiesen', d. h. er wird durch das losorakel die zukunft erforschen[1]), ähnlich wie in der alten welt der runengott Óðinn, der 'vater des zaubers' (Baldrs draumar 3[2]), das schicksal der menschen und ungeschehene dinge wußte (vgl. Yngl. s. c. 7). Selbstverständlich konnte sich dieser mythos, da keiner der schuldbefleckten götter die *ragna rǫk* überleben sollte, erst bilden, nachdem der zusammenhang Hœnirs mit Óðinn und damit zugleich die schuld des gottes vergessen war. Hierzu bildet das schicksal des Hǫðr eine schöne parallele, der nach der ursprünglichen sage der eigentliche gegner und mörder Baldrs gewesen ist, in der isländischen tradition aber durch Loki in den hintergrund gedrängt wurde und so zur unverdienten ehre der rückkehr in die neue welt gelangte (Vsp. 62[3]).

'Vor allem aber erinnert Hœnir durch sein verhältnis zu Mímir an Óðinn', wie bereits Detter und Heinzel mit recht hervorgehoben haben (Beitr. 18, 549). Wir müssen etwas weiter ausholen und den mythus vom vanenkrieg in dem die erzählung von Hœnirs vergeiselung nur eine episode bildet, im zusammenhange betrachten.

Dieser krieg wird jetzt meist als ein cultkrieg zweier religionsgenossenschaften, der anhänger des vanen- und des Óðinglaubens angesehen[2]), doch bereitet das verhältnis der verschiedenen untereinander erheblich abweichenden berichte der erklärung immer noch große schwierigkeiten.

Die spätere nordische mythologie unterscheidet namentlich zwei götterdynastien, die asen und die vanen, deren häupter Óðinn bezw. Njǫrðr und Freyr sind. Diese system-

[1]) Gering, Eddaübers. s. 15, anm. zu Vsp. 63[1].

[2]) Vgl. bes. K. Weinhold, Über den mythus vom vanenkrieg, Abh. d. Berliner Akad. d. Wiss. 1890 bd. 2.

bildung kann jedoch nicht sehr alt sein, denn weder die vanen-, noch die Óðinsreligion hat in Skandinavien ihre heimat, vielmehr war nach Henry Petersens nachweis[1]) in ältester zeit Þórr der hauptgott des nordens, der nicht nur in Norwegen sondern auch in Schweden und Dänemark hohe verehrung genoß und in Norwegen noch in späteren jahrhunderten wenigstens im volk seine vormachtstellung behauptet hat. Þórr ist 'der ase' *xar' ἐξοχήν*, daher heißt er *Ása-Þórr* (Hárbarðsljóð 52[1]) oder *Ásabragr* (Skirnismǫ́l 33[1])[2]), und so konnte auch der Isländer Helgi trausti Ólafsson (mitte des 10. jhs.) in einer lausavísa den eigennamen *Þormóðr*, wie der vater des Þorgrímr errubeinn nach der prosa der landnámabók heißt, ohne weiteres durch *Ásmóðr* ersetzen[3]). Diese tatsachen verbieten unbedingt die annahme, daß *áss* 'von haus aus', wie Mogk[4]) will, 'nur die bezeichnung für Óðinn als den führer des seelenheeres gewesen und mit diesem begrifflich gewachsen ist, bis er alle höheren wesen umspannte, die nach der jungen mythologischen dichtung mit Óðinn in zusammenhang standen.' Es bliebe vollkommen unverständlich, warum dann gerade Þórr dieses epitheton führt. Etymologisch wird *áss*, pl. *æsir* übrigens auch kaum von dem stamme **ans-, anə-* 'atmen, blasen' abzuleiten, sondern nach Meringer[5]) mit aisl. *áss*, got. *ans* '(verehrter) balken' identisch sein. —

Erst in jüngerer zeit kam die vanenreligion über Dänemark nach Skandinavien und drang namentlich in den ostnordischen reichen durch; in Norwegen dagegen blieb Þórr auch in der folgezeit im mittelpunkte des cultes, während der Freycult, der besonders in Schweden eifrig gepflegt ward, weniger hervortrat und hauptsächlich auf das Drontheimer gebiet beschränkt blieb. — Zuletzt fand der Óðinglaube im

[1]) Om nordboernes gudedyrkelse og gudetro i hedenold. Kbhn. 1876.

[2]) Gering, Edda[3] liest *ása bragr* = Óðinn, doch vgl. die nafnaþula S. E. I, 553. II, 636. Skirner droht der riesentochter Gerðr mit dem zorn der drei hauptgötter, Óðinn, Þórr und Freyr!

[3]) Landnáma ed. F. Jónsson (Kbhn. 1900) s. 118. 226 vgl. Skjaldedigtning A I, 94. B I, 99.

[4]) Germ. mythologie (Sammlung Göschen) s. 41. Ebenso R. M. Meyer. AGR. s. 525.

[5]) Idg. forsch. 17, 159 f. 21. 305 f

norden eingang, um wenigstens im kreise der fürsten und vornehmen des landes bald den ersten rang einzunehmen. 'Der alte landgott Þórr', sagt Weinhold[1]), 'blieb der gott der bauern, der freien kleinen männer. Was vornehm war oder sein wollte, bekannte sich zu Óðinn.' Und um nun dem neuen gott auch das nötige ansehen zu verschaffen, ward er von seinen anhängern zum haupt des ältesten göttergeschlechtes des nordens gemacht, als das die asen, deren name ursprünglich nur 'gott' bedeutet, seit dem eindringen der vanen galten, und mit dem Óðinn im grunde nicht das geringste zu schaffen hat. 'Von einem harten zusammenstoß der vanenreligion und der Þórreligion zeigt sich (nach Weinhold a. a. o. s. 618) keine spur. Dagegen hat die nordische mythologie eine sehr deutliche erinnerung an einen krieg Óðins und der ansen mit den vanen bewahrt.'

Wir wenden uns zunächst dem bericht der Ynglinga saga c. 4 zu, um damit zugleich unsere untersuchung über Hœnir zum abschluß zu bringen. — Óðinn und die asen zogen einst, heißt es dort, mit heeresmacht gegen die vanen, die sich tapfer zur wehr setzten, und das kriegsglück schwankte hin und her. Schließlich aber wurden beide parteien des krieges überdrüssig, es ward friede geschlossen, und nun folgt die erzählung von Hœnirs vergeiselung, die wir bereits oben ausführlich wiedergegeben haben und die nicht so durchsichtig und einfach ist, wie sie auf den ersten blick zu sein scheint. Religionsgeschichtlich läßt sich diesem mythus entnehmen, daß nach anfänglichem widerstande der bereits vereinten asen- und vanenreligion gegen den neu eindringenden Óðinglauben beide culte als gleichberechtigt anerkannt und miteinander verschmolzen wurden. 'Erst als Wodan an die spitze der ansen gekommen war, sind die ansen in diesem mythus an stelle des Wodanheers gestellt und der streit zum krieg der ansen und vanen gemacht worden.'[2]) Dieser hochbedeutende und folgenschwere religionskampf wurde von der späteren mythendichtung ganz kriegsmäßig stilisiert, und aus der tatsache, daß Óðinn-Hœnir bei den anhängern der vanenreligion,

[1]) Mythus vom vanenkrieg s. 617.
[2]) Weinhold a. a. o. s. 624.

Njǫrðr-Freyr bei den Óðinverehrern aufnahme fand, ein geiselaustausch gemacht. Wie nun im lauf der entwicklung aus Njǫrðr-freyr die beiden götter Njǫrðr und Freyr hervorgegangen sein dürften, so schwand auch das bewußtsein der identität von Óðinn und Hœnir, und da man von dem letzteren so gut wie nichts wußte, wurde er für dumm und einfältig erklärt.[1]) Hierzu mußte auch besonders seine freundschaft mit dem weisen Mímir beitragen, die ursprünglich mit der erzählung vom vanenkrieg in gar keinem zusammenhang steht, sondern als einer der wenigen trümmer früherer herrlichkeit anzusehen ist, die Hœnir aus den besseren zeiten seiner identität mit Óðinn in sein nacktes, dürftiges sonderleben hinübergerettet hat. Diese beiden mythenreste, Hœnirs vergeiselung und seine freundschaft mit Mímir wurden — wohl von einem einzelnen witzigen kopf — miteinander kombiniert, und so entstand die köstliche serenissimusgeschichte der Ynglinga saga, wonach Óðinn, der alte zauberer und ränkeschmied, die vanen hintergeht, indem er ihnen den einfältigen Hœnir schickt; die verblendung der vanen soll dadurch noch besonders illustriert und karrikiert werden, daß sie aus dankbarkeit außer Njǫrðr und Freyr den Kvasir obendrein geben! — Bei näherer betrachtung ergibt sich aber, daß diese anekdote nicht selbstzweck, d. h. lediglich zur belustigung der zuhörer von einem erzähler erfunden ist, sondern daß sie eine aitiologische pointe hat und, wie schon R. M. Meyer richtig gesehen (AGR. s. 370), dazu diente, den dunklen mythus zu erklären, wie Óðinn in den besitz von Mímirs haupt gelangt

[1]) Vgl. R. M. Meyer, AGR. s. 374: 'Wie Hǫðr der blinde ase eigentlich wohl nur der ist, der nicht gesehen wird, so könnte Viðarr 'der schweigsame ase' vielleicht nur heißen, weil von ihm nicht gesprochen wird: die bekannte verwechslung von activ und passiv, wie wenn wir von einer 'tauben nuß' sprechen, d. h. einer nuß, in der man beim schütteln nichts hört, oder von einem 'blinden schuß', bei dem keine kugel gesehen wird.' Vgl. ferner blinder lärm, blinder passagier; Gottfrieds Tristan v. 2503 ff.: *swâ ich mich hin gekêre, dane sihe ich ie nimêre, niwan eîn toup gevilde und wüeste und wilde* etc. s. Mhd. wb. I, 209 b (s. *blint*) III, 61 a (s. *toup*). — Detter-Heinzels vermutung (Eddacommentar zu Vǫluspá 60[1]), daß Hœnirs dummheit 'vielleicht nur weltlich-böswillige auffassung seiner unschuld und reinheit' sei, wird von R. M. Meyer a. a. o. s. 369 note 7 mit recht zurückgewiesen. Man könnte es auch umkehren und schließen, daß seine dummheit ihn entschuldigt habe!

ist. Hierauf spitzt sich die ganze erzählung deutlich zu: Hœnir wird vollkommen bei seite geschoben und verliert sich im dunkel, ohne daß wir irgend etwas über seine weiteren schicksale noch auch von einer rache der asen erfahren, die doch den vertragsbruch und die ermordung ihres geisels nicht ruhig hinnehmen konnten. —

Damit sind die quellen erschöpft, die uns zum verständnis von Hœnirs wesen führen können. Den völlig märchenhaften färöischen Lokka táttur scheide ich mit E. H. Meyer und Mogk gänzlich aus, und ebensowenig helfen uns die dreiheitsmärchen oder die farblosen kenningar der Haustlǫng und der Skaldskaparmǫl wie *sessi eða sinni eða máli Óðins* weiter; die beinamen *hinn skjóti áss* und *hinn langi fótr* lassen sich sehr wohl auf den durch die lüfte dahinstürmenden Óðinn beziehen, und aus dem beinamen 'der schnelle ase' mag sich, nachdem der zusammenhang Hœnirs mit Óðinn zerrissen war, über 'der flüchtige ase' leicht auch das epitheton des 'feigsten asen' entwickelt haben. Doch darf man auf diese beinamen bei der deutung Hœnirs kein allzu großes gewicht legen: wer weiß denn, welche mythen ihnen zugrunde liegen?! Namentlich aber sollte man in den mittelpunkt der erklärung nicht, wie es öfter geschehen ist, den beinamen *aur-* oder *ǫrkonungr* stellen, der sich wie ein zweiter Proteus je nach dem wunsch der erklärer als 'nässekönig, schlamm-, lehm- oder lettenkönig, dreckkönig, könig des frühlingsglanzes, pfeil- und schützenkönig' oder gar als 'herrscher über den materiellen stoff' entpuppte! Ich möchte sogar auf eine noch andere möglichkeit hinweisen: in den eddischen Alvíssmǫl heißt es nämlich, daß die erde von den göttern *aurr* genannt werde ([*jǫrð*] *kalla aur uppregin* str. 10[4]); danach ist also *aurr* mit *jǫrð* identisch, und *aurkonungr* wäre somit 'der könig oder beherrscher der erde', was gut auf Óðinn paßt, den die Haustlǫng 5[1] als *'foldar dróttinn'*, als den 'herrn der erde' bezeichnet. — Mit besseren gründen ließe sich jedoch auf Óðinn bezogen der beiname als *ǫrkonungr* 'pfeilkönig' fassen, denn Saxo lib. I. (ed. Holder s. 32) sowohl wie die nordische volkssage wissen Óðinn im besitz von zauberpfeilen[1]), wie solche auch Brúni, der bruder des

[1]) Vgl. W. v. Unwerth, Untersuchungen über totenkult u. Óðinnverehrung bei Nordgermanen u. Lappen (Germ. abh. 37. Breslau 1911) s. 141.

finnenkönigs Gusi, nach der Ketils saga hængs c. 3 (Fas. II) oder nach der Qrvar-Odds saga c. 36 Jólfr hat, hinter deren gestalten Detter[1]) mit großer wahrscheinlichkeit[2]) Óðinn vermutet.

Zu einer sicheren deutung dieses beinamens wird die forschung nie gelangen. 'Es ist das schicksal der germanischen mythologie', sagt Neckel[3]) einmal, 'daß das mißverhältnis zwischen dem wissensdurst, den sie erregt, und ihren mitteln ihn zu befriedigen allzu groß ist.' —

Wir nehmen von Hœnir abschied in der hoffnung, der lösung dieses schwierigen problems wenigstens näher gekommen zu sein, und wenden uns der betrachtung der übrigen berichte vom vanenkrieg zu. Zu der erzählung der Ynglinga saga c. 4, die auch in der Gylfaginning der Snorra Edda flüchtig gestreift wird, kannte Snorri eine variante, die er Ynglinga saga c. 5 mitteilt. Hiernach ist Óðinn von Niederdeutschland (Saxland) aus zunächst nach Fünen gewandert, wo er sich auf einer insel namens Óðinsey niederläßt, während er Gefjón über den Sund schickt, um neues land zu erwerben. Sie pflügt ein stück von Schweden los, und so entsteht das heutige Seeland. Óðinn aber zieht mit den asen und vanen nach Schweden, da ihm von den fruchtbaren gefilden des landes kunde zugekommen war, könig Gylfi wagt Óðinn keinen widerstand entgegen zu setzen, sondern vergleicht sich mit ihm, der nun seinen tempelpriestern wohnsitze anweist: Njǫrðr in Nóatún, Freyr in Upsalir, Heimdallr in Himinbjǫrg, Þórr in Þrúðvangr und Baldr in Breiðablik. — Snorri hat also, wie man sieht, die frage nach dem verhältnis der beiden varianten des mythus untereinander einfach dadurch gelöst, daß er die berichte in ein zeitliches nacheinander setzte. 'Der krieg zwischen asen und vanen findet in der asiatischen urheimat statt, weil die asen als asiaten, die vanen als leute vom Tanakvisl oder Vanakvisl (Tanais), der ins Schwarze meer mündend Asien und Europa trennt, gemeint sind. Und so wandern die vanen zugleich im gefolge der asen nach Schweden, während eigentlich die schwedischen könige ihren altheimischen glauben an

[1]) Zs.fda. 32, 449 ff. vgl. v. Unwerth a. a. o.
[2]) trotz Mogk, Pauls Grundriß² II, 1, 835 note 3.
[3]) Anz.fda. 32, 165.

Freyr dem neuen aus Dänemark herdringenden Óðinglauben entgegengesetzt haben werden. Handelnd ist übrigens bei der ganzen eroberung nur Óðinn.'[1])

Liegen hier die verhältnisse noch ziemlich klar und einfach, so macht dagegen die version der Vǫluspǫ́ (str. 21—24), in deren beurteilung die ansichten weit auseinander gehen, besondere schwierigkeiten, und namentlich ist hier die letzte strophe recht dunkel. Sie lautet:

Fleygði Óðinn ok í folk of skaut:
þat vas enn folkvíg fyrst í heimi:
brotinn vas borðveggr borgar ása,
knǫ́ttu vanir vígskǫ́ vǫllu sporna.

Es erhebt sich zunächst die frage, wer denn eigentlich die angreifer sind, die asen oder die vanen? Manche forscher entscheiden sich unbedenklich für die vanen, was zwar den religionsgsschichtlichen tatsachen widerspricht, 'aber man könnte das', meint R. M. Meyer[2]), 'als entstellung vom standpunkt der asenverehrer betrachten, wenn die darstellung den asen nicht ziemlich ungünstig wäre'. Deshalb nimmt Meyer an, 'daß die anfänglich im norden culturell führenden Schweden sich zu einer reaktion erhoben und für ihre alten götter gegen die neuen 'Sachsengötter' eintraten, bis dann ein gewisser ausgleich stattfand und die dreiheit Óðinn, Þórr, Freyr gleichsam die nordische union in der götterverehrung abbildete.'

Aus dem ersten verse läßt sich meiner ansicht nach garnichts anderes herauslesen, als daß die asen den kampf begonnen haben: Óðinn hatte[3]) den speer in das feindliche heer geschleudert, und damit waren die feindseligkeiten eröffnet. Die verse 3 und 4 (wie auch strophe 23) lassen nun aber ganz unzweideutig die vanen als sieger aus dem kampf hervorgehen, und dadurch kommt ein bedeutsamer innerer widerspruch in die strophe hinein, auf den meines wissens bisher von niemandem hingewiesen ist:

Der auch von den Römern her bekannte brauch, vor beginn des kampfes einen speer ins feindliche heer zu schleudern[4]), ist uns noch aus mehreren anderen nordischen quellen

[1]) Golther, Handbuch s. 305. [2]) AGR. s. 389.
[3]) Vgl. Müllenhoff, D. A. 5, 98 fg.
[4]) Vgl. Livius, lib. I, 32, 12 fg.

bekannt[1]). In der Hervarar saga[2]) phrophezeit Gizurr den Hunnen ihr nahes verderben und schließt mit den worten: *'láti (Óðinn) svá flein fljúga[3]), sem ek fyrir mœli!'* ('Wie mein wort es will, weise er den speer', Genzmer). Nach dem Stýrbjarnar þáttr Svíakappa[4]) ferner schenkt Óðinn dem könig Eirikr von Schweden (wie in der Gautreks saga dem Starkaðr) einen rohrstengel und befiehlt ihm, ihn mit der verwünschung: *'Óðinn á yðr alla!'* über Stýrbjǫrns heer zu schießen. Eirikr befolgt den rat, und im fluge verwandelt sich der rohrstengel in einen speer. Stýrbjǫrns mannen werden mit blindheit geschlagen und kommen alle um. Die Eyrbyggja saga schließlich berichtet, daß vor dem gefecht der Eyrbyggjar mit den Álptfirðingar Steinþórr, der anführer der letzteren einen spieß *'at fornum sið til heilla sér'* (c. 44, 13) über die schar des Snorri geschleudert habe, und der kampf endet auch mit einer niederlage der Eyrbyggjar. —

Wie man sieht, wird in allen diesen erzählungen das schleudern des speeres, wodurch man sich das schlachtenglück geneigt machen (*til heilla sér*) wollte, mit erfolg und sieg gekrönt. In der Vǫluspǫ dagegen, die nach nach Sophus Bugge sogar das mythische vorbild der anderen sagen abgegeben haben soll (Studier I, 319), ist es ohne einfluß auf den ausgang des kampfes, Óðinn und die asen werden trotzdem von den vanen besiegt! Diese kurzen erwägungen dürften m. e. genügen, die ursprünglichkeit des berichtes der Vǫluspǫ zu erschüttern, denn unbedingt mußte dem speerzauber Óðins der sieg folgen. — Man könnte nun zunächst vermuten, daß man es hier mit einer absichtlichen entstellung des mythus von anhängern des vanenglaubens zu tun habe, die den sieg Óðins in abrede stellten und die kraft des speerzaubers verspotten wollten. Dann stehen wir aber vor der neuen frage, warum der dichter der Vǫluspǫ, der sich überall als eifriger

[1]) Die belege gesammelt bei W. Müller, Geschichte u. system der altd. religion s. 197 fg.: S. Bugge, Studier I, 319 fg.; Golther, Handbuch s. 325.

[2]) c. 18 ed. Fas. I. 503: ed. Bugge c. 14 s. 584. Vgl. Eddica minora nr. I. 24 f.

[3]) Ursprünglichlich lautete die halbzeile wohl *fleygi Óðinn* nach Bugge, Studier I, 319 note 4.

[4]) Fms. V, 250 = Flat. II, 72.

Óðinverehrer zu erkennen gibt, gerade diese version des vanenkrieges in sein gedicht aufgenommen hat!? — Mit einer solchen annahme kommen wir also nicht durch und wir müssen uns daher nach einer anderen erklärung umsehen.

Ich glaube, daß in der darstellung der Vǫluspǫ́ zwei verschiedene mythen mit einander contaminiert sind, denn nur so lassen sich die widersprüche befriedigend lösen: einmal liegt der bekannte sogenannte mythus vom vanenkrieg d. h. dem kampf der eindringenden Óðinreligion gegen den bereits verschmolzenen asen- und vanenglauben vor, zum andern aber dürfte sich, wenn in den beiden letzten versen der 24. strophe die vanen als angreifer erscheinen und siegreich ihre gleichberechtigung mit den asen durchsetzen, hierin eine dunkle erinnerung an einen älteren cultkrieg, von dem sich nach Weinhold (s. o.) freilich in der überlieferung keine spur zeigen soll[1]), an den kampf der vanenreligion gegen die ältesten götter des norden, die asen, erhalten haben. Berührung und vermengung des mythus vom asenkrieg, wie wir den älteren cultkrieg kurz nennen wollen, mit dem vom vanenkrieg konnten selbstverständlich nicht ausbleiben, nachdem Óðinn einmal erst zum oberhaupt der asen geworden war. —

Da wir uns nun doch schon so weit in das schlüpfrige gebiet mythologischer hypothesen hineingewagt haben, — 'aber wo gibt es endgültige beweise in der altgermanischen mythologie?'[2]) — möchte ich auch mit einigen anderen vermutungen nicht zurückhalten, sondern mit ihnen in aller kürze meine untersuchung beschließen.

In seiner 'Historia Danica' berichtet Saxo Grammaticus lib. III (ed. Holder s. 78 ff.) von einer zeitweiligen verdrängung Óðins durch einen gewissen *Ollerus*, als jener wegen seines unwürdigen verhaltens von den andern göttern verbannt war, und ein andermal (lib. I, s. 25 ff.) erzählt er, daß Óðinn über das schamlose benehmen seiner gattin empört, freiwillig in die verbannung gegangen sei und an seine stelle ein berühmter zauberer namens *Mitothin*[3]) geherrscht habe, der jedoch bald

[1]) Wie Weinhold auch Golther, Handbuch s. 223.

[2]) Neckel, Anz.fda. 32, 163.

[3]) *Mitothin* ist nach Fr. Kauffmann, Beitr. 18, 188 = *miðuð-inn* : aisl. *mjǫtuðr*, ags. *meotod*, and. *metod*. Anders aber unwahrscheinlich R.

wieder von Óðinn vertrieben sei. Darüber, daß die beiden von Saxo stark novellistisch ausgeschmückten erzählungen, denen sich auch die von Óðinn und seinen brüdern in der Ynglinga saga c. 3 anreiht, nur varianten eines und desselben mythus sind, herrscht völlige übereinstimmung, dagegen gehen die ansichten in der deutung weit auseinander. Während einige gelehrte hierin einen jahreszeitenmythus erblicken wollen[1]), möchte ich mich der auffassung Golthers[2]) und anderer anschließen, daß erinnerungen an einen cultkrieg zwischen dem eindringenden Óðinglauben und einer alten gottheit namens *Ollerus-mitothin*, die mit dem nordischen gotte *Ullr* identisch ist, zugrunde liegen. Wenn bei Saxo Óðinn als der rechtmäßige herrscher erscheint, so hat das nichts befremdliches, 'denn es ist ein beliebtes motiv der sagenberichte, usurpation als rückgewinnung darzustellen'.[3])

Es dürfte nun die behauptung nicht zu gewagt sein, daß sich hinter diesem *Ullr-mitothin* niemand anders als *Þórr* verbirgt. Die engen beziehungen beider götter untereinander hat, wie ich nachträglich sah, bereits Magnus Olsen vor wenigen jahren in seinem großen werke: 'Hedenske kultminder i norske stedsnavne' (Kristiania 1915) erkannt, der jedoch (s. 205) annimmt, daß *Þórr* erst in jüngerer zeit an die stelle des älteren gottes Ullr getreten sei. — Wie *Þórr* der 'trefflichste der asen' (*Ásabragr*) genannt wird, so ist *Ullr* nach der zuerst von Bachlechner Zs.fda. 8, 203 aufgestellten etymologie des namens mit got. *wulþus* '*δόξα*', ags. *wuldor* 'ruhm, herrlichkeit' identisch. — Nach den Skaldskaparmǫl ist Ullr ein stiefsohn Þórs. — Das alte Atlilied (str. 32[4]) kennt einen einen eidschwur bei Ulls ring[4]): Þórr ist der gott der verträge, der schutzherr der gerichtsversammlungen, und ein

---

Much, Der germanische himmelsgott, Abh. zur germ. philologie, festgabe f. R. Heinzel (Halle 1898) s. 254: 'falscher Óðinn? vgl. aind. *mithu* 'falsch'.'

[1]) Z. b. Much a. a. o. s. 254; Mogk, Pauls Grundriß² III, 349; ders. Sammlung Göschen s. 85 usw.

[2]) Handbuch s. 308.

[3]) Helm, AGR. I, 201.

[4]) So trotz Olsen (a. a. o. s. 230), der im anschluß an seine scharfsinnige deutung von Ulls beinamen *skjaldaráss* das subst. *hringr* als 'schiffsteven' faßt.

þórring war es wahrscheinlich, der nach der Eyrbyggja (c. 4, 7) in dem þórtempel des þórólfr Mostrarskegg auf einem *stalli* aufbewahrt wurde, auf dem alle eide abgelegt werden sollten, und den der tempelpriester auf den thingversammlungen am arme zu tragen hatte. Unter anrufung 'des asen' (: þórr) leistete auch Viga-Glúmr einen *'hofseið at baugi'*.[1])

Für die ursprüngliche identität von Ullr und þórr spricht aber namentlich die erzählung Saxos: bei ihrem eindringen in Norwegen mußten die Óðinverehrer nämlich nach unseren obigen ausführungen nicht so sehr auf den widerstand der vanen-, wie der þórreligion stoßen, und diese gegnerschaft zwischen Óðinn und þórr, der besonders die eddischen Hárbarðsljóð so beredten ausdruck verleihen, hat das ganze mittelalter hindurch fortgedauert. Es kann somit nicht wundernehmen, wenn der mythus auch eine erinnerung an diese schweren religiösen kämpfe bewahrt hat, — mit anderen worten: Saxo's erzählungen von Ollerus und Mitothin sind speciell norwegische varianten des bisher nur aus der Vǫluspǫ́ und der Ynglinga saga bekannten mythus vom vanenkrieg.

KIEL. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

MEIER-HELMBRECHT-STUDIEN.

I.[2])

Daß zwischen dem M. H. und Neidhards lyrik enge beziehungen bestehen, daß sich Wernher der Gärtner in der zeichnung der jugendlichen gestalten unter seinen personen von dem lyriker stark hat inspirieren lassen, ist heute allgemein anerkannt. Das von Neidhard erschlossene literarische neuland, das bäuerliche leben des ma.'s, hat im M. H. bereits seine schönste epische frucht gezeitigt. Trotzdem ist der platz

[1]) Viga-Glúms saga c. 25 in Íslendinga sǫgur I (1830). 388; vgl. auch H. Petersen, Gudedyrkelse og gudetro s. 71 und 103.

[2]) Vgl. v. Unwerth oben s. 48.

unmittelbar neben Neidhard, auf den man Wernher deshalb zu stellen geneigt ist, vom literar-historischen standpunkt aus für ihn nicht ganz eindeutig. Über den engen stofflichen berührungen mit Neidhard wie auch mit der gleichzeitigen höfischen didaktik, die denn auch in der mittelscene des gedichtes nicht ganz geschickt zu worte kommt, hat man bisher, wie es scheint, übersehen, welchem vorgänger Wernher als epiker eigentlich sein bestes verdankt. Wie sehr auch der inhalt des Wernherschen kleinepos von Neidhardschem stoff getränkt sein mag, hinsichtlich der kunst der darstellung wie auch hinsichtlich der feineren poetischen dinge, wie auffassung, stimmung und dichterischer stellungnahme zur welt und zur eigenen schöpfung, kommt Wernher von einem ganz andern her. Die welt, in die Wernher hineinblickt, ist die von Neidhard angeschnittene, aber die augen, mit denen er schaut, sind eines andern, nämlich Wolframs.

Das wirklich Wolframsche aus dem M. H. herauszuschälen, möchte vielleicht nicht ganz leicht erscheinen. Da viele sich Wolframs eigenheiten des ausdrucks anzugewöhnen und seine haltung gegenüber den dingen nachzuahmen gesucht haben, kann für die dichtergeneration, in der Wernher steht, schon von einem Wolframschen gemeingut geredet werden. Und andererseits ist Wernher auch weit davon entfernt, mit den bedingungslosen Wolframnachahmern unter den Artus- und gralsepikern etwa alles von Wolframs stil copieren oder sprachliche ungeschicklichkeiten Wolframs zu stilistischen kunstmitteln erheben zu wollen. Wenn er Wolframsche bizarrerien vereinzelt nachahmt (144 *von sô getânem kunder daz ûf dem velde izzet gras*), so ist es vielleicht eher, um sich darüber lustig zu machen. Aber ausgewählt hat er, was ihm glücklich und wertvoll erschien, und hat dies in Wolframs sinne weitergepflegt: und insofern ist Wernher, so gut wie die andern bayrischen epiker auch, 'Wolframianer', wenn auch in seiner eigenen art. Dies schien mir immer so selbstverständlich, daß ich bei einer durchsicht der Helmbrecht-literatur erstaunt war, darauf noch nicht hingewiesen zu finden. Wenn daher nun — auf den üblichen bahnen — die beziehungen Wernhers zum haupte der bayrischen dichtertraditon festgestellt werden, so dürfte das schon um seiner selbst willen

nicht ganz wertlos sein; es wird unter umständen auch einen kleinen ertrag für später aufzustellende fragen abwerfen.

Wolframisch ist zunächst einmal, wie Wernher es liebt, seine eigenen dürftigen lebensverhältnisse zu einzelnen situtionen seiner handlung in beziehung zu setzen: 'so gut wurde ich noch nie behandelt' oder 'so kann ich mirs nicht leisten' (840 ff., 864 ff.; ähnliches im munde des vaters 936 ff.), 'solches aufsehen unter weiblicher gesellschaft zu erregen ist mir nicht gegeben' (208 ff.; vgl. zu dem allen K. Kant, Scherz und humor in Wolfram von Eschenbachs dichtungen 82 ff. 85 f.). Dicht daneben liegt es, wenn die erzählung durch anspielungen auf hiesige verhältnisse gewürzt wird (170 ff. 189 ff. 896 f.), und es geht über den zufall hinaus, wenn sich dabei gleiche reimbänder mit Wolfram einstellen (s. unten zu 191 f.).

Wolframs art ist ferner nachgeahmt in der fortwährenden beschäftigung Wernhers mit seinen hörern. Wenn er sie dauernd anredet: *nû hœret!* oder *welt ir nû hœren?*, sie ständig seiner wahrhaftigkeit versichert u. dgl., so ist das zwar nichts für Wolfram allein charakteristisches. Aber über solche alltäglichkeiten geht es hinaus, wenn er, wie Wolfram, ihre mitarbeit fingiert, die fortführung seiner erzählung von ihrer entscheidung abhängig machen will, sich mit ihnen über den gang der handlung zu beratschlagen oder fragen von ihnen beantworten zu müssen vorgibt (193 *seht wie iu daz gevalle*; 1049 *ez ist billich unde reht daz der junge Helmbreht ûz ziehe* usw.; 1091 *nû sprechet wie lange si der knabe dem vater bî*; 1503 *nû sul wir Gotelinde geben Lemberslinde*; 1534 *wir suln niht vergezzen wir schaffen ambetliute*; vgl. Kant a. a. o. 63 ff.). Ein andermal weiß er nicht bescheid, augenzeugen sollens sagen (1071 ff. 1638 s. u.). Und ganz von selbst stellen sich mit solchen stilistischen eigenheiten Wolframs auch seine syntaktischen ein, wie die häufigen (meist mit *obe* beginnenden und mit *nein* beantworteten) indirecten fragen (703.[1]) 708. 1561 f. 1637; ähnlich 711 f.; vgl. Kant a. a. o. 66) oder, wenn so die vorwärtsbewegung der handlung für augenblicke lang wieder einmal zur ruhe gekommen ist, das sog. praes. hist.

[1]) *ob man iht gegen im gienge?* gemäß Zs.fda. 47, 306. wo. wie mir auch scheint, das richtige getroffen ist.

(1051 *ûz ziehe, ob er iht bringe*; 1091 f. *sî bî*; 1535 *nû ist bereit daz ezzen*; 1922 *sît Helmbrecht ist an der wide* (vgl. Herchenbach, Das präsens historicum im mittelhochdeutschen: 103 f. über Wolfram; 110 über Wernher, wo meine auffassung durchaus bestätigt wird).

Auch die sonstigen, wörtlichen übereinstimmungen oder anklänge an Wolfram sind so zahlreich, wie sie bei dem ganz verschiedenen milieu von Wernhers und Wolframs dichtung nur überhaupt sein können. Für das folgende verzeichnis, das natürlich einiges auch schon bekannte wiederholen muß, ist von Wolfram nichts methodisch durchgelesen, sondern alles gaben die wörterbücher her oder war mir sonst gegenwärtig; aber es genügt für unsere zwecke vollkommen.

30 *daz mære iuch niht betriuget* ~ Wh. 426, 14 *diz mære uns niht betriuget*; 31 *ich sage ez niht nâch wâne* ~ Pz. 59, 26 *ine sagez iu niht nâch wâne*; 37 *ûz dem Spehtharte*, vgl. Braune, Beitr. 32, 556 n.; 67 *Prôvenz und Arle* ~ Wh. 221, 18 *halp Provenz unt Arle*; 104 f. *nû hæret wie ... sî geprüefet* ~ Pz. 232, 12 *nu hært wie ... geprüevet sint*; 140 f. *daz nie seit sô guoter versniten wart mit schære* ~ Pz. 668, 16 *mit schær nie bezzerz wart gesniten*: 191 f. *Koftelîchiu were* (: *Haldenbere*) ~ Pz. 230, 14 *Koftenlîchiu were* (: *Wildenbere*); 219 (*her Nithart ..*) *der kunde ez ... baz* ~ Wh. 76, 25 *von Veldek*: *der kundez baz* (auch hierzu Braune, Beitr. 32, 556 n.); 389 *die rede wil ich kürzen* ~ Pz. 481, 16 *lâ dir die rede kürzen*; 475 *daz man dâ heizet huon versoten* biegt eine in der mhd. literatur häufig nachgebildete auffällige wendung Hartmanns (Iw. 365 f. *wirn heten alles des die kraft daz man dâ heizet wirtschaft*; vgl. Haupt zu Erec 8361, dessen beispiele sich beträchtlich vermehren ließen) ins komische um; dasselbe hatte bereits Wolfram getan (Pz. 177, 4 *ê daz er dar an wurde warm daz man dâ heizet frouwen arm*); 493 *von küneges fruht* ~ Pz. 41, 13 *von küneges frühte*: 667 *ez wære krump. ez wære sleht* ~ Pz. 347, 23 *ez wære krump oder sleht*: 818 *und minen gart ob in weyte* ~ Pz. 124, 30 *ir gart ob starken ohsen wegen*: 847 *zadel* wie bei Wolfram wiederholt in einer umgebung (Pz. 184, 7. 194, 8), aus der Wernher noch ein weiteres entnommen hat (s. zu 1394): 1120 *des gürte ich drîer loche an der gürtel mîn hin hinder* ~ Pz. 161, 14 f. *er dorft im keines gürtens wonen doch eines*

loches nâher baz; 1398 *sô schrîet mir mîn phanne* ~ Pz. 184, 24 f. *ein Trühendingœr phanne mit krapfen selten dâ erschrei* (bei Wernher spielt gleichzeitig die von Haupt verglichene Waltherstelle 34, 34 f. mit hinein); 1638 *der sage ez der daz sæhe* ~ Pz. 504, 5 *des jehen diez dâ sâhen* (damit wird der Helmbrechtvers — zu Panzers einleitung s. VIII u. — als argument hinfällig; der v. 7 ist natürlich auch nur ein halbes; R. M. Meyer hat das Zs.fdph. 40, 423 auch bereits ins rechte licht gerückt); 1796 *ê ich in gæbe ein halbez brôt* ~ Pz. 142, 22 f. *der sprach 'in gæbe ein halbez brôt in niht ...'*; 1800 f. *nû ziehe in von mir der sunnen haz* ~ Pz. 247, 26 *ir sult varen der sunnen haz*; 1836 f. *kleine sam daz in der sunne vert* ~ Pz. 298, 20 *klein sô daz in sunnen vert* (sonstige nachahmungen dieser stelle Wb. II² 745ᵇ, dazu noch Reinb. 636. 825); 1868 *im kâme enbrast* ~ Pz. 282, 17 *im harte kâme enbrast*; 1917 *ich erteile in daz mit rehte* ~ Wh. 331, 12 *daz erteil ich in von rehte.*

Ich habe die stellen nicht nach ihrem beweisenden wert geschieden, sondern sie genommen, wie sie an mich herangekommen sind; infolgedessen ist einiges davon nicht besonders gewichtig, das meiste des vorgebrachten aber von überzeugender kraft. Selbstverständlich erschöpfen sich die literarischen kenntnisse Wernhers nicht mit den dichtungen Wolframs (und zwar des Pz. in viel höherem maße als des Wh., dessen kenntnis durch Wernher man nach dem obigen verzeichnis ja auch ganz in abrede stellen könnte); auf ein gut teil anderer epen spielt Wernher im M. H. selbst an, außerdem sind noch vereinzelte anklänge an Hartmann, Stricker, Freidank, an volksepisches und unter den lyricis (außer an Neidhard) mindestens noch an Walther (1198; s. auch o. zu 1398) herauszuhören, was aber hier nicht ausgeführt werden soll. Zu keinem aber wird der leser durch wörtliche reminiscencen so oft und mit solchem nachdruck hingeführt wie eben zu Wolfram.

Wenn man nun weiter sagen wollte, Wernhers dichtung verdanke auch ihre sinnliche plastik, ihre zu herzen gehende gewalt und sonstigen vortrefflichen eigenschaften schließlich dem Wolframschen geist, der sie durchweht, so könnte das zu sehr als subjective auffassung erscheinen, die ihren grund einfach darin hat, daß in der mhd. epischen dichtung neben

Gottfried und Wolfram der dritte platz überhaupt nur für Wernher in betracht kommt. Dafür soll wenigstens, um bei dem eingangs gestellten thema zu bleiben, noch mit wenigen worten darauf hingewiesen werden, wie sehr doch die haltung des dichters zu seiner welt Wernher von der seite Neidhards hinweg wiederum zu Wolfram hinüberzieht. Die liebe des schöpfers zu seinen gestalten beseelt sie alle drei, Wolfram, Neidhard und Wernher. Bei Neidhard aber wurzelt diese liebe vor allem darin, daß er in ihnen einen grund des vergnügens an komischen gegenständen erblickt, sie hat nichts gemein mit der treuen sorge, mit der Wolfram und Wernher die pfade ihrer personen begleiten. Neidhards satire ist die satire um ihrer selbst willen, und man kann fast auf den gedanken kommen, als sei seine 'entdeckung' letzten grundes der umschau nach einem stoff zu danken, an dem er, ohne sich in seinen kreisen unmöglich zu machen, ein bedürfnis nach satirischer kritik stillen konnte. Wernhers scherz ist der launig-wohlwollende Wolframs, und wenn er, seltener, spottet, so ist er der meinung, daß spott bessert. Neidhards komik läßt zuweilen, dicht neben grotesker satire und ausgelassenem hohn, einen stark pessimistischen unterton durchhören. Wernher aber ist beseelt von der vertrauensvollen freude und dem unerschütterlichen glauben, die Wolfram seiner höfischen ritter- und damenwelt entgegenbringt, trotz vielerlei bedenken über manches, was zu bessern oder auf einen bessern zustand von früher zurückzuführen sei. Wer lediglich von Neidhard herkäme, schriebe wohl bauerngeschichten wie die Böse frau (das Üble weib) oder den Ring. Die liebevolle erfassung der bäuerlichen welt durch Wernher aber deutet auf einen andern ausgangspunkt. Ehe, viel später, einer gelehrten dichtung dieser ausschnitt des lebens durch die bukolische poesie des altertums wieder näher gebracht wurde, hat ihn kaum einer wieder mit gleich sympathischen blicken, sicherlich aber keiner mit reineren künstleraugen geschaut als eben Wernher.[1])

[1]) Hier ist zu verweisen auf den schönen überblick, den J. Bolte in den Acta Germanica I 178 ff. gibt.

LUDWIG PFANNMÜLLER †.

ZUM BARLAAM OTTOS VON FREISING.

Es ist Edward Schröders verdienst, einen seiner Marburger schüler, Adolf Perdisch, zu eingehender und bis zu einem gewissen grade abschließender beschäftigung mit jener vorrudolfischen bearbeitung der legende von Barlaam und Josaphat angeregt zu haben, die sich, aus dem früheren cistercienserkloster Arnsburg bei Lich stammend, seit mehr als einem jahrhundert in der gräflich Solmsschen bibliothek in Laubach befindet und deshalb als Laubacher Barlaam bezeichnet worden ist. Seiner sehr vielseitigen und ausführlichen dissertation (Der Laubacher Barlaam, vorstudien zu einer ausgabe, Marburg 1903) hat Perdisch zehn jahre später einen ersten vollständigen abdruck des textes (Der Laubacher Barlaam, eine dichtung des bischofs Otto II. von Freising, Tübingen 1913) folgen lassen. Schröder, dem die ausgabe in dankbarer verehrung gewidmet ist, hat durch eine reihe glänzender vermutungen und besserungen zu dem überlieferten wortlaut der dichtung an der leistung seines schülers, wie sie nun abgeschlossen vorliegt, einen wesentlichen anteil. Trotzdem entdeckt man bei aufmerksamer lectüre des gedichts noch eine ganze reihe von stellen, die erneuter kritischer betrachtung dringend bedürftig sind, ehe das letzte, entscheidende wort über sie als gesprochen gelten kann. Für einige dieser wunden, die die nicht sehr sorgfältige und vielfach gedankenlose überlieferung dem leibe der dichtung geschlagen hat, möchte ich im folgenden heilung versuchen.

Ehe ich zum einzelnen komme, seien mir wenige worte über zeit und ort der entstehung des Barlaam gestattet: in der untersuchung beider punkte hat es Perdisch an der nötigen klarheit und präcision, wie mir scheint, nicht unerheblich fehlen lassen. Was die zeitbestimmung angeht, so widerspricht er sich sogar selbst: während er in den vorstudien (s. 133)

als terminus a quo 1180—90, als wahrscheinlichste epoche aber und zwar nach dem wortschatz die zeit zwischen 1200 und 1220 bestimmt, entscheidet er sich in der ausgabe (s. XXVI) für 'eher vor als nach 1200' und hat (ebenda s. VIII) nicht übel lust, Jenischs ansatz 1190 gut zu heißen. Ein schwanken um ein ganzes menschenalter in dieser fruchtbarsten und raschlebigsten zeit unsrer mittelalterlichen literatur ist reichlich stark. Gibt es keine möglichkeit, die durch die episcopatzahlen des verfassers 1184 und 1220 gegebenen unverrückbaren grenzen durch einen kleineren wahrscheinlichen zeitraum der abfassung zu ersetzen? Es hätte ausdrücklich gesagt werden müssen, daß bei der abwesenheit aller bestimmteren anhaltspunkte in methodischer hinsicht eine genauere festlegung ein fehler gewesen sein würde. Die literarisch-stilistische entwicklung unsrer mittelhochdeutschen literatur in ihrem übergang von den anfängen der glatteren erzählungsform und verstechnik zur höhe des klassicismus des höfischen stils und der höfischen sprachgewantheit vollzieht sich in den einzelnen deutschen landschaften und in den einzelnen am aufbau der literatur beteiligten gesellschaftskreisen nicht mit so absoluter notwendigkeit und folgerichtiger innerer logik, daß wir alle literarischen schöpfungen in eine fortlaufende chronologische reihe constanter entwicklung einordnen könnten, wie wir perlen von bestimmter größe und farbe auf eine schnur aufziehen. Und über die verschiedenen einander fördernden, weiterführenden und ablösenden literarisch-stilistischen richtungen und tendenzen, über die widerstände und gegenströmungen, die da mit einander im stillen oder ausgesprochenen kampfe lagen, über die centra des fortschritts und im gegensatz dazu die stillen winkel der altmodisch gewordenen, aber darum nicht aus der welt verschwundenen dichtkunst fehlt es bisher noch an allen einigermaßen sicher begründeten feststellungen. Wir sehen oder combinieren, wie der höfische stil von Niederfranken durch Mittelfranken rheinaufwärts seinen siegeszug hält bis ins alemannische und bairisch-österreichische gebiet, wir erkennen klar Wolframs antagonismus gegen Hartmanns richtung und seine geflissentliche anknüpfung an den vater des höfischen romans, an Veldeke, wir sind zeugen der polemik desselben

Wolfram mit dem größten formkünstler, den unsre mittelalterliche dichtung hervorgebracht hat, mit Gottfried, aber damit erkennen wir nur ein paar hauptpunkte und wenige wichtige linien der großen literarischen bewegung einer einzigen literaturgattung, während das ganze zusammenhängende geflecht von durcheinanderlaufenden armen uns in seinen verzweigungen fast noch völlig dunkel bleibt. Es ist ein trugschluß, wenn man, wie das gewöhnlich ohne prüfung und rechtfertigung geschieht, eine dichtung, die keine einflüsse Hartmanns aufweist, glaubt deshalb für vorhartmannisch halten zu dürfen: zu untersuchen wäre vielmehr in jedem einzelnen solchen falle, ob man in der heimat dieser dichtung, während in andern landschaften und socialen wie gesellschaftlichen schichten Hartmanns bewunderung und nachahmung zur tagesordnung gehörte, vielleicht von Hartmann nichts wußte oder vielleicht sogar nichts wissen wollte, weil man andre götter, literarische größen und muster der vergangenheit verehrte und sich in seiner conservativen rückständigkeit ganz behaglich fühlte. Kürzlich habe ich an andrer stelle (Zs.fdph. 47, 399) bei gelegenheit der controverse über die zeitbestimmung Albrechts von Halberstadt darauf hingewiesen, daß z. b. die thüringer antike epik eines Albrecht und Herbort technisch und stilistisch absichtlich archaischen stilmustern sich angeschlossen zu haben scheint und damit den keim des welkens mit auf die welt brachte. Der Laubacher Barlaam, um wieder auf ihn zurückzukommen, zeigt eine überraschende glätte und flüssigkeit der diction, aber keine spur von hartmannischem einfluß, auch nicht von seiten des Gregorius oder des armen Heinrich, die doch für den legendendichter wohl hätten muster abgeben können. Aber dieser umstand genügt so wenig wie die assonierende reimtechnik, um dadurch das werk weit ins 12. jh. zurückzuschieben. Otto von Freising hatte keinerlei literarische prätensionen und wollte mit seiner legende nicht entfernt den modernen und modernsten epikern der höfischen gesellschaft concurrenz machen: sein literarisches gesicht war rückwärts, nicht vorwärts gewant und der allgewaltige gang der dinge hätte nicht vermocht, den conservativen zum radicalen umzuformen. Eine genauere chronologische fixierung des Barlaam ist, solange uns kein weiteres

material zur verfügung steht als der allgemeine stilistische charakter des werkes, ein ding der unmöglichkeit und Perdischs these 'eher vor als nach 1200' ermangelt jedweder tragfähigen stütze. Was die örtliche zugehörigkeit von Ottos dialektform, so weit sie aus der umformenden überlieferung und aus den reimen erschlossen werden kann, angeht, so hätte der herausgeber, dessen darlegungen auch hierüber (vorstudien s. 134) etwas außerordentlich schwankendes und schillerndes an sich haben, wohl auf zwei werke hinweisen sollen, die dem Barlaam bis in feinere nüancen des wortgebrauchs hinein sehr nahe stehen und auf die daher in den anmerkungen zum text viel öfter hätte hingedeutet werden müssen (vgl. einzig nur zu 11752): das ist der Servatius und Johann von Würzburgs roman von Wilhelm von Österreich. Für jenen weise ich auf *lûchen ze* und *trift*, für diesen auf das merkwürdige *mun* als auf die frappantesten beispiele hin.

Indem ich zur behandlung einzelner textstellen übergehe, bemerke ich noch, daß sich Perdisch in der metrischen revision der überlieferung zum schaden seines textes allzu sehr in das schlepptau der Krausschen theorien von mhd. versdeklamation begeben hat (vgl. ausgabe s. XXVII), die dieser in seiner abhandlung über Reinbots Georg vorgetragen hat. Eines schickt sich nicht für alle: für Reinbot habe ich Kraus' aufstellungen im einzelnen nicht nachgeprüft; was er in den excursen, besonders im zweiten, für Wolfram beibringt, ist meiner überzeugung nach teils falsch teils gekünstelt und so wenig haltbar wie seine haarsträubende rhythmisierung des Meier Helmbrecht. Auch bei unserm Otto wirken die von Perdisch beliebten declamatorisch-pathetischen betonungen bei seiner einfachen diction für mein gefühl entschieden künstlich und Schröder wird mit seinen vielfach ganz leichten und naheliegenden, den versbau glättenden besserungen meistens im rechte sein; man muß sie sich nur erst aus den anmerkungen herausgraben und in den text einzeichnen.

4 *von Damasco Johan.* Überliefert ist *damasche*, nicht *Damasco*, die sprachrichtige lateinische ablativform. Ich sehe nicht ein, warum Perdisch die eingedeutschte form des orientalischen namens, der durch die kreuzzüge bekannt geworden war, beseitigt und durch die buchgerechte lateinische ersetzt

hat, obwohl jene doch gar nicht so selten vorkommt. Wir finden *Dâmas* und *Dômas*: jene form steht in Rudolfs weltchr. 1912 (im reim auf *was*) und 7018, diese im Wig. 200, 38. 201, 31. 234, 7 (überall im reim auf *was*) und in einem liede Bliggers von Steinach (Minnes. frühl. 119, 11). Ich habe Parz. 15, 19 in meiner ausgabe das in G überlieferte *tomasch* als *Dômas* absichtlich aufgenommen, da D mit seinem von Lachmann beibehaltenen *Dâmasc* wie auch sonst öfter gelehrt sein wollender latinisierung verdächtig ist. *Dâmasche* war also auch hier beizubehalten.

23. 24 sind überliefert *so wol ym der virnym̄it also daz er beginnet*. 'Wollte man die überlieferung beibehalten', sagt Perdisch (vorstudien s. 20), 'so müßte man sehr künstlich interpretieren: wohl ihm, der das gedicht hört und beherzigt, so daß er sich zu bessern beginnt, müßte also zu *vernimet* und zu *beginnet* das object ergänzen.' Voraus geht nämlich der gedanke: hört mein gedicht hübsch an, *ob iemen solhes sinnes sî, der sich bezzer dâbî*. Er schlägt deshalb 'als notbehelf' die änderung vor: *sô wol im der volbringet al daz er beginnet*. Mir scheint das wenig glaublich und erztrivial. Vielleicht gehören die beiden verse gar nicht zu ein und demselben satze. Ich möchte mit zwei geringfügigen änderungen lesen: *sô wol im derz vernimet* (will man mit Perdisch, der den reim des stumpfen und klingenden ausgangs, trotzdem er ihn als rest älterer technik nicht für unmöglich hält, beseitigen möchte, *volbringet* lesen, so bezöge sich das *ez* auf die vorher erwähnte besserung, die der hörer anstreben soll); dann ein neuer satz: *alsô daz mære beginnet*. Auch die quelle schließt die kurze einleitung mit den worten 'haec porro ad hunc modum se habet' (s. 829 a; ich citiere den lateinischen Barlaam des Johannes Damascenus nach der ausgabe seiner Opera, die Jacobus Billius Prunaeus Paris 1619 besorgt hat, und bemerke, daß der dort gegebene text von dem von Perdisch durchgängig citierten der Baseler ausgaben von 1559 und 1575 nicht dem sinne, aber dem wortlaut nach erheblich abweicht).

36 *dâ begund ez [meinen] manic man*: der zusatz von *meinen* ist überflüssig, wenn man *begundes* liest und den genetiv auf das in den vorhergehenden sätzen genannte christliche *leben* bezieht.

45 *dâ woldens inne* (in den wüsten wäldern) *sterben. sie begunden werben in engellicher wîse.* Überliefert ist nicht *inne,* sondern *nine* und das ist das richtige. denn der satz ist mit dem folgenden zu verbinden (*sterben. sien begunden*) und gibt die worte der quelle wieder (s. 829 b): 'in mortali corpore eorum, qui corporis expertes sunt, vitae rationem susciperent'.

147 *mit ir gliden* (handschrift *gledern*) *allen*: ich möchte hier wie auch 12311 *liden* einsetzen, das der schreiber durch das ihm geläufigere compositum ersetzt hat, während er es 11378 stehen ließ.

Der mit vers 191 beginnende satz ist als nebensatz der indirecten rede an den vorhergehenden anzuknüpfen.

204 *der guoten lützel dâ genas, man rechet* (handschrift *rechte*) *ir zallen zîten in dem lande wîten.* In der anmerkung (s. 507) vergleicht Perdisch aus der vorlage 'et fidelibus quidem undique repulsis' und bemerkt noch: 'oder *rihte* (hinrichten)?'; im glossar (s. 565) erklärt er *rechen* sonderbarerweise mit 'zusammenhäufen'. Weder zusammenhäufen noch hinrichten paßt in den zusammenhang und zu dem lateinischen 'repellere': ich glaube, daß ursprünglich *æhte* dastand, was von dem schreiber nicht mehr verstanden wurde.

Ob vers 1243 mit zur rede Josaphats gehört, scheint mir nicht sicher.

1826 *ist daz ich nú vinde an dir vil edelm kinde die vil guoten erde, sô wil ich sam werde mit des rîchen gotes kraft den sâmen [sæjen] wuocherhaft*: ich sehe vielmehr in *sam* das auch bei Johann von Würzburg belegte verbum *sâmen,* streiche das von Jenisch und Perdisch zwei verse später eingesetzte *sæjen* und glaube, daß im schlußverse, der in der überlieferung zu kurz ist, *guoten* oder etwas ähnliches ausgefallen ist.

1957 *si begundenz alsó zechen*: *zechen* heißt hier wie überall 'ins werk setzen', nicht, wie Perdisch im glossar (s. 571) erklärt, 'verabreden, ausmachen'.

2229 heißt es von den götzenbildern: *vil billîch sint sie tump und blint*; Perdisch ändert in *unbillîch* und setzt ein komma nach *sie*; die in der anmerkung (s. 516) citierte quellenstelle, die seine änderung rechtfertigen soll, tut das durchaus nicht. Ich verstehe: die götzenbilder sind von holz,

stein oder gold gemacht. natürlicherweise sind sie deshalb dumm (stumm) und blind.

2471 *er sach wol. daz ez allez was ein gewirke* (handschrift *gewirket*) *wunderlich*: einfacher ist es, wenn man in engerem anschluß an die überlieferung *in ein gewirket* liest.

2580 *in dem paradîse. dâ sie der mortwise mit sînen listen verriet.* Warum Perdisch das bisher nicht belegte, aber hier, zumal kurz vorher die allgemeine herrschaft des todes über die menschen betont worden ist, für den teufel ausgezeichnet passende beiwort *mortwise* in *wortwîse* glaubte ändern zu müssen, ist nicht einzusehen.

2598 *Maria was diu genant. dar der engel wart gesant*: Schröder ändert (bei Perdisch s. 517) *dar* ansprechend in *der*. Ich möchte vorschlagen, außerdem auch *diu diu* zu lesen, wodurch vers und sinn verbessert sein würden; eins der gleichlautenden wörter konnte sehr leicht ausfallen.

In den lesarten zu vers 2627 lesen wir 'vor *der* ist *E* ausradiert': offenbar ist dieses *é* im vorhergehenden verse an seiner richtigen stelle statt des vom herausgeber eingesetzten *nû*.

3631 möchte ich statt *der man, der dâ niht gekleidet was* lieber unter streichung von *der man*, das ja 3635 folgt, lesen: *der dâ niht wol gekleidet was.*

5816 *daz unser erlœsære*: metrisch glatter wäre die ältere form *urlœsære*.

6627 *er ist alles eine guot.* Da *alters eine* auch sonst mehrfach im Barlaam überliefert ist (5603. 6102. 8035. 8431. 9675. 13692. 14666. 16660), möchte ich es auch hier für *alles eine* einsetzen. Der gleiche fall liegt 7245 vor.

7524 *swer sîne gange rehte tuot*: das ist ganz einwandfrei und richtig und ich sehe nicht ein, warum es Perdisch in *sine genge* geändert hat.

7764 *facie ad faciem.* Das gleiche bibelcitat (Gen. 32, 30; Ex. 33, 11; Deuteron. 5, 4. 34, 10; Jud. 6, 22; Ezech. 20, 35; Cor. 1, 13, 12) braucht auch Wernher in der Maria 209 Feifalik.

8915 *er enist uns niht ze mâze* verdeutscht 'non est ille inter nos' der vorlage (s. 873 b; vgl. Perdischs glossar s. 563): aber wie kommt *ze mâze wesen* zu dieser bedeutung, für die in den belegen der wörterbücher kein anhalt gegeben ist? Ich

möchte vermuten, statt *ze mâze* habe *gemazze* 'tischgenosse' gestanden.

9648 *dô wart er durch uns geborn von einer megede reine âne mannes meine*: hier ist wohl eine alte assonanz beseitigt und es ist *âne mannes meile* zu lesen; *unmeilic* hat Schröder auch 5102 mit recht eingesetzt.

10450 *ir wîze* (handschrift *iet wyssze*) *wirt dâ vil breit*: die überlieferung weist doch deutlich auf *itewîze* hin.

10534 *sô soltú gevolgic sîn anderstunt den herren goten*: besser wäre *hêren*.

11556 *ez sint wunderlîchiu dinc, diu von den kristenen sint gehœret* (handschrift *gebœret*) *und ouch vür brâht*: zu Perdischs änderung liegt nicht der mindeste grund vor.

12532 *nekeines slâfes er enphlac, er stuont die naht biz an den tac*: überliefert ist *er enstuonde* (= *enstüende*) und das ist fraglos das richtige.

13544 *als ein rouch sô rast ir hin, als vor dem viure ein wâhselîn*. Das hat Perdisch nach dem wortlaut der quelle 'quemadmodum liquescit (in meiner ausgabe s. 895 c 'deficit') cera a facie ignis' hergestellt und der vergleich steht auch sonst mehrfach in unserm gedicht (12257. 14336. 15562), stammt übrigens aus der bibel (psalm 67, 3). Aber die überlieferung bietet keine entstellung, sondern etwas andres sinnvolles und das scheint mir darauf hinzudeuten, daß vielleicht auch der dichter hier selbständig abwich und ein andres bild einsetzte, wenn er nicht etwa eine ganz andre lesart in seiner quelle fand. Überliefert ist nämlich *und also vor der füz eyn val wiselîn* oder in mhd. orthographie *als von dem vuoz ein valwischlîn* 'wie ein aschenfünkchen unter dem fußtritt' und das gibt auch einen recht guten sinn. Das diminutiv von *valwisch* war bisher nicht belegt und ist jedenfalls hier gemeint. Die asche als sinnbild der nichtigkeit ist natürlich ebenfals biblisch (Hiob 13, 12. 30, 19) und geht von da in die predigt über: vgl. z. b. Griesh. 1, 28 *als klein und als lützel danne ein einegiu velwesche erschüzzi enmitten in dem grôzen mere* (ähnlich 2, 73).

14849 *wande iuch got erlœset hât von dem ungehiure*: da es ein mhd. substantiv *ungehiure* nicht gibt, so ist wohl *ungehiuren* zu lesen und auf den teufel zu beziehen.

15003 *in bergen und in alben* (handschrift *talhen*: *allenthalben*). In den vorstudien (s. 34) hielt Perdisch bereits *alben* für gesichert; in den anmerkungen (s. 550) bemerkt er: 'außer *alben* könnte höchstens noch *halden* in betracht kommen'. Dies ist eine der so beliebten conjecturen, die allbekannte worte für seltene einsetzen, aber uns den wahrscheinlichkeitsbeweis schuldig bleiben, wie ein schreiber dazu kommen konnte, etwas allbekanntes und geläufiges bis zur unkenntlichkeit zu entstellen. Nun haben wir ein nicht sehr häufiges wort *telben*, ahd. *delban*, ags. *delfan* 'graben': könnte vielleicht ein davon abgeleitetes **talbe* 'loch, gegrabener versteck' hier vorliegen? In den mundarten-wörterbüchern, die in betracht kämen, habe ich vergeblich gesucht.

15293 *sie stiezen sich an die zêeze*. Perdisch erklärt das im glossar (s. 558), wenn auch zweifelnd, 'sich auf die fußspitzen stellen'. Die quelle gibt darüber deutliche auskunft, daß das nicht und was vielmehr statt dessen gemeint ist (s. 904 c): 'inviti revertebantur, identidem oculos reflectentes ac pedibus inter ambulandum offendentes'. Die zurückkehrende menge, die kopf und augen rückwärts gewendet ging, trat sich gegenseitig auf die füße oder doch mit den füßen.

16676 *ze sælden sol ez nû komen*: *nû* ist doch wohl nur lesefehler Perdischs für *im*, einen dativus commodi, der im satzzusammenhang kaum entbehrt werden kann.

JENA, 14. juli 1917. ALBERT LEITZMANN.

ZU FOLZENS MEISTERLIEDERN.

Es gehört keine kleine überwindung dazu, den dicken, inhaltlich nicht sehr kurzweiligen, vielmehr recht trockenen band der meisterlieder Hanz Folzens durchzulesen, durch den Mayer unsre kenntnis dieses vorgängers Hans Sachsens wesentlich bereichert hat (Berlin 1908, in den von der Berliner akademie herausgegebenen Deutschen texten des mittelalters). Der hauptwert der veröffentlichung liegt auf dem sprachlichen gebiete und der herausgeber hat dem auch schon durch ein

sehr eingehendes und reichhaltiges wortverzeichnis (s. 411) rechnung getragen, das im wesentlichen von dem kürzlich verstorbenen Pfannmüller zusammengestellt worden ist (s. XXII; vgl. über ihn jetzt von Unwerths nachruf oben s. 47). Der frage nach den quellen einzelner lieder und motive ist Mayer selbst in einem eigenen kleinen aufsatze (Zs.fda. 50, 314) mit erfolg nachgegangen. Was ich im folgenden gebe, erhebt nicht den anspruch, alle schwierigkeiten, die die schwierigen texte bieten, zu lösen: es sind bemerkungen, die sich mir zwanglos bei der lectüre des buches darboten und das verständnis wenigstens an einer reihe von stellen weiterzubringen geeignet sein dürften.

1. Sprachliches. Ich ordne die sprachlichen bemerkungen alphabetisch nach den lemmata Pfannmüllers.

'*entreisen*? swv. 39, 22' (s. 416). Das wort begegnet nicht nur an dieser einen, sondern auch noch an zwei andern stellen: *nicht ist so swers, ob sie* (die jungfrau Maria) *der sunder mane, lest si yn des ewigen dods nicht auss ir gnad entreisen* 21, 135 (das reimwort ist *beweisen* 129): *wo man mein kunst dan spuret pey den weysen, worlichen schanden mocht ich nit entreisen* 39, 21 (das zweite reimwort ist *speysenn* 23); *so sich dem ent der plüend schein und uns entreisen sin und wicz* 97, 144. Da Pfannmüller seine lemmata principiell immer in der normalen mhd. lautform anführt, so hätte nach ausweis der reime zunächst *entrîsen* angesetzt werden müssen, was natürlich nichts andres sein kann als das bekannte wort 'entfallen', welche bedeutung an allen drei citierten stellen ausgezeichnet paßt. Folz kennt auch sonst sowohl das einfache *risen* als das compositum *zuorîsen* (s. 425. 436).

'*geleichen* unterwerfen? swv. 34, 498. 66, 60' (s. 417). Die beiden stellen lauten: *den das er* (Christus) *det den tot grosslich beschemen unnd trat yn untter sich gancz ploss, der sunst nie wart geleichet* 34, 495 (im reim auf *reichet* = mhd. *reichet* 489); *er* (wieder Christus) *selbz in ir* (Maria) *waz unss so hollt, durch welchen sold er hat den feint geleichet* 66, 58 (im reim auf *reichet* und *erweichet* 53 und 56). Für beide stellen paßt das bekannte, im späteren mhd. sehr beliebte *leichen* 'betrügen, täuschen' vorzüglich, das Lachmann in den eingang

des Parzival hineinconjiciert hat; Pfannmüllers übersetzung 'unterwerfen' ist ad hoc für die beiden stellen construiert. Das wort begegnet z. b. in den Fastnachtsspielen 371, 4. 433, 12. 586, 23. 602, 25. 766, 5. 1127 (nur zwei dieser stellen sind im Deutschen wörterb. 6, 615 citiert). Daß es ohne *ge-* als simplex anzusetzen ist, hätte schon aus einer gestrichenen stelle entnommen werden können, die als dritter beleg zu den beiden andern hinzukommt: 12, 119 hieß es ursprünglich statt *des halb ein mensch ist worden got den feint zu überreichen* vielmehr *den feint wider zu leichen* (im reim auf *schmeichen* 111). Leider sind überhaupt sowohl die gestrichenen zeilen und worte als auch die varianten andrer handschriften für das wortverzeichnis nicht ausgeschöpft worden, das sich vielmehr auf den haupttext beschränkt.

'*geniste* stn. 53, 5?' (s. 417). Die stelle heißt so (53, 1): *Man list vom patriarchen her Noe, der vil gut, das der pauet ein archen, die in des woges flut in allen gab geniste pis an das ent der note.* Pfannmüller scheint nach dem angegebenen neutralen genus zu schließen an 'nest' im sinne von 'aufenthaltsort' gedacht zu haben, eine bedeutung, die auch an einer zweiten, von ihm nicht aufgeführten stelle leidlich passen würde (36, 88): *also hat got mit mechtenn vor der erbsund acht creatur pehalten rein, clar, lauter pur, die sunder par gen himel hant genisti* (das sonderbare *i* im auslaut verdankt seinen ursprung dem reim auf *Cristi* 100). Ich glaube aber, daß wir in beiden fällen nichts andres als das stf. *genist*, für das zwei belege im wortverzeichnis unmittelbar hervorgehen, zu verstehen haben: gehört doch die erweiterung eines consonantischen auslauts durch ein paragogisches *e* aus metrischem zwang der silbenzählenden meistersängertechnik zu den allergewöhnlichsten erscheinungen dieser liedgattung überhaupt und auch Folzens.

'*phingesttacnaht* stf. 32, 113' (s. 424). An der citierten stelle stehen die worte: *an der pfincztagnacht vor dem freytage.* Von pfingsten ist hier gar nicht die rede, sondern von der nacht, die der auf den freitag anberaumten execution des unglücklichen kaufmanns unmittelbar vorhergeht, also von der donnerstagsnacht. Pfannmüller hat hier den alten wochentagsnamen *phinztac* für 'donnerstag' nicht erkannt, der, aus

dem griech. *πέμπτη* entlehnt, erst im 12. und 13. jh. in unsrer überlieferung auftaucht. aber wesentlich älter sein muß und wahrscheinlich als got. lehnwort anzusehen ist (vgl. Kluge. Beitr. 35, 138).

'*rasen* swv. 37, 122 (?)' (s. 424). An der angeführten stelle heißt es von Christus und Maria (37, 117): *seit das sie was die hoste, die wirdigst unnd die groste ob aller ezir der rein junckfrawenn schare, das selb der herr sach an, do er yn trubsal roste, unnd thet sie ym genoste.* Ich sehe in diesem *roste*, das Pfannmüller von *râsen* ableiten will, obwohl doch der gekreuzigte nach dem biblischen bericht nichts weniger als getobt hat, das praeteritum eines sonst allerdings nicht belegten verbums *rôzen*, das ich mit dem ahd. *rôz* und dem bei Otfried belegten *rôzag* (Graff 2, 562) zusammenstelle und als dessen bedeutung ich 'klagen' annehme.

'*ûzkifen* excerpieren 72, 29' (s. 430). Form und bedeutung sind ad hoc construiert für die stelle (72, 27): *des lass ich hy mein scherczen und hab allein ausskift den saft ir schrift, auch in zwkünft darin zw legen lage.* Pfannmüller hat dabei an *kifen* 'nagen, kauen' gedacht, aber 'den saft der schrift herausnagen, herauskauen'? welches unmögliche bild! Folzens bilder sind zwar zuweilen geschmacklos, aber immer treffend und niemals unvorstellbar. Ich möchte *ausskift* lieber von *ûzgüften* 'ausschreien, ausrufen' und dann 'rühmen, verherrlichen' ableiten.

'*vat* stf. dispositio, ordo, habitus (Dwb. III, 1362) 1, 71. 369. 3, 9' (s. 431). Die drei stellen lauten: *darnach gefürtt man Jhesum hot in Annas haus, do ere verlogen wart mit falscher fot* 1, 69 (die andern reimworte sind *not, trot* = = mhd. *drâte, got, kot, unrot, unflot* 67. 68. 73. 75—77); *Samson der Philisteiner fot entging und dar zu allem rat* 1, 369 (die andern reimworte sind *spat, hat, trat* = mhd. *drâte, tat* 365—368); *durch des posen geistes fat* 3, 9 (die 23 reimworte zeigen teils mhd. *-at*, teils *-ât*). Nach dem sonstigen reimgebrauch Folzens sprechen die reime eher für *o* als für *a* und eher für länge als für kürze in dem anzusetzenden idealen lemma, also nicht für *vat*, sondern für *vôt*. Die bedeutung 'dispositio, ordo, habitus', die Pfannmüller einem artikel bei Grimm entnimmt, in dem (ob mit recht, ist zweifelhaft) eine stelle aus den Fast-

nachtsspielen 479, 22 und eine ganz unerklärte stelle aus den minnesingern mit den bekannten belegen aus Notker (Graff 3, 450) combiniert werden, paßt zu unsern drei stellen wie die faust aufs auge. Es hätte vielmehr ein andrer artikel bei Grimm 4, 1, 42 herangezogen werden müssen, wo drei belege mit der einführung '*fôt*, m. in folgenden stellen hochdeutscher gedichte verstehe ich nicht' aufgeführt sind. Leider sind die citate, die zwei liedern des 15. und 16. jh.'s entstammen, teils ungenau, teils offenbar falsch, so daß ich nur eins davon habe identificieren und nachprüfen können. Eine stelle *der teufel mit list und fôt* soll aus 'bruder Heinrichs von Zutfeld lied vom glauben' stammen, sie steht aber nicht in diesem, sondern in einem andern geistlichen liede Heinrich Mollers (der schon wegen seiner oberdeutschen sprachformen nicht mit dem märtyrer Heinrich von Zutphen identisch sein kann: vgl. Haucks Realencyclopädie 13, 269) und lautet (Wackernagel, Kirchenl. 3, 83): *den krancken in ir letsten not, so sie vmbfangen hat der todt, kumpt der teufel mit list und fot vnd helt dem krancken für seyn sündtlichs leben.* Die beiden andern stellen *der künsten fôt* und *durch deinen falschen fôt* (: *todt*) werden aus einem meisterliede 'Albertus Magnus mit der königstochter' angeführt, das in Görres' Altteutschen volks- und meisterliedern s. 195 gedruckt ist: sie finden sich aber dort nicht und das citat muß falsch sein. Als bedeutung des rätselhaften wortes, für das ich keine sprachliche anknüpfung weiß, bei Moller wie bei Folz ergibt sich ganz klar 'feindschaft' oder 'nachstellung': jedenfalls ist wohl die beziehung zu *rat* als unhaltbar abzulehnen.

'*verglasen* swv. verglasen 95, 110' (s. 431). Der dichter sagt dort von der herrschsüchtigen und eigensinnigen frau, der gegenüber er *ein fingerdro* zur anwendung gebracht hat (95, 108): *so weist sie mich zum hinttern mit und lacht heimlich, des lest sie nit, welchs ich ir so verglase.* Was soll wohl hier 'verglasen' im nhd. sinne bedeuten? Nun kennt Folz auch sonst ein *verglôsen* 'ausdeuten, erklären' (36, 56): es steht sprachlich nichts entgegen, dies wort auch für unsre stelle anzunehmen. Dann wäre also das ganze lemma zu streichen und mit dem folgenden zu vereinigen.

'*vermachen* swv. entstellen 99, 15' (s. 432). Die stelle in dem schwank von dem armen bäcker und der edelfrau lautet: *vermacht mit fleiss ir angesicht, dass sie der pek sollt kennen nicht.* Näher liegt die vorstellung, daß die edelfrau ihr gesicht durch verhüllung oder maskierung unkenntlich macht als durch eigentliches entstellen, und diese bedeutung 'verhüllen, verbergen' hat das wort auch sonst nicht selten (vgl. z. b. Barl. 400, 26; Rudolfs Willeh. 1537).

'*verwirren* swv. .. part. adj. 11, 41' (s. 432). Hier heißt es von Maria (11, 32): *und ir engegen komen die merklich schar der kör und jerarcheye ... und als himlische here hot gefrolokt und jubilirt in ir kungin zukunffte, welch so gar inflamirte und in ir schön verwirte woren so ganez.* Das part. *verwirte* ist natürlich nicht von *verwirren*, was gar keinen vernünftigen sinn ergeben würde, sondern von *verwieren* '(mit gold oder edelsteinen) einlegen' abzuleiten, wofür schon das reimwort *invlammieren* spricht.

'*zuovochen* (?) 62, 15' (s. 436). Die stelle lautet (62. 65): *unten und oben ich zu focht, ob ir noch mocht gelingen, und ruket waz ich ymer mocht, ob ich sie mocht auff pringen*: es ist von einer erotischen situation die rede. Ich fasse *zu focht* als mhd. *zuo vaht* von *zuo vehten* 'sich eifrig bei etwas bemühen'.

Vermißt habe ich in Pfannmüllers wortverzeichnis das lemma '*sehte*, sextus', das darum fehlt, weil es weder von ihm noch, wie die interpunktion klar ausweist, von Mayer an der betreffenden stelle (61, 88) erkannt worden ist. Folz gibt hier eine aufzählung der sieben beinamen des auf Christus gedeuteten 'parvulus natus nobis et filius datus nobis' Jesaias 9, 6 und versieht die einzelnen attribute mit fortlaufender zählung: *zum ersten wunderwerker* 57 (admirabilis), *zum andern ... ratgeber* 65 (consiliarius), *zum dritten ... got* 73 (deus), *zum firden starck* 81 (fortis), *im funften ... ein vater aller werung* 84 (pater futuri saeculi), *der lest nam frid* 90 (pacis). Zwischen dem fünften und letzten namen steht, dem 'princeps' des originals entsprechend, der vers 88: *daz, secht, in furst benennet clar.* Die kommata sind zu streichen und *secht* nicht mit dem herausgeber als imp. von *sehen* zu fassen, sondern *daz secht* ist = sextum (nomen). Zu den bei Lexer 2, 852

verzeichneten belegen für *sehte* kommen noch zwei aus dem frühmhd. hinzu, einer aus frau Ava (Diemer 284, 18), wo zwar *sehste* überliefert ist, aber der reim auf *rehte* die form ohne *s* verlangt, und einer aus Arnolds gedicht von der siebenzahl (ebenda 347, 20), wo man nicht mit dem herausgeber das *s* einsetzen darf (vgl. jetzt auch Polzer-van Kols ausgabe s. 71). Die form begegnet schon im ahd. (Graff 6, 153), wo man sie mit allzu großer sicherheit vielfach als schreibfehler genommen hat; vgl. aber Braune, Ahd. gramm. § 278 anm. 1 und Kluge in Pauls grundr.[2] 1, 492 (= Urgermanisch s. 259).

2. Ein ungenaues antikes citat. In einem seiner Marienlieder preist Folz die übernatürliche empfängnis durch die überschattung des heiligen geistes und die wunderbare geburt des heilands und sagt in diesem zusammenhange (58, 45): *davon schrifftlich unss der poet Ovidius verkinden* (so lese ich mit der andern handschrift statt *verkindet*, das auf einem schreibfehler beruht) *det: 'ein himelkind sich zu unss nhet flisent gen tal her auss dem sal'*. Die sicherheit, mit der sich der dichter hier auf Ovid zum lobe der gottesmutter beruft, ist durchaus trüglich: nirgends findet sich in Ovids werken eine solche stelle und man könnte sich auch schwer vorstellen, in welchem zusammenhang sie stehen könnte. Es liegt eine verwechslung zweier berühmter dichternamen der augusteischen zeit vor. Gemeint ist vielmehr Vergil, der ja auch im ganzen mittelalter bei weitem bekannter und beliebter war als Ovid, und speciell eine stelle der von früh an auf Christus symbolisch ausgedeuteten vierten ekloge (7): 'jam nova progenies caelo demittitur alto'. Im allgemeinen vgl. über dieses gedicht auf die geburt des sohnes des Asinius Pollio und seine symbolische verwertung jetzt Lietzmann, Der weltheiland s. 3. 35.

3. Die drei vestalinnen. In einigen seiner meisterlieder behandelt Folz das thema der unverletzten jungfrauschaft der Maria und führt dabei zur verteidigung und beglaubigung dieses unbegreiflichen wunders allerhand ähnlich wunderbare geschichten aus der antiken sage und geschichte sowie seltsame naturerscheinungen an, für die er selbst als gewährsmänner Aristoteles, Albertus Magnus, Isidor, Comestor, Alanus, Augustin, Boethius, Justin, Livius, Ovid, Valerius,

Gilbertus angibt (65, 42—49. 75, 208—212. 224—228. 231). Diese zeugen für das christliche wunder hat er sich nicht selbständig zusammengesucht, sondern sich, wie Mayer (Zs.fda. 50, 325) nachgewiesen hat, dabei an eine berühmte quelle angeschlossen, in der ein geschickter compilator, der bekannte dominikaner professor Franz Ress, der 1425 in Wien starb, schon alles betreffende material zu bequemer benutzung zurechtgelegt hatte, an den text des blockbuchs 'Historia beatae virginis, ex evangelistis et patribus excerpta et per figuras demonstrata, sive defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis castissimae deigenetricis Mariae'. Unter diesen wundergeschichten aus dem altertum befinden sich auch drei anekdoten von vestalischen jungfrauen, die gleichfalls aus dem blockbuch entnommen sind (vgl. Mayer s. 327). Ich stelle im folgenden die antiken quellen der drei geschichten mit Folzens summarischen andeutungen zusammen.

Tuscia durch unhulde in eim sib mit gedulde drug wazer fur ir schulde, dar mit die schon ir keusch beweret (65, 19); *die schon Tüscia (macht) bebern ir keuscheit gar in schneller fart mit einem sib gar paldt, dar in sie wasser unversart trüg und kein tropffen nye verfalt* (75, 269). Valerius Maximus, das beliebte anekdotenbuch des altertums, berichtet (8, 1, 5): 'Eodem auxilii genere Tucciae virginis Vestalis incesti criminis reae castitas infamiae nube obscurata emersit. Quae conscientia certa sinceritatis suae spem salutis ancipiti argumento ausa petere est: arrepto enim cribro, Vesta, inquit, si sacris tuis castas semper admovi manus, effice, ut hoc hauriam e Tiberi aquam et in aedem tuam perferam. Audaciter et temere jactis votis sacerdotis rerum ipsa natura cessit.'

Emilia die stete mit feur beflampt ir wete fur red, die auff sie tete der mit ir gut liss unverkeret (65, 24); *dar zw Emilia die rein ir keusch bebert mit grossen ern, als sie mit irem schlayer weis an fewr ein fewr an zündt* (75, 254). Auch hierfür ist Valerius Maximus die quelle, der erzählt (1, 1, 7): 'Maximae vero virginis Aemiliae discipulam extincto igne tutam ab omni reprehensione Vestae numen praestitit. Qua adorante, cum carbasum, quem optimum habebat, foculo imposuisset, subito ignis emicuit.'

So hat sich ie Claudia hie befreit, so sie sterklich mit irer hande ein gross schiff zoch zu lande (65, 29): *und Claudia die jünckfraw zart zw lande (macht) ziechen mit gewalt ein schiff mit irer sterck allein* (75, 246). Dieses bei der einbringung des Kybelebildes während des zweiten punischen krieges geschehene wunder wird in der römischen literatur häufig erwähnt (viele stellen verzeichnet z. b. Zedler, Großes vollständiges universallexikon 6, 244). Im blockbuch wird Livius (29, 14) als gewährsmann genannt. Den besten bericht gibt Sueton (Tiberius 2): 'Extant et feminarum exempla diversa aeque, siquidem gentis ejusdem utraque Claudia fuit, et quae navem cum sacris matris deum Idaeae obhaerentem Tiberino vado extraxit, precata propalam, ut ita demum se sequeretur, si sibi pudicitia constaret, et quae ...' Als vestalin wird Claudia nur in wenigen unglaubwürdigen quellen bezeichnet.

4. Kein chronologischer anhalt. In seinem tractat gegen die juden sagt Folz (103, 178): *wan ein kunig von Franckreich hatt nit allein thalmut ubel gesprochen, sonder seiner pucher verprent, und get ym gar woll als keinem könig in der cristenheyt, dar umb in die cristenheyt schreibt den aller cristenlichsten kunig.* Wäre hier, wie der mittlere satz nahezulegen scheint, von einem zeitgenössischen französischen könig und seiner talmudverbrennung die rede, so würde sich damit für die abfassung dieses prosastückes ein sicherer chronologischer anhalt, ein terminus post quem ergeben. Das ist aber nicht der fall. Gemeint kann nur die große execution von 1242 sein, bei der auf befehl Ludwigs IX. 24 wagen mit talmudbüchern, die aus allen provinzen Frankreichs herangeschafft worden waren, in Paris öffentlich verbrannt wurden (vgl. darüber Graetz, Geschichte der juden 7, 107. 441): im laufe des 14. und 15. jh.'s haben talmudexecutionen nennenswerten umfangs nicht stattgefunden, zumal nicht im letztgenannten, wo die juden aus Frankreich überhaupt ausgewiesen waren. Was den titel des allerchristlichsten königs für den französischen könig angeht, so entnehme ich Ducange (2, 320 unter 'christianitas'), daß er schon vor dem 15. jh. vereinzelt gebraucht, aber erst zu Folzens zeit Ludwig XI.

oder nach andrer quelle Karl VII. erblich vom papste verliehen wurde. Demnach läßt sich die citierte stelle zur chronologischen festlegung des tractats nicht verwerten.

JENA, 19. dezember 1917. ALBERT LEITZMANN.

ZU EBERLIN VON GÜNZBURG.

In seiner recension von Enders' gesamtausgabe der reformatorischen flugschriften Eberlins von Günzburg hat Götze (Anz.fda. 29, 238) allerhand philologische ausstellungen vorgebracht und besonders eine zahlreiche menge von textstellen von das verständnis erschwerenden oder ganz verhindernden druckversehen gereinigt, die der herausgeber aus den originaldrucken anstandslos herübergenommen hat. Aber auch so sind noch nicht alle anstöße beseitigt. Ich gebe im folgenden noch eine kleine nachlese von verbesserungen der texte, ohne mich auf eine specielle prüfung von Enders' glossar im dritten hefte einzulassen, obwohl dieses neben vielem zweifelhaften eine reihe ganz sicherer fehler enthält: z. b. wird *barlich*, 'offenbar' durch 'schwer', *erwegen* und *verwegen* durch 'verwegen (kühn, frech), aber auch verzagt', *graw machen* (wie unser 'graue haare wachsen lassen') mit 'ängsten' erklärt, *wäger* soll der comparativ von '*wäh*, gut' sein usw.

1, 27 *O du abgrund der vrthail gots, wie verhengst du ein wiss vber die genanten gaistlichen.* Enders sagt in der anmerkung (1, 212): '*wie verhengst du ein wiss* weiß ich nicht zu erklären. Ist statt *wiss* vielleicht *wil*, schleier, zu lesen, so daß der sinn wäre: wie verhängst du als strafe für sie einen schleier, daß sie nämlich aus diesem verhängnis blinde klosterleut (s. 27 z. 36) sind? Verhängen in dem sinne als strafe zulassen schon s. 22 z. 10.' Im glossar hat er dann *wiss* überhaupt nicht aufgeführt. Das richtige hat er empfunden, indem er den begriff 'strafe' in seine erklärung einführt, aber nicht erkannt, daß er wörtlich so dasteht: *wiss* ist das mhd. *wîze* 'strafe' und an eine schlimmbesserung *wil* ist nicht zu denken.

1, 116 *ein collegium für mannlich person begobt mit güter narung für der achtburger oder leut kind, die arm oder kranck sind.* Im glossar erklärt Enders *achtburger* zweifelnd als 'achtbare bürger?' Schwerlich richtig: ich glaube, daß *der achtburger* getrennt als *der acht burger* zu fassen und *acht* mit mhd. *ahte* identisch ist, also 'der art bürger' bedeutet.

2, 26 *es wer wol gut an weyb seyn, aber vnser boden leydet es nit.* Was soll hier *vnser boden* heißen? Enders erklärt im glossar '*boden* sinnbildlich natur': das scheint mir unmöglich, es muß vielmehr eine verderbnis darin stecken, aber welche? Von dieser schrift über die priesterehe, aus der die citierte stelle stammt, gibt es eine lateinische übersetzung, die nicht von Eberlin herrührt, aber mehrfach, wie schon Enders (3, IX) betont, 'zum verständnis des deutschen textes dienlich' ist. Sie hilft uns auch hier, indem sie statt *vnser boden* 'infirmitas carnis' bietet: statt *boden* ist sicher *bröde* oder *blöde* (ohne umlautbezeichnung *brode* oder *blode*) 'schwächlichkeit' zu lesen.

2, 90 *leidest so me vmb die warheit als vmb die wonheit.* Das letzte wort dieses satzes faßt Enders (3, 309; ähnlich auch im glossar) als 'wahnheit, torheit' und sieht hier den lateinischen gegensatz von veritas und vanitas zum ausdruck gebracht. *Wonheit* von mhd. *wân* abzuleiten ist aber ganz ausgeschlossen und es könnte dann nur eine hybride, halb lateinische halb deutsche zusammensetzung aus 'vanus' und *-heit* vorliegen, was schwer glaublich ist, auch bei Eberlin sonst keine einzige parallele haben würde. *Wonheit* kann nur 'gewohnheit' sein.

2, 155 *zů solchen zeyten, da man ... lang in eim jhon gesein ist on erneuwerung.* Statt des unsinnigen *jhon* liest Enders (3, 327) *wohn* = 'wahn': einfacher nimmt man einen druckfehler für *thon* an, wobei man dann auch das *h* nicht umzustellen braucht ('in einem tun, in ein und demselben tätigkeitsgebiet').

3, 18 *lassen euch keyn gelt noch mühe betrauren.* Enders erklärt im glossar 'leid sein, dauern': mir scheint *betrauren* nur druckfehler für *betauren* zu sein (vgl. Grimm, Deutsches wb. 1, 1220).

3, 119 in der schrift 'Der glockenturm' begegnet ein lateinisches hexametrisches citat 'Celo tegitur, qui non habet urnam'; am rande steht die bemerkung 'Aeneid. 6'. Enders bemerkt nach einer andeutung Radlkofers ganz richtig (3, 347): 'Die angezogenen worte kommen nicht im 6. buch der Aeneide vor, widersprechen sogar der anschauung, welche Aen. VI, 324 ff. vorgetragen wird'. Den erkannten irrtum der randbemerkung richtig zu stellen hat er nicht versucht. Die quelle war unschwer aufzufinden; die stelle steht in Lucans Pharsalia und lautet dort (7, 818):

> Litera fortunae mors est: capit omnia tellus,
> quae genuit; caelo tegitur, qui non habet urnam.

Auch *die wiettende delphin*, die kurz darauf (s. 120) vorkommen, nach deren quelle Enders vergeblich fragt (ebenda), weisen auf antike autoren hin, bei denen der delphin mit seiner schnelligkeit und beweglichkeit und der dadurch bekundeten leidenschaftlichkeit nicht selten vorkommt, ohne daß er direct als 'furens' bezeichnet würde. Diese beiden stellen lassen durchblicken, daß der verfasser dieser schrift, des 'Glockenturms', tiefer und eifriger in den strom der antiken literatur eingetaucht war, als es Eberlin nach ausweis seiner zahlreichen werkchen getan hatte, zu dessen charakteristischsten eigenschaften jedenfalls die abwesenheit solches einschlags humanistischer bildung gehört (vgl. auch Götze Zs.fdph. 36, 150). Reminiscenzen aus der antike (Giganten 2, 81; Narcissus 3, 205) oder gar citate (Aeneis 10, 640 'dat sine mente sonum': 3, 206) gehören bei ihm zu den größten seltenheiten. Das gibt zu erwägen, ob nicht doch diejenigen recht haben, welche Eberlins verfasserschaft für den 'Glockenturm' bestreiten: Enders hält zwar (3, XXV) an der schon von Riggenbach und Radlkofer verteidigten these, daß der 'Glockenturm' von Eberlin ist, fest, aber schon die sprachlichen besonderheiten der schrift auf dem gebiete des wortschatzes wiegen schwer und nun doppelt schwer (*geflenst, gnach, hänselenisch*, plural *hertzer, lauss, neydsichtig, pfarrich, schnarchlen, schnitzer, umberen, unerschelt, ververden verdoben* (?), alles worte, die Eberlin niemals gebraucht). Die 'humanistische färbung' durfte Enders nicht als beweismoment für Eberlins verfasserschaft anführen, da sie vielmehr gegen ihn

spricht. Daran kann auch die tatsache nichts ändern, daß das Wertheimer archiv eine handschriftliche übersetzung der Germania des Tacitus von ihm besitzt, die längst einen abdruck verdient hätte (vgl. darüber vorläufig Radlkofer in den Blättern für das bairische gymnasialschulwesen 23, 1).

3, 136 *yn eyner tollen taube weyss.* Enders gibt im glossar unter angabe unsrer stelle '*taub,* stumpfsinnig': das richtige lehrt vielmehr Grimms Deutsches wb. 11, 168, wo belege für 'taube' im sinne von 'albernheit, grille, phantasterei' gegeben sind.

3, 236 *so wir des worts verdrussig werden vnd dar an vernewgemen.* Das letzte wort dieser stelle führt Enders im glossar mit fragezeichen und ohne erklärung auf: es liegt natürlich ein druckfehler für *vernewgernen* 'lust an etwas verlieren' vor (vgl. Grimm, Deutsches wb. 12, 921).

JENA, 30. juni 1917. ALBERT LEITZMANN.

ZU LAUREMBERGS SCHERZGEDICHTEN.

Zur erklärung von Laurembergs scherzgedichten hat sich seit dem erscheinen von Braunes ausgabe (Halle 1879) schon eine kleine literatur angesammelt, als deren schlußstein man Schröders abdruck der von Bolte entdeckten Kopenhagener handschrift (Norden und Leipzig 1909) ansehen kann. Der zusammenstellung dieser einzelliteratur, mit der Weimer die letzte größere arbeit über Lauremberg (Nd. jahrb. 25, 53) eröffnet hat, sind auch heute nach fast zwanzig jahren nur sehr wenige kleine beiträge hinzuzufügen (Nd. corresp. 18, 78. 89. 23, 54. 24, 60. 25, 10. 37). Ich lege im folgenden vor, was sich mir im laufe der zeit bei gelegenheit mehrfacher behandlung der scherzgedichte in akademischen übungen und erneuter lektüre ergeben hat. Auf die zurückweisung früherer erklärungen und vorschläge, die ich für falsch halte, habe ich mich dabei nur ausnahmsweise eingelassen, wenn ich wichtigere neue argumente beizubringen imstande war. Die naivetät, mit der z. b. Sprenger seine bemerkungen zu alten

texten vorzutragen liebte, ist ja gott sei dank selten und würde nicht verdienen, zu ernst genommen zu werden: hat er es doch in unserm falle sogar fertig gebracht (Nd. jahrb. 15, 88. 89. 90), die mißverständnisse und gedankenlosen fehler des dänischen übersetzers von 1652 gegen bessere wissenschaftliche erkenntnis auszuspielen und sogar den druckfehler *Aristachn* (4, 423; die handschrift 1467 hat richtig *Aristarchn*) zu verteidigen, weil der ungebildete Däne ihn beibehalten hat.

Inholt 33 heißt es vom standesunterschied: *welcker doch wysslick van gott sülvest is gestifftet worden.* Man kann zweifeln, ob *wislik* 'gewiss' oder *wîslik* 'weise' zu verstehen ist. Für jenes ist Lappenberg im glossar seiner ausgabe (s. 313), für dieses aus orthographischen erwägungen heraus Franck (Beitr. 27, 394 anm.) eingetreten. Nun ist *wisse* und *wisslicken* bei Lauremberg zwar nicht unbelegt (in den bauernkomödien Nd. jahrb. 3, 95. 98), aber den ausschlag gibt für die auffassung 'weise' an unsrer stelle der parallele gedanke (2, 29): *De göttlicke wyssheit hefft idt so ordineret, dat de adel stand schal syn höger respecteret als ein börger edder middelstands person.*

1, 18. Die form *sör,* die Lauremberg hier im reim statt der sonst bei ihm und anderwärts üblichen *söge* braucht und die wohl eine dänische dialektform darstellt (die pluralform scheint in den singular eingedrungen zu sein), verwendet er noch einmal in dem bauerntanz (Nd. jahrb. 13, 45).

1, 33. Woher mag Lauremberg diese liste der seelischen wanderungen des Pythagoras (koch, Euphorbos, pfau, Pythagoras) entnommen haben? In Ovids metam. 15, 160 wird nur Euphorbos erwähnt, auch in seines bruders Peter von ihm so vielfach benutzter *Acerra philologica* 2, 87 fehlen koch und pfau.

1, 128 *Ick heb in vertich jahr vel bagen vul geschreven.* Die handschrift 128 hat die beachtenswerte, mit Schröder (s. VI) zu reden verhängnisvolle variante *veertein.* Weimer (s. 62) sieht darin einen schreibfehler für *vertich* und auch Schröder meint, daß hier eine entgleisung vorliege, wie sie jedem autor passieren könne, dürfe nach Weimers ausführungen nicht mehr bezweifelt werden. Ein derartiger schreibfehler in einer zahl, durch den an stelle einer runden zahl,

die einen zeitraum im allgemeinen umgrenzt, eine individuelle, eindeutige zahl entsteht, scheint mir eine psychologische unwahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen unmöglichkeit. Weimer hat meines erachtens unumstößlich nachgewiesen, daß Laurembergs handschrift frühstens 1649, wenn nicht erst 1650 anzusetzen ist, daß dagegen die zugrunde liegende urform der scherzgedichte in freien versen wahrscheinlich zwischen 1634 und 36 entstanden ist. Ich wundere mich, daß es noch niemand aufgefallen ist, daß die zeitliche differenz zwischen 1635 und 49 oder zwischen 1636 und 50 gerade die verhängnisvolle 14 ergibt. Das kann kein zufall sein und legt mir folgende auffassung nahe. Das überlieferte *veertein* ist kein schreibfehler, sondern Lauremberg hatte die entstehungszeit der urgestalt der scherzgedichte dabei im sinne, die vierzehn jahre zurücklag, als er an die handschriftliche umarbeitung ging, nicht den anfang seiner schriftstellerischen tätigkeit überhaupt, wie man bisher immer angenommen hat, und sprach also den gedanken aus: 'seit diese scherzverse entstanden sind, habe ich manches veröffentlicht, was mir nur geringen materiellen lohn eingebracht hat', mit dem er den hintergedanken verband: 'vielleicht habe ich mit diesen possen mehr glück' (vgl. auch Weimer s. 93). Bei der drucklegung erst strich er mit vollem bewußtsein den hinweis auf das alter seiner satiren, ersetzte das *veertein* durch *vertich* und dehnte damit das resignierte urteil über seine schriftstellerischen arbeiten auf wissenschaftlichem gebiete, von denen er an sich durchaus nicht etwa gering dachte (vgl. Beschlut 83), auf alle seine vorangegangenen schriften aus. So kann man ohne die annahme einer psychologisch so unbegreiflichen entgleisung, die einer geradezu idiotischen unaufmerksamkeit gleichkommen würde, auskommen und im interesse des trefflichen mannes empfiehlt sich ja wohl solcher ausweg.

1, 130 *dat güldne ABC.* Braune in der anmerkung (s. 76) meint mit recht, indem er Lappenbergs hinweise als nicht fördernd ablehnt, daß der sinn der stelle zweifellos sei: das goldene abc versteht derjenige, der dem publicum nach dem munde schreibt, der seine geistigen erzeugnisse nach dem herrschenden geschmack der masse einzurichten weiß. Im

gleichen sinne braucht es, worauf schon Müller (s. 21) hingewiesen hat, auch noch Goethe in der versificierten Claudine (werke 11, 217): 'So fahret fort zu dichten, euch nach der welt zu richten. Bedenkt in wohl und weh dies goldne abc.' Mit Müller an biblischen ursprung dabei zu denken ist allerdings unbegründet: es wird ein volkstümlicher ausdruck vorliegen, der auch Goethe noch zu ohren kam.

1, 174. Zu *uprücken* vgl. auch in der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 98): *Man kan nich einen vist laten, he wilt all uprücken.*

1, 184. Der druckfehler *verscheten* für *verschleten*, in dem Lappenberg das echte sehen wollte und dadurch bei Latendorf (s. 8) helle entrüstung wachrief, ist nun durch die handschrift 184 wohl endgültig begraben.

1, 237. Die im folgenden geschilderten, dem Hippokrates zugeschriebenen anschauungen finden sich, wie mir college Theodor Meyer-Steineg freundlich nachweist, in den pseudohippokratischen schriften.

1, 323 *wen schon all sine fedder van older uth gegahn, so wüssen se em wedder.* Man möchte in *wen* einen druckfehler für *wern* sehen, aber auch die handschrift 247 hat gleichlautend *wen*. Es ist also wohl nicht der optativ *weren*, sondern der indicativ *sind* als erspart anzunehmen, da eine ersparte optativform für unsern dichter, der sonst nur ganz leichte fälle solcher auslassungen von hülfsverben hat (vgl. 1, 36. 3, 111. 4, 457. 621), zu abnorm sein würde.

1, 325 *he* (der adler) *würd so junck und frisch avr sinen gantzen krop.* Lappenberg im glossar (s. 287) erklärt *krop* durch 'kropf, magen der vögel'; in Braunes glossar fehlt das wort ganz. Soll sich denn die verjüngung des adlers nur auf den ganzen kropf oder magen beziehen? Sicherlich nicht, so wenig man etwa kropf hier als pars pro toto fassen kann. Es liegt vielmehr ein augenfälliger, aber merkwürdigerweise noch niemals beachteter danismus Laurembergs vor: dän. *krop* ist bis auf den heutigen tag 'körper'.

1, 352 *hest mick ock wol sehn.* Diese wendung, deren richtigkeit durch die handschrift 276 bestätigt worden ist, ist unabhängig von einander von Schlüter (Nd. corresp. 12, 37), Gering (Zs.fdph. 21, 256) und Burchardi (Bezzenbergers beitr.

19, 227) richtig erklärt worden. Daß sie Lauremberg bekannt war, wird vor allem durch eine stelle in der bauernkomödie bewiesen (Nd. jahrb. 3, 99): *Ick dar hinder her ... unde darvan gelopen, haste mick ock wol lopen sehn* (vgl. auch Kock, Nd. corresp. 25, 10).

2, 115 *als twe grote senpschöttel se* (die künstlichen brüste) *dar legen.* Im glossar (s. 111) führt Braune nach Müller (s. 24) hierzu aus dem Brem.-nieders. wb. 4, 752 die sprichwörtliche wendung *ogen as sempschotteln* an. Näher läge es, Laurembergs eigene bauernkomödie zu citieren, wo der bauer Chim von der großen wildsau erzählt (Nd. jahrb. 3, 93): *Idt hadde ogen im koppe ass en paar sennepschöttel.*

2, 125. Über *to glöven*, das Braune irrtümlich durch conjectur beseitigen wollte, haben übereinstimmend Gering (Zs.fdph. 21, 256), Sprenger (Nd. jahrb. 15, 86) und Bernhardt (Nd. corresp. 15, 53) gehandelt. Ältere belege finden sich für *tôlôven* im Mnd. wb. 4, 572. Aus den nd. dialekten dringt dann dieses 'zuglauben' auch in die ältere schriftsprache ein, wo es bei Norddeutschen nicht selten ist: vgl. z. b. Brockes, Ird. vergn. 1, 453; Reimarus bei Lessing, Sämmtl. schr. 13, 272; Leisewitz, Briefe an seine braut s. 39 und tageb. 1, 196; F. A. Wolf, Klein. schr. s. 625; Mitteil. aus d. literaturarchiv 3, 340. 342.

2, 144. *vandaeg* 'heute' begegnet auch in der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 95); *tere* als schimpfwort (2, 163) ebenso (ebenda 3, 92. 93. 11, 147. 13, 47).

2, 219. *bedden*, das Braune in der anmerkung (s. 78) gegenüber dem *bedde* der jüngeren ausgaben von 1653 an retten und als witziges wortspiel erklären wollte, muß nun doch wohl mit Müller (s. 24) und Sprenger (Nd. jahrb. 15, 86) als druckfehler angesehen und durch *bedde* ersetzt werden, da auch die handschrift 605 so liest.

2, 295. *liker* begegnet auch mehrfach in den bauernkomödien (Nd. jahrb. 3, 93. 95. 11, 148. 149).

2, 316 *Do ick idt nicht, so schal mi de kuckuck halen.* Vgl. dazu in der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 96): *Dat ys use vaget: wor föhret den de kuckuk her?*

2, 361. Zu *brösich* als geruchsbezeichnung, das Braune im glossar (s. 88) eingehend behandelt, vgl. auch eine stelle der bauernkomödie (Nd. jahrb. 11, 149).

2, 396 *De segen tho, wo men wold einen deeff uphengen.* Durch den dänischen übersetzer hat sich Sprenger (Nd. jahrb. 15, 87) verleiten lassen, *segen* von *sîgen* statt naheliegender von *sên* abzuleiten (das mhd. *zuo sîgen* ist im mnd. nirgends belegt). Dem wurde mit recht von Bernhardt (Nd. corresp. 15, 53) sofort widersprochen: Varan sieht nicht den pöbel, wie er zur execution des diebes hineilt, sondern wie er ihr am richtplatz zuschaut.

2, 397 *gehl als ein avenlock.* Über diesen auffälligen vergleich ist dreimal gehandelt worden, nachdem Lappenberg in der anmerkung (s. 222) 'rußfarben wie ein ofenloch' erklärt und eine stelle aus dem Simplicissimus zum vergleich herangezogen hatte, wo die vergleichsfarbe allerdings schwarz, nicht gelb ist. Müller (s. 26) denkt an den 'gelblichhellen widerschein des feuers', vermißt aber weitere belege; Woeste (Zs. fdph. 6, 88) conjiciert sehr phantasievoll, aber unhaltbar aus dem ofenloch eine blonde *alvenlocke* heraus, was Lauremberg nicht mehr verstanden habe; Sprenger (Nd. jahrb. 15, 87) nimmt den vergleich scherzhaft ironisch und meint, der dichter wolle eigentlich 'schwarz wie ein ofenloch' sagen. Die sache scheint mir außerordentlich einfach: das mundloch des ofens ist gelb, wenn die flammen darin brennen, schwarz, wenn das nicht der fall und der ofen kalt ist. Den ersten vergleich hat Lauremberg an unsrer stelle, zu dem zweiten vgl. die in Grimms wb. 7, 1161 angeführte stelle aus Nas: 'wie ein finsters ofenloch, wann das feuer auslischt'.

2, 405. In dem *hyr* sieht Sprenger (Nd. jahrb. 15, 87) fälschlich das mnd. *hûre* 'heuer, in diesem jahre'. Das verbietet schon der reim auf *zier*. Außerdem ist aber auch von zeitlichen differenzen hier gar nicht die rede, sondern von örtlichen: was in Frankreich als *schanddeckel* erfunden wurde, parfum und perrücke, brauchen wir in Deutschland als prunk und zierde (vgl. unmittelbar darauf 407 *anderswor* und 408 *in unsem land*).

2, 791 *van dem* (dem Rheinwein), *dar noch nicht is de Frantzman tho gestegen.* Gegenüber Braunes deutung in der anmerkung (s. 79) 'solchen wein, den die Franzosen nicht (im kriege) geraubt haben, der den krieg überdauert hat, also alter wein' scheint mir Sprenger im recht zu sein, wenn er

(Nd. jahrb. 15, 88) lieber 'wein von der sorte, dessen geburtsort die Franzosen uns noch nicht entrissen haben' verstehen möchte. Durch den westfälischen frieden hatte Frankreich 1648 den ganzen Sundgau mit Altbreisach, sowie die festung Philippsburg gewonnen und damit zum ersten mal seinen fuß an den ufern des Rheins festgesetzt. Fassen wir die stelle so auf, dann bietet sie zugleich einen chronologischen anhaltspunkt, da sie dann erst nach 1648 geschrieben sein könnte (in der handschrift fehlt die ganze schlußpartie des zweiten gedichts noch).

3, 151. Das adverb *liden* begegnet auch in der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 95).

3, 166 *upgetagen und gebahren.* Zu der homerischen reminiscenz von den knieen der götter (1, 45) tritt hier eine zweite, bisher nicht beachtete: das typische hysteron proteron *τράφεν ἠδ' ἐγένοντο* Il. 1, 251. Od. 4, 723. 10, 417. 14, 201; *θρέψασα τεκοῦσά τε* Od. 12, 134.

3, 206. *Annemeken* begegnet als *Annemeten, Annemäten* auch in der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 94. 108); *gammelmat* (3, 476) ebenso (ebenda 3, 95).

4, 59 *Ick hebbe wol ... mit latyn my könt herummer kilen.* Dazu vgl. in der bauernkomödie (ebenda 3, 100): *so könne wi uns dichte herümmer kihlen.*

4, 173 *Se sach my glupisch an.* Vgl. in der bauernkomödie (ebenda 13, 45): *idt sach mi an so gläpisch starck.*

4, 231 *Phoebus mit allen Pimpleiden.* Wenn sich Sprenger (Nd. jahrb. 15, 90) darüber aufhält, daß *Cyrrha* (4, 133) von den deutschen herausgebern unerklärt gelassen worden sei (was übrigens für Lappenberg gar nicht zutrifft, vgl. s. 242), und Paludan, dem herausgeber des neuen abdrucks der dänischen übersetzung, nachrühmt, daß er das nachgeholt und 'unzweifelhaft das richtige getroffen' habe, so trägt er damit wahrlich eulen nach Athen, da Cirrha dem humanistisch gebildeten leser, der ja allerdings wohl leider bald avis rarissima sein wird, wohlbekannt ist. Daß die Pimpleiden die musen sind, hätte als nicht so geläufig eher von den herausgebern erklärend gesagt werden sollen, was wiederum nur Lappenberg (s. 316) tut, ohne jedoch die quelle des dichters ('Pimplei dulcis' Horaz, Carm. 1, 26, 9) anzuführen. Für die lateinischen dich-

tungen Laurembergs, die 'Satira' und die 'Querimonia', hat sich Lappenberg mit erfolg bemüht, die antiken vorbilder einzelner stellen und wendungen genauer nachzuweisen: trotzdem ist ihm der 'rude donatus' Satira 287 (so nennt sich Lauremberg auch selbst in der bekannten algebraischen gleichung über sein lebensalter Lappenberg s. 188 und Müller s. 7) aus Horaz, Episteln 1, 1, 2 entgangen und auch bei Querimonia 108 möchte ich lieber an 'Cynthius aurem vellit' Vergil, Eklogen 6, 3 denken als mit Lappenberg (s. 250) eine reminiscenz aus Paulinus von Nola annehmen.

4, 238. *kakelbunt* kommt auch in der bauernkomödie vor (Nd. jahrb. 13, 36): *Dat leed dat wass so kakelbund.*

4, 348. *Peter Mafferts boeck,* das Braune in der anmerkung (s. 82) noch als dunkel bezeichnete, hat Kock (Nd. corresp. 25, 11) sicher richtig als das kartenspiel gedeutet, da Peter Meffert ein berühmter spielkartenfabrikant in Amsterdam, zudem ein zeitgenosse Laurembergs war.

4, 357 *hyr gy man.* Die wörterbücher von Lappenberg und Braune übergehen *hyr* in dieser verbindung, haben es also wohl für identisch mit dem sonst häufigen *hyr* 'hier' gehalten. Daß dies nicht richtig sein kann, lehrt eine stelle in der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 97): *Wenn ick de lüde frage unde segge: hyr gi, wor iss myne harbarge?* Der sinn kann hier nur 'hört ihr' sein und derselbe sinn wird auch an unsrer stelle verlangt. Jellinghaus' falsche erklärung der komödienstelle 'ihr da' ist durch Nissen (ebenda 11, 149) bereits berichtigt worden.

4, 683. *Chim* ist auch der name eines der beiden bauern der bauernkomödie (Nd. jahrb. 3, 92).

Zum schluß füge ich zwei bemerkungen an, die sich auf die von Lappenberg im zweiten anhang zu seiner Laurembergausgabe mitgeteilten nd. gedichte beziehen. 1, 58 wird berichtet, Adam habe Eva *straks sin beste hart, sin uppentholt genömet.* Dazu bemerkt Lappenberg (s. 251): '*sin uppentholt.* volkswitz: seine maitresse'. In dieser seit dem 15. jh. begegnenden bezeichnung der geliebten 'zuflucht' liegt sicherlich nichts von dem, was diese anmerkung dahinter sucht. Die ältesten mir bekannten belege sind Hätzlerin 1, 100, 1. 2, 36, 1. 37, 1. — Das 11, 40 begegnende *chamberlouque,* von Lappenberg

ganz unerläutert gelassen, hat Müller (s. 40) richtig mit span. *chamerluco* 'eine art türkischen gewandes' zusammengebracht. Das grundwort ist türkisch und lautet dort *ja[ġ]murluk* 'regenmantel'. Uns Deutschen ist es aus Lessings Nathan 4, 4 bekannt (Sämmtl. schr. 3, 123): 'Als christ, als muselmann: gleichviel! im weißen mantel oder jamerlonk, im tulban oder deinem filze: wie du willst! gleichviel! ich habe nie verlangt, daß allen bäumen éine rinde wachse.'

JENA, 31. mai 1917. ALBERT LEITZMANN.

DIE *EU*-REIME BEI OPITZ.

Friedrich Neumann wird im zweiten capitel seiner Geschichte des neuhochdeutschen reimes von Opitz bis Wieland, von der das erste 1914 als Göttinger dissertation erschienen ist, auch die reime *ei* : *eu* behandeln. Da die ungewöhnlich reife dissertation von dem ganzen werk das beste erwarten läßt, würde ich die folgenden ausführungen bis zu seinem erscheinen zurückgehalten haben, wenn bei Neumann nicht gerade Opitz etwas schlecht weggekommen wäre. Das sonst so reichhaltige quellenverzeichnis nennt nur die Teutschen poemata von 1624. Der vater der nhd. verskunst verdient aber nach der gesamtheit seiner werke beurteilt zu werden und nicht bloß nach seinen jugenddichtungen, deren form ihm schon 1624 nicht mehr genüge tat.

Die ausführungen von G. Baesecke, Die sprache der Opitzischen gedichtsammlungen von 1624 und 1625 (Göttinger dissertation 1899) §§ 49. 51 treffen nicht das richtige. Weil *eu*-laute verschiedener herkunft auf einander reimen, nimmt er an, daß kein unterschied unter ihnen bestand. Aus den reimen *eu* : *ei* schließt er, daß *eu* und *ei*, wenn sie noch nicht zusammengefallen waren, doch einander schon nahe standen. Die tatsache, daß einige reime *eu* : *ei* in der ausgabe von 1625

verschwinden, deutet er als annäherung an die schriftsprache; Opitz habe diese reime als fehlerhaft empfunden. Die correctur war aber nicht sehr gründlich, denn es blieben noch 43 *eu* : *ei* übrig.

Was an diesen behauptungen richtig, was unrichtig ist, wird die folgende untersuchung lehren. Nur ein punkt muß gleich hier erledigt werden. Baesecke nimmt ohne weiteres an, daß in allen fällen, wo der reim *eu* : *ei* in der ausgabe von 1625 nicht mehr vorhanden ist, eben die unreinheit der bindung ursache der änderung gewesen sei. Solcher änderungen macht er neun namhaft. Von diesen kommt — ich citiere nach den nummern und verszahlen der ausgabe von Witkowski, Neudrucke 189—192 — 57, 65 gar nicht in betracht, da die vier verse 65—68 überhaupt in der ausgabe B fehlen. Und ihr fehlen ist nicht etwa durch den reim *eu* : *ei* veranlaßt, denn die änderung von *Leyd vnd Frewd* (: *beyd*) in *Frewd vnd Leyd* hätte doch wahrhaftig auf der hand gelegen. 10, 2; 11, 27; 52, 4 sollte die apocopierte form *Freudt*, 13, 152 der apocopierte dativ *zu leydt* beseitigt werden. 13, 158 änderte Opitz *sich so schön zusammen beugen* in *sich schön in einander reigen*, um *schön* vor einen vocal zu bringen; vor consonant will er nur *schöne* brauchen. 63, 1 *die Tafel mir nicht leuget* mußte wegen der wortstellung geändert werden. Es bleiben also nur zwei fälle übrig. 76, 12 wird aus *geneiget* : *ereuget* in B *geneigt* : *gezeigt*. Ich möchte glauben, daß Opitz an dem wort *ereugen* anstoß nahm; die ersetzung durch das synonyme *erzeigen* bot sich leicht dar. 78, 24 hat Opitz allerdings *eräugt* belassen, aber hier war eben das andere reimwort *erzeigt*. Nur 5, 51 *rund vnd frey* statt *ohne schew* (: *sey*) entzieht sich jeder andern deutung. Wie dieser fall zu beurteilen ist, werden wir später sehen.

Ich habe die poetischen stücke untersucht, die in den ausgaben der Deutschen poemata von 1629 (C, Anderer Theil: C_2), der Geistlichen poemata von 1638 (E), der Weltlichen poemata von 1644 (F, F_2) enthalten sind, ferner das Florilegium variorum epigrammatum nach dem druck Francofurti 1644, und die Psalmen Davids sowie die übersetzung von Hugo Grotius Von der Warheit der Christlichen Religion, beide nach der Fellgibelschen ausgabe.

Der inhalt von C, C_2 und E, F, F_2 deckt sich vielfach. Ich gebe im folgenden die von mir gebrauchten abkürzungen für die einzelnen stücke an, sowie die ausgaben, nach denen sie benutzt werden.

Ant. = Antigone (F).
B. = Lobgesang des Bacchi (C).
D. H. Ls. = Dan. Heinsii Lobgesang Jesu Christi (E).
Dafne (C_2).
E. = Deutsche Epigrammata (C).
Ep. = Die Episteln der Sontage vnd fürnembsten Fest (E).
F. = Lob des Feldtlebens (C).
Fl. = Florilegium variorum epigrammatum.
Gr. = Hugo Grotius Von der Warheit der Christlichen Religion (Fellgibel).
HL. = Salomons hohes Lied (E).
Herc. = Schäfferey von der Nimfen Hercinie (F_2).
Jer. = Die Klage Lieder Jeremia (E).
Jonas (E).
Krg. = Lob des Krieges Gottes (C_2).
Ls. = Lobgesang vber den frewdenreichen Geburtstag vnsers Herren vnd Heylands Jesu Christi (E).
NOd. = Oden oder Gesänge (C_2).
NPW. = Newes Buch Poetischer Wälder (C_2).
Od. = Oden oder Gesänge (C).
P. = Lobgedicht an die Königliche Majestät zu Polen vnd Schweden (F).
PW. III (IV. V) = Drittes (Vierdtes, Fünfftes) Buch der Poetischen Wälder (C).
Pibrac = Deß Herren von Pibrac Tetrasticha (F).
Ps. = Geistliche Oden, oder Gesänge: Bevorauß vnterschiedene Psalmen Davids (E).
Ps. D. = Psalmen Davids (Fellgibel).
Son. = Sonnete (C).
Troj. = L. Annaei Senecae Trojanerinnen (C_2).
Trg. = Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Kriegs (E).
U. = An den .. Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Vldrichen usw. (F).
Ves. = Vesuuius (F).
Vg. = Vielguet (F).
Zl. = Zlatna (C).
Zus. = Die in C und C_2 nicht vorhandenen gedichte von F_2; II, III bezeichnen die bücher der Poetischen Wälder, E. die Epigrammata, Od. die Oden.
1621 = Auff den Anfang deß 1621. Jahrs (E).

Dionysii Catonis Disticha (F), Von der Welt Eytelkeit (F), Judith (E) und einige kleinere gedichte in E enthalten keine *eu*-reime.

Um den besitzern von Opitzausgaben das aufsuchen der stellen zu erleichtern, citiere ich alle stücke außer Fl. und Herc. nach verszahlen. In Krg. Ls. Troj. Zl. stehen sie schon in den originalausgaben. Ebenso stammt die zählung von E. NOd. Od. Pibrac. Son. (aber nicht die verszählung) schon von Opitz, ferner die strophenzählung von Ps. und Ps. D. Bei Gr. HL. Jer. PW. Trg. bezeichnet die erste zahl das buch oder das lied. Innerhalb Ep. und NPW. habe ich alle gedichte, in PW. und Zus. die gedichte jedes buches durchgezählt. Bei Ps. und Ps. D. nennt die erste zahl den psalm, die zweite die strophe. Wo die verszahl von mir herrührt, habe ich in klammern die seitenzahl der benützten ausgabe beigefügt außer bei E. Son. Pibrac. Ps. D. Es bedeutet also z. b. PW. III, 19, 7 (194): 3. buch der Poetischen Wälder, 19. gedicht, vers 7, s. 194 der ausgabe C. Fl. und Herc. citiere ich nach seitenzahlen. Das zeichen ~ bedeutet, daß die reimwörter in anderer reihenfolge stehen.

In der folgenden reimübersicht werden als *iu* alle laute zusammengefaßt, die in der mhd. normalorthographie so geschrieben werden. Eine trennung nach den etymologischen quellen ist für unsere zwecke unnötig. Mit *ew* bezeichne ich den laut, dem im westgerm. ein mit *awwj* wechselndes *awi* entspricht. Auch habe ich *lewe* hierher gestellt.

iu : iu.

Reu : Gebäu Gr. V, 915 (399).
Gebäw : Schew Od. 11, 26 (338).
Schew : new Trg. IV, 51 (394).
Schew : Säw Ps. D. 80 VII 3.
Schew : Trew Zus. III, 23, 6 (164).
zeucht : fleucht Fl. 33.
(er)leuchten : befeuchten PW. V, 4, 25 (241); NPW. 17, 21 (383).
befeuchtet : leuchtet D. H. Ls. 161 (294).
newe : Trewe Jer. III, 41 (49).
Trewe : Rewe PW. V, 16, 53 (263).
Bäwen : schewen Troj. 1.
(ge)rewen : Trewen Jonas 217 (82); Ps. D. 111 IV 3.
Fewer : (zu) Stewer PW. V, 21, 181 (275); E. 15, 1; Krg. 709; Ant. 485 (275).
thewer : Fewer Krg. 493.
Vngehewer : Fewer Krg. 781.
zu Stewer : Vngehewer Dafne 57 (218).
Gemäwers : Fewers Troj. 17.
vernewet : gerewet Son. 24, 12.
schewet : rewet Zus. II, 14, 10 (92).
leuget : betreuget Vg. 411 (101).
treugt : leugt Zus. E. 45, 3 (393)
treugt : erzeugt Ant. 659 (282).
Eule : Keule Vg. 63 (90).
räumen : seumen Ps. D. 68 I 3.
Breusche : Geräusche PW. III, 6, 69 (178).
fleußt : (-)geußt PW. III, 19, 7 (194); V, 2, 75 (231); V, 3, 123 (238) ~; V, 11, 7 (252) ~; HL. IV, 85 (25); Ps. D. 133 I 5 ~.

fleust : scheust F. 63 (126).
heute : Beute Trg. I, 65 (338).
Beute : Leute Krg. 737, NPW. 7, 7 (303); P. 101 (14); U. 197 (29) ∼; Ant. 855 (290) ∼; Trg. IV, 209 (398) ∼.
heute : Leute NPW. 19, 25 (386); U. 5 (23) ∼; Zus. II, 14, 1 (92) ∼; Ls. 253 ∼.
Leute : heute : Beute Ps. 49 X 1 (214).
deute : Leute : heute Dafne 63 (219).
Leuten : (be)deuten Ves. 583 (80); Ant. 1018 (295) ∼. 1038 (296) ∼; Gr. III, 345 (349) ∼. 673 (358) ∼; V, 1005 (401); VI, 215 (409).
leuten (inf.) : deuten Gr. IV, 209 (364).

Zahl der reime: 58.

iu : öu.

in die Teuffen : erseuffen Ps. D. 69 I 6.
überhäufft : täufft (baptizat) Gr. III, 607 (356).
leufft : teufft (zu *tief*) PW. III, 18, 19 (192).
Zeugen : beugen Gr. I, 679 (303); II, 237 (314) ∼; V, 53 (375).
beugen : überzeugen Gr. II, 1165 (339).
gezeuget : beuget D. H. Ls. 177 (295).
erzeuget : gesäuget Zl. 253; D. H. Ls. 505 (304) ∼; Trg. I, 405 (348); III, 241 (381).
erzeugt : geseugt HL. VIII, 23 (33): Trg. I, 207 (342).
Träumen : räumen Gr. V, 893 (398).
träumet : säumet PW. IV, 10, 17 (214).

Zahl der reime: 16.

iu : ew.

Löwe : Rewe Zus. III, 15, 1 (147).
verdäwen : schewen Zl. 409.
drewen : schewen Troj. 309.
frewen : vernewen Ls. 273.
(er)frewen : schewen Troj. 693; NPW. 7, 87 (365); Fl. 46; Ps. D. 97 V 3 ∼.
frewen : in Trewen Ep. 11, 31 (136).
schewen : Löwen E. 24, 6; 1621, 61 (273).
erfrewet : vernewet NPW. 13, 17 (378).
erfrewet : geschewet Krg. 377; U. 165 (28).
berewt : gedrewt Ves. 605 (81).
gedrewt : geschewt Ant. 211 (265).
vernewt : erfrewt PW. V, 3, 3 (234). 151 (238) ∼.
gestrewt : außgesprewt Ps. D. 44 VI 3.

Zahl der reime: 19.

iu : î.

bey : Sprew Gr. III, 263 (347).
Feinde : Freunde B. 513 (149).
Freundt : scheint Zus. Od. 25, 1 (357).

Zahl der reime: 3.

iu : ei.

gezeigt : betreugt PW. V, 2, 35 (230).

Zahl der reime: 1.

öu : öu.

täuffet (baptizat) : läuffet Pibrac 13, 1.
Träwmen : Bäwmen Herc. 402.
träumen : Kestenbäumen Od. 1, 133 (324).
zäumen : träumen Ep. 33, 16 (164).

Zahl der reime: 4.

öu : ew kommt nicht vor.[1])

öu : î.

erleuben : bleiben Son. 1, 11; Troj. 433.
erleuben : schreiben PW. III, 10, 13 (183).
gleuben : bleiben PW. V, 10, 5 (250).
schreiben : gläuben Ls. 245.
gläuben : vertreiben Ep. 47, 11 (177).
käuffen : greiffen Trg. IV, 173 (397).

Zahl der reime: 7.

öu : ei.

beugen : erzeigen Trg. II, 441 (367).
gebeuget : neiget F. 37 (125).
erzeigt : eräugt PW. V, 4, 21 (241).

Zahl der reime: 3.

ew : ew.

erfrewt : zerstrewt Trg. IV, 19 (393).

Zahl der reime: 1.

ew : î.

(-) Frewden : Leiden (subst. inf.) PW. V, 2, 41 (230); Trg. IV, 409 (404) ∼.
vermeyden : Frewden Ep. 19, 17 (147).
strewet : ausspeyet PW. V, 12, 25 (254).
Frewd' : Zeit Od. 12 refrain (339).
erfrewt : weit B. 95 (136); Od. 3, 44 (328) ∼.
erfrewt : Frülingßzeit NOd. 5, 13 (403).
Zeit : gefrewt Ls. 255.
strewt : allezeit PW. V, 2, 3 (229).
Zeit : gestrewt Troj. 98.

Zahl der reime: 11.

ew : ei.

Frewde : Leide PW. III, 5, 22 (174); Od. 1, 163 (325).
Frewde : Augenweide HL. V, 19 (26).
Frewden : scheiden PW. V, 5, 29 (243).
Frewden : weiden PW. V, 17, 17 (264); III, 6, 21 (176) ∼.
Leid : Freud' B. 3 (133).
erfrewt : Gelegenheit Trg. IV, 355 (402).
-keit : (er)frewt PW. V, 3, 167 (239); Son. 13. 11; Od. 2, 22 (326); Trg. IV, 119 (396) ∼; Ps. D. 9 IV 1 ∼.
Kleidt : erfrewt Herc. 453.

[1]) Unfl kann kaum vorkommen, wenn man nicht etwa umgelautete formen der 2. 3. sg. von *hauen* in erwägung ziehen will.

Leid : erfrewt PW. III, 8, 63 (181). erfrewt : bereit Ls. 167.
Kleid : Leid : Fröligkeit : erfrewt PW. III, 12, 2 (184). breit : vmbgestrewt Jer. IV, 3 (51).

Zahl der reime: 18.

ew : î : ei.

Frewden : weiden : meiden : beleiden Son. 4, 1.
breit : frewt : Hertzenleidt : Zeit Son. 16, 2.
Kleidt : erfrewt : breit : Zeit PW. IV, 8, 2 (212).
Traurigkeit : Leid : Zeit : erfrewt Son. 9, 2.
Zeit : Ewigkeit : erfreut Ps. D. 13 I 1.

Zahl der reime: 5.

ew : æj.

strewen : abmeyen NOd. 3 refrain (394). ausgestrewt : abgemeyt Od. 1, 107 (323).

Zahl der reime: 2.

Ich gebe eine tabellarische übersicht, in der auch dem nhd. *ei* = *î*, *ei*, *æj* eine stelle eingeräumt ist.

	Gesamtzahl		iu	öu	ew	î	ei	î : ei	æj	nhd. ei
iu	97	:	58	16	19	3	1	—	—	4
öu	30	:	16	4	—	7	3	—	—	10
ew	56	:	19	—	1	11	18	5	2	36

Die tabelle lehrt, daß sich *iu* und die andern *eu* ganz verschieden verhalten. *iu* reimt am häufigsten mit sich selbst, demnächst auf die übrigen *eu*, dagegen höchst selten auf nhd. *ei*. Umgekehrt wird *ew* in der mehrzahl der fälle mit nhd. *ei* gebunden und bei *öu* machen diese reime immerhin 33 % aus. Dagegen sind die reimbände *öu* : *öu* selten und *ew* : *ew* kommt ein einzigesmal vor.

Daß hier nicht zufall waltet, lehrt schon das bisher vorgelegte material. Der reim *Feinde* : *Freunde* hätte sich öfter als einmal eingestellt, wenn Opitz ihn nicht gemieden hätte. Versschlüsse auf *-eut* aus *-iuwit* lagen Opitz nicht ferne; das beweisen die 5 reime auf *-eut* aus *-ewit*. Warum wird dann jenes *-eut* niemals mit nhd. *-eit* gebunden, da doch der reim *-eut* aus *-ewit* : *-eit* nicht weniger als 22 mal vorkommt?

Zur größeren sicherheit habe ich mir aus einer anzahl von dichtungen die *ei*-reime zusammengestellt, nämlich aus den in der ausgabe E vereinigten stücken mit ausnahme von

D. H. Ls., ferner aus Zl. F. Son. E. Troj. Krg. Ich gebe die zahl der belege für diejenigen reimausgänge, die das seitenstück bilden zu den *eu*-reimen, an denen *iu* beteiligt ist, also *iu* : *iu, iu* : *öu, iu* : *ew*. Die eingeklammerte zahl bezieht sich auf diese *eu*-reime.

ei	52	(5)	eigt	8	(4)
eicht	7	(1)	eile	1	(1)
eien	5	(13)	eist	8	(7)
eifen	2	(1)	eit	191	(5)
eigen	9	(4)	eiten	31	(8)
eiget	7	(6)			

55 von den 93 in betracht kommenden *eu*-reimen entfallen somit auf die typen, denen *ei*-typen zur seite stehen. Und die zahl vergrößert sich, wenn man von verschiedenheiten in den unbetonten silben absieht. Neben häufigem *-eute* steht freilich kein *-eite*; bedenkt man aber, daß Opitz in den untersuchten stücken den vers 16 mal mit *Streit*, 20 mal mit *streiten*, 15 mal mit *Seiten* (darunter 6 mal mit einem schwachen singularcasus) schließt, so kann man getrost annehmen, daß er es auch zustande gebracht hätte, eine oder die andere zeile auf *im Streite, ich streite* oder *die Seite*[1]) ausgehen zu lassen, wenn er auf diese weise einen reim auf *Beute, heute* oder *Leute* hätte gewinnen wollen. Oder, da Opitz Trg. II 546 (370) die 3. conj. *reime* im reim auf *daheime* verwendet, hätte er um so leichter den infinitiv *reimen* anbringen können, was dann eine parallele zu dem typus *eumen* gäbe.

Es fehlte also durchaus nicht an möglichkeiten für reime von *eu* aus *iu* auf nhd. *ei*. Daraus folgt, daß Opitz sie absichtlich meidet. Und als abschließender beweis tritt nun hinzu die änderung von *ohne schew* (: *sey*) in *rund vnd frey* A 5, 51 [= PW. III, 15, 51 (190)], die keinen andern grund haben kann, als den wunsch, den anstößigen reim zu beseitigen.

Und weiter folgt, daß das verschiedene verhalten des *ew* nicht auf reimzwang beruht. Vermochte Opitz für *verneut, bereut, gescheut, ausgespreut, gedreut* mit *eu*-bindungen aus-

[1]) Allerdings ist *Seite* im innern des verses selten, kommt aber vor. Vgl. *auff die seite* Ps. 104, 5, 4 (224); Trg. IV, 258 (400); *beseite* (*stellen*) B. 658 (153), *beyseite* Trg. IV, 190 (398).

zukommen, so hätte er das gleiche für *(er)freut* und *(ge)streut* gekonnt.

Und ähnlich steht es mit *öu*. Es lag für Opitz keine notwendigkeit vor, *erleuben, gleuben, käuffen* in den reim zu setzen, da ihm auch die umlautlosen formen geläufig sind.[1]) Und auf der andern seite ist der reimausgang *eiben* sehr häufig; in den untersuchten gedichten erscheint er 32 mal. Wegen *eifen* s. oben.

Opitz bindet also nhd. *ei* mit *öu* und *ew*, trennt es dagegen von *iu*. Nun erhebt sich die frage: warum reimt er dann *öu* und *ew* auf *iu*? Oder schematisch ausgedrückt: wie können die gleichungen $x = y$ und $z = y$ neben der ungleichung $x \neq z$ bestehen? Soviel ich sehe, gibt es da nur zwei möglichkeiten. Entweder sind beide gleichungen unrichtig, d. h. die reime x : y und z : y sind beide ungenau; dann stand der laut von y in der mitte zwischen x und z. Oder die gleichungen sind beide richtig; dann verbirgt die graphische einheit von y eine lautliche doppelheit: y ist in y_1 und y_2 zu spalten.[2])

Zwischen diesen beiden möglichkeiten eine entscheidung zu treffen, ist die reimuntersuchung aus eigenen mitteln nicht imstande. Sie muß sich um hilfe von auswärts umsehen.

In unserem fall liegen die dinge einfach. Im schlesischen ist im allgemeinen *iu* als *oi* oder eine weiterentwicklung

[1]) Vgl. *erlauben* : *rauben* Ps. D. 78 XXXI 1, *berauben* : *glauben* B. 285 (142), *glaubt* : *beraubt* Gr. V, 655 (391), *geglaubt* : *beraubt* Gr. I, 201 (290); VI, 201 (408), *lauffen* : *(ver)kauffen* B. 205 (139); PW. V, 12, 61 (255); NPW. 4, 141 (299) ∼; Trg. IV, 421 (404) ∼, *kauffen* : *gelauffen* Ant. 233 (266), *zugelauffen* : *erkauffen* D. H. Ls. 417 (301), *Hauffen* : *(ver)kauffen* Krg. 429, Fl. 20, *Hauffen* : *lauffen* : *kauffen* Ps. 49 VII 1 (214); Ps. D. 64 VIII 1 ∼.

[2]) Dasselbe problem ergab sich auch in andern reimuntersuchungen. So beobachtete Zwierzina in seinen Mhd. studien Zs. fda. 44, 13, daß Otfrid in stammsilben ungleiche quantitäten nicht bindet, dagegen dieselben endsilbenvocale sowohl auf länge wie auf kürze reimt. Und 44, 379 ff. (vgl. namentlich 396) stellte er fest, daß es bair.-österreichische dichter gibt, die *ei* aus *egi* oder *geist, reine* sowohl auf altes *ei* wie auf diphthongiertes *î* reimen, während sie *ei* und *î* trennen. Nach A. Schauerhammer, Mundart und heimat Kaspar Scheits (Hermaea 6), s. 17. 44 hält Scheit mhd. *a* und *ô, o* auseinander, *â* wird dagegen in gewissen wörtern sowohl mit *a* wie mit *ô, o* gebunden. Vgl. auch meine bemerkungen über Spe, Zs. föG. 1914, 746.

daraus von mhd. *ei* und *î* getrennt geblieben, *öu* ist dagegen mit mhd. *ei* zusammengefallen und *ew* hat im lausitzisch-schlesischen denselben lautwert *ai* wie mhd. *î*. Vgl. W. v. Unwerth, Die schlesische mundart §§ 33. 40. 41. 27. Da nun Opitzens schriftsprache gegen den dialect *î* und mhd. *ei* zusammenfallen läßt, begreift es sich, daß für ihn *öu* wie *ew* den lautwert seines nhd. *ei* hatte, während *iu*, wie im dialect, ferne stand. Damit ist sowohl die trennung von *iu* und nhd. *ei*, als auch die bindung von *öu, ew* mit nhd. *ei* erklärt. Wenn aber somit die reime *öu, ew* : nhd. *ei* rein sind, kann von einer mittelstellung der *eu* aus *öu, ew* zwischen *eu* aus *iu* und nhd. *ei* nicht die rede sein. Und daraus folgt weiter, daß auch die reime *öu, ew* : *iu* rein sein müssen, daß also Opitz *eu* aus *öu, ew* verschieden aussprach, bald, der mündlichen tradition folgend, wie sein nhd. *ei*, bald, im anschluß an die schrift, wie sein *eu* aus mhd. *iu*. Es gilt also hier die zweite der oben aufgestellten erklärungen: y (in unserem fall *eu* aus *öu, ew*) spaltet sich in y_1 und y_2.

Wir sehen demnach bei Opitz die neigung, den aus *iu* entstandenen laut als die normalaussprache der buchstabengruppe *eu* (*ew, äu*) zu betrachten.[1]) Im 18. jh. war es anders.

[1]) Und zwar wird diese neigung, wie es scheint, in seinen späteren jahren herrschend. Von den 10 reimen *öu* : nhd. *ei* stammen 5 aus gedichten, die schon die ausgabe von 1624 enthält, 3 aus andern gedichten der zwanziger jahre, 2 aus Trg., die zwar 1633 erschienen, aber 13 jahre früher entstanden sind. Von den 36 reimen *ew* : nhd. *ei* stehen 14 in gedichten der ausgabe von 1624 (2 mit leichter umformung: Od. 2, 22 *-keit* : *frewt* statt *-keit* : *Frewdt* A 115, 22; Son. 9, 2 *-keit* : *Leid* : *Zeit* : *erfrewt* statt *-keit* : *Leidt* : *erfreüt* : *Streit* A 84, 2), 16 in andern gedichten der zwanziger jahre, 3 in Trg. und nur 3 in gedichten der dreißiger jahre, nämlich 1 in Herc. und 2 in Ps. D. Man bedenke, daß Ps. D. 9386 verse hat! Kein einzigesmal kommt *öu, ew* : nhd. *ei* vor in Ant. (1331 verse), Gr. (4752 verse), P. U. Ves. (zusammen 1194 verse), Fl. (456 verse), Pibrac (504 verse). Damit vergleiche man einige zahlen für ältere gedichte: PW. hat 3 *öu* : nhd. *ei*, 11 *ew* : nhd. *ei* auf 3174, Od. 5 *ew* : nhd. *ei* auf 782 verse, die verszahl von Trg. mit ihren 2 *öu* : *ei*, 3 *ew* : *ei* beträgt 2328. Lehrreich ist auch das verhältnis der reime *ew* : nhd. *eu* (= *iu, ew*) zu den reimen *ew* : nhd. *ei*. In den gedichten der dreißiger jahre verhalten sich die beiden gruppen wie 7 : 3, dagegen in Trg. wie 1 : 3 und in den übrigen gedichten wie 12 : 30. Für das verhältnis der reime *öu* : nhd. *eu* (= *iu, öu*) zu den reimen *öu* : nhd. *ei* sind die zahlen: gedichte der

Ich habe Beitr. 40, 266 zeugnisse dafür beigebracht, daß im letzten viertel dieses jahrhunderts gebildete schlesier alle *eu*-laute wie *ei* sprachen und *oi* als dialectisch ansahen. Heute gilt wieder die *ei*-aussprache als incorrect. Wie sich Opitzens landsleute und nachfolger im 17. jh. verhalten, wird uns hoffentlich F. Neumann lehren.[1]) Jedesfalls läßt sich aber schon jetzt sagen, daß die geschichte der schriftdeutschen aussprache weniger geradlinig geräuft, als wir es uns wohl vorstellten.

WIEN. M. H. JELLINEK.

ZUR ERFORSCHUNG DES JÜDISCH-DEUTSCHEN.

Die sprachgeschichtliche erforschung des jüdisch-deutschen stellt der germanistik eine fülle von aufgaben, auf deren bedeutung hinzuweisen kaum noch nötig ist. Durch den krieg hat sich das interesse für diese bis dahin mehr verspottete als gekannte und verstandene sprache in ungeahnter weise gesteigert. Denn aus dem verachteten, elenden 'jargon', als den man sie gewöhnlich bezeichnet hatte, ist sie zu einem wichtigen mittel der verständigung in den von unsern heeren besetzten polnischen, litauischen und rumänischen gebieten geworden. Und noch mehr als dies: sie ist als eine biegsame und ausdrucksfähige literatursprache erkannt worden, in der ein

---

dreißiger jahre 9 : 0, Trg. 3 : 2, übrige gedichte 8 : 8. Der unterschied der zahlenverhältnisse bleibt aufrecht, auch wenn man in der ersten gruppe (9 : 0) die 4 reime von *beugen* abzieht, die in Gr. aus dem niederländischen original stammen dürften.

[1]) Ich will hier nur die zahlen für die *eu*-reime Hofmanswaldaus geben, da ich das material aus seinen Deutschen übersetzungen und gedichten vollständig beisammen habe. *iu* : *iu* 34, *iu* : *öu* 2, *iu* : *ew* 3, *iu* : nhd. *ei* 2; *öu* : *öu* 0, *öu* : *ew* 0, *öu* : nhd. *ei* 2; *ew* : *ew* 7, *ew* : nhd. *ei* 38. Hofmanswaldau verhält sich also bezüglich der reime *eu* : *ei* wie Opitz, aber er liebt die bindungen etymologisch verschiedener *eu* nicht. Bemerkenswert ist die große zahl der reime *ew* : *ew*.

sechsmillionenvolk unter den traurigsten verhältnissen ein reiches schrifttum geschaffen hat, und an der es darum auch für die folgezeit festhalten will. Ob ihm das auf die dauer gelingen wird, ist allerdings sehr fraglich. Doch eben darum ist es eine desto dringendere aufgabe für die wissenschaft, solange diese sprache noch im munde des volkes lebt, sie mit der gleichen sorgfalt wie irgend einen andern volksdialekt zu untersuchen, zumal sie schon durch ihre altertümlichkeit, doch auch durch ihre literarischen denkmäler ein besonders lohnendes arbeitsfeld darstellt.[1])

Für die grammatische erforschung der heutigen sprache ist die vor 15 jahren erschienene arbeit von Jacob Gerzon[2]) trotz ihrer unvollkommenheiten noch immer brauchbar. Die lautverhältnisse der sprache sind erst kürzlich an leider schwer zugänglicher stelle von E. Sapir[3]) behandelt worden. Für eine zukünftige bearbeitung der grammatik wären folgende gesichtspunkte festzuhalten:

1. Ausdehnung der untersuchung, die sich bisher nur auf die lebende sprache beschränkte, auf die ältere sprache, und zugleich schärfere scheidung der in ihr zusammengeflossenen ober- und mitteldeutschen elemente.

2. Besondere behandlung der verschiedenen heute innerhalb des jüdischen zu beobachtenden mundarten.

3. Untersuchung des im laufe des letzten jahrhunderts immer stärker in die erscheinung tretenden slavischen einflusses auf den vocalismus[4]), auf die wortbildung[5]) und auf die syntax.

---

[1]) Die ostjuden bezeichnen ihre sprache nicht als 'jüdisch-deutsch', sondern kurzweg als 'jüdisch' (jiddisch). Das kürzlich erschienene wörterbuch dieser sprache von H. L. Strack nennt sich daher mit recht 'Jüdisches wörterbuch', und so sei diese bezeichnung schon der kürze halber von nun an auch hier angewandt.

[2]) Die jüdisch-deutsche sprache. Eine grammatisch-lexikalische untersuchung ihres deutschen grundbestandes. Frankfurt a. M. 1902.

[3]) Notes on Judeo-German Phonology. The Jewish Quarterly Review. New Series VI (Philadelphia 1916) s. 231—266.

[4]) Vgl. schon Sapir a. a. o. s. 236.

[5]) Als beispiel seien nur die zahlreichen verba auf עיינען (*ewen*) und adjectiva auf עיידיג (*ewdig*) angeführt, die nicht nur von polnischen auf *ować* bez. *owy* endigenden wörtern, sondern auch von deutschen und

4. Untersuchung des hebräischen einflusses auf die syntax. (Ein hebräischer einfluß auf die wortbildung ist nicht nachweisbar, was um so bemerkenswerter ist, als hebräische elemente viel früher und in viel weiterem umfang in die sprache eingedrungen sind als slavische. Die wortbildung erfolgte auch von hebräischen stämmen gewöhnlich nach den gesetzen der deutschen sprache, indem das betreffende hebräische wort mit deutscher endung und oft auch vorsilbe versehen wurde. Die bildungssilbe ist in manchen fällen slavisch, doch niemals hebräisch.)

Auch für die lexikalische erforschung der sprache ist schon manches geleistet, wenngleich noch viel zu tun übrig ist. Trotz ihrer kürze noch heute wertvoll sind die durch instructive beispiele erläuterten ausführungen von Leopold Zunz[1]) über die verschiedenen bestandteile, aus denen die jüdische sprache zusammengesetzt ist, sowie seine noch im hohen alter gegebenen ergänzungen zu Grimms wörterbuch aus dem jüdischen.[2]) Nach ihm hat Max Grünbaum in seiner 'Jüdisch-deutschen chrestomathie'[3]) und in dem späteren Werk 'Die jüdisch-deutsche literatur in Deutschland, Polen und Amerika'[4]) eine fülle von einzelerklärungen niedergelegt, die trotz mancher irrtümer ein wertvolles material für die wortforschung darstellen. Endlich haben auch Moritz Güdemann[5]) und Joseph Perles[6]), der vater des schreibers dieser

---

hebräischen stämmen gebildet sind. So ist bisweilen in einem worte der stamm hebräisch, die bildungssilbe slavisch und die endung deutsch.

[1]) Die gottesdienstlichen vorträge der juden (Berlin 1832) s. 438 ff. ([2] 452 ff.).

[2]) Zs. f. hebr. bibliogr. XI 1871, 16 ff. (Ges. schr. III 288 ff.). Die dort angeführten formen *Betenbrot* und *Bekenbrot* (für *Botenbrot*) sind beide bei Schmeller I 308 belegt.

[3]) XII + 587 s. Leipzig 1882. Die texte sind darin in lateinischer umschrift gegeben. Die benützung ist durch das fehlen von indices erschwert. Ein ungedruckter zweiter band befindet sich im besitz des herrn generalkonsul dr. Theodor Wilmersdörffer in München.

[4]) 91 s. Trier 1894 (Abdruck aus Winter und Wünsche, Die jüdische literatur seit abschluß des kanons III 531 ff.). Mit kurzem wortregister.

[5]) Geschichte des erziehungswesens und der cultur der abendländischen juden während des mittelalters und der neueren zeit I (Wien 1880), III (ebda 1888) spec. s. 280 ff. Quellenschriften zur geschichte des unterrichts

zeilen, in größerem umfang das deutsche sprachgut im jüdischen untersucht. J. Gerzon in seiner schon erwähnten arbeit hat 196 substantiva, 139 verba, 52 adjectiva und 37 sonstige wörter und wendungen auf ihre beziehungen zur älteren deutschen sprache oder zu lebenden dialekten untersucht, doch im gegensatz zu den drei eben genannten forschern, die gerade das ältere schrifttum heranzogen, nur die heutige sprache der ostjuden berücksichtigt. Daß selbst bei dieser beschränkung noch eine reiche nachlese bleibt, soll weiter unten gezeigt werden. Als wichtige vorarbeit für ein wissenschaftliches wörterbuch des jüdischen ist auch die feststellung des slavischen einflusses anzusehen, der sich nicht etwa nur auf entlehnungen beschränkt, sondern sich auch auf die deutschen elemente erstreckt, die in ihrer bedeutung durch slavische vorbilder modificiert sind. Von besonderer wichtigkeit wäre auch eine sammlung der im mhd. vorliegenden slavischen lehnwörter und ihre vergleichung mit den in der älteren jüdischen sprache vorkommenden. Denn sicher sind viele slavische wörter schon von den juden auf ihren mittelalterlichen wanderungen aus Deutschland in das heimatsland zurückgetragen worden. Dabei wäre namentlich zu beachten, was aus dem böhmischen (und nicht aus dem polnischen) entlehnt wurde.[1])

Nachstehend seien — als nachtrag zu Gerzons sammlung — über 100 weitere beispiele für die enge berührung des jüdischen mit dem mhd. und namentlich dem heutigen bayerischen dialekt angeführt. Dieselben gehören sämtlich der lebenden sprache an. Der bequemlichkeit halber ist statt der einteilung nach wortklassen die alphabetische anordnung gewählt.

---

und der erziehung bei den deutschen juden (Berlin 1891). Sämtlich mit wort- und sachregistern.

[6]) Beiträge zur geschichte der hebräischen und aramäischen studien (München 1884) s. 1—155. Die Berner handschrift des kleinen Aruch (Jubelschrift zum 70. geburtstag von H. Grätz, Breslau 1887) s. 1 ff. Beide veröffentlichungen erklären zahlreiche mittelhochdeutsche glossen in hebräischen schriften des mittelalters, die erstgenannte mit mhd. und hebr. index.

[1]) A. Harkavy in seiner hebräischen schrift über 'Die juden und die slavischen sprachen' s. 29 weist darauf hin, daß im jüdischen sich viele wörter und redensarten aus dem altslavischen erhalten haben.

1. אבלעדיגען, אבליידיגען *åbledigen, åbleidigen,* daneben auch אויסל' *oisledigen*[1]) (ausleeren) wie ליידיג *leidig* (leer) vgl. Dwb. I 906. VI 505, wo *ledigen* und *ausledigen* in dieser bedeutung belegt ist, während das bayr. (Schm. I 1439) auch *abledigen* (allerdings nur für 'schulden abzahlen') bietet.

2. אהיים *aheim* (heim), bayr. (I 81) *anhaim*, ebenso אהער (hierher) *anher* (ebda).

3. אוועק, אוועג *aweg, awek* (hinweg), bayr. (II 845. 875) *awack* u. ä.

4. אויסבריהען *oisbrihen* (ausbrüten), Dwb. I 839 *ausbrüen* in gleicher bedeutung.

5. אויסגעהען *oisgehen* (untergehen, vergehen vor hunger) vgl. Dwb. I 871, wo *ausgehen* in ähnlicher bedeutung belegt ist (von blumen, bäumen, geschlechtern und stämmen).

6. אויסטערליש *oisterlisch* (außerordentlich, ungewöhnlich) gehört sicher zu *aistlich* (schrecklich, furchtbar) Dwb. III 379, Schm. I 168. Das יי *oi* statt des zu erwartenden יי *ei* erklärt sich durch volksetymologische anlehnung an die vielen mit אויס (*ois* = aus) anlautenden wörter, während das zwischen stamm und endung getretene ר entweder auf euphonische gründe zurückzuführen ist oder unter dem einfluß des bei Schm. ebda angeführten *austerig* (auswärtig) entstanden ist.

7. אויסלינקען *oislinken* (verrenken). Während Dwb. I 909 *auslenken* und Lexer II 2025 *ûʒlenken* nur in anderer bedeutung bringen, ist mhd. *verlenken* und bayr. daneben auch *erlenken* (I 1493) in der gleichen bedeutung belegt. Die existenz eines verbums *auslinken* im jüdischen für 'verrenken' gewinnt besonderes interesse durch Dwb. IV 3005, wo s. v. *gelenk* zur verdeutlichung des ahd. *ih irlencho* (luxo) bemerkt wird: 'aus dem gelenk bringen, gleichsam auslenken (vgl. *einlenken* 1 = einrichten, einlenken)'. Bemerkenswert ist auch das starke particip *oisgelunken,* das seine parallele hat in *eingelunken* von *einlinken* (collabi, corrugari) Dwb. III 228.

8. אויסנאָהמליך *oisnômlich* (andersartig, besonders) vgl. Dwb. I 922 *sich ausnehmen* (eine ausnahme machen).

9. אויפהאלטען *oifhålten* (aufrecht halten z. b. den frieden, die alten sitten) vgl. Dwb. I 660 *aufhalten* in ähnlicher anwendung, auch mhd. *úfhalten* L. II 1693.

10. אויפרייסען *oifreißen* (intr. platzen) vgl. Dwb. I 709 *aufreißen* intr. (von einer naht oder wunden).

11. אומגעריכט *umgericht* (unerwartet) vgl. bayr. (II 38) *zu etwas* (meist schlimmem) *gerichtet sein* = es zu erwarten haben. Dwb. II 875/76 *sich richten* = sich auf etwas gefaßt machen.

12. אומגערן *umgern* (unabsichtlich) vgl. Dwb. IV 3724 *gern* 4. mit vorsatz, absichtlich, mit fleiß (mit vielen belegen, darunter auch aus Luther).

13. אומעטים *umetum* (überall) für 'um und um' lebt in der gleichen form (*um ed um*) im bayr. (I 77).

[1]) Nach der in Polen üblichen aussprache, während in Litauen וי wie *a* in engl. *hate* klingt.

14. אײבערטראָגען *ibertrâgen* (ertragen), mhd. (L. II 1667) *übertragen* in gleicher bedeutung.

15. אײבערקימען *iberkumen* (überstehen eine gefahr), mhd. (L. II 1633) *überkommen* in gleicher bedeutung.

16. אײנגעבען זיך *eingeben sich* (gelingen) gehört zu dem von Schm. I 865 aus dem bayrischen wald angeführten 'dem advocaten is *ei˜geben* drauf' (er ist geschickt).

17. אײנציג *einzig* (einzeln), mhd. *einzec, einzic* (L. I 531/23). bayr. *ainzig* (I 89 mit beleg aus dem jahre 1553).

18. אנשמעקען *ânschmeken* (riechen), bayr. (II 543) *anschmecken* in gleicher bedeutung.

19. ארבעס *arbes* (erbsen), bayr. (I 135) *Arbaiß*, s. dort die verschiedenen formen.

20. אײמשפּרײדען *arumschpreisen* (mit großen schritten umhergehen) vgl. bayr. *spreißen, spreisseln* (galoppieren), das Schm. II 705/6 aus Franken anführt.

21. אָרען *óren* (beten), noch heute bei den juden Süd- und Westdeutschlands gebräuchlich, ist nicht von *orare*, sondern von *hora* abzuleiten, wie an anderer stelle näher begründet werden soll.

22. באבע, באָבצ *bâbe, bôbe* [a) großmutter, altes mütterchen, b) hebamme, c) eine art gebäck] wird gewöhnlich von poln. *baba* abgeleitet, was lautlich und begrifflich ohne bedenken ist. Da jedoch schon mhd. *bâbe, bobe* in bed. a und bayr. *Bäben* in bed. a und c belegt ist, war das wort vielleicht schon ins deutsche übergegangen, bevor es die juden nach Polen zurückbrachten.

23. באָוויל *bawel* (baumwolle), bayr. (I 240) *Bá˜wel.*

24. באָט *bot* (in א באָט טון *a bot tun* 'ein angebot tun'), bayr. (I 309) *Bot.*

25. באָרוועס *bârwes* (barfuß), bayr. *barwes* (I 769 aus der Rhön angeführt).

26. בָּבֶל סחורה *bówel sechôrá*[1]) (verlegene ware). bayr. (I 384) *Pofel, Boßl.*

27. בוזעם *busem* (busen), mhd. *buosem.* Das alte *m* hat sich auch in בעזעם *besem* (besen), בוידעם *boidem* (boden), פאדעם *fadem* (faden) erhalten.

28. ביקען זיך *buken sich* (sich bücken) Dwb. II 486, Schm. I 205/06 *bucken* für bücken, schon von Zunz a. a. o. s. 441 (²455) angeführt.

29. בײשטײדל *beischtîdel*, auch בײשטודל *beischtûdel*[2]) und בײשטוידל *beischtoidel* (pfosten), mhd. (L. I 285) *bistudel*, bayr. *Beistudel* (II 733 mit beleg aus dem jahre 1445). Das von Zunz[3]) als wiedergabe von מזוזה

[1]) Hebr. *sechôrá* = ware.

[2]) Im ספר של ר' אנשיל (Krakau 1534), angeführt bei J. Perles Beiträge 118 anm. 1. Jedoch die ausgabe 1584 und die pentateuchübersetzung von M. Adam (Constanz 1544) zu Ex. 12. 7 Deut. 6. 9 bietet בײאשטײדל *beischtoidel.*

[3]) Zs. f. hebr. bibl. 1871 nr. 61 s. 17 (Ges. schr. III 287).

angeführte *Beistendel* ist mir nicht bekannt und beruht vielleicht auf irriger lesung ביישטנדל für ביישטודל.

30. בעדארפ̄ען *bedarfen* (mit folgendem inf. = müssen, verpflichtet sein), bayr. I 538 *bedürfen* in gleicher anwendung. Schon Gerzon s. 105 vergleicht das verbum simplex דערפ̄ען, דארפ̄ען *darfen, derfen* mit dem mhd. und bayr.

31. בעטגעוואנט *betgewant* (bettzeug), bayr. (II 941) *Bettgewand.*

32. בעטען *beten* (bitten) wie im mhd. In der bed. 'beten' ist das wort im jüdischen heute ungebräuchlich[1]), und man sagt dafür דאוונען *dawnen* (von türkisch *daʿwet* 'gebet'[2]), das selbst von arab. دعوة kommt), אָרען *ôren* (s. oben nr. 21), daneben auch תפלה טון, מתפלל זיין *mitpallel*[3]) *sein, tefilla*[4]) *tun,* sowie (im innern Rußlands) זיך מאָליען *sich moljen* (von russ. МОЛИШЬСЯ). Es ist kulturgeschichtlich bemerkenswert, daß die juden trotz aller abschließung gerade für den begriff 'beten' mehrere ausdrücke aus fremden kreisen entlehnten. Der sprache des katholischen kultus entstammt auch בענשען *benschen*[5]) (segnen, auch eine vorgeschriebene benediction sprechen, spec. das tischgebet verrichten) von *benedicere* bez. von *benedizieren,* das auch im bayr. (I 245) belegt ist.[6]) Selbst *Priester* und *Kaplan* (als übersetzung von כֹּהֵן) sind im jüdischen zu familiennamen von ahroniden geworden.

33. גאליצענשטיין *galizenschtein* (vitriol), bayr. (I 889) *Galizenstain.*[7]) Daraus ist auch der jüdische familienname *Glicenstein* durch volksetymologische zusammenziehung entstanden.

34. גאַרען *garen* (begehren), mhd. *gern.*

35. גלייכען *gleichen* (vergleichen), bayr. (I 1424) *gleichen.* Auch das adj. גלייך *gleich* wird in verschiedenen bedeutungen gebraucht, die im mhd. und in heutigen dialekten sich finden, vgl. Gerzon s. 121, wo noch hinzuzufügen גלייכעס געלד *gleiches geld* (*gleiches Geld* = entsprechendes geld), vgl. Schm. I 1422 mit interessanten belegen.

36. געוועלטיגען *geweltigen* (walten, herrschen), mhd. *geweltigen* (hier allerdings nur transitiv gebraucht).

---

[1]) In der älteren sprache ist allerdings auch diese bed. belegt, so bei Mich. Adam (Constanz 1544) für לשוח Gen. 24, 63.

[2]) So I. Goldziher in der Zeitschrift Ben Chananja 1867 nr. 12. Außerordentliche beilage s. 8.

[3]) Hebr. = betend. [4]) Hebr. = gebet.

[5]) Statt des ungebräuchlichen 'segnen', das die juden wohl mit rücksicht auf seine ableitung von *signum* 'kreuz' nicht aufnahmen. Dagegen ist *sich gesegnen* (= sich verabschieden, wie mhd. und bayr. II 239) gebräuchlich.

[6]) Vgl. auch Grünbaum Jüd.-deutsche chrest. s. 255 anm. 4. — Einen alten beleg für *benschen* s. bei J. Perles Beiträge s. 129.

[7]) Vgl. L. Löw Graphische requisiten und erzeugnisse I (Leipzig 1870) s. 155. A. Berliner Jahrb. f. jüd. gesch. u. lit. I (1898) s. 167.

37. געזונד *gesund* (gesundheit), bayr. (II 307) *Gesund.*

38. געל *gel* (gelb), mhd. bayr. (I 895) *gel.* Schon bei Zunz s. 438 anm. (²453).

39. געשט *gescht* (noch heute in Süddeutschland gebräuchlich für 'arme leute', 'gewöhnliches volk'), bayr. (I 952/53) *Gäscht.* Schm. bringt unter ausdrücklichem hinweis auf das jüdische verschiedene belege für die bed. 'fremde' und dann spec. 'schlechte leute'.

40. גרילצען *grilzen* (töne von sich geben, krächzen, summen) gehört sicher zu bayr. (I 993) *grellen, grillen* von verschiedenen tieren (u. a. von der grille, von jungen katzen, von saufinken).

41. דאכטען *dachten* (vom präteritum weitergebildeter stamm = dünken), bayr. (I 525) *däuchten.*

42. דער *der* (als vorsilbe statt ער *er* vgl. Schm. I 531/32, Zunz ²455).

43. דערמאָנען *dermônen* (erinnern), mhd. *ermanen* vgl. auch Schm. I 1610, wo (*ge*)*manen* und *anmanen* in dieser bed. belegt sind, während (*d*)*ermanen* für 'eingeben' (von gott) steht.

44. הוירען *hoiern* (lagern, spec. von herden) gehört zu mhd. *hûren,* bayr. (I 1147) *hauren* (kauern), in welcher bed. הויאַרן (für קרס Jes. 46, 2) schon im Sefer schel R. Anschel (Krakau 1534) belegt ist. Zunz ²455 verweist auf die entsprechenden schweizer ausdrücke bei Ebel.

45. זינט *sint* (seit), mhd. bayr. (II 316) *sint.*

46. טאָגען *tâgen* (den tag zubringen, bleiben), bayr. (I 593) *tagen* vgl. Dwb. XI 63.

47. טאַטער *tâter* (tartar), bayr. (I 630) *Tatter* vgl. Dwb. XI 158.

48. טיפלעס *tufles* (halbschuh), bayr. (I 587) *Toffel.* Schm. leitet das wort von *Tafel* (holzsohle) ab und verweist auf schwed. *toffla,* während Dwb. XI 630 es als verkürzung von *Pantoffel* erklärt.

49. טראכטען *trachten* (sinnen, erwägen), mhd. bayr. (I 643) *trachten.*

50. טרענדירל *trenderl* (kreisel), bayr. (I 667) *Trendel, Trenderle.*

51. יאָהרצייט *jôrzeit* (todestag speciell der eltern), mhd. *jâr-zit* (jahrestag), auch bayr. (I 1210) *Järzeit.* Wie das wort ist auch der ritus der jahrzeit christlichen ursprungs.[1])

52. לאָזען *lâsen* (lassen), mhd. *lâzen.* Auch der schon im mhd.[2]) häufige abfall des schlußconsonanten, den heute noch das oberpfälzische und schwäbische (Schm. I 1504) kennt, ist in לאָמיר *lâmir*[3]) (laß uns) und לאָמיך *lâmich* (laß mich) geläufig, worauf schon Sapir a. a. o. s. 234 hinweist.

---

[1]) Vgl. Grünbaum Jüd.-deutsche chrest. s. 285/86. Güdemann a. a. o. III 132.

[2]) Bisweilen sogar schon im ahd. (Schm. I 1504).

[3]) *mir* für *wir* ist im jüdischen nach Güdemann III 231 anm. 4 seit ende des 16. jh.'s belegt. Auch der älteste beleg bei Schm. (I 1504) ist aus dem jahre 1591.

53. לייב *leib* (löwe), mhd. *lebe*, bayr. (I 1544 oberpfälz.) *Lèib*.

54. לייִדיג *leidig* (leer) vgl. nr. 1.

55. לייט *leit* (jüdisch auch als sing. gebraucht *a groißer leit*), bayr. (I 1538) *Leut* in gleicher anwendung.

56. נאָהל *nôl* (ahle), bayr. (I 1736) *Nàl*, mhd. *nalde*.

57. נייטן, נייטען *neiten, noiten* (nötigen), mhd. bayr. (I 1774) *noeten*.

58. נישטערן *nischtern* (mit der nase suchen), bayr. *nuesten* (I 1768).

59. נעץ *nez* (nässe), bayr. (I 1775) *Netz*.[1]) Mhd. *netze* ist nur für 'urin' belegt.

60. סנוק *snuk* s. unten nr. 106. שנויק *schnuk*.

61. עפעס *epes* (etwas), bayr. (I 174) *eppes*. Zunz s. 440 (²455).

62. עגבער, עקבויר *egber, ekboir* (bohrer), in der älteren sprache נעגבויר, נעגבער, נעגבייר *negber, negbir, negbôr*. Wie schon Grünbaum (a. a. o. s. 110) richtig erkannt hat, gehören alle diese formen zu mhd. *nabegêr, nabegêr*, daneben auch schon *nageber, negeber*. Der abfall des anlautenden *n* liegt auch im cimbrischen[2]) *ebegar*, sowie im bayr. *Eiger*[3]) vor. Die durch volksetymologische anlehnung an 'bohren' entstandene form *negbor*[4]) hat ihre genaue parallele in dem 1542[5]) belegten נעגבויר *negbôr*, während die im jüdischen einmal[6]) belegte form *egbar* ein *a* zeigt, das schon in ahd. *nebagâr* vorliegt und in cimbr. *nebegar, ebegar* erscheint.

63. ערגערן זיך *ergern sich* (sich verschlimmern), mhd. bayr. (I 141) *ergern* (verschlechtern, doch nur trans. gebraucht).

64. פויבסט *poibst*, früher *paubst*[7]) (papst), bayr. (I 377) *Paubscht* mit der gleichen auffallenden diphthongierung des ursprünglichen *â*.

65. פּיצלען *pizlen* (in kleine stücke schneiden), bayr. (I 316) *bitzeln*. Auch das subst. פּיצל *pizel* entspricht nicht nur in der form genau dem bayr. *Bitzl*, sondern wird auch in der gleichen übertragung für 'ein wenig' gebraucht.

66. פלעצל *plezel* (kleiner flacher kuchen)[8]), bayr. (I 464) *Plètzl* (von *Platz* flacher kuchen, fladen). Das diminutivum bedeutet nach Schm.

---

[1]) Das unmittelbar vorher aus einer Amberger verordnung von 1552 angeführte *Nezess, Necess* (abtritt), in dem Schm. einen fehler für *Recess* vermutet, ist von *necessaria* (= *χρεία*) abzuleiten, s. Du Cange s. v.

[2]) Bergmann (Sitz.-ber. Wiener akad. d. wiss. hist.-phil. kl. 1855 XV) s. 116.

[3]) I 1733, wo auch auf engl. *auger* hingewiesen wird.

[4]) Ebda mit beleg von 1429.

[5]) Bei Elia Levita (J. Perles Beiträge s. 134).

[6]) Aus einer Münchener handschrift bei Grünbaum s. 546.

[7]) *oi* steht im jüd. regelmäßig für *au* und wird auch in der schrift durch die gleichen zeichen (וי) ausgedrückt.

[8]) Strack s. v. gibt ungenau 'kleine brezel' an.

speciell eine art semmel, welche oben gesalzen und platt ist. Er leitet das wort von poln. *placek, placka* ab. Stammt aber nicht sowohl das deutsche als auch das polnische wort von lat. *placenta*?

67. פֶּצְשׁיילְע, פֶּאצְשׁיילְע *fatscheile, fetscheile* (kopftuch) wird von Strack zu poln.(?) *facelet* gestellt. Für diese ableitung spricht namentlich auch die daneben vorkommende form פֶאצֵיילְע *fazeile*, doch ist das wort jedenfalls volksetymologisch beeinflußt durch *Fatsche, Fätsche* (binde, wickel) Dwb. III 1363, Schm. I 779. Im bayr. steht *Fetsch·n* auch für 'hut mit herabhängender krempe', vgl. schon J. Perles a. a. o. 142.

68. פֶאר־נִיצְן *farnizen* (ausnützen), mhd. bayr. (I 1777) *vernützen.*

69. פֶאר־טְראכְטְן זִיךְ *fartrachten sich* (in gedanken versunken sein, vgl. oben nr. 49), mhd. *sich vertrahten.*

70. פְלַיסְן זִיךְ *fleißen sich* (sich befleißigen), mhd. *sich vlîzen,* auch bayr. I 795. Das entsprechende פֵיילְן זִיךְ *foilen sich* (träge sein) vergleicht schon Gerzon s. 109 mit mhd. *vûlen.*

71. פֶּעראוּמֶערְן *ferumern* (verleiden), פֶּעראוּמֶערְט *ferumert* (traurig) gehört sicher zu mhd. *un-maere* (unlieb, verhaßt, zuwider), vgl. auch Schm. I 1636. Die assimilation des *n* an das folgende *m* liegt z. b. auch in אוּמְעט *umet* (unmut) vor und kann um so weniger auffallen, als im jüdischen auch sonst die vorsilbe *un* meist zu *um* wird. Das glossar באר משה (Prag 1604) hat übrigens für וַנָּקֻצוּ Ex. 1, 12 אונד זיא ווארן אונמער *und sie warn unmer.*

72. פֶּערטְומְלְן *fertumlen* (verwirren, betäuben), bayr. (I 510) *verdummeln, vertummeln* (verwirrt, sinnlos, dumm machen). Unter den belegen führt Schm. aus einem judeneid in der Samml. Bayrth. Vrordd. an: 'gott soll mich schlagen mit *Vertümlung* des herzens. Schon im deutschen מקרי דרדקי[1]) steht ורטימליונג *fertumlung* für תמם (Perles a. a. o. s. 127), und im ספר של ר׳ אושיל ist נדהם (Jer. 14, 9) durch ורטומלט *fertumelt* wiedergegeben.

73. פֶּערטַייטְשְׁן *ferteitschen* (erklären, verdeutlichen), mhd. *diutschen, tiutschen,* bayr. (I 555) *deutschen, ausdeutschen, teutschen.*

74. פֶּערטְעמְפְט *fertempt* (stumpfsinnig) gehört wohl zu bayr. *dempfen* (stumpf werden), z. b. *timphent* nicht die sinne (ca. 1340).

75. פֶּערלֶגְט *ferlegt* (= beladen, von einem wagen) geht wohl von der grundbed. 'versehen' aus, die im bayr. (I 1457) belegt ist.

76. פֶּערמֶעגְן *fermegen* (besitzen), bayr. (I 1577) *vermögen* mehrfach in gleicher bed. belegt.

77. פֶּערנֶעהמְען *fernehmen* (gefangennehmen), mhd. *vernëmen* in gleicher bedeutung.

---

[1]) Cod. hebr. Monacensis 63 vgl. J. Perles Beiträge s. 125 ff. Obwohl die hs. erst um 1550 copiert ist, muß das werk nach dem sprachcharakter der deutschen glossen, wie dort gezeigt wird, aus viel früherer zeit stammen.

78. פערעסטן *fereßen* (verbissen, verbittert) vgl. mhd. *sich verezzen* (sich abhärmen, quälen, plagen).

79. פערצוקטן *ferzuken* (zerreißen, entrücken) wird von Zunz (441. ²455) als veraltet (d. h. im deutschen sprachgebrauch) bezeichnet. In der erstgenannten bed. ist bei Schm. (II 1083) nur *zukend wolf* aus einer Münchener hs. angeführt, während *verzucken* als 'entreißen', 'entführen' belegt ist. Im prolog einer alten jüd. Sigenot-bearbeitung[1]) steht *verzukt* im sinne von 'vergriffen' von einem buche.

80. פערריכטטן *ferrichten* s. 93 ריכטטן *richten.*

81. פראנצטן *franzen, Franzen* zur bezeichnung der lustseuche Dwb. IV 62 ff., Schm. I 824 ff. Die aus *Franzosen* verkürzte form *Franzen* kommt auch schon bei Hans Sachs vor. Ein alter jüd. beleg für die form *Franzosen* findet sich im 'Liede des Moses Zurit'.[2])

82. צו הערסטו *zu herstu* (hörst du wohl?)[3]) familiäre bezeichnung für 'frau', 'gattin' hat eine überraschende parallele in spanisch *oislo* (hört ihrs?), das ganz in gleichem sinne gebraucht wird. Die übereinstimmung ist kaum zufällig, wenngleich ein direkter zusammenhang der beiden bezeichnungen natürlich ausgeschlossen ist.

83. צובייסטן *zubeißen* ('nach dem schnaps ein wenig essen', auch als subst. für 'frühstück' gebraucht) vgl. bayr. (I 292) *Zuebiss* (was zum trunke oder zu flüssigen speisen an festen genossen wird). Hier sei erwähnt, daß auch צימעס *zimes* (eine zuspeise wie obst oder gemüse) genau dem seit 1460 häufig (auch bei Hans Sachs) belegten *Zimmes* (aus *Z·immes* = *Z·Imbiss*) entspricht, vgl. Schm. I 292. II 1125. Diese schon von Zunz (s. 441. ²455) gebotene erklärung zieht auch Gerzon s. 103 in erwägung, stellt aber daneben (sicher mit unrecht) mhd. *zuo-müese, zuomuose* zur wahl.

84. זיך צוווערטעלן *sich zuwerteln* (in wortstreit geraten), bayr. (II 1013) *wörteln* in gleicher bed. Die in unserm worte vorliegende vorsilbe *zu* für *zer,* die im jüdischen noch heute ganz gewöhnlich ist, wird von Weinhold als eigentümlichkeit des mitteldeutschen erklärt, vgl. Grünbaum Jüd.-deutsche chrest. s. 29.

85. צונויף *zunauf* (zusammen), das Gerzon s. 56 nicht erklären kann, ist einfach *ze hauf, zu hauf,* das in der ältern sprache 'zusammen' bedeutet und bei Schm. I 1056 belegt ist.

86. צוקריכטן *zukrichen* (auseinanderfallen, auch durch fäulnis), bayr. (II 1360) *zekriechen* (in der Oberpfalz = zergehen, schmelzen).

---

[1]) Krakau 1597, vgl. J. Perles in Monatsschr. f. gesch. u. wiss. d. judent. 1876 s. 356. Grünbaum Die jüdisch-deutsche lit. s. 3.

[2]) Prag 1602, s. J. Perles ebda s. 355. 358.

[3]) Mit *zu* (spr. *zü*) oder *zi* (aus poln. *czy*) wird im jüd. häufig eine frage eingeleitet.

87. קאצעל קומט *kozel kumt* (auch *skozel kumt*) = 'willkommen' ist schon von A. Berliner[1]) und Gerzon (s. 129) mit recht zu bayr. (I 961) *gottwillkomm* gestellt. Wegen des auffallenden *k* für *g* im anlaut vgl. Grimm Deutsche mythologie [3]14, Schm. I 959.

88. קוגעל *kugel* (bezeichnung einer bestimmten sabbatmehlspeise) gehört zu bayr. (I 880) *Gugelhupf, Gogelhopf.*

89. קלאנג *klang* (gerücht), bayr. (I 1333) *Klang* in gleicher bed.

90. קנאפ ווּאס *knap wâs* (ganz wenig, kaum), bayr. (I 1351) *knapp* (kaum).

91. קרוק *kruk* (haken) ist zwar vermutlich, da es in der ältern literatur nicht nachweisbar ist, lehnwort aus russ. КРЮКЪ. Doch könnte es auch altes deutsches sprachgut sein, da nicht nur im isländischen *krókr* direkt 'haken' bedeutet, sondern auch mhd. *krucke,* bayr. (I 1362/63) *Kruck, Krucken* einen gekrümmten gegenstand bezeichnet. Wenngleich sich dort nicht gerade die bed. 'haken' belegen läßt, kann doch aus dem sicher erst entlehnten ital. *crocco,* frz. *croc* auf diese spec. bedeutung geschlossen werden. Auch russ. КРЮКЪ ist deutsches lehnwort.

92. קרעכצען *krechzen* (seufzen, wehklagen), Dwb. V 1925 *krächzen* (seufzen).

93. רוכטען *richten* (auch פערריכטען *ferrichten*) 'in stand setzen', 'reparieren', Dwb. VIII 874 *richten* 'in den richtigen zustand bringen', 'zurecht machen'. In Bayern wird das wort noch heute für 'reparieren' (von kleidern, schuhen) gebraucht, fehlt aber in dieser bed. bei Schm.

94. רימפלען *rimplen* (ein geräusch machen z. b. auf einem instrument), bayr. II 100 *Rumpel, Rumpler* von verschiedenen geräuschen, *Rumpel* auch = baßgeige.

95. רעטענעש *retenisch* (rätsel)[2]) vgl. die bei Schm. II 167 aus hss. belegten formen *ratnussa, ratinisca, retelnisse.*

96. שארבען *scharben* (1. scherben, 2. gebrechlicher mensch, 3. schädel), bayr. (II 463) *Scherben* = aufgearbeitete gebrechliche sache oder person, *Schirbel* (eifel) = kopf wie ital. *testa,* frz. *tête.*

97. שיך *schuch* (schuh), mhd. *schuoch,* bayr. (II 390) *Schuəhh.*

98. שוועכען *schwechen* (schänden), bayr. (II 623) *schwächen.*

99. שטוב *schtub* (haus, häuschen) vgl. Schm. II 721: 'auch für wohnhaus in dörfern und städten hat stube gegolten' (mit belegen seit 1306). Auch das diminutivum שטיבעל *schtibel,* womit die chassidim ihre betstuben bezeichnen, hat seine genaue entsprechung in *Kirchenstübel* (= kapelle) ebda 720.

---

[1]) Jahrb. f. jüd. gesch. u. lit. I (1898) s. 177.

[2]) Schon im deutschen מקרי דרדקי bei J. Perles Beiträge s. 128.

100. שטופּעל *schtupel* (pockennarbe) gehört, wie schon Zunz (²455) erkannt hat, zu mhd. *stupf* (punkt), also eig. = pünktchen.

101. שטרײמל *schtreimel* (pelzverbrämte mütze für sabbat und festlage) gehört wohl zu bayr. (II 813/14) *Straimel, Streimel* (streifen) = mhd. *strîme, streime*[1]) und *straimeln* (mit streifen versehen).

102. שילטן *schilten* (verwünschen), bayr. (II 416) *schelten* = fluchen vgl. Dwb. VIII 2522. Gerzon s. 108 bespricht bereits פֿערשאָלטן *ferscholten* (verflucht) unter Hinweis auf Grimm, erwähnt aber nicht, daß auch schon das verbum simplex im jüdischen diese bed. hat.

103. שלאפּן *schlapen* (schlürfend, langsam gehen) ist nicht, wie Strack s. 194b angibt, polnisch, sondern gehört zu bayr. (II 530) *herumschlappen* (schleppend gehen).

104. שנאָרעז *schnoren* (betteln), bayr. (II 580) *schnurren* (franken *schnorren*) = umherziehen, betteln.

105. שנאָל *schnåll* (nasenstüber), davon שנעללן *schnellen* (einen n. geben), bayr. (II 574/75) *Schnall, schnellen* in gleicher bed.

106. שנוק *schnuk* (auch סנוק *snuk*) 'schnauze' gehört sicher zu bayr. *Schnacken,* als dessen grundbed. Schm. II 565 'schnabel', 'rüssel' vermutet, da in den Sette Communi *snako* tatsächlich 'schnabel' bedeutet. Zu dieser bed. für ein auf grund von שנוק anzunehmendes *Schnuck* paßt es nun ausgezeichnet, daß *schnuckeln* (ebda s. 567) 'lecken', 'saugen', 'naschen' bedeutet.

107. שעפּל *scheffel* (schöpfgefäß) vergleicht schon Strack s. 198b richtig mit *schaffe,* erwähnt aber nicht, daß gerade das diminutivum *Schaffl, Schäffl* im bayr. (II 375) in gleicher bed. gebräuchlich ist.

108. שפּאגאט *schpagat* (bindfaden) wird von Strack s. 198b als polnisch erklärt. Doch ist *szpagat* selbst lehnwort aus dem deutschen. Schm. II 659 führt nur die form *Spågəd* an, doch ist *Spagåt* noch heute in Bayern gebräuchlich und wird von Weigand °II 896/97 als bayrisch-österreichisch aus dem jahre 1603 belegt, vgl. auch Dwb. X 1831.

109. שפּאקולן *schpakulen* (brille) gehört natürlich zu *speculum,* dessen form es treuer bewahrt hat als das in gleicher bed. schon früh belegte *spiegel,* vgl. Dwb. X 2228.

110. שפּײזער *schpeiser* (ernährer), mhd. *spisaere,* bayr. (II 687) *Speiser, Spaisser* in gleicher bed.

111. שרינט *schrint* (scheitel, beim kämmen), mhd. *schrunde,* bayr. (II 608) *Schrund* (spalt).

112. שרעטעלע *schretele* (wichtelmännchen), bayr. (II 610/11) *Schrättel, Schrättle,* diminutiv zu mhd. *schrat.*

---

[1]) Schon J. Bernstein Jüdische Sprichwörter (Warschau 1908) glossar s. 68a zieht die ableitung von *Streim* in erwägung.

Nachschrift. Erst nach abschluß dieser arbeit wurde mir Lazare Sainéans 'Essai sur le Judéo-Allemand et spécialement sur le dialecte parlé en Valachie'[1]) zugänglich. Derselbe bietet außer einer kurzen geschichte des jüdischen und einigen textproben eine (unvollständige) darstellung der lautverhältnisse und systematische nachweisungen über die verschiedenen elemente, aus denen sich der wortschatz zusammensetzt. Die von ihm beigebrachten belege für berührung mit dem mhd. und den lebenden dialekten ergänzen zum teil die sammlungen von Gerzon, dessen arbeit er aber nicht kennt, und enthalten auch schon einige der oben gebotenen beispiele (so nr. 13. 43. 80. 95. 112). Sicher verfehlt ist seine ableitung des oben (nr. 32) besprochenen *dawnen* (beten)[2]) von hebr. דף *daph* (buchseite), also eigentlich 'die seiten (des gebetbuchs) blättern'(!). Ebensowenig einleuchtend ist die erklärung der bekannten interjection *nebbich* von poln. *niebog* (ruthenisch *neboh*) 'arm'.[3]) Dieselbe ist vielmehr mit Grünbaum[4]) als zusammenziehung aus *nie bei euch* zu erklären.

[1]) Mémoires de la Société de Linguistique de Paris XII (Paris 1903) 90—138. 176—196.
[2]) Ebda s. 126.
[3]) Ebda s. 191.
[4]) A. a. o. s. 394 anm. 8.

KÖNIGSBERG i. PR. FELIX PERLES.

ZUR WORTSIPPE *ALT*.

1. In allen drei zweigen des germanischen tritt das adjectiv *alt* und was sich ihm zunächst anschließt (*das alter* usw.) in folgenden bedeutungen auf: 1. ein hohes alter habend, von menschen, tieren und pflanzen: gegensatz 'jung'; 2. längere zeit schon bestehend, von unlebendigem und von zuständen: gegensatz 'neu'; 3. nicht mehr bestehend, vorzeitig: gegensatz 'gegenwärtig'; 4. einem gewissen zeitabschnitt angehörend, von lebendem und leblosem, z. b. *drei jahre alt*. Da diese gebrauchsverzweigung in allem wesentlichen in vorhistorischen zeiten zustande gekommen ist, so kann die art ihrer entwicklung nur durch etymologische forschung ermittelt werden. Diese hat denn längst, besonders wohl durch die etwas eingehenderen darlegungen von Pott Wurzel-wörterb. 2, 1, 123 ff., dazu geführt, daß man allgemein als die nächsten verwandten der wortgruppe *alt* die wörter got. *alands* '*ἐντρεφόμενος*, sich nährend', *aljan* '*σιτεύειν*, mästen', aisl. *ala* 'zeugen, hervorbringen, aufziehen, nähren' betrachtet. Daß der sinn von got. *alan* usw. ursprünglicher war als der von *alþeis* 'alt' usw., ergibt sich mit voller sicherheit aus lat. *alo* ir. *alim* 'ich nähre', lat. *ad-ultus* 'erwachsen', *altus* 'hoch', griech. *ἄρ-αλτος* 'unersättlich', äol. *ἄλμα · λιμός* (Et. M.).

An dieser herkunftsbestimmung halte ich fest und möchte im folgenden nur einige auf die sippe *alt* bezügliche einzelheiten erörtern, die mir in dieser oder jener hinsicht noch näherer aufklärung und begründung bedürftig scheinen, lautgeschichtliches, formatives und semantisches.

2. Auf grund von ahd. *alt* ags. *eald ald* und von got. *alþeis alþiza* aisl. *ellre ellztr* ist, wenn man lat. *altus* und griech. *ἄρ-αλτος* hinzunimmt, ein vorgermanisches **al-to-s* zu erschließen. Aus der westgermanischen lautung des positivs, zugleich aber auch aus aisl. *ældri* 'älter' und, wie wir § 7 sehen werden, aus got. *aldomin*, ergibt sich endbetonung: **altós*.

Daneben stand **áltison-* = got. *alþiza* aisl. *ellre* gleichwie bei den wörtern des begrifflichen gegensatzes 'jung' got. *jūhiza* neben *juggs* (ai. *yuvaśá-ḥ*).[1] Und gleichwie ahd. *iungiro* und ags. *ȝinȝra* die media von *iung, ȝeonȝ* bezogen haben (neben *iungiro* steht *iūgiro*, das mit seinem *ū* noch auf ein **iūhiro* = got. *jūhiza* hinweist), haben ahd. *altiro* und ags. *ieldra* ihre consonantenstufe von *alt, eald* bekommen. Dieselbe übertragung von *d* zeigt aisl. *ældri*, die nebenform von *ællri ellre*; der positiv *gamall* kann das urgermanische **alda-z* erst verdrängt haben, nachdem dieses der comparativform *ældri* ihr *d* zugeführt hatte.

Die *ja*-flexion des got. *alþeis* 'alt, *γέρων*' soll nach Franck-van Wijk Etym. woordenb.[2] 481 von einem idg. **ál-tio-* herrühren. Ich glaube Grundr. 2[1], 125 f. richtiger angenommen zu haben, daß sich *alþeis* und ebenso *fáirneis* 'alt, *παλαιός*' (dazu *faírniþa, fram faírnin jēra*) in ihrer flexion nach dem oppositum *niujis* gerichtet haben, dessen *ja*-flexion aus uridg. zeit mitgebracht war: gall. *Novio-dūnum*, lit. *naūjas*, ai. *návya-ḥ* (vgl. Karsten Stud. öfv. de nord. spr. prim. nominalb. 2, 194). Das *þ* von *alþeis* aber beruht entweder ebenfalls auf anlehnung an *niujis*, indem vor dem eintritt der wirksamkeit des Vernerschen gesetzes außer der stammbildung auch die anfangsbetonung dieses adjectivs nachgeahmt worden ist, oder *þ* ist erst secundär von *alþiza, *alþists* bezogen.

Wie das *þ* von *alþeis*, muß auch das *ll* des fem. *īn*-abstractums aisl. *elle ælli* 'die älte, das alter' (neben ahd. *altī eltī* as. *eldi*) unursprünglich sein. Vielleicht ist die got. neubildung *alþeis* dem gotischen und dem nordischen gemeinsam gewesen; dann hatte *elle* von da sein **-lþ-*.

[1]) Diese besondere übereinstimmung in der betonung dieser gegensätzliches ausdrückenden comparative erinnert an die accentuelle übereinstimmung zwischen ved. *jyéṣṭha-ḥ* 'ältester' und *kaníṣṭhá-ḥ* 'jüngster' (dagegen *jyéṣṭha-ḥ* 'mächtigster, vorzüglichster' und *kániṣṭha-ḥ* 'kleinster, geringster'), zu compar. *jyáyas-* 'mächtiger, größer, älter' und *kánīyas-* 'jünger, geringer' (Güntert IF. 27, 39, Osthoff Morph. unt. 6, 74. 77). Offenbar stand die zu den wenigen ausnahmen von der allgemeinen superlativbetonung gehörige betonung von *jyeṣṭhá-s* 'ältester' in ursächlichem zusammenhang mit der entstehung der bedeutung als oppositum zu *kaniṣṭhá-ḥ* 'jüngster'.

3. Zur beleuchtung der begriffsentwicklung, die *alt* erfahren hat, insbesondere zur beleuchtung der bedeutung 'aetate provectus, in hohem alter stehend', hat man von je her (für die neuere zeit s. Uhlenbeck Kurzg. etym. wtb. d. got. spr.[2] 9 f., Osthoff Etym. par. 1, 59) auf ai. *vardh-* verwiesen. Im ved. ist nämlich *várdhatē* 'wächst, erstarkt, gedeiht', *vṛddhá-ḥ* nur erst 'erwachsen, gesteigert, groß, hoch', in nachvedischer zeit aber bedeutet dieses verbaladjectiv auch 'bejahrt, greis' (dazu *vṛddhatā-* und *vṛddhatva-m* 'hohes alter, greisenalter'); überdies 'lange zeit schon bestehend', z. b. *kulạ suvṛddham* Ind. spr. 1[2], 1821 'ein sehr altes geschlecht'. Insofern dem 'alt' der sinn eines wachsens nach oben zu grunde liegt, vergleichen sich noch: ai. *várṣīyas-* 'der höhere, obere', 'längere, größere' und 'der ältere', mit dem superl. *várṣiṣṭha-ḥ* (zu *várṣman-* n. 'höhe, das oberste', lit. *virszùs* 'das obere, die spitze', as. *wrisil* 'riese'); lat. *superior* 'der obere' und 'der ältere', z. b. bei Cicero *aetate superiores, Africanus superior, annus superior, tempora superiora.* Für diese sinnesschattierung kommt auch das mit *alt* etymologisch identische lat. *altus* in betracht, z. b. *ex alto* 'von alter zeit her', *litterae antiquiores altioresque* (Thes. l. lat. 1, 1783, 5 ff.). Auch kann unserm zeitbegriff von *alt* der begriff 'groß' ohne betonung der ausdehnung nach oben hin zu grunde liegen: ai. *sthāvira-ḥ* 'senilis', *sthāvirá-m* 'vorgerücktes alter', zu *sthávira-ḥ sthūrá-ḥ* 'groß, breit, dick, derb, massig, vollwüchsig'; aksl. *starъ* 'bejahrt, betagt', zu lit. *stóras* 'dick, umfangreich', aisl. *stórr* 'groß, stolz'; lat. *maior* in *maior natu* und auch ohne *natu* z. b. *frater maior,* zu *magnus* 'groß' (entsprechend *minor* 'jünger').

War *alt* zunächst nur gegensatz zu 'jung', so erscheint es in allen drei sprachgebieten von anfang der überlieferung an doch auch als gegenteil von 'neu'. Got. so 2. Kor. 5, 17 *swaei jabai hwo in Xristau, niuja gaskafts, þo alþjona usliþun; sai, waurþun niuja alla ὥστε εἴ τις ἐν Χριστῷ, καινὴ κτίσις, τὰ ἀρχαῖα παρῆλθεν, ἰδοὺ γέγονεν καινὰ τὰ πάντα*; im ahd. *alt* z. b. als beiwort von *wīn, sculd, namo, unreht,* in kompositis wie *alt-fīand* (ags. *eald-féond*) 'erbfeind'; aisl. z. b. *aldenfalda* 'mit altmodischem kopfputz'.

Dieser fortschritt von 'nicht-jung' zu 'nicht-neu' ist veranlaßt oder wenigstens wesentlich gefördert worden durch das

zurückweichen von uridg. **seno-s* 'alt' vor *alt*. **seno-s* hatte schon in vorgermanischer zeit die beiden bedeutungen 'bejahrt, greis' und 'eine zeitlang, lang schon bestehend' zugleich gehabt. In der zeit des concurrenzkampfs zwischen den beiden wörtern hat dann *alt* an dem zweitgenannten sinn von **seno-s* teil bekommen. Aber erst in den historischen sprachphasen ist der kampf zu gunsten von *alt* endgiltig entschieden worden. Das alter der doppelten anwendung von **seno-* ergibt sich einerseits z. b. aus ai. *sána-ḥ* av. *hanō* 'greis', arm. *hin avurç* 'alt an tagen, hochbetagt', lat. *senex* 'greis', ir. *sen* 'senex' *senduine* 'senex homo', lit. *sẽnas* 'greis', anderseits z. b. aus ai. *sána-ḥ* 'lange anhaltend', *sanaká-ḥ* 'ehemalig', *sánā* 'von jeher, von alters', *sanātána-ḥ* 'ewig, unvergänglich, beständig', ir. *senchas* 'vetus historia, lex', *sen-focul* 'altes sprichwort', lit. *seniaĩ* 'seit langer zeit', *sén-krėtinis* 'vor längerer zeit gedüngt'. Am besten hat sich urgerm. **seno-* im got. behauptet. Es erscheint hier noch in *sineigs* und *sinista*, die gewöhnlich das lebensalter bezeichnen; der superlativ auch als technischer ausdruck für *οἱ πρεσβύτεροι* (z. b. Mark. 11, 27) und in dem sinne 'die vorfahren' (Mark. 7, 3. 5). Im westgerm. und im nord. ist das wort als vorderglied in zusammensetzungen verblieben: westgerm. *seneschall* mlat. *senescalcus seniscalcus*, ursprünglich 'senior famulorum'[1]), westgerm. *sin-* anord. *sí-* 'immer, ewig' in ahd. *sin-gruone* ags. *sin-ȝréne* aisl. *sí-grønn* 'immergrün', ahd. *sin-scōni* 'unvergänglich schön', aisl. *sí-reiđr* 'immer erzürnt' u. a.; dazu aus dem gotischen *sin-teins* 'tagtäglich'.

Das vordringen von **alđa-* gegen **seno-* ist vielleicht noch dadurch begünstigt worden[2]), daß **seno-*, nach verlust des vocals der zweiten silbe, mit dem in der bedeutung ähnlichen **sem-* 'eins' (in got. *simlē* 'einmal, einst, vormals' usw.) durch angleichung der beiderseitigen nasale an die articulationsstelle des consonantischen anlauts von zweiten compositionsgliedern in collision geraten mußte. Ist doch nicht einmal sicher, ob

---

[1]) Gegen erhaltung von urgerm. **seno-* in mhd. *senwurz* 'senecio, ἐριγέρων, kreuzwurz' und in anord. *sina* 'verwelktes überwintertes gras' (Diefenbach Vergl. wört. der goth. spr. 2. 213. Fick-Torp Wortsch. der germ. spracheinh. 428) habe ich bedenken.

[2]) Daß *alđa-*, wie Hirt Etym. d. nhd. spr. 197 vermutet, als euphemismus andere wörter für 'alt' verdrängt habe, ist wenig glaubhaft.

nicht in einem teil der eben genannten zusammensetzungen mit *sin-* nicht **seno-*, sondern dieses **sem-* oder **semo-* zu suchen ist, oder wohl richtiger gesagt, ob nicht die beiden wörter lautlich und semantisch in eins zusammengeflossen sind.

Durch seine bedeutungserweiterung ist aber **alđa-* nicht bloß mit **seno-* in concurrenz gekommen, sondern auch noch mit andern nomina, die, zumteil als erbe aus uridg. zeit, entweder den sinn 'seit langem bestehend' oder den sinn 'früher einmal vorhanden gewesen' oder auch beide vorstellungen zumal zum ausdruck brachten, z. b. mit der sippe got. *fairneis*, aisl. *forn* ahd. *forn*. Was ich hier im einzelnen nicht weiter verfolge.

4. Zu *alt* gehören drei substantivbildungen, die abstracta sind und entweder in zwei oder in allen drei germanischen zweigen auftreten, **alđīn-* **alþīn*, **alđī-* und **alđra-*.

Von dem fem. adjectivabstractum ahd. *altī eltī* mhd. *elte* as. *eldi* aisl. *elle ælli* 'die ältе, das alter' war schon in § 2 s. 311 die rede. Das durch die anord. form vertretene **alþīn-* ist analogisch für **alđīn* eingetreten, und wenn das wort zugleich, was anzunehmen nichts hindert, im gotischen lebendig gewesen ist, hat es gewiß auch dort **alþei*, nicht **aldei*, gelautet, vgl. *aírzei* '*πλάνη*, irrlehre', zu *aírzeis* '*πλανόμενος*, irre'. Beiläufig mag hier aufmerksam gemacht sein auf die meines wissens bis jetzt noch ungebuchte superlativische abstractbildung *die älteste* (*di elst*), die sich im rheinfränk. (Wiesbaden), neben und auf grund von *die älte* (*di elt*) geschaffen, findet. *Die ält(e)* ist besonders in *nach der ält(e)* bei angabe einer rangordnung üblich: *die kinder sollen sich nach der ält(e) aufstellen*. Hierfür wird denn auch *nach der ältst(e)* gesagt.[1]) Das gemahnt an die ebenfalls superlativisch geformten got. *miduma* f. 'die mitte', *hleiduma* 'links, *ἀριστερός*' u. a. in verschiedenen german. mundarten.

5. **Alđī-* f. ist fortgesetzt durch got. *alds* 'menschenalter, zeit, *αἰών, γενεά, βίος*', as. *eldi* plur. 'menschen', ags. *ielde ylde* plur. 'menschen', aisl. *qld* 'zeit, gesamtheit der lebenden, menschheit, welt', plur. 'menschen'; dazu das compositum **ger-alđi-* f.,

[1]) Festzustellen, ob entsprechend auch etwa *die gröβt(e), die längst(e)* für *die gröβ(e), die läng(e)* vorkommt, muß ich andern überlassen. [Vgl. mhd. *diu êrste* frühnhd. *die erste* 'der anfang'.]

ahd. *weralt* ags. *weoruld* aisl. *verǫld* 'zeitalter, irdisches leben, menschheit, welt'; **aldra-* im got. nur in *fram-aldrs* 'im alter vorgeschritten', ahd. *altar* n. 'alter, hohes alter, vorzeit, zeitalter, welt', as. *aldar* ags. *ealdor* n. 'lebenszeit, leben', aisl. *aldr* m. 'lebenszeit, hohes alter, leben'. Diese beiden substantiva sind unter den die sippe *alt* ausmachenden wörtern die hauptrepräsentanten der anwendung für ein bestimmtes, dabei aber von dem gegensatz zu 'jung' und 'neu' absehendes zeitmaß. Wie das adjectiv *alt* bei dieser verwendung, z. b. *zwei tage alt, zweihundert jahre alt,* als glied des kreises der maßbestimmenden adjectiva *lang, hoch, breit, schwer* usw. erscheint, so **aldi-* und **aldra-* 'alter' als glied des kreises der entsprechenden substantiva *länge, höhe* usw. Wird dabei auch meistens zunächst an zeitbestimmung für geborenes oder gewachsenes im eigentlichen sinne gedacht, so ist man doch überall seit beginn der überlieferung der germ. mundarten über diese ursprüngliche anwendungsart bereits hinausgegangen und spricht auch z. b. von einem viele jahre *alten* brauch, dem zweihundertjährigen *alter* eines brauchs u. dgl. Im allgemeinen vergleiche man auch die composita wie *kindesalter, greisenalter, menschenalter, weltalter, zeitalter* (woneben *das goldene alter* für *d. g. zeitalter* bei Schiller), *mittelalter.*

So sind **aldi-* und **aldra-* frühzeitig synonyma geworden der durch got. *aiws* 'zeit, ewigkeit', *aiweins* 'ewig', *ajukdūps* 'ewigkeit', ahd. *eo io* 'immer, irgend einmal' usw. vertretenen uridg. wortsippe; deren hauptsächlichste außergermanischen vertreter sind av. *ayu-* 'in einem gewissen alter stehend', *āyu* n. 'dauer, lebensalter', ai. *āyuṣ-* 'lebensdauer, leben', griech. *αἰών* 'lebenszeit, ewigkeit', *αἰεί* 'immer', lat. *aevom* 'ewigkeit, zeitlichkeit, zeitalter, lebensdauer', *aevitās aetās* 'alter, lebenszeit'. Im großen und ganzen überwiegt bei **aldi-* und **aldra-* noch die rücksicht auf einen materiellen inhalt einer zeitstrecke, während in den genannten synonyma mehr der abstracte zeitbegriff hervortritt. Der in urgermanischer zeit begonnene concurrenzkampf mit den urgermanischen vorläufern von *aiws* usw. entspricht dem schon erwähnten andern, in derselben periode aufgekommenen kampf mit den urgermanischen vertretern von got. *sineigs* usw. insofern genau, als in beiden fällen von den germanischen sprachen die gotische das meiste von

der in den hintergrund geschobenen wortfamilie übrig behalten hat. Im übrigen vergleiche man noch ein ähnliches eindringen einer von andrer wurzel ausgegangenen sippe in den aus uridg. zeit stammenden bereich von **ăi̯u- ăi̯u-*, das im indischen stattgefunden hat: aus der bedeutung 'kraft, lebenskraft, jugendkraft' von *váyas-*, deren ursprünglichkeit durch lat. *vīs* u. a. verbürgt wird, ist hervorgegangen der sinn 'altersstufe, lebensalter, lebensjahre' (vgl. auch *vayas-ya-ḥ vayas-ka-ḥ* 'altersgenosse', *vayaḥ-sama-ḥ* 'altersgleich').

Auch der gebrauch von **aldi-, *aldra-* für menschheit, menschen, welt läßt noch die concrete seite der grundbedeutung durchblicken. In dieser beziehung kann man außer dem zu unserer wurzel *al-* gehörenden lat. *prōlēs* aus **prō-alēs* (*ferrea proles, proles Ausonia* u. dgl.) folgendes in parallele stellen. Zu w. *sē-* 'säen, pflanzen': got. *mana-sēps* 'menschheit, welt, *κόσμος*' (vgl. ahd. *wer-alt*); lat. *saeculum* 'geschlecht, generation, lebensdauer eines geschlechts, menschenalter, jahrhundert', kymr. *hoedl* 'leben, lebensdauer', mbret. *hoazl* 'alter' (dazu gall. *Dea Setlo-cenia*). Zu w. *ĝen-* 'hervorbringen, erzeugen, gebären': ai. *jána-ḥ* 'menschengeschlecht, volk, mensch' av. *zanō* m. 'menschengeschlecht, rasse', hom. *γενεά* 'inbegriff der gleichzeitig lebenden, generation, rasse' und 'alter' (*γενεῇ πρότερος* u. ähnl.), spätlat. *generātio* 'generation von menschen'.[1])

Was nun weiter die bildung von **aldi-* und **aldra-* betrifft, so ist nicht, wie man allgemein anzunehmen scheint, von vorn herein sicher, daß diese formen auf **alti-*, **altró-* zurückzuführen sind. Da zu w. *al-* das griech. *ἄλθομαι* 'wachse, gedeihe, werde heil' gehört, eine *dh*-erweiterung von derselben art wie *μάλθων μαλθακός* ahd. *milti* got. *mildiþa* neben *μαλακός, ἁμαλός* usw. (Verf. Grundr. 2², 3, 373 ff., Persson Beitr. z. idg. wortf. 276 f.), und da dieses **al-dh-* außerdem durch ai. *ardh-* (*ṛdhnō-ti*) 'gedeihen' vertreten zu sein scheint, so ist fraglich, ob die grundformen nicht **aldhi-*, **aldhro-* gewesen sind. Diese

[1]) Auch auf ahd. *liuti* plur. 'leute', lit. *liáudis* 'volk', aksl. *ljudĭje* plur. 'leute, menschen', die man unter annahme einer urbedeutung 'masse der erwachsenen, herangewachsenes geschlecht' an got. *liudan* ahd. *-liotan* 'wachsen, sprossen' anknüpft, wäre zu verweisen, wenn diese etymologische combination sicherer wäre, als sie ist. S. neustens hierüber Berneker Slav. etym. wtb. 1, 758.

frage ist m. e. nicht zu entscheiden. Dem verhältnis von ἄλθομαι zu ἀλδαίνω 'lasse wachsen, stärke', ἀλδήσκω 'wachse', ai. *íḍā* f. 'labung, spende' (mit *-ḍ-* aus uridg. *-ld-*) entspricht genau das von lat. *arbōs arbor* aus **ardhōs*, aisl. *ǫrðugr* 'aufgerichtet' zu lat. *arduos*[1]), und diesen letzteren liegt wahrscheinlich griech. ὄρνῡμι ai. *ṛṇó-ti* usw. zu grunde. Da diese letzteren dentalerweiterungen augenscheinlich in uridg. zeiten hinaufreichen, so ist gar nicht unwahrscheinlich, daß auch **al-dh-* aus uridg. zeit stammte, und dann kann dies leicht auch in den germanischen zweig hineingekommen sein. Zu ihm darf wohl auch aisl. *alda* f. (aschwed. *alda* adän. *alde*) 'woge, welle' gestellt werden, urspr. 'Schwall, χῦμα'.

Immerhin ist auch der zurückführung auf **alti-* und **altro-* nichts im weg, da diese in andern idg. sprachen glaubhafte vertretung haben. Zu **alti-* stellen sich griech. Ἄλτις, der heilige hain bei Olympia (zur bedeutung vgl. ἄλσος 'hain'), und osk. altinúm, da es wahrscheinlich 'alimentorum' bedeutet. Zur betonung **altí-* im germanischen vgl. got. *ga-munds* = ai. *matí-ḥ*, as. *stad* gen. *stedi*, got. *ga-dēþs* (*-d-*) usw. Mit **altro-* = **aldra-* vergleichen sich folgende formen: ir. *altram altrom* (gen. *altrammo*) 'nutritio, ernährung, erziehung', *altru* kymr. *alltraw* 'pflegevater', die ein **altro-* voraussetzen, und griech. ἀλτρός, dem Hesychius ebenso wie dem ebenfalls von ihm genannten ἀλτός die bedeutung μισθός gibt; wenn ἀλτρός von unsrer w. *al-* ausgegangen ist, hat es also ursprünglich etwa 'fructus' bedeutet.[2]) Zur germanischen betonung **altró-* vgl. ahd. *maltar* n. ('mahlung') 'malter' u. a. (Kluge Nom. stammb.[2] s. 47 ff.).

**aldra-* und **aldrō-* in dem sinn 'gewächs, strauch, baum' nehme ich an für die vielbehandelten[3]), aber in formantischer hinsicht noch nicht haltbar gedeuteten namen für pflanzliche gewächse wie ahd. *apholtra* mhd. *apfalter* 'apfelbaum'. Dieses, zu ahd. *aphul affal* ags. *æppel* aisl. *eple* krimgot. *apel* ir.

[1]) Die weiter hierzu gehörigen av. *ərəδwa-* 'aufgerichtet', ir. *ard* 'hoch, groß', alb. *rit* 'wachse: mache groß, erziehe' können ebenso gut uridg. *dh* wie *d* gehabt haben.

[2]) ἀλτρός setzt ein **ἄλτρον* voraus und wäre ursprünglich adjectivisch gewesen, wie οἰκτρός. Vgl. Verf. grundr. 2[2], 1, 345. 611. 613.

[3]) Vgl. z. b. Kluge Nom. stammb.[2] 48 f.

abhal ubhal akymr. *aballen* lit. *óbůlas* preuß. *woble* aksl. *jablъko* 'apfel' gehörige wort[1]) hat im germanischen von den einschlägigen bildungen mit dem gleichen ausgang die weiteste verbreitung: vgl. noch ags. *apuldr apuldre*, aisl. *apaldr*. Die andern sind nur westgermanisch belegt: as. *mapulder* ags. *mapuldr mapuldre* mndd. *mapeldorn*, zu engl. *maple* aisl. *mǫpurr* 'ahorn'; daneben mit derselben bedeutung ahd. *mazzaltra mazzoltra* mhd. *mazzalter* nhd. *massholder* (letzteres durch anlehnung an *holder* = *holunder*), das mit as. *mapulder* etymologisch irgendwie zusammenhängen mag (Kluge Et. wb.[7] s. 305 f., Weigand D. wb.[5] 2, 141). Ahd. *hiufaltar hiufolter* und *hiefaltra hiefeltra* mhd. *hiefalter* 'hagebuttenstrauch', zu ahd. *hiufo* ags. *héope* 'ein dornstrauch'. Nhd. mfränk. *hasselter heselter* 'haselstaude', zu ahd. *hasala* aisl. *hasl* 'hasel'. Ahd. *wehhaltar* mhd. *wecholter wachalter* nhd. *wachholder* (*-holder* wie in *massholder*); die ahd. nebenform *quecholder* zeigt, daß man in *wehhal- wachal-* das adjectiv *wachal* 'vigil' und das verbum *wachen* suchte, was richtig, aber auch bloße volksetymologie sein kann; eine zweite nebenform mhd. *reckalter reckholter* nhd. dial. *reckholder* weist auf *recken*. Außerdem noch ahd. *buhholter* 'wasserschierling', nhd. mfränk. *mespelter* 'mispelbaum', zu ahd. *mespila* mhd. *mespel mispel*. Die annahme von Jak. Grimm, W. Wackernagel u. a., diese wörter enthielten got. *triu* (vgl. ags. *mapol-tréow* engl. *maple-tree* u. a.), ist heute natürlich aufgegeben. Aber auch die besonders auf ahd. *holuntar* sich stützende ansicht, die von Kluge, Wilmanns, v. Wijk u. a. vertreten wird, in dem ausgang stecke, an substantiva angefügt, das uridg. formans *-tro- -trā-*, ist unhaltbar. Denn dieses suffix ist überall nur primärformans, wie z. b. in ahd. *maltar*, zu *malan* 'mahlen', *hlahtar* 'gelächter', zu got. *hlahjan* 'lachen', *blāttara* 'blase, blatter', zu *blāian* 'bhähen', und es ist nicht einzusehen, wo und wie es im gebiet der in rede stehenden semantischen gruppe die rolle eines secundären suffixes hätte bekommen können. Ahd. *holuntar holantar* 'holunder' aber, das zu schwed. *hyll* dän. *hyld* 'holunder' und vielleicht weiterhin zu nhd. *hohl* gehört ('hohl-gewächs' wegen der leicht auszuhöhlenden zweige?), beweist nichts für formans

[1]) Vgl. Hoops Reallex. 1, 112 ff.

-tro-. Das wort ist zwar formantisch gewiß nicht von unserer gruppe von gewächsnamen zu trennen. Aber es unterliegt von vorn herein durchaus dem verdacht, daß es dissimilatorisch aus **holaltar* hervorgegangen ist, und diese entstehungsart nehme ich getrost an. *l—l* wird in den idg. sprachen ja öfters so behandelt, daß die eine von beiden liquidae zu *n* wird.[1]) Die betonung war ursprünglich *hóluntar*, wie die seit mhd. zeit zu verfolgenden mundartlichen gestaltungen *holnder, holder, holler* beweisen[2]). und dieser tonsitz ist, gleichwie in *kálwiner* aus *kálwiler*, name einer apfelsorte, franz. *calville* (vgl. Hoffmann-Krayer Festschrift zur 49. philologenversammlung, Basel 1907, s. 499). ursache gewesen, daß die dissimilation in progressiver richtung, nicht, wie man wegen empfindung des zusammenhangs mit dem schlußteil von *hiufaltar* usw. erwarten könnte, regressiv verlief.

Bei welchem unserer gewächsnamen die zusammensetzung mit **aldra- *aldrō-* zuerst vollzogen worden ist, wird sich schwerlich mehr ermitteln lassen. Es kann z. b. *hiuf-altar hiuf-olter* die führung gehabt haben. Aber auch wenn *apfalter* die erste formation dieser art gewesen sein sollte, wofür seine größte verbreitung spricht, entstehen keine ernstlichen schwierigkeiten. Denn ganz unverfänglich wäre die annahme, es sei haplologisch aus **apal-aldra-* hervorgegangen. vgl. Verf. Grundr. 1[2], 857 ff., Loewe Kz. 35, 609 ff.[3])

6. Wie sind weiter die participialen got. *us-alpana* 'eine altgewordene, vettel, γραῦς' (zu *us-* vgl. *us-wahsans* 'erwachsen') und aisl. *aldenn* 'gealtert, alt' formantisch zu verstehen? Gegen den seit J. Grimm üblich gewordenen ansatz eines starken verbums got. **alþan* 'alt werden', das man mit got. *falþan*, ahd. *flehtan* u. dgl. auf eine linie stellt, dessen indicativ demnach als urspr. **alte-ti* anzusetzen wäre, ist einzuwenden, daß dieser indicativ weder irgendwo überliefert ist, noch aus der einzig belegten participialbildung gefolgert werden muß.

[1]) Vgl. u. a. Verf. Grundr. 1[2], 850 ff., Kurze vergl. gramm. 240 f.

[2]) Über die betonung *holúnder* s. Paul D. gr. 1, 153.

[3]) Den hier genannten fällen aus den german. sprachen ist vielleicht der aus dem Nibelungenlied bekannte tiername *schelch* hinzuzufügen. Palander Die ahd. tiern. s. 89 vermutet ansprechend entstehung aus **schel-elch*.

Hirts meinung, *us-alþans* sei von einer 3. sing. mit medialer secundärendung **al-to* (= got. **alþ*) ausgegangen (in diesen Beitr. 23, 315 f.), schwebt zu sehr in der luft. Zwei wege zum verständnis sind gangbar. Zu *al-* 'wachsen' gehört aisl. *alden* n. (aschwed. *aldin* adän. *alden*) 'baumfrucht, ecker', und dieses scheint sich zu *aldenn* 'gealtert, alt' der form nach ebenso zu verhalten wie aisl. *eigen* n. (got. *aigin*) 'eigentum, vermögen' zu *eigenn* 'eigen, eigentümlich'. Mit griech. *ἀλθαίνω* (Hippokr. und spätere dichter) läßt sich **alđeno-* auf *al-dh-* (s. 316 f.) beziehen. In diesem fall wäre sogar ein historischer zusammenhang zwischen den nasalen bildungselementen von **alđeno-*, griech. *ἀλθαίνω* und ai. *ṛdhnó-ti* 'gedeiht' gut denkbar. Got. *-alþans* (*-ana-* wie in *wahsans* usw.) wäre dann im anschluß an *alþeis alþiza* für **alduns* eingetreten. Oder, was mich freilich weniger einleuchtend dünkt: das particip aisl. *alenn* got. **alans* neben **alda-* (vgl. *us-gaggans* : *un-atgāhts*) hatte sich dem sinn 'alt' genähert, hatte an der zeitlichen vorstellung teil erhalten, und durch vermischung mit **alđa-* usw. kam dann aisl. *aldenn* auf, im gotischen aber *-alþans* mit *þ* nach *alþeis alþiza*.

7. Schließlich soll uns noch das got. *ἅπαξ λεγόμενον aldomin* beschäftigen. Luk. 1, 36 heißt es von Elisabeth *συνειληφυῖα υἱὸν ἐν γήρει αὐτῆς*, *inkilþo sunau in aldomin seinamma*. Über das wort haben J. Grimm D. wtb. 1, 262, Leo Meyer Die goth. spr. 240 f. 271. 432. 624, Kluge Nom. stammb.[2] 77, v. Grienberger Unters. 18 f., K. F. Johansson Nord. stud. tillegn. A. Noreen s. 457, Feist Etym. wtb. 18 f. gehandelt. Die urteile lauten sehr verschieden.

Für ein compositum hält *aldomin* Johansson: „*aldōma* m. 'ålderdom' af *alds* och **dōma* = fisl. **dóme* (jfr fht. *altuam altduam*)". Ob **aldi-dōma* haplologisch oder über **alddōma* (mit synkope) zu *aldōma* geworden sei, darüber sagt Johansson nichts, und darauf, welcher von beiden wegen anzunehmen wäre, kommt auch nichts an.[1]) Daß ahd. *alt-duam* so wie *rīh-tuom*,

[1]) Die annahme von synkope liegt ferner als die von haplologischer kürzung. Denn unter den 14 im gotischen vorkommenden fällen, in denen das erste compositionsglied ein *i-* oder ein *ja-* : *i*-stamm ist, ist nur in einem sichern fall das *-i-* in der zusammensetzungsfuge durch synkopierung beseitigt, in *brūpfaþs* '*νυμφίος*' (vgl. ahd. *brūti-gomo* as. *brūdi-gumo*),

wīs-tuom, sioh-tuom, hēr-tuom usw. als ersten bestandteil ein adjectiv, nicht ein substantiv enthält, ist klar, und so wäre Johanssons **aldi-dōma* im gegensatz hierzu eigentlich 'alterstand' ('alterswürde'), mit einem substantiv im vorderglied, wie nhd. *alter-tum*, ahd. *martar-tuom* 'martyrium', *scāh-tuom* 'räuberei' u. a. So weit erscheint denn Johanssons deutung erträglich. Was soll aber **dōman-* sein? Neben **dōma-z* (got. *dōms*, aisl. *dómr*, ags. *dóm* usw.), das formell mit griech. θωμός 'haufe' ('zusammenlegung, -setzung, schichtung') sich deckt, wäre als *-men*-stamm nicht **dōman-*, sondern **dēman-* (vgl. griech. ἀνά-θημα) zu erwarten, da, wie got. *ga-dēþs* ahd. *gi-tān* usw. zeigen, die alte abtönung dieser wurzel, uridg. *dhē-* : *dhō-*, im germanischen noch lebendig gewesen ist (vgl. ahd. *sāmo* lat. *sēmen* und got. *saisō*). **dōman-* müßte mithin eine jüngere weiterbildung von *dōms*[1]) gewesen sein. Ich sehe mich aber vergeblich danach um, wie sich ein vom substantiv **dōma-* ('zustand, stand, lage') abgeleitetes substantiv **dōman-* in das einfügen ließe, was wir von den nominalen bildungsgewohnheiten des gotischen und überhaupt der altgerman. sprachen wissen. Johanssons erklärung befriedigt demnach nicht.

Die andern genannten grammatiker nehmen nicht zusammensetzung, sondern weiterbildung von **aldă-* aus an. Leo Meyer sich anschließend, meint Kluge, ein als **aldōmō* anzusetzender nom. acc. n. entspreche hinsichtlich seiner bildung den lateinischen neutra wie *certāmen*, zu *certāre*, und ahd. *alttuom altduam* (*altuom*) sei 'eine umdeutung dazu'. Nun sind aber die im lateinischen an die altüberkommenen bildungen wie *stāmen, suf-flāmen, strāmen* angeschlossenen formen wie *certāmen, forāmen*[2]) dem germanischen sprachzweig völlig

neben *gasti-gōds* zu *gasti-*, *arbi-numja* zu *arbja-* usw. (unsicher ist *aglaitgastalds* trotz *aglaiti-waúrdei, aglaiti* n., s. Leo Meyer D. goth. spr. s. 91, Johansson a. a. o. 477, Kroesch Modern philology 5, 381).

[1]) *Dōms*, das nur als simplex im gotischen vorkommt, erscheint Skeireins 2, 17 und 6, 16, beidemale wahrscheinlich 'glorie, ruhm' bedeutend, ein sinn, der aus 'urteil, meinung' entwickelt war (Jellinek Anz.fda. 20, 152). Von *dōms* mit diesem ursprünglicheren sinn ist *dōmjan* 'urteilen' ausgegangen.

[2]) Entsprechend griech. ὄρ-αμα, ὅρ-μημα u. a. nach ἐπί-στημα, μνῆμα u. dgl.

fremd, wie denn auch das vermittelnde verbum **aldōn* 'altern', von dem **aldōmō* zunächst ausgegangen sein müßte, fehlt.[1]) Und ahd. *alttuom altuom* (ags. *ealddóm ealdóm*) bedarf keinerlei besonderer aufklärung von *aldomin* her, da es nach jeder richtung hin als ein echter, nicht erst durch umbildung hereingezogener genosse der s. 320 f. genannten bildungsgruppe *rīhtuom* usw. erscheint.

Also das befriedigt auch nicht. Dagegen darf man v. Grienbergers erklärung, wennschon Johansson sie 'högst osannolikt' nennt, getrost beistimmen. Nur bedarf sie allerdings einer besseren begründung als ihr urheber ihr mitgegeben hat.

Zunächst ist v. Grienbergers annahme, daß in *aldomin o* für *u* stehe, insoweit unbedenklich, als sich im Lukasevangelium, worin *aldomin* vorkommt, ganz besonders oft, nämlich siebenmal, *o* für *u* findet: *lauhmoni* für *lauhmuni* 17, 24 usw.

Weiter sagt nun v. Grienberger: „Wir haben eine unmittelbar zur verbalwurzel [gemeint ist doch wohl *al-* 'alere'] gehörige substantivbildung nom. **al-duma*, wie *hlei-duma* (nicht wie *inn-uma*) anzusetzen, welche unmittelbar in ein abstractum übergeführt wird: 'der älteste, der greis, der zustand des greises, das greisenalter', ähnlich *hleiduma* 'die linke, die linke hand, die linke seite', oder noch genauer ags. *fruma* swm. abstract 'a beginning, origin'." Hiergegen erheben sich verschiedene bedenken.

Erstens ist ein unmittelbar zum verbum *alan* gehöriger superlativ **al-duma-* nicht glaublich. Denn die mit *-ṇmo-*, *-tṃmo-* = germ. *-uma-*, *-ðuma-* gebildeten raum- und zeitbegrifflichen superlative sind von orts- oder zeitadverbien pronominaler oder präpositionaler art ausgegangen, z. b. got. *fruma, aftuma*, und nur secundär ist dieser bildungstypus auf adjectiva nicht pronominaler herkunft übertragen worden. Got. *miduma* f. 'mitte', das substantivierte femininum zum adject. **miduma-* (vgl. ahd. *metamo metemo* 'mediocris', ags. *meduma midmest* 'der mittelste'), neben dem *midjis* 'medius' steht, ist wegen av. *maδəma-* 'medius' vielleicht noch zur

[1]) Nur *aldron* 'altern' gibts im as. I. Hortling Stud. üb. die ō-verba im altsächs., Helsingfors 1907, s. 44).

urschicht zu rechnen. Aber **spēduma-*, das dem *spēdumists* 'ἔσχατος' zu grunde gelegen hat, ist, wie *spēdiza spēdists*, von einem dem ahd. *spā-ti* entsprechenden adjectiv **spē-to-* (**spētiio-*), zu w. *spēi- spī-* 'ausdehnen' gehörig, ausgegangen [1]) und *hleiduma* 'links' von einem **hlei-da-* oder **hlei-du-*, das mit ir. *clé* kymr. *cledd* 'links' = urkelt. **kliio-s* auf w. *klei-* 'clinare' zu beziehen ist. [2]) So wäre demnach **alduma-* zunächst von **alđa-* = ahd. *alt* ags. *eald* 'alt' abzuleiten. Nur wenn man diesen etymologischen zusammenhang mit **alđa-* ganz preisgäbe, was aber v. Grienbergers absicht sicherlich nicht ist, ließe sich die art der entstehung, die er unserm worte zuspricht, rechtfertigen. Man könnte nämlich daran denken, **alduma-* decke sich mit lat. *ultimus* (osk. últiumam 'ultimam') und bedeute als substantiviertes neutrum 'ultimum vitae': **oltṃmó-* mit der betonung von ai. *uttamá-, prathamá-* u. a. Dann hätte man es, weil im sprachgefühl der goten unzweifelhaft *alþeis, alds* mit **alduma-* nächst associiert war, mit einem der ungemein häufigen fälle zu tun, in denen wörter verschiedener herkunft bei lautlichem zusammenfall und von vorn herein vorhandener bedeutungsähnlichkeit im sprachbewußtsein zusammengeronnen sind, sich lautlich und semantisch beeinflußt haben und so etymologische identität vortäuschen. [3]) So lange jedoch das pronominale element *ŏl-* von lat. *ollus ōlim ultrā* a. a., aksl. *lani* 'im vorigen sommer (jahr)' usw. im germanischen in der bedeutung des jenseits, der örtlichen oder zeitlichen ferne nur so spärlich und unsicher belegt ist wie durch die interjection ahd. *lē* ags. *lā* engl. *lo*, falls deren verbindung mit *ollus* usw. richtig ist (v. Grienberger Pronominale locative, in 'Deutsche mundarten', Wien 1896, sonderabz. s. 13 f.), und so lange **alđuma-* sich ohne schwierigkeit mit **alđa-* 'alt' und dessen sippe vereinigen läßt, wird man diese combination unbedingt

[1]) Vgl. ags. *síđem-est* nebst *síđra síđest*, zu *sí-đ* 'spät', von w. *seisī-* (Osthoff Morph. unt. 6, 263 f.).

[2]) *hleiduma* wird von v. Grienberger s. 116 falsch beurteilt.

[3]) Beispiele dieser art in größerer anzahl findet man jetzt gesammelt im sachregister zu Persson's Beitr. zur idg. wortforschung unter *Homonyme* s. 995 f. und unter *Vermischung gleich oder ähnlich lautender, etymologisch verschiedener wurzeln und wörter* s. 1006. Literaturnachweise in reicher fülle gibt K. F. Johansson Zs. fdph. 31, 300.

dingt vorziehen. Dann ist aber **alduma-* eben mit *spēdum-ists* u. dgl. formativ auf eine stufe zu stellen.

Was dann weiter die *n*-flexion von *aldomin* betrifft, so ist die von v. Grienberger angenommene bedeutungsentwicklung von 'der älteste, der greis' zu 'das greisenalter' recht unwahrscheinlich. *aldomin* ist nicht auf ein mask. *alduma*, sondern auf ein neutr. *aldumō* zu beziehen. Denn, wie sich aus Reinhard Wagners schrift Die syntax des superlativs im got., altniederd., ahd. usw., Berlin 1910, ergibt[1]), erscheinen im gotischen superlativsubstantiva, bei denen *n*-flexion zeichen der individualisierung des adjectivbegriffs ist, nur dann als masculinum, wenn sie lebewesen bezeichnen, wie *hauhista* 'der höchste, gott'. Sind sie keine lebewesen, so ist das genus das neutrale und ist dies von vorn herein gewesen: Eph. 4, 9 *atstaig faurþis in undaristo* (Cod. *undaraisto*) *airþos, κατέβη πρῶτον εἰς τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς*. Luk. 4, 29 *brahtedun ina und auhmisto þis fairgunjis, ἤγαγον αὐτὸν ἕως ὀφρύος τοῦ ὄρους*. S. Wagner s. 6. 44. 48. 73. 96.[2]) *aldumō mans* war somit 'vitae extremum hominis, das greisenalter eines menschen'. Der artikel fehlt wie in *urraisja ina ik in spedistin daga, ἀναστήσω αὐτὸν ἐγὼ ἐν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ* Joh. 6, 40 (ebenso 7, 37), vgl. auch *aþþan mis in minnistin ist, ei fram izwis ussokjaidau, ἐμοὶ δὲ εἰς ἐλάχιστόν ἐστιν, ἵνα ὑφ' ὑμῶν ἀνακριθῶ* (Wagner s. 40).

Durch diese so, denk ich, ins richtige geleise gebrachte Grienbergersche deutung von *in aldomin seinamma* wird bestätigt, daß auch das gotische einmal den positiv **alda-*, mit der dentalstufe von ags. *eald*, besessen hat.

[1]) Bestätigende ergänzungen hierzu bei Elias Wessén Z. gesch. d. german. *n*-declination, Uppsala 1914.

[2]) Mit recht bezieht hiernach Wagner s. 6. 87 *fram frumistin, ἀπ' ἀρχῆς*, Luk. 1, 2 auf das neutr. *frumisto*. Vgl. auch *þata frumo* 'zum ersten mal' Gal. 4, 13, *þridjo* 'zum dritten mal' 2. Kor. 12, 14. Wegen *fram fruma* Joh. 15, 27 und 16, 4 s. Wagner s. 85.

LEIPZIG. KARL BRUGMANN.

DER GOTISCHE ADHORTATIVUS.

Für die aussage über eine wirklichkeit besitzt das indog. den modus des indicativs. Für das streben nach verwirklichung stehen ihm vier modi zu gebote: der imperativ, der conjunctiv, der optativ und der sogenannte injunctiv. Conjunctiv und optativ sind im germanischen formal zusammengefallen; eine form des injunctivs findet man in den gotischen formen auf *-am*, z. b. *gaggam* laßt uns gehn, während andere darin eine fortsetzung des conjunctivs sehen (vgl. Delbrück, Vergl. gramm. d. igm. sprachen IV, 391). Für die erste person des pl. verwendet das gotische nebeneinander diese form auf *-am* und die entsprechende form des optativs.

Ein einziges mal handelt es sich hier um den ausdruck eines wunsches: II. Cor. 7, 2 *gamoteima in izwis* möchten wir bei euch aufnahme finden (*χωρήσατε ἡμᾶς*), also bei wiedergabe einer durchaus passiven vorstellung, wo von einer aufforderung zur verwirklichung keine rede sein kann. In allen andern fällen liegt eine aufforderung vor. Ist diese verneinend, so erscheint sie, wie man längst erkannt hat, durch den optativ verkörpert: Gal. 5, 26 *ni wairþaima flautai*, 6, 9 *ni wairþaima usgrudjans*, I. Thess. 5, 6 *ni slepaima*. Im übrigen, meint man, bestehe kein unterschied zwischen den beiden formen, vgl. Bernhard, Zs.fdph. 8, 6, Kurrelmeyer, The historical development of the types of the first person plural imperative in german. s. 9, Streitberg, Gotisches elementarbuch s. 205. Aber man hat festgestellt, daß der optativ nur in den zehn ersten capiteln des Lukas und in den episteln begegne, und Kurrelmeyer will darin sogar einen mundartlichen unterschied dieser teile der bibel sehen ('which, as is well known, also show other dialectic peculiarities').

Betrachtet man die beiden formen auf *-am* und auf *-aima* rein theoretisch, so wird man sagen müssen: die form auf *-aima* ist die deutlichere, da ja die auf *-am* mit der entspre-

chenden form des ind. zusammenfällt. Und man wird von diesem standpunkt aus die jüngere entwicklung beurteilen: das ags. und as. und das spätere ahd. haben nur die eine deutliche form, den opt., wo das gotische über die zwei formen verfügt. Man wird dadurch zu der frage veranlaßt, ob nicht schon im gotischen die rücksicht auf die deutlichkeit die wahl der formen bestimmt hat, ob also etwa die formen auf *-am* da angewendet werden, wo die gefahr der verwechselung mit dem indicativ weniger nahe liegt.

Kaum zweideutig war die form auf *-am*, wenn ihr bereits eine andere aufforderung vorhergeht; so konnte sie unbedenklich Luk. 15, 23 angewandt werden: *gibiþ figgragulþ in handu is jah gaskohi ana fotuns is jah briggandans stiur þana alidan ufsneiþiþ jah matjandans wisam waila.* Ebenso verhält es sich mit Mc. 14, 42 und Joh. 14, 31 *urreisiþ, gaggam.* Im übrigen besteht ein bemerkenswerter unterschied nach der gattung der verba. Die verba perfectiva beharren fast ausschließlich bei der form auf *-am*: Mc. 4, 35 *usleiþam*, 9, 5 *gawaurkjam*, 12, 7 *usqimam*, Luk. 8, 22 *galeiþam*, 20, 14 *afslaham*, Röm. 13, 12 *uswairpam, gawasjam.* Diesen sieben belegen steht ein einziger gegenüber, wo ein perfectives verb im optativ erscheint: Luk. 9, 33 *gawaurkjaima.* Bei den imperfectiven teilen sich die belege. Es steht der optativ: Luk. 2, 15 *þairhgaggaima jah saihvaima*, Röm. 13, 13 *gaggaima*, 14, 13 *stojaima*, 14, 19 *laistjaima*, I. Cor. 15, 49 *bairaima*, II. Cor. 3, 12 *brukjaima*, Ephes. 4, 15 *wahsjaima*, Philipp. 3, 15 *hugjaima*, I. Thess. 5, 6 *wakaima jah varai sijaima.* Es steht die form auf *-am*: fast immer beim auftreten des verbums *gaggan* : *gaggam* Mc. 1, 38; Joh. 11, 7. 11. 15; Gal. 5, 25; ferner: I. Cor. 5, 8 *dulþjam*, 15, 32 *matjam jah drigkam*, II. Cor. 7, 1 *hrainjam*, Gal. 6, 10 *waurkjam.* Also bei den imperfectiven auf beiden seiten fast gleich viel belege, und zieht man das verbum *gaggan* ab, doppelt so viele belege für den optativ wie für die form *-am.* So ergibt sich, daß die verba perfectiva fast durchaus in der an sich undeutlicheren form erscheinen, während die imperfectiva sich stärker der deutlicheren form zukehren.

Nun hat Streitberg den satz aufgestellt, daß 'jede perfective praesensform im gewöhnlichen verlauf der dinge einen

hinweis auf die zukunft enthält', Beitr. 15, 121, vgl. auch Got. elementarb. s. 200. Sie stellt also nicht wirklichkeit fest, sondern verkörpert den gedanken an eine verwirklichung, steht in ihrem modalen werte dem optativ oder conjunctiv näher als dem indicativ. Es ist somit kaum ein unterschied, ob bei perfectiven die formen auf *-am* als indicative oder als adhortative gefaßt werden. Es erwächst keine gefahr aus einer verwechselung der beiden formen, und es fällt der anlaß hinweg, den optativ als deutlicher an die stelle treten zu lassen, während bei den imperfectiven dieser anlaß in den meisten fällen gegeben ist.

Es ist also der reine zufall, daß von den evangelien nur Luk. den optativ aufweist; ihm steht der andere zufall gegenüber, daß im Matth. im nicht fragenden satz weder formen auf *-am* noch solche auf *-aima* belegt sind.

Wenn unter den formen auf *-am* von imperfectiven die form *gaggam* eine besondere rolle spielt, so hängt dies mit ihrer häufigkeit zusammen, vielleicht auch damit, daß in verbindung damit gerne andere deutlich imperativische formen erscheinen, wie in den beiden obigen beispielen mit *urreisiþ* und in der alts. verbindung mit *wita*.

GIESSEN. O. BEHAGHEL.

DER GERMANISCHE ADHORTATIVUS.

Die vorstehenden darlegungen Behaghels über den gebrauch der 1. plur. imp. im gotischen geben mir willkommenen anlaß, über die herkunft dieser form einige ausführungen folgen zu lassen, die sich gegen die landläufige erklärung wenden. Das charakteristische dieser imperativform ist ihre völlige übereinstimmung mit der 1. pl. des indicativs. Als solche ist sie im gotischen (*nimam*), sowie im altnord. (*nemum*) durchaus geläufig.

In den westgermanischen sprachen wird im allgemeinen die optativform als adhortativus der 1. plur. gebraucht. Für das altsächsische und angelsächsische gilt dies durchaus. Zwar

setzt Sievers eine ags. 1. plur. imp. mit der endung *-an* gegenüber dem opt. auf *-en* an. Aber die berechtigung dazu ist doch sehr zweifelhaft. Er sagt (Ags. gr.[3] § 362, 2): 'Die adhortative form der 1. plur. imp. auf *-an* ist ziemlich selten, in vielen denkmälern ist sie durch die entsprechende optativform auf *-en* ersetzt.' Nun ist aber auch im opt. neben *-en*, besonders später, die endung *-an* nicht selten (Ags. gr. § 361 a. 1), so daß die auffassung näher liegt, in den 'ziemlich seltenen' adhortativen auf *-an* eben optativformen zu sehen. Wer darin die german. echten imperativformen finden will, muß annehmen, daß sich da die alte form der 1. plur. = got. *am* gehalten hätte, welche im indic. durch die 3. plur. auf *að* verdrängt ist. Dem steht aber entgegen, daß die endung dann vielmehr ags. *-am* sein müßte oder noch wahrscheinlicher *-um* (vgl. ags. *dagum*): denn das *m* der flexionen ist ja im älteren ags. durchaus bewahrt, das *n* der angeblichen imperativform erklärt sich eben daraus, daß es die optativische ausgleichsform ist, welche aus der 3. pers. ihr *n* bezogen hat. Ferner würde die echte imperativform (= got. *nimam*), wenn sie im ags. erhalten wäre, sicher ebenso zu *nimað* geworden sein, wie die gleichfalls zum indic. stimmende 2. pl. imp. (= got. *nimiþ*) im ags. die ausgleichsform des indicat. *nimað* angenommen hat. Wenn der ansatz von Sievers zu recht bestehen sollte, so wäre es nötig, dies dadurch zu erweisen, daß umfänglichere denkmäler namhaft gemacht würden, welche neben angeblichen adhortativen auf *-an* im optat. plur. nur die form *-en*, niemals *-an* zeigten. Solche nachweise unmißverständlicher ags. imperative auf *-an* vermisse ich aber bis jetzt.[1])

Das ahd. allein hat von den westgerm. sprachen noch die echte adhortativform erhalten, aber auch nur in den ältesten

[1]) J. Grimm führt in den nachträgen zu Gr. 4, 83 (neudruck s. 89) aus dem ags. gedicht Crist und Satan 189. 204 (Grein-Wülker II s. 533) die zwei adhortativformen *neoman* capiamus und *ceosan* an mit der frage 'ist das conj.?' Sicher! denn in Crist und Satan stehen optative auf *-an*, z. b. 595 f. (Grein-Wülker s. 554) *þæt we hælende heran georne, Criste cweman.* — Sollte sich wirklich aus andern denkmälern die unterschiedene anwendung eines adh. auf *-an* gegenüber dem opt. auf *-en* erweisen lassen, so wäre darin nicht fortsetzung eines urags. adh. **nimum*, sondern nur eine differenzierte form des opt. zu sehen.

denkmälern: im 9. jh. wird sie von der optativform verdrängt, eine bewegung, die das ags. und alts. schon vorliterarisch durchgeführt haben. Im ahd. hat man den echten adhort. lange verkannt. J. Grimm, Gr. 4, 83 wagt sein ehemaliges dasein nur zu vermuten. Erst K. Müllenhoff hat in der vorrede zur 1. auflage seiner Altdeutschen sprachproben (1864) nachweise ihres realen daseins gegeben. Das tatsächliche über die form findet man in meiner Ahd. gr. § 313.[1]) Danach steht es fest, daß sie stets dem indic. gleich ist, meist auf *-amês* oder *-emês* endend; aber in K liegt für beide formen der älteste ausgang auf *-umês* vor, z. b. indic. *zeuuerfumes* divelli-

[1] Vgl. auch G. Baesecke, Einführung ins ahd. s. 199 f., welcher für die erklärung der endung *-mês* die zuerst von A. Kuhn, KZ. 18, 338 f. aufgestellte und von Paul, Beitr. 4, 421 ff. vertretene hypothese aufnimmt, daß in *-mês* ein enklitisch angefügtes pronomen *wir* stecke, welches zuerst im adhortativus angetreten sei und von da aus sich zunächst dem mit dem adh. gleichlautenden indicativ, sodann in geringerem grade den übrigen 1. personen mitgeteilt habe. Vgl. über die *-mês*-frage die übrige ahd. gr. § 307 a. 1 gegebene literatur. Gewiß ist es gegenüber der tatsache, daß die indog. primärendung *-mes* durch got. *nimam*, altn. *nemum* correct vertreten wird, recht unwahrscheinlich, daß allein in ahd. *nemumês* eine irgendwie anders geartete idg. endung erhalten sei und die Kuhnsche hypothese, wie sie besonders durch Paul und Baesecke gestützt wird, ist sehr bestechend. Aber abgesehen davon, daß die form eines an *nemum* angeschleiften pronomens **wês* fraglich bleibt, kann ich über ein anderes bedenken nicht ganz hinwegkommen. Die hinzufügung des unbetonten subjectpronomens zur verbalform ist im ahd. verhältnismäßig neu: noch im älteren ahd. kann es nicht selten fehlen. Vgl. die untersuchungen von K. Held, Das verbum ohne pronominalsubject in der älteren deutschen sprache (1903), Palaestra 31. Im gotischen ist die hinzufügung des pronomens erst in anfängen vorhanden; der stand bei Ulfilas wird im allgemeinen der damaligen sprache gemäß sein, wie ich mit Held s. VIII ff. gegenüber Erdmann. Streitberg u. a. glaube, die darin nur nachbildung des griechischen sehen wollen. Nun müßten wir die enge verschmelzung zur endung *-mês*, wie sie ahd. im 8. jh. vorliegt, ihrer entstehung nach doch geraume zeit früher setzen, in eine zeit, wo das enklitische pronomen noch seltener war. Das ist nicht recht wahrscheinlich, zumal im imperativ, der in seinen verschiedenen formen noch im ahd. des pronomens am wenigsten bedurfte (vgl. Held s. 9 ff.). Dem gegenüber müßte also in einer viel früheren zeit schon eine solche feste, obligatorische setzung des pronomens im adh. postuliert werden, wenn eine verschmelzung denkbar sein sollte. Ich kann also in der *-mês*-frage, wie Wilmanns, D. gr. 3. 7 f., über ein non liquet nicht hinauskommen.

mur, imper. *zispaldumes* disrumpamus, s. Kögel, Keron. gl. s. 181. Es ist mit den überlieferten tatsachen absolut nicht zu vereinigen, wenn Kögel, Beitr. 8, 131 ff. annimmt, daß *farumês* die ursprüngliche form des indicat., aber *faram* die des imperativs sei, eine meinung, die er nur zu liebe der theorie über die herkunft des imper. annimmt entgegen seiner richtigeren beurteilung Keron. gloss. s. 182. Eine form *faram* gibt es im ahd. als 1. pers. pl. überhaupt nicht, weder als imper. noch als indicativ. Als älteste form für beide haben wir also *farumês* anzusetzen, die formen *faramês*. *faremês* sind nach Paul, Beitr. 4, 365 (vgl. Ahd. gr. § 64 a. 1) daraus abgeschwächt, indem das kurze *u* der mittelsilbe zu *a* geworden ist. daneben stark hervortretend *e*, wohl durch die I. schwache conjugation und durch die 2. p. auf *-et* beeinflußt.[1]) Kögels einwände hiergegen sind hinfällig. Er macht gegen die abschwächung *farumês* > *faramês* geltend (Beitr. 8. 134), daß die älteren denkmäler *u* in mittelsilben nicht abschwächten. beispielsweise stehe in H stets *âtumes, âtume, âtumu*. Aber hier hält sich *u*, weil die zweisilbige form des n. a. *âtum* regulierend wirkt. Und daß in den praeteritalformen das an sich seltenere *-umês* fester ist. bewirken die zweisilbigen formen auf *-ut, -un* der 2. 3. pl. praet. und das daneben bestehende *-um* der 1. pl. Endlich, sagt Kögel, fehle *piramês* für *pirumês* gänzlich. Das ist schon nicht richtig, denn in Rb (Gl. 2, 313, 16) steht *piramês* (vgl. ahd. gr. § 321 a. 1). Zudem ist *pirumês* weit seltener als die echte form *pirum*, welche neben der 2. p. *pirut* ebenfalls erhaltend wirken mußte. Übrigens kommen trotz danebenstehender zweisilbiger n. a.-formen schon frühe einzelne abschwächungen des *u* vor. So steht in Ib *kadamun* edibus (= *kadumun* Rd) Gl. 1, 278, 9. Und ganz besonders ist für die frühe und regelmäßige abschwächung des *u* > *a, e* in der 1. pl. praes. die daneben stehende 2. p. auf *-et* (*-at*) und die 3. p. auf *-ant* in anschlag zu bringen: sie wirken umgekehrt, wie die *-ut, -un* im praeteritum. Und die starken einwirkungen der drei pluralpersonen auf einander bezeugen doch neben dem alts.-anglofriesischen auch sonstige ahd. tatsachen. So ist also Kögels annahme einer vom indic. *farumês* verschiedenen imperativform

[1]) Vgl. hierzu auch Wilmanns, D. gramm. 3, 50, Baesecke s. 198 f.

faram ganz haltlos, sie stellt sogar die tatsachen auf den kopf, indem im imper. das *-mês* viel fester haftet als im indicativ, bei O geradezu für den imp. charakteristisch ist (vgl. Baesecke s. 200) und von einer ursprünglichen verschiedenheit des themavocals in beiden formen gar keine rede sein kann.[1])

Nun muß aber der imperativ 1. plur. eine neubildung des germanischen sein, denn dem indogermanischen imperativsystem ist die 1. person fremd. Nur einzelne idg. sprachen haben sich solche formen neu geschaffen. So das klassische sanscrit, welches zwar den alten vedischen conjunctiv als selbständigen modus aufgegeben, aber dessen 1. p. als imperativ beibehalten hat; — so unsere nhd. schriftsprache seit ende des 18. jh.'s durch wiederaufnahme und festigung des oberdeutschen typus *gehen wir*.[2])

Den ursprung der 1. plur. des germ. imperativs habe ich von jeher darin gesehen, daß dem schon seit indog. zeit mit dem indicativ identischen imperat. 2. pl. *nimiþ* entsprechend auch für die 1. plur. die indicativform eingeführt ist. Für die 2. du. imp. got. *nimats* ist dieser schluß so wie so nicht zu umgehen. Dagegen hat man für *nimam* sich nach anderen erklärungen umgesehen, indem man einwendet (so z. b. Wilmanns, D. gr. 3, 11): 'der indicativ konnte nicht imperativisch gebraucht werden'.[3]) Diese behauptung ist aber nicht stichhaltig. Man muß nur davon ausgehen, daß im germ. das

[1]) Während der Kögelsche angebliche imperativ ahd. *faram* gar nicht existiert, so hat umgekehrt Baesecke s. 200 die ansicht aufgestellt, daß gegenüber dem imper. auf *-ames* die eigentliche indicativendung *-em* sei, für welche er die wenigen beispiele wie *oblâzem, bittem* in Patern. und Wk. (Ahd. gr. § 307 a. 5) in anspruch nimmt, die man als frühe fälle der optativübertragung ansieht. Eine zweisilbige indicativform *farum* würde aber doch wohl ihr *u* ebenso fest gehalten haben wie *tagum*, während in der mittelsilbe *farumês* die abschwächung begreiflich ist. Ich muß daher bei der auffassung der *-em*-formen als optative bleiben.

[2]) Vgl. W. Kurrelmeyer, The histor. development of the types of the first person pl. imper. Straßburg 1900 s. 59 f. 68. Ein interessanter beleg für die fremdartigkeit der form noch im ersten viertel des 19. jh.'s ist Benecke's anmerkung zu Wigalois 29 (1819): '*Den volgen wir*! Diesen lasset uns folgen! — Ein solcher gebrauch der ersten person des plurals ist echtes altes deutsch: vgl. Z. 1535'! Vgl. auch Heyse, Theor.-prakt. d. gr. 1 (1838), 689!

[3]) Vgl auch besonders Bojunga IF. 2, 196.

praesens zugleich futurum ist. Und Behaghel hat oben s. 327 sehr richtig betont, daß bei den perfectiven verben, die im got. ganz besonders den adhort. auf *-am* bevorzugen, das praesens naturgemäß auf einen — wenn auch nahen — moment der zukunft bezogen wird.[1]) Ein *usqima imma* 'ich töte ihn' wird stets futurisch verstanden werden müssen (*usqimand imma ἀποκτενοῦσιν αὐτόν* Mc. 10, 34) und würde nur in ganz besonderen fällen einem griech. praesens entsprechen können. Daher war ein *usqimam imma* 'wir töten ihn' in seiner notwendigen beziehung auf die zukunft auch geeignet auffordernd für 'wir wollen ihn töten' gebraucht zu werden (Mc. 12, 7 *ἀποκτείνωμεν αὐτόν*). Aber auch ein duratives *gaggam* konnte neben praesentischem 'wir gehen' im germ. ebensowohl 'wir werden gehen' bedeuten und also unschwer in 'wir wollen gehen' umgedeutet werden.[2]) Das germanische praesens-futurum ist also voraussetzung für die entstehung dieses adhortativen gebrauchs der 1. plur. des indicativ, befördert durch die aus vorgermanischer zeit ererbte identität der formen der 2. plur. indic. praes. und der 2. pl. des imperativs.

Findet also die germanische anwendung der 1. plur. ind. praes. als adhortativus ihre natürliche und ungezwungene erklärung, so brauchten wir uns um andere weit hergeholte erklärungen nicht zu kümmern. Doch möge wegen der verbreitung dieser ansichten auch die negation derselben etwas näher begründet werden. Zeitlich voran liegt die auffassung als indog. conjunctiv, die durch die analogie des sanscrit nahe gelegt wurde und zuletzt noch von Delbrück, Grundr. d. vgl. gr. IV, 391 vertreten worden ist. Sie ist aber sonst aufgegeben und mit recht, denn ein echter conjunctiv müßte im gotischen doch *nimôm* gegenüber dem indic. *nimam* lauten entprechend einem griech. *φέρωμεν* gegen *φέρομεν*. Allgemein angenommen

[1]) Vgl. hierzu Hirt IF. 12, 216.

[2]) Man erwäge, daß umgekehrt im ahd. und mhd. der infinitiv mit *wollen* als futurumschreibung gebraucht wird, die sich bis ins nhd. gehalten hat, ständig wenigstens zum ausdruck des infinitiv fut. ('es scheint regnen zu wollen'), welcher durch die umschreibung mit *werden* noch jetzt nicht gebildet werden kann, die nur in lateinischen schulgrammatiken ein papiernes dasein führt.

ist dagegen jetzt die erklärung als 'unechter conjunctiv' (Brugmann, Der sogenannte unechte conjunctiv, Morphol. untersuchungen 3, 1 ff.), welcher seitdem als besonderer indogermanischer modus injunctivus anerkannt worden ist (vgl. Brugmann, Grundr. d. vgl. gr.[2] II, 3, 519 ff. und 807 ff.): ein conjunctivus mit indicativstamm, aber secundären personalendungen. Als solchen betrachtet man den germanischen adhortativus 1. pl. und formell ließe sich das halten. Aber die annahme von injunctiven steht für das germanische überhaupt auf schwachen füßen. Zur ansetzung des injunctivs veranlassen doch wesentlich nur erscheinungen des indoiranischen und griechischen. Was man aus anderen idg. sprachen dafür beibringt, sind größtenteils sehr hypothetische trümmer. Insbesondere im germanischen kann man für den injunctiv mit einigem grund nur in anspruch nehmen die 2. pl. des imperativs got. *nimiþ* (entsprechend griech. φέρετε, altind. *bhárata*)[1], welche schon vorgermanisch mit der indicativform zusammenfiel. Wenn man daraus aber folgern will, daß dann auch die 1. pl. imp. got. *nimam* alter injunctiv sein werde, so ist das fehlgeschlossen. Denn die 2. pl. imperativi hat das germanische aus der indog. ursprache ererbt. Vgl. Brugmann, der in der ersten fassung des Grundrisses (II, 127 f.) sagt: 'Die 2. pl. 2. 3. du. [des injunctivs] waren schon in urindog. zeit feste bestandteile des imperativsystems'; ähnlich Kurze vgl. gramm. s. 551 und in der zweiten bearbeitung s. 808 ff. Dem gegenüber muß die dem indog. fehlende germanische 1. pl. imper. erst in viel späterer einzelsprachlicher zeit enstanden sein.

[1]) Die got. 2. dual imperat. *nimats* ist mit ihrer deutlich primären endung klärlich die futurische indicativform. Und wenn seit Brugmann die auffassung des ahd. *ni curi, ni curît* als injunctiv beliebt ist, so halte ich demgegenüber meine zuerst Beitr. 2, 157 gegebene erklärung als optativ aufrecht. Die nur ahd. formel *ni curi* ist gewiß eine einzelsprachliche neubildung. Schon die negation weist auf optativische grundlage: auch im gotischen steht im negierten gebot nicht der angebliche injunctiv *nimam*, sondern der optativ (Streitberg, Got. elementarb.[3], s. 208, vgl. auch Brugmann[2] II, 3, 815, und Behaghel oben s. 325). Die erwägung, daß die in der Benedictinerregel bezeugte länge *curît* durch das wesentlich jüngere *curet* des T nicht aufgehoben werden kann, hat auch schon Wilmanns, D. gramm. 3, 11 gegen die injunctiverklärung stutzig gemacht. Vgl. auch **Janko**, IF. 15, Anz. 270; Baesecke s. 206.

wo der alte injunctiv kaum mehr zu gebote stand, um aus ihm noch diese form entlehnen zu können, welche vom intern germanischen standpunkte in ihrer entstehung aus dem futurum so klar und leicht verständlich ist.

HEIDELBERG. W. BRAUNE.

EINE AHD. DUALFORM DES VERBS.

Dualformen des verbums sind im germanischen außerhalb des gotischen nur ganz vereinzelt nachzuweisen. Auch in den gotischen sprachresten sind sie nicht gerade häufig; aber es muß bei dem gotischen bibelübersetzer ein durchaus lebendiges sprachgefühl für die dualform bestanden haben, da er sie gebraucht, obwohl seine griechische vorlage keine solche kennt. Es finden sich im gotischen reste der 1. und 2. person dualis sowohl im praesens wie im praeteritum, im indicativ sowie optativ, von starken wie von schwachen verben (vgl. die zusammenstellung der belegten dualformen bei W. Streitberg, Got. elementarbuch[3], s. 140 f.).

	1. dualis	2. dualis
Endungen:	praes. ind. *-ōs*; opt. *-aiwa*	ind. *-ats*, opt. *-aits*
	perf. ind. *-u*	ind. *-uts*, opt. *-eits*

Beispiele: *bidjōs* 'wir beide bitten'; *sitaiwa* 'wir beide mögen sitzen'; *bidjats* 'ihr beide bittet'; *qipaits* 'ihr beide möget sagen'; *magu* 'wir beide können'; *gasehuts* 'ihr beide erblicktet'; *wileits* 'ihr beide wollet'.

In den andern germ. dialecten sind von dualformen bis jetzt nur nachgewiesen: urnord. run. *waritu* (= **writu* auf dem stein von Järsberg) 'wir beide ritzten' und vielleicht as. *wīta* 'laßt uns beide ....' (z. b. *kiosan* 'wählen'), das van Helten, Beitr. 15, 472 und Schlüter, Unters. zur gesch. der as. sprache I, 112 als dualform ansprechen. Ich hoffe in den folgenden zeilen diesen beiden belegen einen dritten aus dem ahd. zufügen zu können.

Bereits im idg. fiel die 2. dualis mit der 3. dualis zusammen (vgl. Brugmann, Vgl. gramm. II, 3[2], 639); das ist

im germ. auch der fall gewesen, obwohl im got. eine 3. dual nicht belegt ist. Den beweis dafür bietet die folgende ausführung. Neben den oben verzeichneten endungen *-ats*, *-uts* des got. findet sich einmal *-uþs* in *wituþs* Marc. 10, 38 im Cod. arg., das zumeist (auch in Streitbergs Got. bibel I, 203) im text in *wituts* gebessert ist. Mit unrecht, denn *-þs* in *wituþs* stellt die regelrechte lautentsprechung der idg. dualendung **-tes* dar, während die entwicklung zu got. **-ts* dunkel bleibt. Nun erhält die dualendung got. **-uþs* eine weitere stütze in einem neueren runenfund, der den ausgrabungen von Weimar entstammt.[1]) Der dort aufgedeckte friedhof wurde von der zweiten hälfte des 5. jh.'s an benutzt; die ältesten gräber entstammen also der zeit der höchsten blüte des thüringischen reiches, das 531 n. Chr. durch den Frankenkönig Theuterich ein ende fand. Doch wurden bis ins 7. jh. bestattungen auf demselben friedhof vorgenommen. Aus zwei frauengräbern des ältesten teiles des friedhofs wurden zwei spangen, ein schnallenrahmen und eine bernsteinperle mit runeninschriften entnommen.[2]) Es sind fast ausschließlich namen, meist sind mehrere an verschiedenen stellen auf demselben object angebracht. Eine zusammenhängende wortfolge findet sich nur auf der bernsteinperle. Sie ist aber z. t. zerstört, auch ist das anfangswort nicht zu ermitteln, da die inschrift fortlaufend um den trommelförmigen mantel der perle läuft. Die erhaltenen zeichen sind: *. d(?)a : hahwar : wiuþ : ida : . o .* (die einfachen punkte bedeuten unleserliche runen; die doppelpunkte sind die worttrennungszeichen). Ich beginne mit dem teilweise zerstörten wort, das vermutlich auch *ida* lautete. Wir erhalten also den satz: *ida : hahwar : wiuþ* (der rest der inschrift mag: *ida : gol* 'Ida sprach den zauberspruch' gelautet haben, was hier unerörtert bleiben kann). Ida und Hahwar sind wiederholt in den Weimarer funden vertretene eigennamen. *wiuþ* stelle ich zu dem auf der einen runenspange von Bezenye sich findenden *uiju* (= ahd. *wīhiu*) 'ich weihe', zu dem das auf der andern hälfte der hinteren seite der spange stehende *Godahid* (verschrieben für *Godahild*) als subject anzusehen ist. Die runenkundige

[1]) A. Götze, Die altthüringischen funde von Weimar. 1912.
[2]) Vf., Zs.fdph. 45, 117 ff.

zauberin Godahild weiht die spange zum amulett und documentiert die weihung durch die aufschrift.[1]) In gleicher weise weihen die beiden runenkenner Ida und Hahwar die Weimarer bernsteinperle zum amulett und bekunden dies durch die einritzung ihrer namen mit hinzufügung von *wiuþ* 'sie (beide) weihten'. *wiuþ* ist demnach als 3. person dual. praes. = ahd. *wīhjuþ* anzusehen. Der schwache hauchlaut *h* ist in der runeninschrift nicht verzeichnet ganz wie auf der spange von Bezenye, und das spirantische *i* (*j*) nach dem vorangehenden *i* ist ebenfalls unbezeichnet geblieben, ein vorgang, der bei runeninschriften nicht ungewöhnlich erscheint, da orthographische genauigkeit häufig nicht erstrebt wird. Schwierigkeiten bereitet bei der deutung von *wiuþ* als 3. dual. praes. nur der bindevocal *u*; das auslautende *s* des gotischen mußte im thüringischen abfallen, wie es auch in dem bei demselben funde anzutreffenden namen *Awimund* fehlt. Ob der bindevocal *u*, der sich im gotischen nur bei den dualformen des praeteritums findet, von diesem auf die praesensform übertragen ist, oder ob er sein dasein der vorauszusetzenden 1. dualis **wihju* (vgl. got. *bidjōs*) verdankt, muß unentschieden bleiben. Die berechtigung, *wiuþ* dem sinn entsprechend als dual auffassen zu dürfen, kann durch den dunklen bindevocal *u* anstelle eines vom standpunkt des gotischen aus zu erwartenden *a* nicht beeinträchtigt werden.

Somit hätten wir die existenz des duals beim verbum für das althochdeutsche noch in der zeit um oder bald nach 500 n. Chr. nachgewiesen. Die 1. dual. praet. *waritu* auf stein von Järsberg fällt auch ins 6. jh.[2]) Die ältesten literarischen denkmäler kennen den dual — abgesehen von dem unsicheren as. *wīta* — nicht mehr. Er dürfte also im 6. oder 7. jh. in den germ. dialecten außer gebrauch gekommen sein. Neben den gotischen dualformen, unter denen die höchst altertümliche bildung der 1. dual. got. *bairos* aus idg. **bherōuĕ* 'wir beide tragen' be-

[1]) Über solche weihungen von steinen, schmucksachen usw. durch runenaufschriften vgl. die ausführungen von M. Olsen in Festschrift zu V. Thomsens 70. geburtstag (25. 1. 1912), s. 15 ff., Bergens Museum Aarbok 1911, nr. 11 (erschienen 1912) und jetzt Norges Indskrifter med de ældre Runer, bd. II, 615 ff., sowie meine ausführungen in der Zs.fdph. 47, s. 1 ff.

[2]) A. Noreen, Altisl. und altnorw. gramm.[3], s. 338.

merkenswert ist[1]), beweisen die nordische und die althochdeutsche verbalform die existenz des duals im germanischen noch in einer verhältnismäßig jungen zeit (6. jh. n. Chr.), während er im griechischen schon um Christi geburt ausgestorben, im lateinischen der historischen zeit überhaupt nicht mehr vertreten ist. Der eindruck einer verhältnismäßig weit fortgeschrittenen lautlichen und flexivischen entwicklung, den uns alle germ. mundarten bei beginn der literarischen überlieferung erwecken, scheint also nur dem umstand zu verdanken zu sein, daß uns aus der ersten hälfte des ersten vorchristlichen jahrtausends (abgesehen vom gotischen) keine umfänglicheren sprachquellen für das germanische erhalten sind. Die urnordischen runeninschriften sowie die entlehnungen des finnischen aus dem germanischen, deren älteste in die urgerm. zeit[2]), vielleicht sogar noch vor die erste lautverschiebung[3]) fallen, beweisen uns, daß der lautliche und flexivische verfall der germanischen mundarten in weitem umfange erst zu und nach der zeit der völkerwanderung eingetreten ist.

SIGMUND FEIST.

WALUBURG, DIE WAHRSAGERIN.

Über Waluburg, die semnonische wahrsagerin, die Schubart[4]) auf einem ostrakon des zweiten jahrhunderts n. Chr. in Ägypten entdeckt hat, ist von ihm und dann von Edw. Schröder[5]) das für die germanische religionsgeschichte und für die erklärung des namens wesentliche bereits auseinandergesetzt worden. Es kann sich deshalb hier in der hauptsache nur noch darum handeln, einige punkte, an denen vielleicht über-

[1]) K. Brugmann, Idg. forsch. 24, 165 ff.

[2]) E. N. Setälä, Zur herkunft und chronologie der älteren germ. lehnwörter in den ostseefinnischen sprachen, 1906, s. 46 ff.

[3]) T. E. Karsten, Germ.-finnische lehnwortstudien, 1915, s. 193 ff.

[4]) Walburg, die sibylle. Amtliche berichte aus den kgl. kunstsammlungen XVIII (1917) s. 328—333.

[5]) Walburg, die sibylle. Archiv für religionswissenschaft XIX, s. 196—200.

kritischer zweifel einsetzen könnte, noch weiter aufzuklären. Einige bemerkungen zur germanischen namenbildung mögen sich anschließen.

Skeptiker könnten vielleicht darauf hinweisen, daß die form des namens selbst nach Schubarts angabe [1]) nicht ganz feststeht; es bleibt zweifelhaft, ob in der ersten silbe ein *a* oder ein *o* zu lesen ist. Bei der zurückführung des ersten bestandteiles auf germ. **walus* 'stab' ist mit sicherheit, bei zurückführung auf **walu* 'strages' mit großer wahrscheinlichkeit ebenfalls [2]) auf idg. *a* zurückzugehen. Aber auch wenn **walu* 'strages' mit idg. *o* anzusetzen sein sollte oder falls — was ich nicht annehme — ein ganz anderes wort gleichfalls mit idg. *o* vorliegen sollte, müßten wir in dem namen des ostrakons ein *α* erwarten, denn es ist durch den zweiten bestandteil *burg*, wie auch Schröder hervorhebt, gegen jeden zweifel als germanisch gesichert [3]), und in einer germanischen stammsilbe ist in jener zeit ein *o* undenkbar, da ein solches spätestens um Christus in *a* überging. [4]) Wenn also auf dem ostrakon an dieser stelle doch etwa ein *o* stand, so müßte eine andere erklärung gesucht werden. Diese wäre gewiß darin zu finden, daß in der griechischen *χώρη* Ägyptens — übrigens auch bereits zur Ptolomäerzeit — *α* vor liquiden oft verdunkelt erscheint. [5]) Es läge also lediglich ein zeugnis für die aussprache des namens im griechischen munde vor.

Ebenso könnten wegen des doppelten lautwertes des *β* bedenken auftreten. Ich meine natürlich nicht, daß irgend

[1]) Die bei Sch. beigegebene reproduction läßt eine nachprüfung nicht zu; das original soll doch etwas deutlicher lesbar sein.

[2]) Vgl. Kluge, Etym. wörterbuch s. v. Wahlstatt; Weigand, Deutsches wörterbuch, 5. aufl. hrsg. von H. Hirt II, s. 1207: 'zu tschech. *váleti* usw. ... kaum zu lat. *voluus*'.

[3]) Im keltischen ist *borc, borgg* erst spät als lehnwort aus mlat. *burgus* zu belegen; s. Wh. Stokes, Urkeltischer sprachschatz, hrsg. von A. Bezzenberger (Fick, Vergleichendes wörterbuch der idg. sprachen[4] II), Göttingen 1894, s. 171.

[4]) Vgl. die literatur über die chronologie dieses vorganges bei G. Werle, Die ältesten germanischen personennamen, Zs. f. deutsche wortforschung 12, Beiheft (1910), s. 79.

[5]) Vgl. Edwin Mayser, Grammatik der griechischen papyri aus der Ptolomäerzeit mit einschluß der gleichzeitigen ostraka und der in Egypten verfaßten inschriften, Leipzig 1906, s. 60 f.

ein germanist die beiden möglichkeiten $\beta = w$ und $\beta = b$ leugnen würde; die belege sind zu bekannt.[1]) Nur daß in einem und demselben namen und in diesem beidemale im anlaut eines compositionsgliedes der buchstabe zweierlei lautwert haben sollte, könnte befremden. Aber auch dafür gibt es bereits einen beleg in dem namen *Balchobaudes* aus dem 4. jh., bei Ammian XXVII, 2, 6; vgl. Werle, Beiheft s. 29, Schönfeld a. a. o. s. 43.

Von den beiden möglichkeiten der deutung des ersten bestandteiles hat Schröder die deutung aus germ. *walu-* 'strages' zwar erwähnt aber nicht weiter erörtert und sich rasch für die herleitung von germ. *walus* 'stab' entschieden. Ich glaube, daß ihm dabei in unserem falle zuzustimmen ist; wenn auch ein entscheidender beweis kaum zu erbringen ist, fallen doch die sachlichen erwägungen sehr für diese erklärung ins gewicht. Immerhin möchte ich darauf hinweisen, daß auch die andere erklärung nicht bloß sprachlich sondern auch sachlich im bereiche der möglichkeit läge und nicht nur eine müßige construction wäre. Der stamm **walu-* 'strages' ist als erster bestandteil eines germanischen namens nicht ganz unerhört. Es tritt im 8. und 9. jh. in Deutschland mehrfach im namen *Walram* auf, allerdings bis jetzt, soviel ich sehe, nur in belegen aus Fulda, in den formen *Waluram* dreizehnmal von 756—818, *Waluramnus*[2]) sechsmal von 772—801, *Walurammus* fünfundzwanzigmal von 765—803; vgl. die angaben bei Förstemann, Altdeutsches namenbuch I[2] (personennamen) s. 1518; J. Schmincke, Register zu Dronkes Codex diplomaticus Fuldensis, Cassel 1842. Förstemann stellt den namen allerdings zu *walah*, deutet ihn also als 'welscher rabe', was sachlich natürlich möglich ist. Auch die form *Walaram* u. ä., in welcher der name sonst meist belegt ist[3]), bietet keine unüberwindlichen schwierigkeiten, aber merkwürdig ist es doch, daß

[1]) Für griech.-lat. *b* als vertreter von germ. *w* vgl. Braune, Gotische grammatik, § 40, anm. 1; G. Werle, a. a. o., s. 65; M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen personen- und völkernamen, Heidelberg 1911, s. XXIII f.; einzelbelege bei Werle und Schönfeld in großer zahl unter den betreffenden namen.

[2]) Dazu noch ein *Walumaran* von 796, Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis nr. 123.

[3]) Im Codex diplom. Fuldensis ist diese form nur einmal belegt.

belege mit *h* äußerst selten sind: ich kenne einen *Walahram* aus Fulda[1]) vom jahre 867, und einen aus dem 8. jh. im Liber confraternitatum II 107, 437 und bei dem letztgenannten ist es natürlich keineswegs sicher, ob dieses *h* zum ersten compositionsglied gehört, nicht vielmehr den anlaut des zweiten darstellt.

Wenn Förstemann auch die formen *Waluram* usw. hier einordnet, so muß er eine umdeutung von *walah* > *walu* annehmen. Eine solche umdeutung wäre aber doch nur verständlich, wenn auch sonst namen mit diesem bildungselement geläufig waren. Es ist deshalb einfacher, in *Waluram* direct einen letzten rest dieser alten bildung zu sehen und den namen als 'leichenrabe', 'rabe des schlachtfeldes' zu deuten, was in einem kriegerischen volk eine nicht unpassende benennung wäre. Auch *Walaram* könnte wohl ebenso gedeutet werden, da das wort für 'strages' bekanntlich zwischen der *a*- und der *u*-klasse schwankt. Als weitere stütze meiner auffassung des namens darf wohl endlich noch der entsprechende ags. name *Wælrǽfen* herangezogen werden[2]), dessen erster bestandteil zwar auch verschieden beurteilt wird, aber jedenfalls der herleitung aus *walu*- 'strages' keine lautlichen schwierigkeiten entgegen stellt.

Auf eine schwierigkeit, welche seine deutung des namens der Waluburg mit sich bringt, hat Schröder schon selbst hingewiesen. Sie setzt voraus, daß die wahrsagerin einen namen trägt, der auf ihren beruf bezug hat. Würde man nach der anderen deutung greifen, so läge die sache kaum anders; auch mit herleitung von *walu* 'strages' könnte der name, wenn er überhaupt einen sinn haben soll, beziehung auf die wahrsagerei enthalten, wenn die frau etwa aus den leichen der erschlagenen feinde wahrsagte. In jedem fall müßte man deshalb, da ja unmöglich ein kind schon einen solchen 'berufsnamen' erhalten konnte, annehmen, daß *Waluburg* nicht der ursprüngliche name der semnonin war, sondern ein beiname. Germanische

[1]) Dronke a. a. o. nr. 597. — Im übrigen ist zu beachten, daß in ein und derselben urkunde nr. 162 (von 800) ein *Walahfrid* genannt, aber trotzdem daneben *Waluram* nicht *Walahram* geschrieben ist.

[2]) Vgl. W. G. Searle, Onomasticon anglo-saxonicum, Cambridge 1897 s. 473 u. 581.

beinamen, die an stelle eines ursprünglichen namens getragen wurden, sind zur genüge bekannt; vgl. G. Werle, Zu den ältesten germanischen personennamen, Mainz 1910, s. 24 ff. Ebensogut wie das aussehen der *Strabiloscalleo,* die herkunft anderen Germanen ihren beinamen verschaffte, konnte auch der beruf die quelle von beinamen werden. Auch bei der Veleda hat man ja zu derselben erklärung gegriffen. *Waluburg* würde damit also aus dem geläufigen germanischen namenschatz ausscheiden.

Nun war das wort *burg* bekanntlich als zweites glied von personennamen bis jetzt vor dem 7. jh. nicht nachgewiesen.[1]) Schon deshalb bedeutete der name eine überraschung. Es wäre aber ungerechtfertigt, zu schließen, daß der name auch deshalb, weil es damals solche namen noch nicht gegeben habe, nur ein beiname sein könne. Denn das auftreten gerade dieses beinamens hat zur notwendigen voraussetzung, daß die trägerin ursprünglich einen anderen mit *-burg* gebildeten namen führte, von welchem lediglich der erste bestandteil nach ihrem beruf umgedeutet wurde. So allein wäre es auch völlig erklärlich, daß der name in seiner composition keine sinnvolle bildung mehr darstellt. In jedem falle bleibt also ein zeugnis bestehn, daß schon die ersten nachchristlichen jahrhunderte die namenbildung mit *-burg* kannten. Eine brücke von unserer *Waluburg* zur späteren *Waltpurc* existiert nicht, wie schon Schröder hervorhebt; höchstens könnte man annehmen, daß der alte name, wenn er wirklich im 8. jh. noch als richtiger name lebte, nach dem namen der angelsächsischen heiligen umgedeutet wurde.

GIESSEN 26. 7. 18. KARL HELM.

ZUR ABFASSUNGSZEIT DER LEGENDA AUREA.

Die abfassung, insbesondere vollendung und veröffentlichung der Legenda aurea des Jacobus de Voragine ist immer noch nicht zeitlich genau festzulegen, was bei der bedeutung

[1]) Vgl. Förstemann, a. a. o. s. 346.

des werkes als quelle für die spätmittelalterliche legendenliteratur sehr mißlich ist. In der neuen übertragung[1]) der Legenda gibt nun Benz auf s. 3 der vorrede Jacobs äußerung über die abfassung folgendermaßen auf deutsch wieder: "Da derselbige aber noch in seinem orden war und darnach da er erzbischof war worden, hat er in etliche bücher gesammelt die legenden der heiligen, darin er viel fügte aus der historia tripartita und scholastica und aus den chroniken vieler meister. Dasselbe buch hebt nach dem prologus also an 'Adventus domini'. Er hat auch gemacht zwei bücher predigten usw." Darnach würde die abfassungszeit der Legenda noch in die zeit nach dem antritt seines erzbischofamtes 1293 hineinreichen. Aber Benz hat die stelle der Chronik von Genua[2]), die er hier übersetzt, nicht ganz correct wiedergegeben, wodurch der sinn wesentlich geändert wird.

In wirklichkeit sagt Jacobus dort: *Hic cum adhuc esset in ordine suo, et postquam fuit in archiepiscopatu, opera plura fecit.* Die zeitangabe bezieht sich also ganz deutlich nicht auf die Legenda allein, sondern auf alle werke Jacobs zusammen. Erst dann folgt die aufzählung derselben, die wohl als chronologisch gelten darf: *Nam legendas sanctorum non uno volumine compilavit, multa adjiciens in eisdem de historia tripartita et scholastica et de chronicis multorum autorum . . . Fecit etiam duo volumina sermonum* usw. Als letztes werk wird die chronik selbst genannt, die er 1293 schrieb. Darnach hat die Legenda natürlich als das zuerst in angriff genommene werk Jacobs zu gelten, und ihr beginn ist in die zeit nach 1244 zu setzen, in welchem jahre Jacob mönch wurde.

Weiteres über ihre abfassungszeit ergibt sich aus der kurzen Lombardischen chronik, die der Legenda beigefügt ist.[3]) Dort wird am schluß Friedrich II. als tot erwähnt. Wenn es dann aber heißt: *quo deposito et defuncto sedes imperii usque hodie vacat,* so darf daraus nicht etwa auf ab-

[1]) Jacobus de Voragine, Legenda aurea. Deutsch von Richard Benz, bd. I (Jena 1917).

[2]) Chronicon Januense cap. IX, bei Muratori, Rerum italicarum scriptores, tomus nonus, sp. 53.

[3]) In dem druck der Legenda von Anton Koburger, Nürnberg 1478, auf blatt 238^{v1}—244^{r2}.

fassung in der zeit kurz nach Friedrichs tod, während seine nachfolge dem Italiener ungeklärt scheinen konnte, geschlossen werden, auch nicht auf abfassungszeit während des interregnums; denn Jacob als streng päpstlich gesinnter mann[1]) scheidet scharf bei der bezeichnung kaiser und könig und will natürlich sagen, daß ein vom papst gekrönter kaiser nicht mehr folgte, und einen solchen gab es zu Jacobs lebzeiten nach Friedrich II. überhaupt nicht mehr. Auffallend ist es freilich, daß er die späteren deutschen könige nicht wenigstens als solche aufführt, aber die ereignisse in Deutschland bis zum ende des jahrhunderts mögen überhaupt dem Italiener wenig interesse mehr abgewonnen haben.

Wir bleiben also auch mit dieser notiz im ungewissen über die zeit der vollendung. Edw. Schröder hat nun schon vor einer reihe von jahren gegenüber der wirklich unnötigen scheu 'über den terminus ante quem, das todesjahr des bischöflichen autors (1298) hinaufzugehen', darauf hingewiesen, daß der im jahre 1294 auf einer reise nach Italien gestorbene französische dominicaner-provincial Etienne de Besançon bereits in großem umfang die Legenda benutzt hat (Zs. fda. 44, 421).[2]) Ich kann aus Deutschland einen fall anführen, der noch um eine kleinigkeit weiter zurückführt. In der Martina des Hugo von Langenstein[3]) sind die fünfzehn vorzeichen des jüngsten gerichtes fol. 187 b, 32 ff. nicht, wie Köhler German. 8, 23 ff. schreibt, nach Thomas von Aquino geschildert,

[1]) In der aufzählung der früheren herrscher findet sich eine merkwürdige inconsequenz, insofern als J. nicht nur die deutschen könige Ludwig d. Kind, Konrad I. und Heinrich I. ganz unterschlägt, sondern auch die kaiser Karl d. Dicken und Arnulf. Wo er aber einen herrscher nennt, ist er ganz correct. Er erwähnt als kaiser Karl d. Großen, Ludwig d. Frommen, Lothar und dessen sohn Ludwig. Dann zählt er auf: Otto I. (*imperavit*), Otto II. III., Heinrich II. Dann heißt es bl. 242^{v2}: *huic successit Conradus quidam dux Francorum*, bl. 243^{r2} aber: *post hunc Heinricum tertium Heinricus imperat.* Es folgen Heinrich IV. V., Lothar, Konrad III. (*regnavit*), Friedrich I., Heinrich VI., Otto IV. und daneben nur beiläufig die nennung seines gegners Philipp, endlich Friedrich II. Bei dem letzten wird die stellung zur kirche ganz geflissentlich betont.

[2]) Unentschieden ist bis jetzt, ob auch Gil de Zamora (nach 1282) die Legenda benutzte; vgl. Schröder a. a. o. anm. 1.

[3]) Herausgegeben von Ad. v. Keller (Bibl. d. literar. vereins 38), Stuttgart 1856.

sondern wie schon Reuschel und, offenbar unabhängig von ihm, Hohmann gesehen haben[1]), nach der Legenda aurea, Adventus domini, a. a. o. fol. 2ᵛ bei Benz sp. 9 f. Für die Martina wissen wir durch des verfassers eigene angabe (292 c, 65 ff.), daß sie 1293 vollendet wurde. Wie lange Hugo daran gearbeitet hat, ist unbekannt. Das arbeitstempo mittelalterlicher dichter ist naturgemäß individuell sehr verschieden. Bruno von Schonebeck brauchte zu den 12 719 versen seines Hohen liedes[2]) genau ein jahr, Heinrich von Kröllwitz zu seinem nur 4889 verse zählenden Vaterunser[3]) aber drei jahre. Für Wolfram von Eschenbach können wir eine arbeitsleistung von etwa 2100 versen im jahre erschließen.[4]) Der durchschnitt aus diesen recht ungleichen zahlen ist 5483, was gewiß als normalzahl eher zu hoch als zu niedrig ist; denn so rasche arbeiter wie Bruno von Schonebeck waren gewiß seltene ausnahmen[5]): der schwäbische ritter wird nach dem ganzen eindruck seines werkes eher zu den langsamen gehört haben. Da der abschnitt über die fünfzehn zeichen des gerichts ungefähr 11 600 verse vor dem ende der 1293 abgeschlossenen Martina steht, kommen wir also etwa auf die wende der jahre 1290 zu 91 als spätesten termin der abfassung, woraus sich für die betreffende stelle der Legenda das ende der achtziger jahre ergibt. Allerdings ist auch damit für die vollendung und veröffentlichung der Legenda nichts bestimmtes gesagt; aber es ist doch recht unwahrscheinlich, daß sie in Deutschland bekannt geworden ist, ehe sie fertig war, da sie doch zur veröffentlichung die approbation haben mußte.

[1]) Karl Reuschel, Untersuchungen zu den weltgerichtsdichtungen des 11.—15. jh.'s I (Chemnitz 1895), s. 20; Karl Hohmann, Beiträge zum Väterbuch, Halle 1909, s. 57.

[2]) Hrsg. von Arw. Fischer, Lit. verein 198, Stuttgart 1886, v. 12523 ff.: die heide was worden val . . ., do wart deses buches begunnen und wart volendet, sage ih, do daz jar zirkelte sich.

[3]) Hrsg. von Lisch, Quedlinburg und Leipzig 1839, v. 4780 f.: binnen drin jaren brahte ich die rede ze diute.

[4]) Vgl. Zs. fdph. 35, s. 203.

[5]) Ganz außergewöhnlich rasch hat wohl Tilo von Culm gearbeitet, bei dem wir vielleicht nur ein vierteljahr für seine 6480 verse anzusetzen haben (vgl. Zs. fdph. 46, s. 477 f.). Ich lasse ihn hier aber beiseite, da der ansatz nicht ganz sicher ist.

Die benutzung der Legenda im deutschen Passional und im Väterbuch legt es bekanntlich nahe, die abfassungszeit noch weiter zurück zu setzen; leider aber können wir von hier aus zu keinem bestimmten jahre kommen; die genannten werke sind ja gerade diejenigen, für deren zeitliche festlegung wir erst durch eine genaue datierung der Legenda aurea die erwünschte gesicherte grundlage gewinnen könnten.

GIESSEN 22. 10. 1917. KARL HELM.

EINE QUELLE HEINRICHS VON HESLER.

Heslers Evangelium Nicodemi enthält v. 4595 ff. eine von der historischen folge abweichende reihe der römischen kaiser. Der dichter läßt auf Tiberius, dessen ende v. 4588—95 zum teil nach der Gothaer recension der Sächsischen weltchronik erzählt wird, unmittelbar kaiser Claudius folgen (v. 4596). Nach diesem wird dann Caius Caligola nachgeholt, aber in zwei personen gespalten: einen kaiser Caligola (v. 4598 f.) und seinen nachfolger Caius (v. 4600). Über das ende Caligolas wird entgegen der geschichtlichen wahrheit angegeben, er sei eines natürlichen todes gestorben (v. 4599: *starb nach menschlicher art*). Auf Caius folgt Nero und auf diesen ein kaiser Anastasius, unter dem Vespasian nach Palästina zieht.[1])

Als quelle der angabe, daß auf Tiberius kaiser Claudius folgte, habe ich bereits früher (Beiträge 24, s. 114) die Veronikalegende in der fassung D der Grazer handschrift 38/49 nach-

[1]) Die Schweriner handschrift hat die historisch richtige reihenfolge. Daß dies aber auch hier nicht das ursprüngliche ist, zeigt sich an der rasur, auf der die vom schreiber nachträglich eingesetzten richtigen namen stehen. Auch anderes beweist das nämliche: der bedenkliche kurzvers 4596 *Caius wart do* mit nur vier silben, der unmögliche reim *hiez* : *weiz* (4597 f.) und das ebenso unmögliche versungeheuer 4603 *nach im wart Galba, Otho, Vitellius*. Überdies hat die gute mit S zu der gruppe y gehörende hs. E auch die oben genannten falschen namen und der umfang der rasur in S zeigt, daß sie auch dort in derselben weise gestanden hatten; vgl. dazu auch Beitr. 24 s. 113 f. und die einleitung meiner ausgabe des Evangeliums Nicodemi (Bibl. des literar. vereins 224) s. XXIV.

gewiesen, die von Schönbach im Anz. fda. 2, 173 ff. abgedruckt ist. Woher Hesler aber die spaltung des Caligola und den kaiser Anastasius nahm, war mir bisher unbekannt. An eine eigene erfindung des dichters habe ich jedoch nie gedacht. Nun gibt es in der tat eine lateinische prosa, welche dieselbe reihenfolge aufweist. Sie ist in mehreren handschriften bekannt, einer Münchener (Clm. 23 390), einer Grazer (Pap.-hs. I 1314) und einer Pariser. Aus den beiden ersten sind schon früher stücke von Mone[1]) bez. Schönbach[2]) veröffentlicht worden, nun hat Steinmeyer den text der Münchener hs. (A) mit den abweichungen der Grazer hs. (B) vollständig abgedruckt[3]), wodurch erst die für die Heslerstelle wichtigen abschnitte bekannt wurden. Es heißt dort (Steinmeyer s. 157): *Interea mortuo Tiberio Caligola successit imperio, Caligole vero per aliqua temporis intervalla Gaius successit, sub quo nimia et lamentabilis excrevit inedia. Caio quoque successit Nero.*

Bemerkenswert ist, daß Claudius hier ganz übergangen ist; für dessen nennung bleibt also die früher ermittelte quelle bestehen. Ferner ist außer der spaltung des Caligola bemerkenswert, daß über dessen tod nichts gesagt wird; dadurch konnte Hesler zu der falschen annahme verleitet werden, daß er eines natürlichen todes gestorben sei.

Nachdem dann die schandtaten Neros erzählt sind, heißt es später, bei Steinmeyer s. 160: *Neroni proximus imperio successit Anastasius, sub quo, milite collecto, devastare cepit partes Judee et Jerusalem Vespesianus,* entsprechend Ev. Nic. 4603 ff. in teilweise engem, durch die sperrung angedeuteten anschluß:

nach ime wart Anastasius,
under deme Vespasianus
fur mit urloube und mit here
in Judeam uber mere.

Die folgende Josephusgeschichte ist stark gekürzt; die bei Hesler behandelten züge, die wahrsagung des Josephus,

[1]) Erzählungen zu den sagen vom Pilatus und Judas 1, Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit VII (1838), s. 526—529.

[2]) A. a. o. s. 186—190.

[3]) Die Historia apocrypha der Legenda aurea, Münchener museum für philologie des mittelalters III, s. 155—166.

begegnen auch sonst. Wichtig ist aber der name der stadt, in welcher Josephus gefangen wird. Sie heißt bei Hesler *Jotaplate,* entsprechend dem *Ἰωταπάτα* bei Josephus[1]), während die meisten mittelalterlichen darstellungen dafür Joppe sagen oder noch häufiger Jerusalem oder Caesarea einsetzen. In unserer prosa heißt die stadt in der hs. A *Lotapota,* B mit seiner verderbten lesart *primo loco Platam . . . cinxit* weist auf ein *Locoplata* zurück, also auch diese einzelheit stimmt im wesentlichen zu Hesler.

Steinmeyer hat erkannt, daß die prosa die quelle zu den capiteln 89, 67 und 45 der Legenda aurea ist, wo sie jedesmal als *historia licet apocrypha* citiert wird. Der grad der abhängigkeit ist in Steinmeyers abdruck durch cursivsatz kenntlich gemacht. Nun kennt die Legenda den namen der stadt des Josephus in einer form mit anlautendem *J* (*Jonapa, Jonapata*), die also der form bei Hesler in diesem punkte näher steht als die uns bekannte form der prosa. Müssen wir deshalb annehmen, daß Hesler auf die Legenda zurück geht? Ich glaube nicht. Denn da die Legenda die unhistorische kaiserreihe nicht kennt, ist es klar, daß Hesler unter allen umständen die prosa direct benutzt haben muß, daß er also auch den dort stehenden namen der stadt gekannt hat, und es ist sehr wohl möglich, daß unter den vermutlich zahlreichen hss. der prosa (vgl. auch Steinmeyer s. 157) auch eine solche vorhanden war, welche gleichfalls den namen der stadt mit anlautendem *J* wie bei Hesler[2]) überlieferte. Vielleicht erlaubt uns ein weiterer glücklicher fund noch einmal, die Hesler direct zugrunde liegende recension der prosa festzustellen. Ob Hesler auch die Legenda gekannt hat, bleibt vorläufig noch unsicher.

[1]) Opera, ed. B. Niese: De bello Judaico III, s. 141 ff. u. ö.; Vita s. 188 u. ö.

[2]) Und wie in der Legenda! Für diese ist aber die annahme einer solchen vorlage nicht unbedingt nötig; denn Jacobus könnte immerhin eher als Hesler auch den Josephus selbst gekannt haben.

GIESSEN 23. 1. 18. KARL HELM.

ZU SIGRDRIFUMǪL 1, 2.

Die ersten beiden zeilen der ersten strophe der Sigrdrifumǫl lauten im urtexte[1]):

'Hvat beit brynju? hví brák svefni?
hverr feldi af mér fǫlvar nauþir?'

Gering[2]) übersetzt:

'Was schnitt mein waffenkleid? wie wich der schlummer?
wer streifte die fahlen fesseln mir ab?'

und gibt zu den worten 'die fahlen fesseln' die erklärung: "die fahlen fesseln, d. h. den zauber, der sie in totenähnlichem schlafe gefesselt hielt. Der vergleich 'fahl wie eine leiche' begegnet öfter in der altnordischen literatur." Bereits in meiner dissertation: Eine sprachgeschichtliche untersuchung über den gebrauch und die bedeutung der altgermanischen farbenbezeichnungen (Göttingen 1915) s. 85 habe ich diese stelle gestreift und auf die möglichkeit einer anderen deutung hingewiesen. Zwar bemerkt Gering mit recht, daß 'fahl' im altn. als attribut des menschlichen körpers, besonders der leichen, auftritt[3]), aber seine erklärung erscheint nicht unbedingt notwendig. Die worte lassen sich einfacher und ungezwungener erklären. Übrigens haben schon Detter und Heinzel[4]) nach dieser seite hin einen erklärungsversuch angestrebt. Sie bemerken zu den worten *fǫlvar nauþir* folgendes: 'Da von einer fesselung der walküre nichts berichtet wird, können die *nauþir* nicht wie Völ. kv. 12 (bei Hildebrand-Gering[3]

[1]) Citiert wird nach der ausgabe von Hildebrand-Gering[3]. Paderborn 1912.

[2]) Die Edda, übersetzt und erläutert von H. G. (Leipzig und Wien 1892) s. 211.

[3]) Belege in meiner dissertation s. 83.

[4]) Sæmundar Edda (Leipzig 1903) II s. 424.

str. 14) verstanden werden, sondern nur bildlich, als die eisenhülle des panzers.' Desgleichen heißt es s. 289 zu Völ. kv. 12, 6 (bei Hildebrand-Gering[3] 14, 3): "*nauþir*, die bedeutung 'fessel', ist nur hier sicher belegt. Die *fǫlvar nauþir* (B. Sigrdr. 1) sind vielleicht nur ein bild." Daß *nauþir* Völ. kv. 14, 3 wirklich 'fesseln' bedeutet, geht aus der stelle selbst klar hervor, wo es heißt:

'vissi ser á hǫndum hǫfgar nauþir,
en á fótum fjǫtur of spentan'

'an den händen spürt' er schwere fesseln und an die füße die fessel gespannt'. Hierzu könnte man auch got. *naudibandi* (eig. 'notbande'), das griech. ἅλυσις übersetzt und geradezu 'kette, handschellen' bedeutet, heranziehen, wie es schon Detter und Heinzel s. 289 mit recht getan haben.[1])

Soweit können wir Detter und Heinzel folgen. Die worte *fǫlvar nauþir* beziehen sich offenbar auf den panzer. Dagegen läßt sich ihre behauptung, es handle sich hier um die eisenhülle des panzers, nicht aufrecht erhalten. Nicht um eisen, sondern um ein anderes metall handelt es sich hier. In meiner dissertation s. 85 habe ich gezeigt, daß 'fahl' auch als attribut des goldes auftritt. In der Edda (Helga kviþa Hundings bana I 55, 2) kommt 'fahl' als beiwort von waffen (*fǫlvir oddar*) vor; wie der zusammenhang zeigt, sind hier unter *oddar* schwerter zu verstehen.[2]) Aus gold gearbeitete oder

[1]) Als zweite möglichkeit lassen Detter und Heinzel die erklärung 'blasse not' zu. "Oder ist das deutsche 'blasse noth' zu vergleichen? Dieser angewachsene panzer bewirkt den zustand der erstarrung, den zauberschlaf" (II s. 424). Dieser interpretation hat sich F. Genzmer (Edda I[2]. Jena 1914) s. 132 angeschlossen, indem er folgendermaßen übersetzt:

'Wer schnitt die brünne?
Wie brach mein schlaf?
Die bleiche not,
Wer nahm sie mir?'

Diese deutung hat auch nicht mehr wahrscheinlichkeit für sich als die Gerings.

[2]) Gering übersetzt: 'die funkelnden klingen', ebenso Simrock: 'die funkelnden schwerter'. Beide übersetzungen sind ungenau, denn *fǫlr* muß hier eine andere bedeutung haben. Richtiger übersetzt Genzmer s. 159 'die fahlen waffen'.

mit diesem metall verzierte schwerter und brünnen, besonders mit dem attribut 'rot' verbunden, werden aber im altgermanischen ungemein häufig genannt (zahlreiche beispiele in der oben genannten dissertation s. 46 f.). Was hindert also unter *fǫlvar nauþir* die goldene brünne der Brynhilde zu verstehen?

Der dichter nimmt offenbar in der zweiten zeile durch *fǫlvar nauþir* den begriff *brynju* wieder auf. Die wiederholung ist nicht überflüssig, denn zuerst fragt die erwachende jungfrau: was hat die brünne durchschnitten? (d. h. welches metall war so scharf?), darauf: wer hat sie durchschnitten? (d. h. welcher held war so stark, dies zu vollbringen?).

SCHWERIN i. M., April 1917.

ERNST SCHWENTNER.

GOT. *AIH.*

Das präteritopräsens got. *aih* erscheint in allen grammatiken als 'zu keiner ablautsreihe gehörig', 'aus den normalen ablautsreihen herausfallend' o. ä. Die etymologie des wortes ist umstritten, gewöhnlich stellt man es zu ai. *íçē* 'ich besitze'. *aih* als präteritum müßte dann ursprünglich bedeutet haben 'ich habe besessen', also ungefähr das gegenteil von dem, was es im got. und den übrigen germ. sprachen bedeutet. Man sollte vielmehr 'ich habe erlangt, erreicht, erworben' als ursprünglichen sinn des wortes erwarten, woraus sich ebenso ungezwungen die bedeutung 'ich besitze' entwickeln konnte, wie *wait* 'ich habe gesehen' zu *wait* 'ich weiß'. Was ich gesehen habe, das weiß ich; was ich erlangt, erreicht habe, das besitze ich.

Und wenn wir von dieser natürlichen ungezwungenen bedeutungsentwicklung ausgehen, dann ist die erklärung des wortes sehr einfach.

Es gibt nämlich eine allgemein anerkannte, für das arische (ai. *açnōti,* av. *ašnaoiti* 'erreicht, erlangt' usw.), das griechische

(*ἐνεγκεῖν* 'tragen' usw.), das balt.-slav. (abg. *nesą, nesti*, lit. *neszù, nèsti* 'tragen' usw.) längst nachgewiesene zweisilbige basis *enek̂* 'erlangen, erreichen; langen, reichen, auch tragen', wozu Walde auch *nanciscor* stellt, allerdings zweifelnd wegen des *a*.

Die basis *enek̂* mußte folgende ablauts- oder betonungsformen zeigen:

Bei betonung der ersten silbe:
also V^{I} *én(e)k̂*, mit abtönung $V^{o\,I}$ *òn(e)k̂*, dazu S *(e)ǵ(e)k̂*.

Bei betonung der zweiten silbe:
also V^{II} *(e)nék̂*, mit abtönung $V^{o\,II}$ *(e)nòk̂*, dazu S *(e)ǵ(e)k̂*.

Daraus mußte im germanischen werden:

V^{I} *enh*,	$V^{o\,I}$ *anh*,	S aber *ung*
got. **eih*	**āh*	**ugg*

Natürlich mußte dann entgleisung eintreten: got. **eiha *āh, *uggum, *uggans* hätte sich keiner ablautsreihe gefügt. So ist dann zu germ. **īha*, got. **eiha* 'ich erreiche, erlange' nach dem muster der ersten ablautsreihe ein neues prät. *aih* 'ich habe erreicht, habe erlangt' gebildet worden, das dann ganz natürlich die bedeutung 'ich besitze' angenommen hat.

Daneben konnten aber auch zu *ung* neue, secundäre ablautsformen gebildet werden: *ing, ang*. Und diese formen von idg. *enek̂* erblicke ich in dem bisher dunklen germ. patronymicalsuffix, das die zugehörigkeit bezeichnet.

Wir haben hier also eine ähnliche formenentfaltung wie bei germ. **þrenhan* (idg. wz. **trenk*), das lautgesetzlich im germ. folgende formen zeigen sollte: **þrenhan, *þranh, *þrungum, *þrunganaz*, got. *þreihan, *þrāh, *þruggum, *þruggans*, woraus dann got. mit übertritt in die 1. ablautsreihe: *þreihan, þraih, þraíhum, þraíhans*; ahd. aber vom zweiten und dritten präteritalstamm aus: *dringan, drang, drungum, gidrungan*. Vgl. auch idg. **tenk* in got. *þeihan, þaih, þaíhum, þaíhans* statt lautgesetzlich *þeihan, *þāh, *þuggum, *þuggans*.

Daß die formen der basis **enek̂*, die die zweite silbe betonten, im germ. gleichfalls weiterleben, ist längst bekannt:

idg. V^{II} *(e)nék̂*; $V^{o\,II}$ *(e)nòk̂*; S *(e)ǵ(e)k̂*

mußten und haben germ. ergeben **nehan, nah, nugum, nuganaz*: got. *ga-nah* eigtl. 'es hat gelangt, hat gereicht' und daher 'es ist genug, es genügt'; ae. *ʒenēah, ʒenuʒon.*

KIEL. HEINRICH SCHRÖDER.

DAS VERNERSCHE GESETZ IM HEUTIGEN DEUTSCH.

Im winter 1914/15 fiel mir an einem herrn aus der stadt Hannover auf, daß er den namen seiner heimatstadt mit stimmloser spirans, also *hannofer,* den ihrer bewohner dagegen mit stimmhafter spirans, also *hannoberaner* sprach. Seitdem habe ich jedesmal, wenn ich das Vernersche gesetz zu behandeln hatte, auf diese beobachtung hingewiesen, und die zahlreichen Hannoveraner unter meinen hörern haben mir ausnahmslos die richtigkeit meiner beobachtung bestätigt. Ebenso spricht man, wie ich später erfahren habe, in Oldenburg den namen der durch die 'getreuen' Bismarcks bekannt gewordenen stadt *Jever* mit stimmloser spirans, also *jefer,* den namen ihrer bewohner dagegen mit stimmhafter spirans: *jeberaner.* Auch dies ist mir von vielen seiten bestätigt worden.

Wir haben es hier also mit einer dem Vernerschen gesetz genau entsprechenden erscheinung zu tun, die — auffällig genug — bisher noch nicht bemerkt zu sein scheint.

Es wäre nun interessant zu erfahren, ob es noch weitere beispiele auf niedersächsischem boden gibt. Sehr zahlreich können sie nicht sein, weil in der regel ja der accent die erste silbe trifft, und in den beiden erwähnten fällen nur das fremde suffix den accentwechsel hervorgerufen hat. Eher möglich wäre der wechsel von stimmloser und stimmhafter spirans im sandhi. So wäre es z. b. denkbar, daß im nd. gesprochen würde: *von Hamborch áf* ('von Hamburg áb'), aber: *von Hamborch aƀ án.* Sichere beobachtungen hierüber anzustellen, hat es mir in diesen jahren an gelegenheit gefehlt. Vielleicht nimmt ein anderer die frage auf und liefert uns

dann auch beispiele für den wechsel zwischen stimmloser und stimmhafter aussprache der übrigen spiranten.

Für das neuengl. hat bekanntlich Otto Jespersen dieselbe erscheinung nachgewiesen in seiner glänzenden Kopenhagener dissertation 'Studier over engelske kasus' I 1891 s. 178 ff., wo er auch auf die nicht allgemein als geglückt angesehenen versuche Neumanns für das französische und auf Conways nachweis für das italienische hinweist. Vgl. auch Jespersens Modern engl. grammar 1, 206 ff.

KIEL. HEINRICH SCHRÖDER.

ALTSÄCHSISCHES.

1. as. *tôgean* 'machen'.

Daß in der Genesisstelle v. 72 f.:

thoh uuillik thî friðu settean,
tôgean sulic têkean

das verbum *tôgean* mit dem *tuogian* Hel. 5291:

sô huat sô sia im tionono thuo tuogian uuoldun

nicht identisch sein kann, behauptet Behaghel m. e. mit recht in seiner Heliandausgabe[2] s. XXX fußnote. Es scheint aber noch niemand auf den doch recht naheliegenden gedanken gekommen zu sein, daß *tôgean* für *tôian* steht und genau dem got. *taujan,* ahd. *zouwen,* mnd. *touwen* 'machen' entspricht, das auch als urnord. im prät. *tawiđo* aus der inschrift des goldnen hornes bekannt ist. As. *tôian* verhält sich zu got. *taujan,* ahd. *zouwen* genau wie as. *dôian* 'sterben' zu aisl. *deyia,* got. **daujan,* ahd. *touwen.*

2. as. *hreoh* 'wild'.

v. 2446 f. steht in beiden hss.:

sum sulican môd dregid,
harda hugiskefti endi hreau sebon.

Dies *hrean* scheint noch nicht richtig erklärt zu sein; Schmeller, Heyne und Behaghel setzen einen nominativ *hrê* 'crudus, ferus;

wild, böse' an, den Behaghel jedoch mit einem (?) versieht. Gallee. As. gr.[2] § 348, 2 führt *hrêan* unter den *wa*-stämmen auf, Schade, Altd. wb. stellt es unter *hrao* 'roh'. Ich vermute darin eine entstellung aus *hreo(h)an*, zum nom. *hreoh* = ae. *hreoh* 'wild, rauh', worunter es auch Bosworth-Toller erwähnt, allerdings mit dem falschen nominativ *hrê*.

3. as. *bidrôregan*.

v. 4898 f. lauten:

he suiltit imu eft (*oft* hss.) suerdes eggiun,
dôit im bidrôregan etc.

Hinter das letzte wort setzt Behaghel mit recht ein fragezeichen; C liest *drorag*, Schumann hat *bidrôragondi* dafür vorgeschlagen. Die einfachste besserung dürfte hier wie in v. 5510 die einsetzung des part. praet. *bidrôregad* sein, die Behaghel an der letztgenannten stelle auf meinen vorschlag hin auch angenommen hat.

4. as. *woi*.

Hel. 5424 ff. heißt es von Pilatus:

thes hie uuîti antfeng,
lôn an theson liohte, endi lang after
uuoi siðor uuann, siðor hie thesa uuerold agaf.

Die verschiedenen besserungsversuche für *uuoi* verzeichnet Behaghel in den anmerkungen. Ich vermute darin jetzt ein ursprüngliches *uuerc* 'schmerz', da *uuîti*, woran ich früher dachte, schon zwei verse vorher steht.

5. as. *sundon* 'sind'.

Da die localisierungsversuche bei den meisten as. denkmälern bisher leider wenig erfolgreich gewesen sind, wird man besonders solche sprachformen ins auge fassen müssen, die eine möglichkeit bieten, auf grund der heutigen dialekte zu einigermaßen sicheren bestimmungen der heimat eines schriftstückes zu kommen. So habe ich in der festschrift für Walther (Niederd. Jahrb. 37, 49) auf die worte *sostra* und *suster* im Essen. hebereg. hingewiesen, die deutlich die dialektischen formen für 'sechs': *sos, sös, sus* zeigen, formen, die heute im

norden und osten des ndd. sprachgebietes weit verbreitet sind. — In gleicher weise ist auch die form *sundon* 'sind' der Freckenh. heberolle (vgl. dazu ae. *syndon*) in dem jetzt weitverbreiteten ndd. *sünt* wiederzufinden, wofür die Wenkerschen sprachkarten genau die grenzen angeben. Herr dr. W. Seelmann war so freundlich, dieselben für mich einzusehen und mir mitzuteilen, daß das *sünt*-gebiet von der holländischen grenze bis zur Odermündung in einem breiten gürtel sich erstreckt, der im norden an der küste bez. der dänischen sprachgrenze beginnt und nach süden bis Lingen, Quakenbrück, Diepholz, Dümmersee, Nienburg, Steinhudersee, fast Hannover, fast Gifhorn usw. reicht. Außerdem gibt es im nordwesten Westfalens eine mäßig große *sünd-*, (im westen) *sönd*-enklave, in welcher die städte Vreden, Ahaus, Stadtlohn, Coesfeld, Borken, Bocholt und Haltern liegen. Freckenhorst befindet sich außerhalb dieses bezirkes, östlich von Coesfeld. Das enklavegebiet der 1. plur.-formen ist ein wenig kleiner. — Die ursache der labialisierung kann nur die häufige unbetontheit der form sein; daß die 1. pers. plur. weniger häufig mit *-ü-* erscheint, liegt vielleicht daran, daß diese nach dem meist unbetonten pronomen *wī* einen etwas stärkeren ton hat als die oft hinter nominibus stehende form der 3. plur. Die form *sundon* der Freck. Heb. beweist übrigens, daß schon in as. zeit *u* den *ü*-laut bezeichnen konnte.

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

ZU REINMAR VON ZWETER 145.

Der spruch gehört in das jahr 1240, als man nach einem gegenkönig für Friedrich II. suchte. Wilmanns hat aus demselben geschlossen, daß die deutsche königskrone auch dem dogen von Venedig angeboten worden sei. Roethe (s. 65) nimmt wenigstens an, daß der plan dazu bestanden habe. Golther stellt es geradezu als eine tatsache hin, daß der doge Jacob Tiepolo in aussicht genommen sei. Irgend eine nachricht über einen solchen plan ist sonst nirgends über-

liefert. Derselbe ist nur aus unserm spruche erschlossen, aber mit unrecht. Reinmar stellt die bemühungen einen candidaten zu finden höhnisch so dar, als ob das kaisertum zum verkauf ausgeboten wäre. Denn das können doch die worte *daz rœmisch rîche veile sî* nur bedeuten, nicht daß das kaisertum irgend einem einzelnen angeboten sei. Von diesem ausgebot haben nach Reinmar auch die Venezianer gehört, es ist ihnen brieflich mitgeteilt (nichts anderes können die worte *des sint in brieve komen* bedeuten). Deshalb sind sie auf den einfall gekommen, sie könnten sich auch bewerben. Auf die kosten braucht es ihnen ja nicht anzukommen (*si wellen dar zuo gerne ir stiure geben, daz ez noch kome in ir gewalt*). Dann, meint Reinmar, braucht niemand weiter nach einem zu jagen, der es besser bezahlen könnte. Das bedeuten die worte *son darf auch vürbaz nieman jagen, der ez nû müge vergelten baz mit schatze,* die von Roethe nicht richtig verstanden sind.

MÜNCHEN. H. PAUL.

GEMÜT.

Ulrich Stutz hat jüngst in der Zeitschrift der Savigny-stiftung für rechtsgeschichte 38 s. 368 ff. wieder die aufmerksamkeit auf den eigentümlichen rheinischen rechtsausdruck *gemüt* (*gemüde gemuede*) gelenkt, der besonders reich aus dem mndl. bei Verwijs-Verdam, Mndl. wb. 2, 1364 f. belegt ist, den aber auch R. Hildebrand, Dwb. 4, 1, 2, 3327 unter *gemüt* behandelt hat. Aus einer grundbedeutung 'übereinstimmung' werden da specielle anwendungen wie 'bewilligung, dispensation, bewilligte buße' u. dgl. abgeleitet, deren bedeutungsentwicklung keine schwierigkeit macht. Aber wie diese angenommene grundbedeutung sich zu nhd. *gemüt* in dem uns geläufigen sinne verhält, darüber herrscht unklarheit. R. Hildebrand erörtert den rechtsausdruck als nr. 12 am schlusse seines umfangreichen artikels und sagt: 'es ist also dieselbe bildung, *gemüt* als collectivum zu *mut,* aber auf mehrere, zwei oder viele bezogen, die einen mut, gesinnung, willen u. ä. haben oder finden durch verhandlung und verständigung'. Das ist

aber nicht richtig: es handelt sich hier um zwei verschiedene wörter, die nicht zusammengeworfen werden dürfen, wie es bisher allgemein geschehen ist, auch von Verdam im Mndl. wb. Nur Zarncke im Mhd. wb. 2, 1, 258 b hat den rechtsausdruck vorsichtig mit der frage 'hierher, oder oben zu *gemüete*?' getrennt gehalten, aber Lexer 1, 847 f. hat die beiden wieder vereinigt.

Das eine, uns im nhd. allein geläufige *gemüt* (mhd. *daz gemüete*) ist collectivum zu *muot*, hat also pluralische bedeutung, die zusammenfassung aller sinnesregungen; das andere im rechtsausdruck vorliegende ist substantiviertes neutrum eines adjectivs ahd. *gimuoti*, dessen bedeutung ist 'mit dem sinne, dem wunsche übereinstimmend', 'dem sinne gemäß', 'angenehm', 'lieb' u. dgl. Während im collectivum das präfix mehr formelement geworden ist, scheint in dem *gi-* des adjectivs noch ganz deutlich die grundbedeutung 'zusammen' durch. Das adj. *gimuoti* stellt sich also darin ganz ähnlich wie das adj. ahd. *gifuori* 'zusammen passend, zweckmäßig, nützlich', wozu das subst. *daz gifuori* 'passende gelegenheit, nutzen' gehört.[1]) Das collectivum mhd. *gemüete* ist im ahd.

[1]) Im mhd. ist das adj. *gevüere* nur noch in älteren quellen spärlich belegt, häufig ist dagegen seine substantivierung 'nutzen, gewinn' (s. Mhd. wb. 3, 265); Lexer belegt aber auch (1, 968) ein seltenes collectivum *gerüere* 'fuhrwerk', eine junge substantivische neuableitung zu *vuore*, die dem collectivum *gemüete* parallel ist; in gleicher bedeutung ein collect. *gevuorze* (1, 970) aus Frankfurt (vgl. Wilmanns, D. gramm. 2^2, s. 365). Das collect. *gevüere* 'fuhrwerk' scheint eine vereinzelt gebliebene neubildung zu sein: in der nhd. schriftsprache hat sie keine fortsetzung gefunden. Auch mhd. *gevüere* 'nutzen' reicht nhd. nur bis ins 16. jh. Ein anderes nhd. *geführe* wäre besonders umgangssprachlich jederzeit neu bildbar als iteratives collectivum zum verbum *führen* (wie *getue*, *geschreibe* usw.), eine wortgruppe, die ahd. noch kaum vorhanden, vom mhd. ab immer mehr um sich greift (vgl. Grimm, Gr. 2, 743 f.; v. Bahder, Verbalabstracta 205 f.). Dagegen weist Hildebrand Dwb. 4, 2, 2190 auf ein alemannisch-dialektisches *geführ* 'excremente' hin, welches collectivbildung zu alem. *fuore* in der bedeutung 'halbverdautes futter' ist. Vgl. Schweiz. Idiot. 1, 976 s. v. *gefüer* und 970 s. v. *fuer* 7. Sonderbarerweise sucht Hildebrand auch dieses *gefüer* mit ahd. *gifuori* 'nutzen' zu identificieren. Es ist nicht angängig, ableitungen gleicher form immer auf dieselbe grundlage zurückzuführen: im laufe der geschichtlichen entwicklung bilden sich immer neue schichten von ableitungen im anschluß an neue bedeutungen der stammwörter.

noch nicht belegt, nimmt aber im mhd. den breitesten raum ein, auch im mndl. *gemoede* liegt es vor: es scheint eine verhältnismäßig junge neubildung zu sein, wie überhaupt die collectiva vom mhd. ab zunehmen, vgl. Grimm, Gr. 2, 738. Dagegen ist das adj. *gimuoti* eine ältere bildung. Im ags. haben wir das adj. *ȝeméde* 'angenehm', dazu auch das neutr. subst. (Beow. 247 *máza ȝemédu* die einwilligung der verwandten); alts. ist das adj. nicht belegt, nur die substantivierung *gimôdi*, z. b. Hel. 3206 (*themu manne te gimôdea* dem manne zur befriedigung). Im ahd. ist das adj. reichlich belegt bei O., der es geradezu als lieblingsausdruck braucht, z. b. IV 11, 23 *nist mir iz gimuati* 'es ist nicht nach meinem sinn', L. 16 *bi thiu ist sînên er gimuati* 'deshalb ist er den seinen lieb'; ebenso häufig die substantivierung *thaz gimuati* 'was dem sinne gemäß ist', 'das angenehme', 'das wohlwollen' usw., z. b. S. 42 *due uns thaz gimuati thuruh thio sîno guatî* 'er möge uns um seiner güte willen diese annehmlichkeit gewähren'.

Im mhd. ist das adj. *gemüete* fast verschwunden. Dagegen ist ein anderes adj. *gemuot* sehr häufig. Wenn Wilmanns, D. gramm. 2^2, 423 sagt: 'Im ahd. ist nur *gimuoti* bei Otfrid belegt, im mhd. ist *gemuot* (nicht *gemüete*) überall in gebrauch', so verkennt er, daß das zwei ganz verschiedene adjectiva sind. Der reine *a*-stamm *gemuot* ist ein richtiges bahuvrîhî- oder possessivcompositum, 'einen *muot* habend', 'gesinnt', 'gestimmt'[1]), welches heute hauptsächlich in *wohlgemut* weiterlebt, der *ja*-stamm dagegen wird bei Lexer (1, 848) unter *gemuot* einmal aus der Elisabeth belegt: *mê danne ir gemûde wêre* 'mehr als ihr angenehm war', wo denn auch gleich mit der *ja*-form die richtige bedeutung erscheint. Die substantivierung dieses verschwindenden mhd. adj. *gemüete* hat sich nur in dem rechtsausdrucke erhalten, welcher hauptsächlich mfränk. ist, aber vereinzelt auch anderwärts (elsässisch) vorzukommen scheint. Dessen grundbedeutung werden wir nun aber nicht mehr als 'übereinstimmung' fassen, wie Hildebrand wollte:

[1]) Auch v. Bahder, Verbalabstracta s. 201 identificiert fälschlich mhd. *gemuot* und ahd. *gimuoti*: er will aus den possessivadjectiven die collectiva entstanden sein lassen, was abzulehnen ist: die collectiva sind eine selbständige bildung: vgl. Kluge, Nom. stammbildung § 65. 66.

ob mehrere bei dem beschluß beteiligt sind, ist gleichgültig, denn *gemüete* heißt einfach placitum, die willensmeinung, zustimmung, bewilligung 'das was jemandem nach dem sinne ist'. Das tritt im mndl. deutlich hervor, wo außer dem rechtsausdrucke auch noch der allgemeine gebrauch des neutrums weiter besteht. Verdam, der freilich dieses *gemoede* mit unter dem gleichlautenden collectivum behandelt, gibt unter 1. die bedeutungen 'wille, verlangen, wunsch', unter 2. 'gunst, geneigtheit, eine für einen anderen günstige stimmung' an; besonders formelhaft ist häufig *bi enes gemoede* 'mit jemandes zustimmung, gutbefinden, freiem willen'. Hieraus erklären sich ungezwungen die verschiedenen anwendungen des rechtsterminus.

HEIDELBERG. W. BRAUNE.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Baesecke, Georg, Einführung in das althochdeutsche (= Handbuch des deutschen unterrichts hg. von Adolf Matthias II, 1, 2). München, Beck 1918. — XI, 285 s. M. 13.50.

Bremer, Otto, Deutsche lautlehre. Leipzig, Quelle & Meyer 1918. — VIII, 100 s.

Brugmann, Karl, Zu den wörtern für *heute, gestern, morgen* in den indogermanischen sprachen (= Berichte der k. sächs. ges. d. wiss. zu Leipzig, phil.-hist. kl. 69, 1). Leipzig, Teubner 1917. — 34 s. M. 1.20.

Brun, Leo, Die mundart von Obersaxen im kanton Graubünden. Lautlehre und flexion (= Beiträge zur Schweizerdeutschen grammatik . . . hg. von A. Bachmann XI). Frauenfeld, Huber & Co. 1918. — 4 bl. 242 s. Fr. 9.00.

Götze, Alfred, Familiennamen im Badischen oberland (= Neujahrsblätter der Badischen Histor. Commission NF. 18). Heidelberg, Winter 1918. — 123 s. M. 1.60.

Hautkappe, Franz, Über die altdeutschen beichten und ihre beziehungen zu Cäsarius von Arles (= Forschungen und funde hg. von Franz Jostes IV, 5). Münster, Aschendorff 1917. — VIII, 133 s. M. 3.60.

Jiriczek, Otto, Seifriedsburg und Seyfriedsage. Eine sagenstudie in archiv und gelände (Sonderabdruck aus Archiv des historischen vereins für Unterfranken Bd. LIX). Würzburg 1917. — 76 s.

Meyer-Lübke, Wilhelm, Romanische namenstudien, II. heft. Weitere beiträge zur kenntnis der altportugiesischen namen (= Sitzungsberichte der Wiener ak., phil.-hist. kl. bd. 184, 4). Wien, Hölder 1917. — 83 s.

Mitteilungen der Schlesischen gesellschaft für volkskunde hg. v. Theodor Siebs. Mit einer sprachkarte. Bd. XIX (erstes und zweites heft). Jahrgang 1917. Breslau, Marcus 1917. — 284 s.

Mogk, Eugen, Deutsche heldensage. Hilfsbüchlein für den unterricht in den oberen klassen der höheren lehranstalten (Deutschkundliche bücherei). Leipzig, Quelle & Meyer 1917. — 48 s. M. 0.60.

Norden, Eduard, Germani. Ein grammatisch-ethnologisches problem (= Sitzungsberichte d. k. Preuß. akad. 1918 V s. 95—138).

Paul, Hermann, Mittelhochdeutsche grammatik. 10. und 11. auflage. Mit wort- und sachregister. Halle, Max Niemeyer 1918. — XII, 227 s. M. 4.00.

Schütte, Gudmund, Ptolemy's Maps of Northern Europe. A reconstruction of the prototypes. Published by the Royal Danish geographical society. Kopenhagen, Hagerup. — XVI, 150 s., XXXI s. karten.

Selmer, Ernst Westerlund, Satzphonetische untersuchungen (= Videnskapsselskapets skrifter II. Hist.-filos. klasse 1917 nr. 4). Kristiania, Jacob Dybwad in komm. 1917. — 43 s., 6 tafeln.

Szadrowsky, Manfred, Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung (= Beiträge zur Schweizerd. gramm. . . . hg. von A. Bachmann XII). Frauenfeld, Huber & Co. 1918. — 6 bl. 170 s. Fr. 7.00.

Singer, S., Carl von Kraus zum 20. april 1918 [Privatdruck (Buchdruckerei Buehler & Co., Bern): Bemerkungen zu Heinrich von Morungen]. — 16 s.

Trautmann, Hans, Das visuelle und akustische moment im mittelhochdeutschen volksepos (Diss.). Göttingen 1917. — 122 s.

BERICHTIGUNGEN.

Zu Beiträge 43.

S. 176 (zu v. 20) sind durch ein druckversehen die lesart Diemers (*din e*) und die der hs. (*dine*) miteinander vertauscht worden.

S. 178 anm. 1. Die conjectur *wifeit* ist schon von Jellinek Zs. fda. 43, 392 vorgeschlagen worden.

Zu Beiträge 42.

S. 544 z. 1. Statt 8. jh. lies 7. jh.

ALTHOCHDEUTSCH UND ANGELSÄCHSISCH.

1.

Die beiden großen ahd. übersetzungswerke, die nur fragmentarisch durch Is. und M. auf uns gekommene Isidorgruppe und die vollständig überlieferte Tatianübersetzung, sind mehrfach daraufhin angesehen worden, ob sie von Angelsachsen entweder ausgegangen, oder doch wenigstens durch Angelsachsen sprachlich beeinflußt worden seien. Für die Isidorgruppe hatte A. Holtzmann, Germ. 1, 470 ff. erweisen wollen, daß ihr verfasser Angelsachse gewesen sei[1]), eine meinung, deren gründe schon Weinhold, Isidor s. 93 ff. mit glück bekämpft hat. Aber damit war die annahme der einwirkung angelsächsischer gelehrter auf die entstehung der übersetzungen nicht beseitigt. Hatte doch Fr. Kauffmann Germ. 37, 244 (1892) noch vermutungsweise sich dahin geäußert, daß die ahd. übersetzungsliteratur unter ags. leitung und nach ags. vorbild entstanden sein möge. Speciell für den T hatte Sievers (Tatian[2] XXV. XXXI) einige sonst im ags. heimische wörter, die ahd. nur im T belegt sind, als entlehnungen aus dem ags. betrachtet und Carl Dietz in seiner Leipziger dissertation 'Die lateinische vorlage des ahd. T' (1893) kommt s. 37 zu der vermutung, daß der T durch eine — freilich nicht nachweisbare — ältere ags. evangelienübersetzung beeinflußt sein möge. Im schärfsten gegensatz zu diesen theorien bekämpfte R. Kögel principiell alle ahd. 'anglosaxonismen' (IF 3, 287). Wenn er darin auch zu weit geht, wie E. Steinmeyer

[1]) Holtzmann wollte diesen Angelsachsen im heil. Pirmin († 753) sehen. Abgesehen davon, daß bis in die erste hälfte des 8. jh.'s die übersetzungen unmöglich hinaufgerückt werden können, steht nicht einmal völlig fest, daß Pirmin Angelsachse war, obwohl A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 1[3], 347 wieder mit guten gründen sich dafür ausspricht. [Ebenso jetzt H. v. Schubert, Gesch. d. christl. kirche im frühmittelalter, 1917, s. 293.]

(Ergebnisse und fortschritte der germ. wiss. 1902 s. 207) mit recht betont, so sind doch Kögels einwendungen gegen die annahme ags. einflüsse auf unsere ahd. übersetzungen im wesentlichen wohl begründet.[1]) Kögel weist richtig darauf hin, daß die ags. übersetzungstätigkeit später beginne als die entstehung unserer ahd. übersetzungen und daß besonders in Fulda zur Tatianzeit keine englischen insassen mehr nachweisbar seien. Und daß man seltene ahd. wörter in Is. M. T deshalb als lehnworte betrachten dürfe, weil sie im ags. häufig seien, erklärt er für unberechtigt. Für die Isidorgruppe hat Steinmeyer, Prager d. studien 8, 158 ff. die zahlreichen altertümlichen *ἅπαξ λεγόμενα* zusammengestellt, von denen viele im ags. ihre entsprechung finden. Aber auch er kommt doch zu dem schlusse: 'Obschon weit entfernt von Kögels anglophobie, bin ich trotzdem nicht gemeint, den urheber der versionen für einen Angelsachsen auszugeben'. Er sieht vielmehr in dem idiom des übersetzers einen niederschlag der sprache, 'welcher die vornehmen kreise des Frankenreichs bei beginn der Karolingerzeit sich bedienten: diese kann sehr wohl formen bevorzugt, bedeutungsnuancen gekannt haben, welche wir bis jetzt nur im ags. oder alts. antreffen'.[2])

Für die der anglosaxonismen noch weit mehr verdächtige Tatianübersetzung besitzen wir jetzt eine eingehende und lehrreiche zusammenstellung und untersuchung ihres wortschatzes von Erich Gutmacher, Beitr. 39, welche gezeigt hat, daß im T eine große anzahl von worten enthalten sind, die den übrigen ahd. denkmälern fehlen und nur im ags. ihre entsprechung finden: die tabellen s. 277—281 lassen diesen tatbestand mit einem blicke überschauen. Als beispiele seien hier nur *gifëhan* (Gutm. s. 71), *landeri* (72), *liodar* (72), *mandwâri* (72), *furwergen* (76), *wabarsiuni* (77), die fremdwörter *kentilastab* (78), *tribuz* (82) hervorgehoben. Gegen die annahme

[1]) Vgl. besonders Anz. fda. 19, 220. 236; Litgesch. 1, 2, 456 f. 527. 582 f.

[2]) Nach Steinmeyer behauptet wieder Nutzhorn, Zs. fdph. 44, 279[2] ags. einfluß auf die Isidorgruppe. Ihr verfasser soll einen ags. lehrer gehabt haben. Aber das zum beweise angeführte genügt dazu nicht. Insbesondere sind wortformen wie *sunu, sindun, buuzssan* auch durchaus deutsch. Nur einige orthographica sind wohl als spuren des auch sonst verbreiteten ags. schreibeinflusses zu bewerten. Vgl. unten s. 377 f.

literarischer entlehnung aus dem ags. spricht aber entscheidend die weitere feststellung Gutmachers, daß viele der dem T allein eigenen ahd. wörter nicht nur im ags., sondern zugleich im alts. und altniederfränkischen (bez. mnd. und mniederl.) vorkommen. Beispiele hierfür bei Gutmacher zu *asni* (68), *hansa* (79), *widarkiosan* 'reprobare' für sonstiges ahd. *farkiosan* (22), *arwîzan* 'discedere' (76) zu alts. ags. *giwîtan* (*giweit* Hild.). So manches findet sich außer bei T auch nur niederdeutsch (nicht ags.), z. b. *biril* 'korb' (69), *inkennen* statt ahd. *irkennen* (20, vgl. s. 230). *giwizscaf* 'testimonium' (60). Hierdurch wird also der wortschatz des T als ein ausgesprochen mitteldeutscher gekennzeichnet, der in ebenso enger verbindung mit dem norden des westgermanischen sprachgebiets steht, als mit dem hochdeutschen süden. Dazu stimmt, daß eine anzahl der dem T mit dem ags. oder alts. gemeinsamen wörter auch in andern fränkischen quellen vorkommen (Gutmacher s. 251 ff.), z. b. *costunga* 'temptatio' auch Wk (55), *intrâtan* (alts. *antdrâdan*, ags. *ondrédan*) außer T auch bei O (257), und besonders *wuo* (= alts. *hwô*, mnd. *wô*; ags. afries. *hû*) für gemeinahd. *weo*, *wio*, welches im T nur seltener neben *wuo* erscheint (*wuo* vereinzelt in fränkischen quellen, vgl. Gutm. 254). Mit Is. M. hat T gemeinsam das fehlen des indefinit-präfixes *ethes-*, das nur hochdeutsch, besonders oberdeutsch ist und den übrigen germ. sprachen fehlt (s. 17 ff.). Ebenso fehlen dem T, im gegensatz zu den übrigen fränkischen denkmälern, aber gemeinschaftlich mit dem ags. alts., die dem ahd. so geläufigen worte *ginâda* (34), *trôst* (233), *freuuen* (71), *trûrên* mit sippe (67 f.), *clagôn* (284 f.) und anderes, das man in Gutmachers tabelle s. 282 f. bequem überblickt.

Gutmacher hat aus seinen zusammenstellungen am schluß (s. 286) das resultat gezogen, daß bei den meisten übereinstimmungen des T mit dem ags. sicher nicht an entlehnung zu denken sei: 'in wirklichkeit wird es sich in der hauptsache um ein problem der westgermanischen wortgeographie handeln'. Damit ist denn freilich eine weitere frage aufgeworfen, an deren beantwortung Gutmacher nicht herangetreten ist. Die wortgeographie ist ein bisher sehr vernachlässigtes gebiet der deutschen philologie. Man ist im wesentlichen auf die angaben der wörterbücher angewiesen,

die doch nur mehr nebenbei und zufällig wortgeographische aufklärung bieten. Sie lassen besonders für die älteren sprachstufen meist im stich, für welche man ohnehin nur auf die zufällig erhaltenen denkmäler angewiesen ist, die selbst bei feststehender localisierung ihrer sprachform doch eine genauere abgrenzung der wortverbreitung nicht ermöglichen. Eine solche würde nur für die gegenwart zu erzielen sein, wenn der wortschatz der heutigen mundarten dialektgeographisch aufgearbeitet wäre. Daran fehlt es aber so gut wie ganz: die französische philologie ist uns darin weit voraus.[1]) Wir können also dieses wichtige hilfsmittel bei der beurteilung der altdeutschen verhältnisse nicht systematisch anwenden.

Obwohl wir sonach das wortgeographische problem, welches uns der T bietet, im einzelnen mit unseren jetzigen mitteln kaum genau zu lösen im stande sein dürften, so lassen sich doch einige gesichtspunkte gewinnen, von denen es zu beurteilen ist. Wenn der wortschatz des T, der wegen seiner näheren berührung mit dem niederdeutschen als ausgesprochen mitteldeutsch zu bezeichnen ist, doch in so vielen einzelheiten allein im ags. seine entsprechung findet, so ist die notwendige folgerung

[1]) Der deutsche sprachatlas Wenkers verfolgt wesentlich grammatische ziele, für die abgrenzung der wortgebiete fällt nur nebenher etwas ab. Vor dreißig jahren hat Ludwig Tobler in der Festschrift für die deutsche philologenversammlung in Zürich 1887 s. 91—109 eine wertvolle anregung gegeben durch seine abhandlung 'Die lexikalischen unterschiede der deutschen dialekte, mit besonderer rücksicht auf die Schweiz'. Aber die wirkung ist ausgeblieben. Die lehrreiche arbeit von Philipp Lenz, 'Vergleichendes wörterbuch der nhd. sprache und des Handschuhsheimer dialekts, Baden-Baden 1898', welche für jedes schriftsprachliche wort die entsprechung des dialekts angibt, hätte für die wortgeographie förderlicher werden können, wenn dadurch die anlegung ähnlicher wortverzeichnisse anderer dialektgebiete hervorgerufen und damit eine grundlage für die vergleichung und abgrenzung des dialektischen wortschatzes gegeben worden wäre. Neuestens hat nun Paul Kretschmer mit seiner 'Wortgeographie der hochdeutschen umgangssprache' (Göttingen 1917. 1918) uns ein werk geschenkt, welches in trefflicher weise einen teil der aufgabe löst, freilich aber nur für die umgangssprache der gebildeten. Da diese sich auf dem untergrunde der dialekte aufbaut, so wird naturgemäß dabei auch die mundartliche wortgeographie vielfach gefördert, aber doch nur nebenbei. Für die deutsche philologie bleibt eine systematische bearbeitung der mundarten nach wie vor ein dringendes erfordernis.

zu ziehen, daß solche wörter auch im alts. (altniederfränk.) vorhanden gewesen sein müssen, sei es nun, daß sie in unseren begrenzten altniederd. quellen zufällig nicht belegt sind oder daß nur noch im T ein rest des früher allgemein niederdeutsch-mitteldeutschen bestandes erhalten ist. So ist das zuerst von Sievers (Tatian[2] s. XXXVII, vgl. Beitr. 19, 559 f.) mit ags. *hlôþere* identificierte *landeri* (latro) bei T nur einmal belegt und kommt auch später nirgends mehr vor. Aber es ist ableitung von dem stammwort ags. *hlóþ* (afries. *hlôth*) 'raub', welches durch das einzige altniederfränkische zeugnis der glossae Lips. (*te*) *hlothu* (ad praedam) für das gesamtniederdeutsche gebiet gesichert wird. Ebenso muß das im ags. häufige verbum *cíegan* 'vocare' (< **kaujan*, Sievers Ags. gr. § 408 a. 13) zum alten niederdeutschen wortschatze gehört haben[1]); im T ist es nur noch einmal als *gi-keuuen* belegt (Gutm. s. 72), gewiß auch schon im aussterben begriffen, da T für 'vocare' sonst andere worte braucht, zumeist (*gi*)-*nemnen*, (*gi*)-*heizan*, (*gi*)-*ladôn*, (*gi*)-*halôn*, seltener *gruozen* und *ruofan*.

Andererseits fragt es sich, wie das verhältnis des T mit seinem sehr zum niederdeutschen neigenden wortschatze zum übrigen ahd. sprachbestande zu beurteilen sei. Denn mit dem hochdeutschen ist die sprache des T doch viel enger verknüpft wie mit dem niederdeutschen. Das beweist schon die specielle lautform, die im T so ausgesprochen hochdeutsch ist, daß schon dadurch der gedanke an entlehnung von wörtern wie *landeri* und *keuuen* ausgeschlossen wird, deren ags. formen unmöglich so correct ins ahd. hätten umgesetzt werden können, wenn sie nicht im T bodenständig gewesen wären. Die erklärung der auffälligen tatsache, daß der wortschatz des T vom gemeinahd. viel stärker abweicht, als die übrigen fränkischen denkmäler, wird meist darin zu suchen sein, daß der T viele altertümliche worte bewahrt, die im ahd. sonst schon ausgestorben waren, während die nördlicheren sprachen sie festhielten. Wir müssen doch von der annahme ausgehen, daß es in ältester zeit einen gemeinwestgermanischen wortschatz gegeben hat, von dem in der späteren entwicklung die einzelnen westgerm. glieder manches verloren und durch andere neu

[1]) Alts. wäre **kôian* zu erwarten (Gallée[2] § 100).

aufkommende ausdrücke ersetzten oder verdrängen ließen. Das ahd. und besonders das oberdeutsche sind reich an neuem wortmaterial. Sehr instructiv ist die verdrängung der germanischen sippe *dôm* in der bedeutung 'urteil, judicium', *dômjan* 'judicare' usw., worüber Gutmacher s. 73 ff. (253) eingehend gehandelt hat. Im hochd. hat nur T die alte sippe festgehalten, auch *tuomo* (judex = ags. *déma*), während oberd. *suona, suonen* und ganz besonders allgemeinhochd. *irteilen, urteili* dafür eintritt, so daß außer bei T nur spuren von ahd. *tuom* usw. erhalten sind. Bis ins alts. hinein dringt das neue wort: Hel. *âdêlian* oft, neben seltenerem *dômjan*[1]; auch schon einmal *urdêli* neben gewöhnlichem *dôm*. Gutmacher hat auch richtig erkannt, daß durch das im Hel. mehrfach belegte *dômos âdêlian* der weg gezeigt ist, auf dem durch weglassung des objects das ursprünglich transitive *irteilen* die intrans.-technische bedeutung 'judicare' erhielt. Ins ags. ist der neue gebrauch nicht gedrungen, dort hat *ádǽlan* nur die allgemeine bedeutung.[2] — Ein anderes beispiel speciell althochdeutscher neuschöpfung ist *klagôn* 'wehklagen' (dazu composita und substantiva *klaga* usw.). Das wort ist nur ahd. und ist auch bis ins fränkische (O) gedrungen, dagegen kommt es noch nicht bei T vor (Gutm. s. 284 f.), der statt dessen nur das gemeingerm. *wuofen* braucht, welches auch sonst im ahd. noch daneben besteht. — Ähnlich ist wohl die sippe von ahd. *trûrên* zu beurteilen, die im T noch fehlt, ebenso im alts. (ags.). Das im ahd. absterbende *mornên* und ganz besonders *truobên, truoben* sind bei T die vertreter der bedeutung. Vgl. Gutm. s. 67 f.

Wenn also diese und ähnliche neue worte bei T noch nicht vorkommen, so wird man auch umgekehrt schließen dürfen, daß dem T allein angehörige ahd. worte, die nach ihm im mitteldeutschen sprachschatz fehlen, aber im ags. (alts.)

---

[1]) Hel. 4291 ist *âdômienne* M in C durch moderneres *âdêlianne* ersetzt.

[2]) Deshalb kann das in ags. gesetzen seit dem anfang des 10. jh.'s auftretende *ordál* mit der rechtstechnischen bedeutung 'judicium dei' nicht bodenständig sein: es ist lehnwort aus dem südlichen westgermanisch. Auch Liebermann, Gesetze der Angelsachsen II s. 601 hält es für 'den Franken entlehnt'. Aus der ags. gesetzessprache entsprang mlat. *ordalium* und daraus wieder die nhd. rückentlehnung *ordalien* (vgl. Dwb. 7, 1316).

vorhanden sind, als gemeinwestgermanisch zu betrachten und im ahd. durch neue worte ersetzt sind. Solche sind z. b. *asni* und *asneri* 'mercenarius' (Gutm. s. 68), bei T nur je einmal, sonst ahd. überhaupt nicht belegt (alts. *asna* Freck., mnd. *asnen*, ags. *esne*). Das got. *asneis* beweist, daß es auch oberd. früher vorhanden gewesen sein muß. Ebenso wird *gimunt* 'memoria' T (Gutm. s. 73), ags. *ȝemynd* durch got. *gamunds* als gemeingermanisch erwiesen. Im ahd. ist es durch *gihuct* ersetzt, weil das zugrunde liegende praet.-praes. got. *munan*, ags. *ȝemunan* verschwunden war. Besonders interessant ist das bei T häufige st. v. *gifëhan* 'gaudere' mit zugehörigem *gifëho* 'gaudium'. Dasselbe findet nur in ags. *ȝeféon* und *ȝeféa* seine entsprechung, vgl. die ausführliche behandlung bei Gutmacher s. 69 ff. Nach T ist von dem verbum weder mitteldeutsch noch niederdeutsch eine spur vorhanden. Sievers Tatian[2] s. XXXI dachte deshalb an entlehnung aus dem ags. Aber wenn schon an sich entlehnung für einen solchen in allen sprachen geläufigen begriff unwahrscheinlich ist, so kommt hinzu, daß ags. *ȝeféon*, ahd. *gifëhan* das primäre verbum darstellen zu einer in den altgerm. sprachen verbreiteten wortfamilie, die im got. durch *faheps* 'freude', *faginon* 'sich freuen', im altn. durch *fagna*, *feginn*, im alts. durch *faganon*, *fagan* usw. vertreten ist.[1]) Und auch das ahd. hat zwar nur noch bei T *gifëhan* und *gifëho*, aber in den alem. Hymnen findet sich noch zweimal *feginôn* 'exultare' und das comp. *sigu-faginônt* 'triumphans'. Die sippe ist ahd. im aussterben. Nur das abgeleitete adj. *gifag*, meist schwach *gifago*, Graff. 3, 419 (contentus) hält sich länger, bei N und noch bis ins 13. jh. mhd. *gevage* 'zufrieden' (Mhd. wb. 3, 201, Lexer 1, 954). Wie *gifëhan* und *faginôn* sind im ahd. auch die gleichfalls für 'gaudere, exultare' vorhandenen verba *blîden* und *menden* rückgängig: *menden* reicht noch bis ins 13. jh.; *blîden* stirbt schon eher ab, alle verdrängt durch die hochdeutsche neuschöpfung *sih freuuen*, welche ebenso wie das subst. *freuwida* bei T noch ganz fehlt.[2])

[1]) Vgl. auch Kögel, Anz. fda. 19, 236.

[2]) Das verbum *freuwen* nebst sonstigem zubehör (*frauwôn*, *freuwida* usw.) ist ahd. neubildung aus dem adj. (**frawa*-), *frô*. Das adj. selbst ist auch alts. vorhanden (*frâ*, *frôliko*, *frômôd* Hel.), also südwest-

So wird also in der regel der abweichende wortschatz des T als altertümlich zu bezeichnen sein, altes gemeinwestgerm. wortmaterial festhaltend, das sonst im ahd. schon ausgestorben ist. Theoretisch wäre freilich auch die andere erklärung denkbar, daß ein wort neuschöpfung der nördlicheren dialekte und nur bis in die gegend des Tatiandialektes vorgedrungen wäre, nicht aber ins übrige ahd. sprachgebiet. Aber für diese erklärungsmöglichkeit sehe ich keinen anhalt. Für die altertümlichkeit bei T spricht auch das von Gutm. s. 229 ff. festgestellte weitgehende zusammentreffen des T in seltenen worten mit dem Keronischen glossar. Dieses älteste größere ahd. denkmal, dessen original wohl nicht viel nach 750 anzusetzen ist, enthält eine sehr große anzahl von wörtern, die ahd. nur noch hier bezeugt sind.[1]) Und von diesen finden sich so manche im ags. wieder: letzte reste eines im ahd. aussterbenden sprachmaterials. Als beispiele führe ich nur an: das heidnische *paro* 'hain' Pa = ags. *bearo,* welches schon K und Ra nicht mehr verstanden (Gutm. s. 244), *thau* 'sitte' (Gutm. s. 247) = ags. *þéaw,* welches aber auch noch im Hel. vorkommt, das gemeingerm. st. v. got. *hiufan* 'wehklagen' (Gutm. s. 246), ebenfalls im Hel. noch zweimal belegt.[2]) Das gemeingerm. verbum *getan* (fassen), welches im ahd. sonst nur negiert in *irgezzan, firgezzan* vorkommt, ist im Keron. gloss. auch noch durch die positiven composita *ingezzan* 'erkennen' (ags. *ondgietan*) und *bigezzan* 'erlangen' (ags. *begietan,* alts. *bigetan*) vertreten (Gutm. s. 243 f.).

Von den außer dem Keron. gloss. nur noch im T belegten alten wörtern hebe ich hier auch nur einige beispiele hervor,

germ., daher muß es auch dem T zugesprochen werden, der es nur zufällig nicht aufweist, weil ein adjectiv wie laetus nicht zu übersetzen war. Die bedeutung 'froh' ist selbst schon eine südwestgerm. neuerung. Nach ausweis des altn. *frár* (vgl. Falk-Torp, Etym. wb. 276) war die ursprüngliche bedeutung 'erregt, munter'. Noch im Keron. gloss. gibt *frô* 8, 3 lat. alacer und 156, 27 festivus wieder, laetus wird in beiden stellen durch *plidi* übersetzt. Aber an andern stellen auch schon in der gewöhnlichen bedeutung. Vgl. Gutmacher s. 70.

[1]) Vgl. die zusammenstellung bei Otto Schenck, Zum wortschatz des Keronischen glossars. (Diss.) Heidelberg 1912.

[2]) Der gewöhnliche ausdruck im Hel. ist *wôpian* = ahd. *klagôn* (s. o. s. 366).

auf das volle material bei Gutmacher verweisend. Das adj. *fagar* nebst ableitungen (*fagarî, fagarnessî*), welches durch got. *fagrs* als gemeingermanisch erwiesen wird, findet sich ahd. nur noch bei T (3 belege) und im Keron. gloss. (Gutm. s. 28. 44. 232), während es sonst ahd. durch das synonymum *scôni* verdrängt worden ist, das ursprünglich eine etwas andere bedeutung hatte (vgl. Kluge, Et. wb. s. v. *schön*). Da im T nach ausweis von Köhler (lat.-ahd. glossar zu T) weder lat. pulcher noch formosus je zu übersetzen war, so darf man nicht mit Gutmacher s. 283 dem wortschatz des T den besitz von *scôni* absprechen: das eine *fagar* adj. entspricht dem lat. speciosus, je ein *fagarî, fagarnessî* übersetzt lat. claritas; für pulcher oder formosus würde gewiß *scôni* angewandt worden sein, welches ja auch ein gemeingermanisches wort war. — Ein altes westgerm. wort für 'schrecken' terror ist im ags. reichlich belegt als *bróga,* dazu *brégean* 'in schrecken setzen'. Im alts. ist es schon verschwunden, ahd. steht in K *prokendi* 'terrendus' und außerdem bei T einmal *bruogo* 'terror' und viermal das verbum (*ar-*)*bruogen* 'terrere, exterrere' (Gutm. s. 231 f.). — Das im ags. häufige adj. *orsorg* (sorglos)[1] ist ahd. nur einmal im Keron. gloss. als *ursorg* belegt (260, 8) und als *ja*-stamm einmal im T *ursurgi* 'securus' (Gutm. s. 15 f. 238).

Dieses letztere beispiel ist methodisch wichtig für die beurteilung des zusammentreffens von T und Keron. gloss. in seltenen worten. Die mit *ur-* componierten adjectiva, in welchen das *ur-* negierende bedeutung hat, sind im ags. häufig und viel gebraucht. Dagegen ist ahd. schon in den ältesten quellen diese bildung im aussterben begriffen, composita mit *un-* und *-lôs* nehmen dafür überhand. Die meisten der in Grimms (gramm. 2, 787 f.) und Graffs (1, 394 f.) aufzählungen enthaltenen adjectiva mit negierendem *ur-* kommen nur in einem oder einigen sehr alten denkmälern und meist nur in einem einzigen beleg vor. Voran steht das Keron. glossar, welches allein folgende adjectiva hat:

a) *urlastri* 'tadellos', inlustris (ags. *orleahtre*) 172, 32. 204, 36 und 136, 10, an letzterer stelle hat schon K moderneres *unlastri* dafür eingesetzt. — *urlenti* 'fremd' (peregrinus, advena, incola) 54, 40 und 192, 25,

[1]) Der ags. übersetzer der alts. Genesis hat in v. 13 *orsorge* für *tuom* des originals eingesetzt.

wo Ra *elilenti* dafür einsetzt (vgl. Graff 2, 237). — *urpôhhi* 'nicht buchgelehrt' (obliteratus) 221, 22. 25. An anderer stelle bringt R 193, 6 dafür neueres *unpoohhic* idiota. — *urdâhti* (zweifelnd), nur K 250, 3: *urthahte* suspensi (Graff 5, 164).

Im Keronischen glossar und in einer oder zwei anderen alten quellen sind belegt:

b) *urmuot, urmuoti* (sinnlos, ags. *ormód*): disperatus 108, 5, amens 166, 36; dazu in Ic *urmuati* amenticus Gl. 4, 2, 20. — *urlust(i)* dissidiosus 100, 10, dazu in Ja *urlustlihho* acide und *urlust* Gl. 1, 586, 20. 587, 11. — *urhirzi, urherz* (unsinnig): *urhirzi* excors 122, 37. 40, vecors (K) 264, 7; dazu in R *urherz* excors 122, 40, in Rb *urhercer ist* excors est Gl. 1, 541, 40, in Ja *urherzer* Gl. 1, 543, 23. — *urwâfan(i)* inermis: *uruuafan* Pa 188, 3 (dafür *uuanuuafan* K, *ununafan* Ra) und *uruuáfni* R (nach Graff 1, 787 auch in Ib und Rc). — *urwicki* extra viam Pa K (*uzan uueges* Ra) 36, 8; dazu in X *uruuicke edo anuickun* invio, in R *uruueke* 191, 9. — *uruuâni* (ags. *orwéne*): disperatus 223, 22 und O I 4, 52 *uruuanaz*. — *urwis* 'führerlos': *uruuis* digeris 96, 13 und O II 6, 38 *uruuise*.

Den beiden letzten fällen aus Keron. gloss. und Otfrid schließt sich das éine *ursorg, ursurgi* an, welches dem T und Keron. gloss. gemeinschaftlich ist. Aber auch einige andere alte denkmäler bewahren reste solcher adjectiva, welche im Keron. gloss. keine entsprechung haben:

c) *urhlôzi* exsors (ags. *orhlyte*) R 123, 40, *urluzer* Rb 1, 559, 7. — *urplôti*: exsanguis (ags. *orblédе*) R 127, 2, während die Keron. gl. hier *fona plote* bieten. — *ursêli*: exanimis (ags. *orsáwle*) R 125, 39 (das Keron. gl. hat hier *fona mote edo fona saelu* Pa); *urseler* exanimis Rd Ib Gl. 1, 278, 69. — *urtriuwi* (treulos, ags. *ortréowe*): adultera M. 6, 29; infidus Voc. (Gl. 3, 5, 2); suspitiosus B (ed. Steinmeyer) 276, 13.[1]) — *urtruht* sobrius H (*urtructe* H 4, 6, 1, *urtruhtlicho* H 3, 6, 3) vgl. Kögel, Beitr. 9, 194. — *urminni* nur O I 4, 50. — *arerdeo* extorris Gl. 2, 23, 4. — *uruuíhaz* execrandum Ib Rd Gl. 1, 278, 49.

Etwas öfter belegt ist nur *ursinni* und *ursinnig* 'sinnlos' (Graff 6, 230 f.), daneben auch *unsinnig*, das im mhd. herrscht. — Erst bei N tritt *urouge* (unsichtbar) auf, vgl. Graff 1, 123.

Im ganzen stellen sich also die negierenden adjectiva mit *ur-* als eine schon im älteren ahd. absterbende bildung dar.[2])

[1]) T braucht hierfür schon *ungitriuwi*!

[2]) Anders verhalten sich die im ahd. nicht zahlreichen adjectiva mit verstärkendem *ur-*, welche aber reicher belegt sind, wie *urmâri, uralt* (sehr alt, ags. *oreald*), *urdruzzi*. Diese haben ein zäheres leben: noch im mhd. sind besonders *urmære* und *urdrütze* häufig; bis ins nhd. hat sich nur *uralt* gerettet und hat da in neuerer zeit anlaß zur weiterbildung gegeben. Vgl. Paul, Dwb.[2] s. 588.

Im mhd. sind sie fast ganz [1]), im nhd. gänzlich verschwunden. Diese feststellungen zeigen uns, daß das zusammentreffen von T mit Keron. gloss. in dem worte *ursorg, ursurgi* nichts auffälliges hat, wie es im rahmen von Gutmachers darstellung erscheinen könnte, sondern nur das hohe alter der sprache des Keron. gloss. beweist, welches noch eine große anzahl negierender *ur*-adjectiva besitzt und in solchen bald mit dieser, bald mit jener alten quelle zusammentrifft. Von dieser erkenntnis aus gewinnen wir nun einen beweis für die richtigkeit unserer einschätzung der übereinstimmung des ags. wortschatzes mit worten, die nur im T oder im T und Keron. gloss. vorkommen: es handelt sich da um absterbendes ahd. wortmaterial, welches im ags. noch lebenskräftig ist.[2]) Es ist deshalb auch nicht so merkwürdig, wie es Gutmacher s. 205 findet, daß T in einigen altertümlichen worten auch mit anderen alten quellen, insbesondere der Benedictinerregel zusammentrifft, ohne daß das Keron. glossar daran teil hat. Vgl. *antlengan, antlingen* (Gutmacher s. 64. 265. 577) und anderes.

Wir können danach versuchen, den sprachlichen charakter der gemeinschaft ostfränkischer männer, aus welcher um 830 in Fulda die Tatianübersetzung hervorgegangen ist, etwas näher zu umschreiben. Unsere vorhergehenden ausführungen haben gezeigt, daß die Tatiansprache auf dem westgermanischen sprachschatze ruht. Nur dadurch ist sie mit dem ags. wortvorrate verwandt, directe wortentlehnung durch die übersetzer ist nicht anzunehmen. Im gegensatz zum ags. steht sie, insofern sie südwestgermanisch ist: sie nimmt also teil an demjenigen hochdeutsch-niederdeutschen wortvorrate, welcher

[1]) Die mhd. belege, welche Lexer und das mhd. wb. verzeichnen, sind *urbûwe, urhüge, urklege, urlende, ursæze, ursinnecheit, ursorge, urvêch, urwære, urwîse.* Dieselben stammen aber meist aus der rechtsprosa und sind alle außer *urbûwe* (unbebaut) und *urklege* (klaglos) nur in je einem einzigen beleg gebucht; einige setzen ahd. belegte wörter fort: *urlende, urwîse, ursinnecheit* und bemerkenswerterweise das in rede stehende adj. *ursorge* (sicher), dieses im Augsburger stadtrecht von 1276. In der rechtssprache erhält sich eben vielfach altes sprachmaterial, das in der lebenden sprache abgestorben ist, vgl. z. b. oben s. 356 ff. *gemüt.*

[2]) Bisweilen streift auch Gutmacher an diese erkenntnis. Vgl. zu *biboteri* und *bigengiri* (s. 24 f. und 231).

nicht auch anglofriesisch ist.[1]) Solche ahd.-alts. wörter sind bei T z. b. *agaleizo* (alts. *aglêto*), auch got., ags. also verloren, ebenso *reini*, alts. *hrêni*, got. *hrains*, das im ags. durch *clǽne* verdrängt ist; *bilidi*, *bilidôn*, *bëtôn*, *furisto* 'princeps', *hêrro* (in der ags. übersetzung der alts. Gen. als *hearra* entlehnt)[2]), *îlen*, *jehan*, *gimahalen* 'desponsare' und vieles andere.

Wenn T nun auch in vielem sich zum niederdeutschen gegen das oberdeutsche stellt, so ist er anderseits ebenso eng mit dem gemeinhochdeutschen verknüpft, nicht nur durch die laute und flexionen, sondern auch in so manchen worten, welche dem hochdeutschen allein eigen sind, ein moment, welches in Gutmachers zusammenstellungen nicht besonders hervortritt. Solche speciell hochdeutsche worte des T, die dem alts. fehlen, sind u. a. *skimphen* 'illudere, deridere', *biskrenken* 'praecipitare' (Graff 6, 583), *stric* 'laqueus', *tenni* 'area', *hêrtuom* 'herrschaft', im ahd. ungemein häufig, Graff 4, 994 ff.[3]), *heuuiskrekeo* 'locusta', das allgemein hochdeutsche wort (Gutmacher s. 284: vgl. P. Kretschmer, Wortgeographie s. 235 f., Dwb. 4, 2, 1293);

---

[1]) Für das friesische ist freilich zu beachten, daß bei dessen später überlieferung so manches südwestgerm. wortmaterial erscheint, das eingewandert ist. So z. b. ist die ursprünglich nur hochdeutsche sippe von *klagen* (vgl. oben s. 366), welche ahd. zunächst 'wehklagen' bedeutete (accusare ist ahd. noch *ruogen*), in ihrer späteren rechtstechnischen bedeutung aber ins altfriesische eingedrungen (altfries. *klagia*). Vgl. oben (s. 366 a. 2) ags. *ordál*.

[2]) Auch das im gegensatz zu *hêrro* in seiner grundbedeutung 'senior' entstandene subst. *jungiro* 'junior' ist naturgemäß von haus aus nur südwestgermanisch und wird zunächst im allgemeinen sprachgebrauch 'diener, untergebener' bedeutet haben (vgl. subditos *iungarun* Gl. 2, 289, 62), ist aber im kirchlichen sinne ständige wiedergabe des 'discipulus' der vulgata geworden. So auch bei T. Im ags. findet sich diese anwendung bisweilen auch, aber nur nebenher: für die jünger Jesu werden meist andere bezeichnungen angewendet, in den evangelienübersetzungen *discipul*, *leornere*, *leorningcniht*, *þegn* u. a. Vgl. Mac Gillivray, The influence of christianity on the vocabulary of old English (Stud. z. engl. philol. 8) s. 43 ff. In ags. *geongra* wird man wohl einwanderung continentalen sprachgebrauchs sehen dürfen. Bezeichnenderweise erscheint es häufig in dem alts. teile der ags. Genesis.

[3]) Im alts. vertritt *heridôm* diesen begriff, das einmalige *hêrdôm* Hel. 2892 hat eine andere bedeutung; dagegen findet sich *hêrdôm* in der ahd. bedeutung in glossen und der beichte (Gallée, Vorstudien s. 134).

kumft 'adventus'[1]), *numft* 'assumptio' (und *nôtnumft* 'rapina' gegen ags. *nýdnǽm*), *gizumft* 'conventio' (und *messezumft* 'dissensio', dazu *gizumftig, gizumftigôn*)[2]); *sus* gegen alts. ags. afries. *thus* (vgl. Sievers, Beitr. 12, 498 ff.).

Innerhalb der ahd. sprachgemeinschaft zeichnet sich nun der sprachkreis des T durch weitgehende bewahrung altertümlichen wortschatzes aus, sowohl positiv als ganz besonders negativ, indem er ahd. neuerungen, die von süden her vordringen, unzugänglich geblieben ist. Ich habe als beispiele hierfür schon oben s. 363 ff. im anschluß an Gutmachers tabelle s. 282 als dem T fehlend hervorgehoben ausdrücke wie ahd. *ginâda, trôst, trûren, freuwen, klaga* und *klagôn, irteilen* 'judicare' und das auch noch in Is. M. fehlende indefinitpräfix *ethes-, eddes-*. Daß dies alles nur altertümlichkeiten sind, geht daraus hervor, daß später diese neuerungen das ganze sprachgebiet einnehmen, aus welchem der T hervorgegangen ist, wie auch anderseits die bei T noch vorhandenen alten wörter daselbst verschwunden sind. Es befinden sich in der sprache des T aber auch elemente, welche länger dauernd als mitteldeutsche kennzeichen zu betrachten sind. Hierher gehören die häufigen kurzformen der pronomina possessiva *unsêr, iuwêr* (Ahd. gr. § 286), das pronomen *her, hê* neben *er* (Ahd. gr. § 283 a. 1 a); die specifisch mitteldeutsche form des verbums *wollen* (alts. *willian, wellian*), welche auch in mhd. zeit sich von oberd. *wellen* abhebt und in die nhd. schriftsprache übergegangen ist (Ahd. gr. § 385 a. 4), md. *wirken* OT gegen obd. *wurchen* (Ahd. gr. § 364, 2), ferner die bildung indefiniter pronomina durch *sih-* (*sihwer, sihwelih* u. a.), welche noch in mhd. zeit für md. gebiete charakteristisch ist (vgl. Gutm. s. 17); das specifisch md. wort *ziga* TO, welches mundartlich bis heute nur auf md. sprachgebiete vorkommt (vgl. Gutm. s. 254), als rest eines früher weiter verbreiteten gebrauchs erwiesen

[4]) Dagegen braucht T für venturus, futurus noch das im alts., ags. und älteren ahd. allein herrschende *zuowart*, nicht *kunftig*, welches zuerst bei O erscheint, so recht häufig aber erst seit N wird.

[5]) Im alts. ist von diesen drei ahd. nomina actionis einzig das compos. *mistumft* (alts. beichte) belegt, wahrscheinlich hochdeutschem original nachgebildet. Vgl. Kögel, Lit. 1, 2, 552; Hautkappe, Über die altdeutschen beichten, Münster 1917, s. 54.

durch das davon abgeleitete ebenfalls md. *zikkîn* 'haedus' T Will., welches in ags. *ticcen* seine entsprechung findet (vgl. Gutm. s. 262).

Obwohl sonach der ahd. sprachkreis des T räumlich und zeitlich im allgemeinen sich in weitere entwicklungskreise einordnet, so bildet er doch auch insofern einen isolierten kreis für sich, als er besonderheiten zeigt, die nur ihm allein eigen sind, also weder im ahd. noch in den übrigen westgerman. dialekten eine entsprechung haben. Hierher gehört manches aus den zusammenstellungen Gutmachers im ersten teil. Ich hebe einige composita hervor, die — obwohl aus bekanntem wortmaterial — doch bemerkenswert sind: so *folcurni* (Gutm. s. 3), *gommanbarn* (4), *ruomgiscrib* (4), *hûssuâso* (4), *thanatrib* (9); *uuîhrouhbrunst* 'incensum' (10); eigenartiger *burdref* 'pera' (3), *eidburt* 'iusiurandum', *uozurnen* 'spernere' (vgl. oben s. 179 f.); *wortbilidi* (10) als besonderer ausdruck für lat. proverbium, den sich der Fuldaer kreis gebildet hat, wie er auch lat. lehnwörter hat, die sonst nirgends gebraucht werden, vgl. *increbôn* 'increpare' (78), *paston* 'altilia' (79). Von einfachen worten, zu sonst bekannten stämmen gehörig, nenne ich *berd* 'genimen' (68), *girdinôn* 'cupere' (71). Ganz unbekannt ist *manzon* 'ubera' (72), das Grimm gr. 2, 995 mit griech. *μαζός*, lat. *mamma* zusammenstellt.

Der besondere sprachkreis des T wird aber auch in negativer hinsicht dadurch charakterisiert, daß in ihm einige worte fehlen, die nicht bloß ahd., sondern allgemein westgermanisch sind. Sie sind also in diesem local und zeitlich begrenzten sprachkreise abhanden gekommen und durch andere ersetzt worden. Das auffälligste beispiel betrifft das gemeingermanische praeteritopraes. *kunnan* (wissen) mit seiner ableitung sw. v. *kunnên,* die in der bedeutung sich damit berührt. Beide worte fehlen bei T vollständig. Statt *kunnan* braucht T nur das gleichbedeutende *wizzan.* Vgl. Gutm. s. 231. Es kann das um so auffälliger scheinen, als im ags. und alts. (Hel.) der gebrauch von *kunnan* reich entwickelt ist. Daß die sprache des T das wort zugunsten von *wizzan* völlig aufgeben konnte, wird nur vom ahd. standpunkte aus verständlich. Denn im älteren ahd. wird überhaupt *kunnan* spärlich gebraucht und steht hinter *wizzan* sehr zurück. Es war ursprünglich ein

selbständiges verbum, welches keinen ergänzenden infinitiv benötigte. Im gotischen ist bei sehr reichem vorkommen des wortes keine einzige infinitivconstruction belegt, was schon J. Grimm (Gramm. 4, 92) auffiel. Und auch im älteren ahd. ist dies im gegensatz zum ags. alts. (und altn.) noch der fall. Erst nachdem *kunnan* in parallele zu *mugan* getreten war und diesem nachfolgend in die rolle eines hilfsverbums einlenkte, so daß die beiden verba — dem franz. savoir und pouvoir in der bedeutung entsprechend — vorwiegend in infinitivconstruction gebraucht wurden, wurde das verbum *kunnan* überaus häufig. Diese entwicklung trat aber erst spätahd. ein und ist bei N durchgedrungen (vgl. die belege bei Graff 4, 409). Im 9. jh. erscheinen bei O, der im ganzen nur fünf fälle des verbums aufweist, die ersten infinitivconstructionen (I 1, 120; IV 5, 10).[1] So erklärt es sich, daß im 8. und 9. jh. *kan* gegenüber häufigerem *weiz* überhaupt seltener ist.[2] Aber daß es in einem so umfänglichen denkmal wie T gar nicht vorkommt, ist doch nur erklärlich, wenn dieser sprachkreis es ganz aufgegeben hatte. — Ein anderer auffälliger verlust ist die aufgabe der praep. *âno* bei T, statt deren nur *ûzzan* gebraucht wird, während alle anderen ahd. denkmäler entweder nur *âno* oder daneben noch *ûzzan* oder verwandte formen (*ûzzana, biûzan, ûzar*) haben. Von den beiden ist *âno* die ältere praeposition, die im gotischen mit anderer ablautsstufe *inu* (*inuh*) allein vorkommt, im westgermanischen und altnordischen stehen beide nebeneinander (altn. *án, ón* und *útan*). Die einzelsprachen zeigen die tendenz, eine von beiden aufzugeben: im schwedisch-dänischen ist *utan, uden* allein übrig geblieben.[3] Von den altwestgerm. sprachen hat nur das ags. *âno* aufgegeben, das alts. und das altfries. (altfries. *ôni* und *bûta*) haben beide präpositionen, im ahd. ist

---

[1]) Die übrigen drei beispiele zeigen den alten gebrauch, vgl. z. b. *wio er thio buah konsti* III 16, 7 = 'quomodo hic literas scit' Joh. 7, 15. Den nur 5 *kan* steht bei O eine große masse von belegen für *weiz* zur seite.

[2]) In der Benedictinerregel kommt es gar nicht vor, wohl aber *wizzan*; in Is. und M. findet sich wenigstens *kunnên* je einmal, dagegen neben mehreren *wizzan* für 'scire' kein *kan*.

[3]) Vgl. Falk-Torp, Etym. wb. s. 1326.

meist nur *âno* vorhanden, das späterhin allein übrig geblieben ist. Vgl. Gutm. s. 238 f.

Bemerkenswert ist auch das fehlen des in allen westgerm. sprachen reich vertretenen verbums *machôn*, vgl. Gutm. s. 285, welcher sagt, daß T dafür *tuon* gebrauche. Aber das ist doch nicht zutreffend. Denn im älteren ahd. ist *machôn* noch nicht gleich lat. facere, sondern seiner herkunft nach, als westgerm. neubildung zu dem adj. *gimah* 'verbunden, zusammengefügt, passend' ist die ältere bedeutung von *machôn* oder vielmehr des anfangs häufigeren *gimachôn* 'zusammenfügen, verbinden'. Im Keron. gloss. übersetzt es die lat. verba jungere, conjungere, adjungere, glomerare, coacervare, coaptare, comparare, niemals aber facere, gerere, agere, die durch *tuon* wiedergegeben werden. Zuerst bei O tritt (*gi*)-*machôn* in der abgeleiteten bedeutung 'zurecht machen, bereiten, machen' auf, so daß es sich mit *tuon* teilweise nahe berührt und lat. parare oder facere wiedergeben konnte. Bei T ist das noch nicht der fall gewesen. Er braucht allerdings *tuon* vielfach so, wie O *machôn* anwendet, aber nie für die alte bedeutung dieses wortes.[1]) Wir dürfen ruhig annehmen, daß dem sprachschatz des T das wort *gimachôn* in seiner älteren bedeutung 'verbinden' nicht fremd gewesen sei, daß aber in diesem beschränkteren sinne sich keine gelegenheit zur anwendung bot. Schon Graff 2, 640 hat bei *machôn* bemerkt, daß T und Is. M. den ganzen wortstamm nicht kennen, und daß in B das simplex *machôn* fehle. In B ist *kimachôn* ziemlich häufig, übersetzt aber nur die lat. worte jungere, conjungere, injungere, sociari.[2]) Wenn T hinsichtlich *machôn* auf dem stande von B sich befand, so konnte *gimachôn* nicht vorkommen. Denn in der vorlage des T begegnet weder jungere, injungere noch sociari; nur ein einziges conjungere war wiederzugeben (100, 3), wo aber dem zusammenhang nach besser *zisamena spannan* angewandt ist. Ähnlich steht es in Is. M., so daß also das fehlen von *machôn* als bemerkenswerte eigentümlichkeit des T ausscheidet. Gutmacher a. a. o. hätte

[1]) Die stelle Luc. 23, 56 revertentes paraverunt aromata gibt O IV 35, 40 wieder *salbun iro machon*, bei T 214, 2 ist dieses paraverunt durch *garawitun* übersetzt.

[2]) Dazu in B noch die compos. *anakimachôn* 'injungere', *untarmachôn* subjungere', *intmachôn* 'disjungere' (Graff 2, 647).

sagen sollen, daß T (ebenso wie Is. M. B) statt des Otfridischen *machôn* für 'parare, praeparare' noch *garawen* brauche. In dessen bedeutungsgebiet ist aber später *machôn* eingetreten und hat die anwendung von *garawen* stark vermindert. Schließlich konnte *machôn* sogar für lat. facere eintreten und mit *tuon* concurrieren.

Wir kommen sonach für T zu einem ähnlichen resultat, wie es Steinmeyer für die Isidorgruppe gezogen hat (oben s. 362): es liegt der wortgebrauch einer räumlich und zeitlich eng zusammengehörigen socialen schicht vor, deren tatsächliche sprechweise dadurch wiedergespiegelt wird, ohne daß literarische einflüsse von angelsächsischer seite angenommen zu werden brauchen.

2.

Wenn demnach unsere alten ahd. übersetzungswerke frei von directer ags. einwirkung sind, so kann solche doch im übrigen für das ahd. nicht übersehen werden. Die tatsache, daß im 8. jh. zahlreiche mönche englischer herkunft in deutschen klöstern sich aufhielten, und die überlegenheit, in welcher sich in jenem jahrhundert die literarische cultur der Angelsachsen gegenüber der Deutschlands befand, mußte im schriftwesen zum ausdruck kommen. Am augenfälligsten ist das eindringen der insularen (anglo-irischen) schrift, welche in der zweiten hälfte des 8. jh.'s vielfach mit der heimischen continentalen schreibweise in concurrenz trat, aber in der ersten hälfte des 9. jh.'s wieder verschwand.[1]) Ihr hauptsitz war Fulda[2]), das als stiftung des Bonifatius bis zum anfang des 9. jh.'s besonders englischen einflüssen zugänglich war. Aber auch andere klöster haben daran teil: in St. Gallen ist schon nach der mitte des 8. jh.'s der Vocabularius St. Galli in angelsächsischer schrift geschrieben. So sind denn in Deutschland zu jener zeit handschriften in angelsächsischen schriftzügen nicht selten. Von wichtigen deutschen denkmälern tragen besonders das sächsische und das fränkische taufgelöbnis

[1]) Vgl. die nachweise Ahd. gr. § 7 a. 2; besonders auch Kauffmann, Germ. 37, 252 ff.

[2]) Vgl. hierzu H. Pongs, Das Hildebrandslied s. 45 f.

dieses gepräge. Und die Baseler recepte (ed. Steinmeyer, Kl. altd. sprachdenkmäler s. 39 ff.) zeigen auch sprachliche einmischung angelsächsischer formen.[1])

Über die äußere schreibform hinaus geht die literarische beeinflussung durch ags. gelehrsamkeit in der ahd. glossenliteratur. In viele ahd. glossare sind teils einzelne ags. wörter mechanisch eingemischt, teils stellen sich ganze ahd. glossenstücke als übersetzungen ags. glossen dar. Das material ist jetzt gesammelt und bearbeitet in den zwei schriften von Christian Leydecker, Über beziehungen zwischen ahd. und ags. glossen, Bonn 1911 und Hubert Michiels, Über englische bestandteile altdeutscher glossenhandschriften, Bonn 1912. Beide arbeiten ergänzen sich derart, daß Leydecker den 1. band der ahd. gl., Michiels die bände 2—4 auf die ags. bestandteile hin durchmustert. Leydecker hat in einem einleitenden abschnitt (s. 1—27) eine willkommene zusammenstellung früherer ansichten und äußerungen über ags. einflüsse auf die ahd. (alts.) literatur gegeben, der freilich etwas schärfere kritik zu wünschen gewesen wäre. Die arbeiten von Leydecker und Michiels geben jedenfalls für die genauere feststellung und beurteilung der ags. bestandteile der ahd. glossen eine brauchbare grundlage. Eine treffliche probe tiefer eindringender kritischer arbeit hat D. v. Kralik in seiner besprechung von Suolahtis vogelnamen GGA 1914, 129—168 gegeben, wo er s. 145 ff. für die ahd. vogelnamen in den glossen zu Lev. 11, 13 ff. eine ags. grundlage erweist. In manchen fällen wird erst durch einsichtnahme in die hss. größere sicherheit zu gewinnen sein. Bemerkenswert ist, daß von den ältesten ahd. glossenwerken der auch in ags. schrift geschriebene Voc. St. Galli nach Steinmeyers entdeckung in seinem ersten anhang eine ags. glosse benutzt

---

[1]) Auch das in unserer hs. mit karolingischer minuskel geschriebene Wessobrunner gebet ist vermutlich aus einer vorlage geflossen, die ein Angelsachse geschrieben hatte. Dieser ließ im anfang einige ags.-bairische compromißformen einfließen: zweimal *dat* (vgl. *dęz* neben *pęt*, *itz* neben *iz* des Baseler recepts) und *gafregin* (aus ags. *ȝefrezen* und bair. **gafragn* gemischt, vgl. Ahd. gr. § 343 a. 7). Auf eine vorlage in ags. schrift weist besonders die anwendung der ags. *ȝeofu*-rune (Zs. fdph. 32, 297) und die in ags. hss. für ags. *and*, *ond* beliebte tironische note hin (vgl. Ahd. gr. § 7 a. 4).

hat.[1]) Dagegen ist, soviel ich sehe, das hauptwerk der ahd. glossographie, das Keronische glossar, von ags. einflüssen ganz frei, seine berührungen mit dem ags. wortschatz sind, wie oben ausgeführt, als altertümlichkeiten zu bewerten.[2])

Daß die ags. geistliche dichtung in Deutschland gekannt worden ist, dafür haben wir auf niederdeutschem boden in der existenz des Heliand und der alts. Genesis ein sprechendes zeugnis. War man schon vorher im allgemeinen davon überzeugt, daß die anregung zur alts. bibeldichtung von England ausgegangen sei, so sind jetzt durch die untersuchungen von Otto Grüters, Bonner beiträge zur anglistik 17, 1 ff. und von Gustav Grau, Quellen und verwandtschaften der älteren germ. darstellungen des jüngsten gerichts (Studien zur engl. philol. 31) s. 199 ff. beziehungen der alts. dichtungen zu bestimmten ags. gedichten sicher nachgewiesen. Grau hat zugleich die von keinem urteilsfähigen fachgenossen ernst genommenen phantastischen aufstellungen M. Trautmanns in einzelheiten widerlegt, nach denen der Heliand nur eine übersetzung aus dem ags. sein sollte. Schon vorher hatte Trautmann das Hildebrandslied als übersetzung aus dem ags. hinstellen wollen, wie er auch nicht vor der consequenz zurückgeschreckt ist, die alts. Genesis als übersetzung aus dem ags. und die ags. Genesis B als rückübersetzung aus dem alts. zu bezeichnen. Diese übertreibungen dürfen wohl jetzt als erledigt betrachtet werden.

Ob die geistliche epik der Angelsachsen auch auf hochdeutschem boden wirksam geworden sei, ist eine offene frage. An und für sich ist es durchaus denkbar, daß englische mönche in hochdeutschen klöstern solche dichtungen besessen und daraus vorgetragen haben könnten. Und mir will es, in

---

[1]) So ist trotz Kögels einspruch Literaturgesch. 1, 2, 438 f. der sachverhalt aufzufassen. Vgl. Steinmeyer, Ergebnisse und fortschritte d. germ. wiss. s. 207 und Michiels s. 40 ff.

[2]) An diesem urteil kann mich die von K. Helm, Zs. fdwortf. 15, 272 vorgetragene vermutung zu Gl. 1, 249, 17 nicht irre machen. Er will das in K als übersetzung von fustis gebotene *rap* als ags. *ráp* (= ahd. *reif*) fassen. Helms combinationen sind doch allzu unsicher und könnten erst dann erwogen werden, wenn zweifellose ags. einflüsse im Keron. gloss. nachgewiesen würden.

abweichung von Steinmeyer[1]), immer noch wahrscheinlich scheinen (vgl. Beitr. 40, 429), daß der dichter des Muspilli aus einem solchen vortrag des Crist III anregungen für sein gedicht geschöpft habe, ohne daß ich deshalb den Crist III geradezu eine 'quelle' des Muspilli nennen möchte.

Alle diese berührungen mit dem angelsächsischen liegen aber auf rein literarischem und gelehrtem gebiete. Auf die lebende ahd. sprache haben sie nicht eingewirkt und ganz besonders die zahlreichen ags. erratischen blöcke in den ahd. glossen haben — wie wir jetzt sagen würden — ein lediglich papierenes leben geführt und die gesprochene sprache nicht durch ags. fremdwörter bereichert.[2]) Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß solches in einer früheren, vorliterarischen zeit doch eingetreten sei.

In der überlieferten gotischen schriftsprache unterscheiden wir zwei hauptarten von fremden elementen (vgl. Got. gr. § 119 f.), einmal rein literarische fremdwörter, die erst durch die bibelübersetzung vermittelt sind, und zweitens vorliterarische lehnwörter, die aus lateinischer oder griechischer quelle schon vor Ulfilas in die gesprochene gotische sprache aufgenommen waren, darunter auch schon viele christliche worte. Die erste kategorie, die literarischen ags. lehnwörter, haben wir im ahd. nicht: wir würden sie haben, wenn unsere ahd. übersetzungen nach ags. vorlagen gearbeitet wären; wir würden sie im altsächsischen haben, wenn Heliand und alts. Genesis übersetzungen aus dem ags. wären, so wie die tatsächlich übersetzte ags. Gen. B alts. fremdwörter wie *hearra, wĉr* u. a.

---

[1]) Kleinere ahd. sprachdenkmäler s. 76. — In seinen anmerkungen zu Musp. 15 verzeichnet St. nicht einmal die vermutung v. Unwerths Beitr. 40, 360 f., die ich geradezu für eine glänzende conjectur halte, daß zu lesen sei *sâlida ûno sorgûn*. Auch abgesehen von der stelle des Crist III ergibt schon die durchmusterung der parallelen, die Müllenhoff, Denkm.[3] 2, 32 f. beibringt (felicitas sine timore, gaudium sine tristitia; sælde ân urdrutze usw.), daß so und nicht anders die antithese zu erwarten ist, in welcher *selida* nicht angemessen erscheinen muß. Die vertauschung des ursprünglichen *sâlida* mit *selida* wird der mündlichen überlieferung, welche der aufzeichnung des Musp. voranging, zuzuschreiben sein.

[2]) Ein ergötzliches beispiel für dieses 'papierleben' ist die von D. v. Kralik gegebene geschichte des 'ahd.' wortes *eringriez* in seiner vorhin erwähnten recension GGA 1914, s. 138 ff.

aufgenommen hat.[1]) Dagegen spricht alle wahrscheinlichkeit dafür, daß die zweite kategorie, vorliterarische ags. lehnwörter, ins ahd. eingedrungen sein werden, lehnwörter christlichen inhalts, eingeführt in der ersten hälfte des 8. jh.'s durch die mündliche verkündigung des christentums, durch die englische mission.

Über die intensive arbeit der Angelsachsen an der begründung der christlichen kirche in Deutschland findet man eingehenden bericht im ersten bande von Albert Haucks Kirchengeschichte Deutschlands.[2]) Eine zusammenfassung des wesentlichen gibt Hauck in seinem aus vorlesungen, 1916 in Upsala gehalten, entstandenen buche 'Deutschland und England in ihren kirchlichen beziehungen', Leipzig 1917. Die erste vorlesung über die angelsächsischen missionare in Deutschland (s. 3—17) begrenzt das missionszeitalter zwischen der landung Wilfrids in Friesland 678 und der einsetzung Willehads als bischof von Bremen 787. Den höhepunkt bildet die zeit des Bonifatius, in welcher die von England nach Deutschland gekommenen priester nicht nach dutzenden, sondern nach hunderten zu zählen sind (Hauck s. 11). Der hauptschauplatz ihrer tätigkeit waren bekanntlich die mitteldeutschen länder: Thüringen, Hessen und Ostfranken, welche neu dem christentum gewonnen wurden. Hier waren landauf landab die pfarreien mit englischen geistlichen besetzt. Aber auch auf die schon früher christianisierten oberdeutschen stämme, auf Alemannien und Baiern griff die tätigkeit der Angelsachsen über: in Baiern organisierte Bonifatius im jahre 739 unter herzog Odilo die landeskirche und in alemannischen klöstern waren wenigstens so manche englische mönche.[3]) Es ist von vornherein anzunehmen, daß besonders in den neuchristianisierten gebieten die predigt und lehre des christentums durch die englischen geistlichen sich geltend machen mußte in der gestaltung der kirchlichen sprache, in der umprägung und umdeutung von worten zum zwecke des kirchlichen wesens. Soweit nicht schon ältere hochdeutsche bezeichnungen vor-

[1]) Vgl. Sievers, Der Heliand und die ags. Genesis (1875) s. 14.

[2]) [Jetzt auch H. v. Schubert, Gesch. d. christl. kirche im frühmittelalter 1917, s. 288 ff.]

[3]) Über Pirmin in Reichenau und Murbach vgl. oben s. 361.

handen waren, müssen notwendig mindestens einige kirchliche lehnwörter in die ahd. sprache, besonders Mitteldeutschlands gekommen sein. Aber da dieses lehngut zunächst nur in der mündlichen verkündigung lebte und vor der literarischen anwendung der ahd. sprache sich festigen konnte, so stand man im allgemeinen der sonderung der etwa durch die Angelsachsen begründeten christlichen terminologie von dem älteren und aus anderen quellen zugeflossenen christlichen lehngute ziemlich ratlos gegenüber. Rudolf von Raumer sagt in seinem für unsere frage grundlegenden buche über die einwirkung des christentums auf die ahd. sprache (1845) s. 279: 'ohne zweifel hat die angelsächsische muttersprache des Bonifatius und seiner genossen auch auf ihre hochdeutsche predigt einfluß geübt. Dieser einfluß ist jedoch meist so versteckt, daß er sich mit bestimmtheit weder behaupten noch leugnen läßt. Die hochdeutsche sprache hat diese angelsächsischen elemente in ihre wortmasse entweder gar nicht aufgenommen oder, wie sie es in einzelnen fällen tat, sich dieselben völlig assimiliert.'

Auch nach R. v. Raumer ist man hierin nicht wesentlich weiter gekommen. Ed. Sievers berührt in seiner schrift 'Der Heliand und die ags. Genesis' s. 13 unsere frage mit den worten: 'Wenn auch die frühzeitig im dienste des christentums ausgebildete angelsächsische kirchensprache von nicht unbedeutendem einfluß auf die completierung des altdeutschen sprachschatzes gewesen ist, so erstreckt sich doch dieser einfluß im wesentlichen mehr auf die ausdrücke, die in der kirchlichen prosa ihre verwendung finden. — Die verbindung zwischen deutsch und angelsächsisch liegt eben nur in den prosaischen verdeutschungen lateinischer worte, die angelsächsische missionäre direct oder indirect gegeben haben.' Und auch Gutmacher erwähnt am schlusse seiner abhandlung Beitr. 39, 285 eine 'kirchensprache', aus welcher vielleicht manche der spracheigentümlichkeiten des T erklärt werden könnten. Aber im allgemeinen lehnt er die kirchensprache als erklärungsmittel ab und ist auch gar nicht auf erörterung einzelner fälle eingegangen, in welchen eine kirchensprache allenfalls heranzuziehen wäre.

Ich glaube nun aber, daß gerade das von Gutmacher bereitgestellte material uns einen ausgangspunkt gewähren

kann, um über den vorliterarischen einfluß der ags. kirchlichen sprache auf die ahd. christliche terminologie klarer zu urteilen und ihn zu sondern von den anderswoher zugeflossenen ausdrücken der ahd. kirchensprache. Um eine grundlage für die methode der betrachtung zu gewinnen, bespreche ich zunächst eingehender einen der fälle aus Gutmachers sammlung, in welchem ein älteres westgermanisches wort im christlichen sinne umgedeutet ist.

Das angelsächsische bietet uns *frófor,* das altsächsische *frôbra* (*frôfra, fruobra*) 'trost', dazu ags. *fréfran,* alts. *frôbrean* 'trösten'. Im ahd. ist das wort bei T in voller anwendung: *fluobara* 'consolatio', *fluobiren* 'consolari' (dazu *fluobreri* und *fluobargeist* paracletus). Die sonst im ahd. für diese christlichen begriffe, auch bei O, gebräuchlichen wörter *trôst* und *trôsten* hat T gar nicht, wie sie auch im ags. und im Hel. dafür fehlen, während sie in den altniederfränk. psalmen und in kleineren altniederd. denkmälern sich finden. Im Keron. gloss. stehen beide ausdrücke nebeneinander: *flôbrit* 'consolet', *flouerendi* 'consolaturium' neben *trôst* 'solatium', *drôstendi* 'paraclitum'. Vgl. Gutmacher s. 232 f.[1]), der das bild nur 'interessant' findet, ohne den versuch einer erklärung zu wagen. Daß das ahd. *flôbra, fluob(a)ra* nicht etwa aus dem ags. oder alts. entlehnt ist, zeigt schon die übereinstimmung von Pa K mit T in der ferndissimilation des ersten $r > l$, die offenbar eine ahd. sonderentwicklung ist.[2])

[1]) Ein drittes zeugnis für ahd. *flôbra* würde man haben, wenn man mit Förstemann, Altd. namenbuch I² s. 511 (danach v. Grienberger, Unters. z. got. wortf. 217), den namen eines Salzburger abts und bischofs aus den ersten decennien des 8. jh.'s *Flobargisus* dazuziehen dürfte. Aber diese latinisierte form stammt erst aus quellen des 9. jh.'s und daneben stehen die schreibungen *Flogbrigis* und *Flobrigis,* welche ursprünglicher zu sein scheinen und doch wohl auf keltische herkunft dieses mönchbischofs deuten. Da der name nur für diese einzige persönlichkeit belegt ist, wird man besser tun, ihn nicht fürs ahd. zu verwerten. Vgl. auch Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I³ s. 377⁴, der s. 371 ff. darauf hinweist, daß vor der ordnung der bairischen verhältnisse durch Bonifatius 739 vielfach Iro-Schotten dort wirkten.

[2]) In meiner Ahd. gr. § 120 a. 1 habe ich dafür aus dem ahd. nur beispiele von lehnwörtern beigebracht und man könnte danach schließen wollen, daß auch *fluobra* ein lehnwort aus alts. *frôbra,* ags. *frófor* sei,

Man wird die geschichte der beiden synonymen sippen westg. *frôƀra* und *trôst* nur verstehen können unter bezugnahme auf den christlichen sprachgebrauch, der ein starkes bedürfnis für die anwendung der begriffe consolatio, consolari hatte, während dies in der vorchristlichen zeit weniger der fall war. Nun ist die sippe von ahd. *trôst* gemeingermanisch. Aber die alte bedeutung ist nicht 'trost', sondern gemäß der etymologischen zugehörigkeit zu got. *trauan,* ahd. *trûên, triuwa* 'vertrauen, zuversicht, hoffnung, schutz, hilfe'. So altn. *traust* n., dazu adj. *traustr* 'zuversichtlich, sicher, fest'.[1]) Im gotischen zeigt das einmal (Eph. 2, 12) belegte *trausti* n. dem griechischen διαθήκη ('neues testament') entsprechend die bedeutung 'vertrag, bündnis, sicherheit'. Auch im althochdeutschen hat in der vorchristlichen zeit *trôst* sicher nur die bedeutung 'zuversicht' gehabt und erst unter einfluß der christlichen terminologie ist daraus die zweite bedeutung consolatio entwickelt worden. Noch im mittelhochdeutschen gehen bekanntlich beide bedeutungen nebeneinander her, die christliche und die altgermanische (*trôst der Nibelunge*), erst im nhd. ist die letztere aufgegeben worden und hat nur in *getrost* heute noch ihr nachleben.[2]) Von den übrigen westgermanischen sprachen hat nur das ags. das wort ganz

Aber die ebenda citierte abhandlung von Hoffmann-Krayer zeigt, daß dieser 'sporadische lautwandel' sich auch in einheimischen wörtern findet; vielfach in ortsnamen, die aus ihrer etymologischen umgebung herausgelöst und mehr isoliert sind. So wird auch ein vorahd. **frôƀra* mit zubehör ohne weitere sippe dagestanden haben, insbesondere gab es daneben keine einfachen stämme ohne *r*-suffix, so daß der wandel des $r > l$ keinem widerstande begegnete. Man vergleiche damit die ferndissimilation des $n > l$ in *himil,* welche nur südwestgermanisch ist.

[1]) Auch das causativum *treysta* bedeutet im altn. nur 'sicher machen, festigen', nicht 'trösten'.

[2]) Über reste der alten bedeutung im älteren nhd. vgl. beispiele bei M. Heyne, Dwb. 3, 1058, der aber über die bedeutungsentwicklung nicht im klaren ist. Richtig dagegen ist die darstellung bei Paul, Dwb.[2] s. 555. — Insbesondere braucht Luther noch oft *trost* im altdeutschen sinne, wo die vulg. nicht consolatio hat und ein neuerer übersetzer andere ausdrücke wählen muß: z. b. Hiob 4, 6 = fortitudo ('vertrauen' Kautzsch); Psalm 52, 9 = adjutor ('schutzwehr' K.); Psalm 73, 26 = 'fels' K. Mit *trôst der Nibelunge* deckt sich *trost Israels* Jer. 14, 8, wo die vulg. 'expectatio Israel' und Kautzsch 'o hoffnung Israels' setzt.

schwinden lassen, *frófor* vertritt dort seine stelle.[1]) Das altniederdeutsche hat noch die sippe *trôst* besessen, wenn sie auch im Hel. nicht hervortritt, der für den christlichen begriff nur *frôbra* braucht.[2]) Aber außer den kleinen alts. (altndfr.) denkmälern[3]) zeigt das mnd. *trôst* noch in seiner altgerm. bedeutung 'hilfe, zuversicht' und daneben die neue, welche für das ausgestorbene alts. *frôbra* eingetreten ist[4]) (s. Schiller-Lübben 4, 616 f.). Auch in den altwestfriesischen gesetzen ist *trôst* (geschrieben *traest*) belegt (Richthofen, Wb. 1093), die bedeutung ist teils die alte, teils die neue.[5]) Wir dürfen auf grund der literarischen belege annehmen, daß die neue christliche anwendung von *trôst* im süden Deutschlands geprägt und von da nach norden hin weitergedrungen ist, so daß sie schließlich auch auf niederdeutschem gebiete herrschend wurde und das im Hel. noch gebrauchte *frôbra* ersetzt hat.[6])

[1]) Me.-ne. *trust* ist in me. zeit wohl aus dem nordischen entlehnt und hat daher fortdauernd nur die dementsprechenden bedeutungen 'vertrauen, sicherheit, zuverlässigkeit'.

[2]) Jedoch wird man wohl richtiger mit Behaghel *gitrôst* 'gefolgschaft' (*erlo gitrôst* 2114), *helmgitrôsteon* (58) schreiben und damit dem Hel. *trôst* in der alten bedeutung zusprechen, während andere kurzes *o* annehmen und es zu altwestfränk.-lat. *trustis* ziehen, welches eine andere ablautstufe zu *trôst* darstellt. Zu *trustis* vgl. Van Helten, Beitr. 25, 498 f. und die dort citierte literatur.

[3]) In diesen entspricht das verbum *trôsten* dem kirchlich-lat. consolari und auch das subst. *trôst* ist einmal belegt in den Essener glossen zu Gregor: *te trôsta* in consolatione (Wadstein s. 64 b 16).

[4]) Auch im mndl. hat *troost* beide bedeutungen, vgl. Verwijs-Verdam, Mndl. woordenboek 8, 715 ff.

[5]) Neuwestfr. *treast*, s. Waling Dijkstra, Wb. s. v.

[6]) Seit der reformationszeit ist das nhd. *trost* und *trösten* auch ins schwedische und dänische gedrungen. In älterer zeit galt der echt nordische ausdruck altschwed. *hughswala* 'das gemüt auffrischen', *hughswalen*, *hughswalilse* stets für biblisches consolari und consolatio, auch *hughswalare* 'der heilige geist' (Söderwall, Ordbok 1, 517). Im neuschwed. hat *trösta* sw. v. und *tröst* m. das daneben noch vorkommende *hugsvala* immer mehr verdrängt. Im neudän. gilt nur noch *trøste* und *trøst*, während das altdän. *hugsvale*, *hugsvalelse*, daneben auch *hugge* braucht; vgl. Kalkar, Ordbog 2, 286 f. Ebda 4, 475 ist unter *trøste*, *trøst* ersichtlich, wie neben der früheren echt nordischen bedeutung dieser worte seit dem 16. jh. die deutsche eindringt. Das isl. ist davon nicht betroffen worden. Im altisl. galt allein *hugga* für 'consolari', *huggan* f. für 'consolatio' und *huggari* für 'paraclitus'. Erst neuisl. tritt daneben auch *hugsvala* und *hugsvölun* f. auf.

Auch der fuldaische sprachkreis des T hat sein *fluobra* nicht festhalten können: in den späteren jahrhunderten wird dafür in ganz Mitteldeutschland *trôst* gebraucht. Das wort *trôst* selbst in seiner alten bedeutung wird auch der sprache des T nicht gefehlt haben. Nach Köhlers glossar kommen im lateinischen T die worte *spes* und *auxilium*, welche beide noch N mit *trôst* übersetzt, gar nicht vor. Hätten sie dem übersetzer vorgelegen, so würde Gutmacher sicher *trôst* nicht als bei T fehlend gebucht haben. Auch wie ahd. *trôst* zur neuen bedeutung von consolatio gekommen ist, ist klar, nämlich vom causativum *trôstjan* aus. Wenn man lat. *consolari* mit *trôsten* wiedergab, so blieb man noch durchaus in der grundbedeutung 'zuversichtlich machen, jemandem das (verlorene) vertrauen wiedergeben'. Das ist eine bedeutung, durch die wir auch unser nhd. *trösten* ohne weiteres umschreiben könnten, nur daß wir sie unwillkürlich jetzt an das neue bedeutungscentrum unseres nhd. *trost* anknüpfen. Umgekehrt wurde im ahd. die christliche anwendung von *trôsten* auch auf das subst. *trôst* übertragen, so daß es nun auch lat. solatium, consolatio im sinne vom geistlichen zuspruch, der dem menschen das vertrauen auf gottes hilfe im leid zusichert, wiedergeben konnte.

Während für das germanische ahd. *trôst* auf grund der klarliegenden etymologie die bedeutungsentwicklung unzweifelhaft ist, so steht dies für das nur westgermanische ags. *frófor*, alts. *frôbra*, ahd. *fluobra* anders. Eine etymologie und eine aus dieser zu erschließende grundbedeutung ist hier nicht mit sicherheit vorhanden.[1]) Wir sind also für die erfassung der

[1]) Dabei würde nichts geholfen sein, wenn man mit v. Grienberger, Untersuchungen zur got. wortkunde s. 217 (dem Feist, Etym. wb. der got. sprache s. 278 zu folgen geneigt ist) westg. *frôbra* mit got. *prafstjan* zusammenstellen dürfte. Dieses hat allerdings im sprachgebrauch des Ulfilas durchaus die christliche bedeutung des griech. *παρακαλεῖν*, *παραμυθεῖσθαι* ‚trösten, zureden, aufmuntern'. Aber wer sagt uns, daß auch im vorchristlichen gotisch dies schon die bedeutung des wortes gewesen sei? Deshalb schweben die versuche, den got. stamm *praf-* mit griech. *τέρπω* ‚sättigen, befriedigen' (so Uhlenbeck, zuletzt Beitr. 30, 316) oder mit *τρέπω* (‘**prafstiz* ist wohl die im trost gelegene wendung des gemütes', v. Grienberger) zusammenzustellen, doch in der luft. Aber selbst wenn *prafstjan* von

wortbedeutung nur auf die interpretation der texte angewiesen. Nun ist für das ahd. verbum die christliche bedeutung consolari in den beiden stellen des Keron. glossars direct gegeben. Und auch die zahlreicheren belege des T zeigen dasselbe bild. Das zweimalige *fluob(a)ra* übersetzt biblisches consolatio, 5 mal *fluobiren* übersetzt consolari und 3 *fluobreri*, 1 *fluobargeist* geben lat. paracletus, also der 'tröster' wieder. Daß auch im Hel. das wort vom christlichen standpunkte aus gebraucht wird, ist von vornherein klar. Dem verbum *fruobrean* 4018 entspricht in der quelle consolari, *gifruofrean* 4709 ist ohne genaue quellenentsprechung, wird jedoch vom heiligen geist ausgesagt. Beim subst. *frôƀra* haben wir zwar 1308 in der quelle ein consolabuntur und 2206 werden wir *te frôƀra* mit nhd. 'getröstet' übersetzen. Aber an den beiden übrigen stellen reicht die jetzige nhd. bedeutung 'trost' nicht aus. In der geschichte von der erweckung des sohnes der witwe heißt es 2197 *thi scal hir uuilleo gestanden, frofra far thesumu folke* 'abhilfe vor diesem volke'. Und in der rede des Simeon 496 wird das (ecce positus est hic) 'in ruinam et resurrectionem multorum' frei wiedergegeben durch *sumun te falle, sumun te frobru firiho barnun*[1]), also etwa 'fall und aufrichtung, aufhilfe'. In beiden stellen wäre die übersetzung 'trost' nur im altgerm.-mhd. sinne zulässig, die Grein allerdings unbekümmert

---

anfang an die bedeutung 'trösten' gehabt haben sollte, wäre die zusammenstellung mit ags. *frófor* gewagt. Denn got. *þr* ist im westgermanischen sonst stets geblieben; der mit hinblick auf got. *þl* > *fl* in *þliuhan* und *þlaihan* angenommene lautwandel kann also nicht in frage kommen. Daß aber ein älteres westg. **þrōfrō-* zu *frōfrō-* durch fernassimilation geworden wäre (Beitr. 30, 316), ist unwahrscheinlich. Man würde eher umgekehrt denken können, daß ein urgot. **þrafstiz* durch ferndissimilation aus **frafstiz* entstanden wäre, und würde dann eine mit *frôf* ablautende wurzel *fraf* erhalten, was ein vorgerm. *prap* ergäbe. Das westgerm. wort hat an zweiter stelle ein idg. *p*, was durch die im Keron. gloss. nebeneinanderstehenden formen *flôuerendi* und *flôbrit* erwiesen wird. Vgl. Ahd. gr. § 139 a. 5 und Kauffmann, Zs. fdph. 46, 372. Danach kann man westg. **frōfrō-* an lat. *prope* und *propitius* anknüpfen, über die man Walde, Etym. wb.[2] s. 616 f. sehe. — Neben *þrafstjan* braucht übrigens Ulfilas seltener auch *gaþláihun* 'liebkosen' für 'trösten', dazu f. *gaþláihts*.

[1]) Im T wörtlich übersetzt *in fal inti in urresti managerô* (über das auf *urrist* beruhende altertümliche wort *urresti* s. Gutm. s. 30. 42).

anwendet (496: 'den einen zum falle, den andern zum troste' unter verwischung der antithese).

Weiter kann uns die betrachtung des ags. führen, wo *frófor* und ableitungen das kräftigste leben führen und bis ins frühme. hineinreichen.[1]) Durch die ganze ags. periode ist *frófor* die entsprechung von consolatio, solatium der biblischen und religiösen sprache. Aber daneben tritt eine weitere bedeutung, analog den zwei fällen, die wir schon im Hel. fanden, für die man etwa die übersetzung 'hilfe, beistand, schutz' u. dgl. anwenden könnte, eine übersetzung, die auch für mhd. *trôst* oft paßt, nur daß sie da aus der grundbedeutung 'vertrauen' abgeleitet ist, welche für ags. *frófor* gar nicht in frage kommt. Ich führe die fälle des Beowulf hier an, der zwar im christlichen sinne geschrieben ist, aber doch einen weltlichen stoff behandelt. Nur einmal steht *frófor* in der bedeutung 'beruhigung des gemüts': 2942 *frófor eft ȝelamp sárigmódum somod ærdæȝe* 'trost erfüllte bei tages anbruch die bekümmerten herzen' (Gering). An allen anderen stellen des Beowulf ist nhd. *trost* nicht anwendbar, oder doch höchstens in dem sinne von 'trost durch die tat', wie man sich vom nhd. bedeutungscentrum aus unhistorisch solche stellen wohl zurechtlegt. So Beow. 7: *he þæs frófre gebád* 'er erfuhr dafür abhilfe, ersatz' ('doch heil erspross ihm' G.). Ähnlich 185. 629 (*fyrena frófre* 'der frevel ahndung' G.), 973 ('hilfe' G.). Die beiden synonyma *frófor* und *fultum* sind verbunden 698 ('schirm und schutz' G.) und 1273. Und die variation mit *helpe* 1707: *ðú scealt tó frófre weorþan . . . léodum þínum, hæleðum tó helpe,* sowie 14: *folce tó frófre,* wo Gering beidemal jenes nhd. 'trost' einsetzt, zeigen doch deutlich den wahren sinn des wortes. Und die ags. psalmenübersetzungen, welche für consolatio und consolari stets *frófor, fréfran* setzen, brauchen es doch auch im anderen sinne. Besonders bezeichnend ist es, daß in dem

[1]) Die letzten belege bei Murray 4, 571 für das subst. me. *froure, frouere* reichen bis 1275, für das verb *frou(e)ren, freuren* bis 1320. Dann trat zunächst das fremdwort *comfort* in deren stelle ein (seit dem 13. jh. nach Murray 2, 662), dem erst später das dem religiösen sprachgebrauch noch gemäßere *consolation* (seit 1374 bei Murray 2, 865 belegt) und (seit dem 15. jh.) das verb *consolate,* jetzt *console* zur seite trat.

von Spelman herausgegebenen ags. psalter[1]) dreimal ps. 17, 3. 30, 4. 58, 17 refugium meum durch *frófor mín* wiedergegeben wird. An diesen stellen setzt Notker nicht *trôst*, sondern zweimal *mîn zûofluht* und einmal *ze demo ih fluht habe.* Luther setzt zweimal *meine burg* und einmal (58, 17) *meine zuflucht.* Hier haben wir also eine besondere schattierung des ags. gebrauchs, die auch dadurch gekennzeichnet wird, daß 58, 17 der da vorhandene rhythmische psalter *fultum mín* anwendet.[2]) Wir werden also für ags. *frófor* als grundbedeutung etwa 'beistand, hilfe, schutz' feststellen dürfen, *fultum* ist dazu das nächststehende synonymum. Diese grundbedeutung würde gut zu der oben s. 386 anm. 1 vorgeschlagenen etymologie passen.

Wir können nun die bedeutungsgeschichte der beiden westgerm. wortsippen mit sicherheit überblicken. Im vorchristlichen sprachgebrauch bedeutete ahd. *trôst* 'vertrauen, zuversicht' und **trôstjan* 'zuversichtlich machen', *flôbra,* alts. *frôbra* 'beistand, stütze, hilfe' und **flôbrjan* 'jem. stützen'. Bei der christianisierung der oberdeutschen stämme wurde zur wiedergabe des biblischen consolatio und consolari zunächst *trôst* und *trôsten* benutzt. In England, wo ein ags. **tréast* nicht mehr existierte, wurde der christliche begriff des tröstens auf *frófor, fréfran* übertragen. Beide worte behielten daneben ihre vorchristliche bedeutung bei. Die ags. mission in Deutschland fand noch das ihrem *frófor* entsprechende wort vor und wandte es demgemäß in ihrer religiösen sprache an. So war es denn im fuldaischen kirchlichen sprachgebrauch noch um 830 lebendig. Aber auch nach Oberdeutschland drang mit den englischen einflüssen das neue kirchliche wort, konnte aber dem daselbst schon eingebürgerten *trôst* nicht mehr concurrenz machen, wahrscheinlich weil *flôbara* schon sowieso ein ahd. absterbendes wort war. Im Keron. gloss. stehen noch beide ausdrücke nebeneinander, das echt hochd. *trôst* und das ags. umgedeutete *flôbara.* Aber dessen tage waren gezählt,

[1]) Nach den anführungen bei Bosworth-Toller s. 340.

[2]) Der Vespasian-psalter setzt an allen drei stellen für refugium *ȝeberg* (ed. Sweet, Oldest E. texts), der Canterbury-psalter (ed. Harsley, E. E. T. S. 92) *ȝescyld.*

das christliche *trôst* drang siegreich vor bis ins niederdeutsche hinein, wo das vorchristliche *trôst* stets neben *frôƀra* existiert hatte und auch nach der christlichen umwertung, ebenso wie im mhd., seine alte bedeutung daneben weiterführte. Erst im nhd. ist schließlich die neue bedeutung allein herrschend geworden.

3.

Die vorstehenden erörterungen haben uns gezeigt, daß es möglich ist, die in der ersten hälfte des 8. jh.'s von Mitteldeutschland ausgehende gestaltung der christlichen terminologie, welche unter ags. einfluß stand, zu scheiden von der älteren hochdeutschen schicht christlich-kirchlicher ausdrücke, welche sich schon vor der ags. mission in Süddeutschland und am Rhein festgesetzt hatte. Beide schichten, man könnte sie die 'süddeutsche' und — nach dem hauptsitze der ags. mission — die 'fuldaische' nennen, beeinflußten sich gegenseitig und ergaben schließlich eine einheitliche hochdeutsche terminologie, jedoch so, daß die süddeutsche schicht vorwiegend war und meist das feld behauptete. Sie hatte eben auch zeitlich den vorsprung und war in dem oberdeutschen und rheinisch-fränkischen sprachkreise schon so weit eingebürgert, daß die ags. missionare sich in deutscher rede ihrer bedienen mußten. So war das lateinisch-romanische *krûzi* im hochdeutschen sprachkreise schon so gefestigt, daß die Angelsachsen mit ihrem *ród* (*ȝealȝa*) keinen einfluß gewinnen konnten: bei T und allen übrigen hochdeutschen gilt allein *crûci, ruota* bedeutet ahd. nur 'virga'. Auch *galgo* ist ahd. nur das einheimische patibulum; doch lag hier der vergleich mit dem kreuze Christi so nahe, daß zu verschiedenen zeiten unabhängig diese übertragung vorgenommen wurde, wie ja im gotischen das neutestamentliche σταυρός durchaus mit *galga* wiedergegeben wird. Im ahd. begegnet einmal das wort bei O IV 30, 15 aufs kreuz bezogen, aber nur spöttisch im munde der Juden zur verhöhnung Jesu. Im mhd. finden sich mehrere beispiele: hierher gehört schon die glosse zu N ps. 21, 8 'descendat de cruce' *so stige er abe demo galgen* in demselben zusammenhange wie bei O. Anderes bei Lexer 1, 727, wo schon die verbindung *galge des kriuzes* den vergleich deutlich macht. Nachwirkung des ags. sprach-

gebrauchs liegt darin nicht.[1]) — Ferner war das ahd. *toufen, toufi,* welches auch bei T vorliegt, den Angelsachsen fremd, ebenso *bijehan* 'confiteri' und *bigiht* 'confessio', von denen bei T nur *bijehan* belegt ist, da 'confessio' nicht zu übersetzen war. Bei T heißt es also (13, 12) entsprechend dem lat. 'et baptizabantur in Jordane ab eo confitentes peccata sua' (Matth. 3, 6): *inti wurdun gitoufte in Jordane bigehente iro suntono,* während dieselbe stelle ags. z. b. im Durhambook lautet: *ond weron ȝefulwœd in Jordanen from him, ȝeondeton synna hiora.* Wenn also auch englische missionare im 8. jh. ihrem *fulwian* und *ondettan* (< **andhaitjan*) entsprechend ein ahd. *folwîhen* und *antheizen* versucht haben mögen, so konnten diese worte gegen die landesüblichen *toufen* und *bijehan* nicht aufkommen und waren zur zeit des T schon vollständig wieder beseitigt. — Auch die alte hochdeutsche entlehnung des lat. *operari,* als welche *opfarôn, opfar* jetzt anerkannt ist,[2]) hat der invasion des ags. *offrian* aus lat. *offerre* gegenüber standgehalten, die nur im niederdeutschen stärker gewirkt hat, wohin aber auch das hochd. *oppar* gedrungen ist (*oppervanan* Gandersheim, 12. jh., s. Ahd. gl. 4, 374 und mnd. *opperen* neben *offeren* Schiller-Lübben 3, 229 f.). Im ahd. ist die ags. form schon zur zeit des T wieder ausgeschieden: es heißt da *obphar* 7, 3, also mit deutlicher geminierter affricata. Aber im 8. jh. hat sie noch spuren hinterlassen. Dahin sind natürlich hochalemannische fälle wie *offar, offaronti* Ra (Kögel s. 76) nicht zu rechnen,

[1]) Anders steht es im Hel., wo neben 18 *crûci* 8 *galgo* und sogar ein *ruoda* vorkommt; vgl. Edw. Schröder, Zs. fda. 44, 231. Hier liegt aber nicht, wie Schröder meint, einfluß der ags. missionssprache vor, sondern einfluß der dem Helianddichter vertrauten ags. dichtung. Die gesprochene sprache des gesamten Niederdeutschlands hat zu allen zeiten nur *kreuz* gekannt und mndl. *roede,* mnd. *rode* wird nie dafür gebraucht; auch *galge* könnte nur als secundäre übertragung vorkommen. — Dagegen ist im altn. *róða* aus dem ags. entlehnt (neben häufigerem *kross*; vgl. Kahle, Acta germ. 1, 351 f.).

[2]) Die richtige erklärung hat zuerst John Meier in seiner ausgabe von Bruder Hermanns Jolande 1889 (Germanist. Abh. 7) s. 127 f. unter wiederaufnahme einer von W. Wackernagel später aufgegebenen vermutung eingehend begründet. Die alte auf J. Grimm (Gramm. 1, 134, vgl. auch gegen operari D. myth. s. 31) zurückgehende, an ein unwahrscheinliches *obferre* anknüpfende deutung des hd. *opfern* hat 1891 (ohne Meier zu kennen) noch einmal Löwe, Beitr. 16, 415 ausführlicher vorgetragen.

wohl aber *offerunc* Is. und bairische fälle: einmal in Pa (wo sonst durchaus affricata herrscht) *za offoronne* (Kögel s. 73), ferner in der wohl noch dem 8. jh. angehörenden Melker glosse *pim gaoffarot* (Ahd. gl. 1, 820, 29; vgl. Kögel, Litgesch. 1, 2, 523). Sonst gilt vom 9. jh. bis heute im ganzen hochdeutschen gebiete die affricatform und in den md. dialekten, welche *pp* nicht verschieben, die form *opper, oppern*; so durchaus obersächsisch.[1]) Die ahd. entlehnung des nur in der älteren lat. kirchensprache noch gebrauchten *operari* muß sehr frühe geschehen sein, da um 600, wo der ags. christliche sprachgebrauch sich bildete, in der kirchensprache nur noch *offerre* angewandt wurde. Dem hohen alter seiner entlehnung entsprechend hat denn *opprôn* auch die ahd. lautverschiebung mitgemacht (vgl. Kluge, Etym. wb.[8] 332).[2]) — Etwas stärkere spuren hat die ags.

[1]) Nur im mittelfränk. ist, wie im niederdeutschen, *offern, offer* vorhanden.

[2]) Von den beiden lateinischen wörtern hatte ursprünglich nur *operari* die bedeutung 'opfern'. Es war zur heidnischen zeit im gebrauch als cultisches wort für 'der gottheit dienen, ein opfer verrichten, opfern' (vgl. Georges, Ausführl. wb. 2, 1205 mit belegen aus Tibull, Ovid, Tac. u. a.). In den christlichen sprachgebrauch ist es nur in der ältesten zeit in beschränktem umfange übergegangen. Es bezeichnete die tätigkeit des opfernden priesters im gegensatz zu der darbringung der opfer durch die cultgenossen. In diesem sinne kommt es auch noch vereinzelt in der vulgata vor: 1. Cor. 9, 13 'Nescitis qui in sacrario operantur, quae de sacrario sunt, edunt?' ('Wisset ihr nicht, daß die da opfern, essen vom opfer?' Luther). Im übrigen bringt für die christliche kirchensprache Du Cange nur belege aus dem 3. 4. jh. (Tertullian, Cyprian, Ambrosius) von *operari* in der bedeutung 'eleemosynam conferre'. Denn almosen waren die eigentlichen opfer der christen (vgl. Hebr. 13, 16), da 'opfernde' priester in der alten kirche noch nicht vorhanden waren, bevor die theorie des meßopfers entstand. In der vulgata sind für das jüdische opfer *immolare* und *offerre* die meistgebrauchten verba, dazu die subst. *hostia, holocaustum, holocaustoma, oblatio, sacrificium, victima, munus*. Im sprachgebrauch des christlichen cults nahm *offerre* (*oblatio*) bald die herrschende stellung ein. Im vorchristlichen latein hatte es noch keinerlei cultische bedeutung, sondern nur die allgemeine 'darbieten, darbringen'. Erst durch übersetzung des neutestamentlichen *προσφέρειν, προσφορά* scheint *offerre, oblatio* in seiner technischen bedeutung hervorgerufen zu sein. Und seine stellung im christlichen cult wurde dadurch fest begründet, daß in der alten kirche die abendmahlselemente (brot und wein) von der gemeinde zu beginn des meßgottesdienstes dargebracht, 'geopfert' wurden. Das andenken dieses schon seit dem 8. jh. allmählich aufgegebenen cultacts lebt noch fort im

entlehnung *gotspel* 'evangelium', *gotspellôn* 'evangelizare' hinterlassen, die, außer bei T, auch in der Isidorgruppe gelten und sogar bis Oberdeutschland gedrungen waren, sich aber doch gegen das kirchliche fremdwort ahd. *evangelio* nicht halten konnten, das bei O herrscht. Vgl. Gutmacher s. 65. 257 und meine besprechung Beitr. 40, 432.[1])

Wir können speciell aus dem sprachmaterial des T noch einige ausdrücke ausscheiden, welche durch die ags. kirchensprache in den fuldaischen christlichen sprachgebrauch gekommen, im T noch benutzt und später wieder aufgegeben sind. Von den zwei worten, die Sievers als entlehnt ansehen wollte, gehört nicht hierher das oben s. 367 besprochene

---

'offertorium' zu eingang der messe. Dieses nicht mehr verstandene 'offerre' wurde dann auf die tätigkeit des priesters umgedeutet (vgl. Kattenbusch, 'Messe' in Haucks Realencycl.[3] 12, 676, Schrod 'Oblationen' Wetzer und Weltes Kirchenlex.[2] 9, 627).

Durch die geschichte der ausdrücke *operari* und *offerre* wird die frühe entlehnung des ahd. *opfarôn*, welche schon durch die lautverschiebung bezeugt wird, des weiteren erwiesen: sie dürfte spätestens dem 4. jh. angehören und vielleicht schon in die zeit der vorchristlichen culturberührungen mit den Römern fallen.

[1]) Mit *gotspel* stellt R. v. Raumer s. 326 *ârunti* zusammen als seltenere vertretung des sonstigen ahd. *evangelio*. Davon ausgehend hat E. Guntermann, Zs. fdph. 42, 397 ff. versucht, das rätsel des ahd. *ârunti* dadurch zu lösen, daß er es als kirchliches fremdwort der ags. mission aus ags. *ærende* erklären will. Ich habe dagegen doch starke bedenken. Einmal ist *ârunti* auch ahd. nicht auf den kirchlichen sprachgebrauch beschränkt: es hat keine speciell kirchliche bedeutung, es übersetzt nirgends evangelium, sondern mandatum, verbum usw. (in der Notkerglosse ps. 32, 5 evangelium *kuôt ârende* bringt erst *kuôt* das wesentliche). Daß die mehrzahl der ahd. belege in geistlichem zusammenhange vorkommt, ist durch den charakter des ahd. schrifttums bedingt. In der nachahd. zeit war das wort im raschen veralten (zum mhd. vgl. Leitzmann, Beitr. 42, 173 ff.). Zweitens aber sind ags. kirchliche ausdrücke sonst nur dann in der ahd. sprache durchgedrungen, wenn dasselbe wort vorher in anderer anwendung schon da war; völlig fremde bestandteile sind rasch wieder ausgeschieden worden, vgl. oben *gotspel* und *mandwâri*. Drittens würde bei völligem fehlen des wortes im ahd. und alts. doch wohl ags. *ærende* (< *ârindi*) als *ârinti* übernommen worden sein: das feststehende *u* im ahd. und alts. läßt vielmehr auf verschiedene ablautstufe der bildungssilbe schließen, ein zwischen ags. und ahd. öfter zu belegender fall. Das spricht also dafür, daß das wort einheimisch war, selbst wenn man einfluß der ags. missionssprache annehmen wollte.

gifëhan, wohl aber *mandwâri* 'mitis, mansuetus' (Sievers T s. XXV, Gutmacher s. 72). Hier ist auch Kögel, Anz. fda. 19, 236 wenigstens schwankend geworden, ob nicht ags. einfluß anzunehmen sei, um ihn doch schließlich abzulehnen. Aber die volksetymologische auflösung in *manda-wâri* 67, 9 (zu ahd. *menden*) gegenüber ags. *monn-þwære* spricht doch zu deutlich dafür, daß das wort in seiner isolierung unverständlich war. Bemerkenswert ist, daß die ags. evangelienübersetzungen an keiner der drei stellen des T das entsprechende wort bieten; sie übersetzen mansuetus, mitis Mt. 11, 29. 21, 4 mit *ȝedœfte, blíðe* oder *bilwite,* das mitis der bergpredigt Mt. 5, 4 mit *milde* oder *líðe.* Schon daraus wird ersichtlich, daß dem T keine ags. evangelienübersetzung zugrunde liegt (Dietz oben s. 362), sondern daß *mandwâri* durch die ags. predigt des 8. jh.'s in den Fuldaer sprachgebrauch gekommen sein wird. Die geläufige ahd. entsprechung ist das auch bei O herrschende *mammunti,* daneben *miti-wâri* (Graff 1, 918), welches zur falschen auflösung *manda-wâri* den anlaß gegeben hat.

Ganz besonders gehört dem christlichen gedankenkreise das lateinische misericors, misericordia an, ein begriff, der dem vorchristlichen germanisch sicher gefehlt hat und der durch neuprägungen herzustellen war. Goten und hochdeutsche hatten hier die lehnübersetzung got. *armahaírts,* ahd. *armherz, barmherz* (vgl. Kluge, Beitr. 35, 148 f.), die im ganzen verlauf der hochd. sprachgeschichte das feld behauptet hat. Im ags. wird dieser begriff vollständig durch die sippe von *milde* bestritten; insbesondere ist das charakteristische compositum *mildheort* das dem lat. misericors entsprechende wort, welches ahd. nur im T wiederkehrt, ebenso ags. *miltsian* 'misereri', dem wieder das nur im T belegte sw. v. *milten* entspricht. Vgl. die zusammenstellungen bei Gutmacher s. 14. 34. 64. Hier liegt sicher einwirkung des ags. sprachgebrauchs vor, denn dem ahd. ist bei der sippe von *milti* der begriff des erbarmens sonst fremd. Und wenn bei Is. *miltnissa* (misericordia) zweimal sich findet, so ist das eben auch als spur des ags. gebrauchs zu vermerken, der im T in ausgeprägtester weise vorliegt. Bei Bosworth-Toller ist allerdings *earmheort* 'misericors' und *earmian* 'misereri' je einmal belegt. Aber gegenüber der fülle des gebrauchs der sippe *milde* sind das wohl

nur versprengte einwirkungen des ahd. sprachgebrauchs. Vgl. das oben s. 372 anm. 2 zu *ȝeonȝra* bemerkte.

In den gedankenkreis der bergpredigt führt uns auch das nur bei T belegte ahd. *sibbisam* 'pacificus' (Gutm. s. 15), welches in dem ags. häufigen *sibsum, ȝesibsum* sein vorbild hat, wie überhaupt die dem T eigene anwendung von *sibba* in der bedeutung pax, die auch in einigen sonstigen fränkischen quellen spurweise vorhanden ist (vgl. Gutmacher s. 257), in der ags. predigt wurzeln wird. Echt ahd. ist für *sippa* nur die bedeutung 'verwantschaft'.

Über den Tatiankreis weit hinaus erstreckt sich die im T alleinherrschende wiedergabe des christlichen begriffs 'humilis' durch *ôdmuotig,* dazu *ôdmuotî* 'humilitas' und *giôdmuotigôn* 'humiliare'. Die sippe ist im fränkischen allgemein verbreitet, sie gilt in gleicher bedeutung bei Is. und O. Auch zur mhd. zeit lebt sie noch im mittelfränk. und dem nördlichen rheinfränkisch. Auf niederfränkischem gebiete ist bis ins heutige niederländische hinein *ootmoed* und zubehör voll im gebrauche. Im alts. ist *ôdmôdi,* im ags. *éaðmód, éaðméde* [1]) nebst ableitungen der allgemein gebrauchte ausdruck für den christlichen begriff 'humilis' (humilitas, humiliare). Demgegenüber gilt oberdeutsch für den gleichen begriff durchaus adj. *deomuoti, diomuotig,* subst. *diomuoti,* sw. v. *diomuoten.* Später dringt dieses auch ins fränkische: schon Williram hat *diemûotig* und zur mhd. zeit ist *diemüete* im größten teile Mitteldeutschlands herrschend. Selbst ins mnd. dringt das hochdeutsche *demut* ein neben dem allerdings noch herrschenden *otmod, otmodich* (Schiller-Lübben 1, 502. 3, 245 f.). In der nhd. zeit lebt *odmödig* nur noch in niederdeutschen mundarten; die schriftsprache kennt allein *demütig, demut.*[2]) Umgekehrt findet sich *ôtmuoti* in Oberdeutschland nur im Keron. glossar. Vgl. die besprechung und ahd. belege bei Gutmacher s. 28 f. 66. 247. 252; dazu auch v. Raumer s. 402 f.

---

[1]) Daneben ags. die wechselform *éadmód,* die den überwiegenden alts. und ahd. formen entspricht. Jedoch ist bei T das zu ags. *eáð*-stimmende *ôd*- häufiger als *ôt*-.

[2]) Interessant ist, daß Vilmar, Kurh. idiotikon s. 293 noch aus dem 16. 17. jh. in Hessen den kanzleiausdruck *ot*- und *demütig* bucht. Vgl. auch Dwb. 7, 1154 s. v. *ödmüthig,* Dwb. 2, 920 s. v. *demut.*

Die geschichtliche deutung dieser tatsachen ist noch nicht in befriedigender weise gegeben. Beide worte sind composita mit *muot*, beide reichen nicht über das westgermanische hinaus. Das altnordische hatte ein dem ags. *éaðmód*, alts. *ôdmôdi* entsprechendes wort nicht und bildete deshalb für humilis sein *lítellátr* (vgl. dazu Kahle, Acta germ. 1, 483 f.); im gotischen wandte man für das dem lat. humilis entsprechende ταπεινός das adj. *hauns* an, für ταπεινοφροσύνη *hauneins*, für ταπεινοῦν *haunjan*. Die bildung des gemeinwestg. **auþ-mōdi* ist durchsichtig: das adj. **auþ-* (leicht) an erster stelle ergibt eine grundbedeutung 'mit leichtem sinn', die allerdings schon vorhistorisch sich gewandelt haben muß zu 'mit mildem sinn, wohlgesinnt, gnädig'. Von dieser bedeutung aus wurde das wort durch die ags. kirchensprache ergriffen, um das lateinische humilis wiederzugeben. Das war in jedem falle ein gewalt- und verlegenheitsact: denn wie schon öfter hervorgehoben (z. b. Kahle a. a. o.), war der begriff der christlichen demut dem vorchristlichen Germanen fremd. Nichts anderes war es, wenn im altn. *lítillátr* (also etwa 'kleinmütig, von schwächlichem benehmen'), im got. *hauns* ('verachtet, schimpflich') zu dieser fremdartigen bedeutung umgebogen wurde. Die ältere, vorchristliche bedeutung ist im mndl. neben der neueren noch klar erhalten. Verdam hat in seiner eingehenden behandlung (Mndl. wb. 5, 1636 ff. s. v. *ootmoet*) die beiden bedeutungen noch scharf auseinandergehalten: 1. wohlwollende gesinnung, gnade, 2. demut im christlichen sinne. Die erstere, allgemeine bedeutung ist im heutigen niederländ. geschwunden, nur der speciellere christliche begriff 'demut' ist geblieben, also ganz ähnlich wie wir es im nhd. (oben s. 384) bei der bedeutungsentwicklung von *trost* feststellen konnten.

Die christliche umprägung von *éaðmód, éaðméde* müssen wir als tat der ags. kirchensprache betrachten: mit der ags. mission kam der begriff nach Deutschland und wurde im ganzen fränkischen gebiet mit dem entsprechenden worte verbunden. Die ältere süddeutsche kirchensprache aber hatte sich schon einen eigenen ausdruck in *theomuoti* dafür geschaffen. Nur im Keron. glossar sind belege von *ôtmuoti* erhalten als zeugen dafür, daß der fränkische typus auch nach Oberdeutschland gedrungen war, wo er aber nicht fuß fassen

konnte, indem *ôtmuoti* wohl überhaupt schon auf dem aussterbeetat gestanden hatte. Woher ist aber ahd. *deomuoti* gekommen? Man deutet es als zusammensetzung mit dem subst. **deo* (got. *þius*) 'knecht'. So schon J. Grimm, Gr. 2, 663 und W. Grimm, Dwb. 2, 920. Und in der tat, wenn 'gesinnung eines knechts' die grundbedeutung ist, so kann das wort nur der christlichen sprachschöpfung zugeschrieben werden als bezeichnung für die sich selbst erniedrigende christliche demut. Von dieser auffassung ausgehend argumentiert Kluge, Beitr. 35, 149, daß im ahd. des 8. jh.'s das subst. *theo* nicht mehr vorhanden gewesen sei, es müsse also die bildung älter sein und aus dem gotischen herstammen, wo das subst. *þius* da war. Aber dagegen spricht doch vieles. Einmal gibt es im gotischen kein **þiumôdei*, sondern demut heißt bei Ulfilas *hauneins*. Und ich halte es nicht für zulässig, ohne not für die gotische kirchensprache andere ausdrücke anzusetzen, als die durch die gotische bibel bezeugten. Zweitens könnte sehr wohl hundert jahre vor unseren denkmälern das masc. *theo* im ahd. noch vorhanden gewesen sein, da das fem. *thiu* 'magd' und das adj. *untardeo* 'untergeben' (Graff 5, 88) in den älteren quellen noch leben. Spätestens um 700 müßte aber das neue wort *thiomuoti* geschaffen worden sein, wenn es vor der ags. mission schon in Oberdeutschland sich so weit gefestigt hatte, um dem fränkischen *ôtmuoti* stand zu halten. Drittens aber ist *thiomuoti* gar keine christliche neuschöpfung, sondern schon vorher dagewesen. Der erste teil ist auch nicht das subst. **theo*, sondern das in *untarthio* noch vorhandene adjectivum. Mustern wir die lange reihe der bei Graff 2, 687 ff. aufgeführten composita mit *muot*, so sehen wir, daß der erste teil immer ein adj. oder adv. ist, kein subst. außer dem einzigen *zornmuot* 699, dessen erster teil aber ein abstractum ist, welches auch als adj. fungieren konnte, im mhd. sogar den comp. *zorner* bildete (Paul, Mhd. gr. § 215). Wir können also für *theomuoti* von der grundbedeutung 'dienstwillig, dienstbereit' ausgehen, die dann zur christlichen wiedergabe von 'humilis' umgedeutet wurde. Und zwar ist das nicht nur hypothese, sondern wird uns durch O direct bezeugt. Gutmacher s. 29 gibt an, daß O *ôtmuatî* bez. *ôtmuatîg* 9 mal habe, aber einmal *thiomuati*. Danach könnte es scheinen, als ob

der oberdeutsche terminus auch auf fränkischem gebiet auftrete und man würde das mit der grenzlage Weißenburgs erklären. Das ist aber nicht der fall: vielmehr verhält es sich so, daß O für die bedeutungen 'humilis' und 'humilitas' stets den fränkischen terminus *ôtm.* anwendet; das éine *thiomuati* aber ist gar nicht 'humilis', sondern hat noch die allgemeine grundbedeutung, welche obd. schon vor dem christlichen terminus zurückgewichen ist. Es heißt O I 3, 41 f.: *Sih thaz héroti theist imo thíomuati so wíto, soso wórolt ist, want er ther drúhtin ist* 'die weltliche obrigkeit ist ihm zu dienen bereit, weil er der herr ist'. Man bemerke hier besonders die dativconstruction, welche bei dem christlichen terminus *diomuoti* nicht vorkommen kann. Sieben verse vorher hat O correct *ôtmuati* für 'humilitas'.

Die geschichte der parallelen termini *ôtmuoti* und *diomuoti* hat sich also ähnlich entwickelt wie das oben s. 383 ff. behandelte paar *fluobara* und *trôst*: die süddeutschen kirchlichen umprägungen der vorchristlichen ausdrücke *trost* und *demut* haben über die ags.-fränkischen worte gesiegt und schließlich ganz Deutschland erobert. Umgekehrt ist der proceß bei einem anderen wortpaare verlaufen, dem wir uns nun zuwenden: die ags.-fränkische bezeichnung des christlich-ethischen begriffs der heiligkeit *hêilag* hat das süddeutsche *wîh* besiegt und ganz verdrängt.

Wir haben auszugehen von der existenz zweier gemeingermanischer wörter verwandter bedeutung, die beide geeignete unterlagen für die kirchlichen bedeutungen von lat. sanctus und sacer bieten konnten: got. *weihs* und *hailags*. Über die grundbedeutung von *weihs* ist durch die etymologie nichts festzustellen, aber durch ags. *wéoh, wíʒ* 'götterbild', altn. *vé,* alts. *wîh* 'tempel'[1]) wird die anwendung des wortes für den heidnischen cult gesichert, es wird also urgot. *weihaz* doch wohl 'den göttern geweiht' oder dergleichen bedeutet haben. Für *hailags* ist durch das stammwort adj. *hails* als grundbedeutung 'unverletzt' oder 'unverletzlich' wahrscheinlich[2]):

[1]) Vgl. Grimm, D. myth.[4] 1, 54. 3, 32.

[2]) Vgl. R. Henning, Deutsche runendenkmäler s. 31. 144 und Kahle und Henning, Acta germ. 1, 328[1], wo *heilig* mit recht als urgermanisch

es würde zu diesen angenommenen grundbedeutungen passen, daß das schon vorher cultisch angewandte *weihs* vom got. christentum für den umfassenderen begriff des griech. *ἅγιος* übernommen wurde, während das nur durch den runenring belegte got. *hailag* im gotischen auf die vorchristliche anwendung als tabubezeichnung einer sache beschränkt blieb. Bei Ulfilas konnte es deshalb nicht vorkommen. Dem widerspricht nicht, daß er einigemale auch das auf sachen bezogene *ἅγιος* (*ἱερός*) durch sein verchristlichtes *weihs* wiedergibt (R 11, 16 *waurts weihs*, R 12, 1 *saud qiwana weihana*, t 3, 15 *weihôs bôkôs*), denn diese gegenstände sollten dadurch als im christlichen sinne heilig oder geweiht bezeichnet werden. Der auffassung Kluges Beitr. 35, 150 f. kann ich mich nicht anschließen: wir haben nicht den mindesten anhalt zu vermuten, daß *hailags* bei den Goten in der zeit nach Ulfilas einen christlichen inhalt erhalten habe. Diese wendung hat das wort vielmehr bei den Angelsachsen erhalten.

Bestimmend für die ags. entwicklung des begriffs war, daß dort das adjectivum got. *weihs* verloren gegangen und durch das bedeutungsnahe *hailags* ersetzt worden war. Auch das altn. teilte diesen verlust. Für das frühere vorhandensein des ags. adjectivs beweist das oben genannte subst. neutr. *wéoh*, *wíz* 'götterbild', so wie das aus der heidnischen terminologie verchristlichte *wéofod* 'altar' (aus *wíh-béod*, Kluge Beitr. 8, 527); im altn. findet sich neben *vé* 'tempel' auch noch das sw. v. *vígja* 'consecrare', welches für das ags. nur noch aus *fulwian* 'taufen' (vgl. oben s. 391) zu erschließen ist. Es ist allerdings nicht festzustellen, ob dieser verlust des adj. *weihs* in England schon vorchristlich ist, oder ob die bekehrer des 7. jh.'s das wort deshalb vermieden haben, weil es als heidnisches cultwort ihnen zu anstößig erschien. Für letztere auffassung könnte man anführen, daß ableitungen wie *wízlere* 'wahrsager, zauberer', *wízlian* 'wahrsagen, zaubern', *wízlung* 'zauber' als heidnische künste verpönt wurden und daß *wíz*

und als ableitung vom adj. in anspruch genommen wird, gegen M. Heyne, Dwb. 4, 828, welcher das wort an das subst. *heil* anknüpft und es als christliche neubildung der Angelsachsen betrachtet. Auch im altn. ist *heilagr* sicher vorchristlich. Dafür sprechen schon die eigennamen *Helgi* und *Helga*, die aus der heidnischen zeit bezeugt sind.

eben heidnisches götterbild bedeutete. Doch macht es schon die gemeinsamkeit mit dem altn. wahrscheinlich, daß der verlust des adjectivs älter ist. Jedenfalls ist in England von anfang an das adj. *hâliz* als einzige interpretation von sanctus eingeführt worden und *hâlzian* bedeutet sowohl sanctificare als consecrare: 'heiligen' und 'weihen'.[1])

Diese festbegründete ags. terminologie wurde nun durch die missionare des 8. jh.'s nach Deutschland übertragen. Hier waren aber beide germanische wörter vorhanden und die süddeutsche ältere christliche terminologie hatte das der bedeutung nach näherliegende *wîh* als entsprechung des lat. sanctus angenommen und das verbum *wîhen* hatte neben der bedeutung sanctificare, sancire zugleich die des lat. consecrare, benedicere, in welcher es sich ja bis jetzt als nhd. *weihen* erhalten hat, während für die andere heute nur *heiligen* gilt. Die ältesten St. Gallischen quellen kennen für sanctus nur *wîh*:

Im St. G. Paternoster und credo heißt es *in uuihan keist, in uuiha khirihhûn catholica, uuihero kemeinitha*, die umfängliche B hat nur *wih*, die altalemann. psalmen haben *in uuihemo sînemo* in sancto suo.

Ebenso ist es im ältesten bairisch:

Exhort. *dêm uuihôm potôm* sanctis apostolis; Freis. patern. *kauuihit sî* sanctificetur (3 mal), *der eo uuas uuih, uuihnassî* heiligkeit; Carmen *uuîho fater* sancte sator.

Nun kommt allerdings in manchen altobd. denkmälern neben herrschendem *wîh* auch *heilac* vor:

In H steht neben 32 *wih* (sanctus und sacer) einmal *heilac kotes karûni* (sacrum dei misterium) 13, 2 und neben zweimal *wihen* (benedicere) auch zweimal *heilagôn* (sacrare, sancire). — In Ib-Rd findet sich *heilagiu prôt* panes propositionis Gl. 1, 287, 55, *hêlac cadum* sanctuarium 291, 22; *heilac huat* cidarim (kopfbedeckung Aarons Ex. 28, 4) 275, 14. — In Rb *heiligiu anst* eucharistiam Gl. 1, 584, 21, *fona deru heilagun steti* de excelso 410, 18, *in heilagêm stetim* in excelsis 447, 54; dagegen *wîh*: *uuihêm edo touganêm* misticis Gl. 2, 309, 40, *uuihero stetio* excelsorum Gl. 1, 458, 53, *uuihiu* sacre Gl. 2, 311, 42, dazu *wihen* initiare, einweihen Gl. 1, 336, 59. 353, 41 und *uuîh* tempel 316, 60. — In R steht neben *uuîh* sacer 29, 24 auch *hailac stat* asilum 29, 22. — Im Keron. glossar steht zwar *wîh* für sanctus 68, 28, welches 28, 28 auch durch *hêr* wiedergegeben wird, und

[1]) Mac Gillivray, Studien zur engl. philol. 8, 60 nimmt an, daß das heidnische *hâliz* 'unverletzlich' zu der christlichen bedeutung 'heilig' durch einwirkung des subst. *hâl, hælu* 'salvatio, salus' gekommen sei.

für alma, almum 28, 26. 31 (auch im Carmen *uuîhu skirmari* = alma tutrix), sw. v. *wîhen* mehrmals für sancire 244, 15. 17. 20. 21; aber 241, 35 findet sich (nur in K) für sacrificium ein verderbtes *heilacō*, welches immerhin die existenz von *heilac* im sprachschatz des verfassers beweist. — In Ja wird opima durch *cuat indi heilac* (Gl. 2, 620, 3) gegeben.

Diese fälle von *heilac* im ältesten obd. wäre es ja immerhin möglich schon als einwirkung des fuldaischen kirchlichen sprachgebrauchs zu deuten, was ich für *cot heilac* im Wess. gebet für wahrscheinlich und für *hêligo Christ* im Musp. für sicher halten möchte. Aber ich glaube doch, daß das ältere oberdeutsch *heilac* in begrenztem umfange auch als erbwort gehabt hat. Was gegenüber dem in der altobd. kirchensprache gefestigten *wîh* die bedeutung von *heilac* im urahd. gewesen ist, läßt sich freilich schwer sicher feststellen. Aber wahrscheinlich muß man doch auch hier von der grundbedeutung 'unverletzlich' ausgehen, während *wîh* mehr etwas durch einen act geheiligtes bezeichnete.[1]) Wenn in R asilum durch *hailac stât* übersetzt wird, so könnte das wohl als 'unverletzlicher ort' auf der grundbedeutung fußen und *cuat indi heilac* in Ja für opima desgleichen. Aber für den kirchlichen bedarf war *wîh* das eigentliche wort, welches als solches auch in den früher christianisierten rheinfränkischen gebieten geltung hatte.

Durch die ags. mission kam nun in der ersten hälfte des 8. jh.'s die kirchliche anwendung von *heilag* in schwung. Von Türingen-Hessen aus, mit dem geistlichen centrum Fulda, drang die neue terminologie zunächst nach Rheinfranken. Der name der dritten person der trinität *der heilego geist* mußte hauptsächlich zur verbreitung beitragen. Schon die Isidorgruppe kennt für sanctus und sacer nur die wiedergabe durch *heilac* und sanctificare ist im Is. *heilegôn*, aber in M wird doch dafür noch zweimal *wîhen* gesagt, welches im Is. nur noch für benedicere gilt: die bis ins nhd. festgehaltene bedeutung. In M ist sogar noch einmal das adjectivum *wîh* belegt, freilich nicht mehr als übersetzung von sanctus, sacer, sondern nur für 'in die festo' *in uuîhin tage* Mt. 26, 5. Im T

[1]) Den entgegengesetzten act bezeichnet das negierte *uruuîhaz* execrandum Ib-Rd (vgl. oben s. 370), welches in got. *usweihs* βέβηλος seine parallele hat.

ist das adj. *wîh* vollständig verschwunden, sanctificare ist *heilagôn, wîhen* gilt nur noch für benedicere. Den gegensatz zu M zeigt Mt. 23, 17. 19: *diu daz golth uuîhit — der deo keba uuîhit* M = *thaz dar heilagot gold — therde giheilagot thia geba* T 141, 14. 15. Auch das um 800 anzusetzende fränkische taufgelöbnis hat schon *heilagan geist* und *heilaga chirichun.* — Interessant ist das verhältnis in den Weißenburger denkmälern. Der ältere Wk steht noch im wesentlichen auf frühahd. boden. Er hat noch das adj. *wîh* und gibt in der ersten bitte das sanctificetur viermal durch *giuuîhit* (*sî*) wieder. Freilich scheinen bei oberflächlicher statistik die 14 *heilag* gegenüber nur 4 *wîh* das übergewicht zu haben. Aber von den 14 *heilag* entfallen 13 auf die propagandaformel *ther heilego geist,* woneben immer noch zweimal *âtum uuîhan, mit uuîhen âdume* steht. Und dem einen *heilegero gimeinidha* stehen *uuîha ladhunga* (sanctam ecclesiam) und *thû eino uuîho* (tu solus sanctus) gegenüber. Viel weiter fortgeschritten ist die entwicklung bei Otfrid. Zwar hat auch er das adj. *wîh* noch nicht ganz aufgegeben und *wîhen* ist das wort für 'weihen, segnen' (benedicere, consecrare). Aber *heilag* ist durchaus herrschend und das stehende beiwort heiliger personen und sachen. Das adj. *wîh* findet sich noch achtmal:

Davon sind drei fälle *wîho zîti* für dies festus (vgl. oben M) I 22, 5. III 6, 14. III 15, 34, *fuar zen stetin wîhên* III 15, 36; die übrigen vier fälle bezeichnen keine ständige eigenschaft, sondern umschreiben das verbum *wîhen* 'heiligen': *then got wîhan nanta* (quem pater sanctificavit) III 22, 55; *wîh sî namo thînêr* (sanctificetur nomen tuum) II 21, 28; ebenso mit ellipse des verbums *wîh namo sînêr* (sanctum nomen ejus) I 7, 9 und *wîh dohter* (benedicta 'gesegnet bist du') I 6, 5.

Dazu noch vier fälle des substantivierten neutrums I 6, 8. I 26, 12. II 11, 45. IV 37, 16 'segnung, weihung, weihe'. Ähnlich wird achtmal auch das fem. *wîhî* gebraucht. Etwas anderes als *ther heilego geist* ist zwar bei O undenkbar, doch ist zu bemerken der ausdruck *thiu wîhî gotes geistes giwerota inan thes geheizes* (responsum accepit a spiritu sancto) I 15, 8. Übrigens stehen drei fälle des adjectivs und neun von den zwölf fällen der substantiva *wîh, wîhî* im ersten buche, was für die chronologie des wortes bei O nicht unwesentlich ist.

Alle übrigen fränkischen denkmäler von der zweiten hälfte des 9. jh.'s ab, also die verschiedenen beichtformeln,

Ludwigslied, Williram haben das adj. *wîh* nicht mehr. Auch im altsächsischen ist *hêlag* allein herrschend, das adj. *wîh* ist verschwunden, doch ist das comp. *wîhdag* 'feiertag' ein zeugnis seines früheren daseins, und das vorchristliche subst. *wîh* 'tempel' (altn. *vé*) ist im Hel. auf den jüdischen tempel übertragen. Auch das verbum *wîhian* 'consecrare, benedicere' ist alts. der normale ausdruck, woneben das dem ags. sprachgebrauch gemäße *hêlagon* im Hel. nur zweimal, beidemale als variation zu *wîhian* vorkommt.

Im oberdeutschen ist ebenfalls seit der zweiten hälfte des 9. jh.'s *heilac* im kirchlichen sprachgebrauch durchgedrungen, *wîh* tritt zurück. Von den obd. beichten des 9./10. jh.'s hat nur noch das bruchstück einer bairischen beichte (Steinmeyer, Kleine sprachdenkm. nr. 47) *den uuîhun âtum* und *deo uuîhun sunnun taga,* daneben aber schon *dea heiligun missa,* die übrigen haben nur *heilac.* Auch *heilagon* 'sanctificare' nimmt überhand und ist bei N durchgeführt, welcher die erste bitte des paternoster nun *din namo werde geheiligot* übersetzt. Sogar für consecrare braucht N neben *wîhen* auch *heilegon,* z. b. ed. Piper 1, 809, 16. Das adj. *wîh* ist bei N nur noch einige male im M. Cap. belegt, in allen anderen werken N's kommt nur *heilig* vor.[1]) In der folgezeit verschwindet das adj. *wîh* immer mehr: aus dem älteren mhd. sind in den wörterbüchern nur noch wenige beispiele gebucht[2]), ständig bleibt es mhd. nur

[1]) Die belege für *wîh* im M. Cap. sind: 698, 1 *iro uuîhun bruste* (sacri pectoris), 746, 1 *diu uuîha chraft* (sacra vis), 765, 8 *uuîhiu êra* (honos sacer), 788, 16 *dien uuîhên brûtlóuften* (nuptialibus sacramentis). Diesen vier *wîh* stehen, wenn mir nichts entgangen ist, im M. Cap. vier *heilig* gegenüber: 693, 1. 696, 11. 795, 25. 804, 23. Einen unterschied des gebrauchs kann ich nicht finden. Gleich das erste beispiel 693, 1 *heilige gehîleiche* (sacra conjugia) ist dem letztangeführten mit *wîh* sachlich so ähnlich als möglich. Wilh. Scherer hatte in der 2. aufl. von MSD. s. 573 vermutet, daß M. Cap. einen anderen verfasser habe, weil *wîh* darin gebraucht werde, was in der 3. aufl. wieder gestrichen ist, da die Wackernagelsche hypothese der Notkerschule sich als unhaltbar erwiesen hat.

[2]) Sämtliche beispiele sind aus dem bairischen des 12. jh.'s: im Mhd. wb. 3, 613 zweimal aus der Vorauer hs., je eines aus Wernhers Maria und dem bair. Servatius, dazu noch bei Lexer 3, 816 eins aus der Milstätter Genesis (Diemer 54, 3 reimglättend *engil die wihen,* wo die Wiener Gen. *engele die sconen* hat). Jüngeres nur in fester formel: *an dem weihen pfinztag* 'gründonnerstag' bei Vintler (Lexer) und *der wihe brunne* bei

in der festen verbindung *diu wîhe naht, zen wîhen nahten.* In *weihnachten* hat sich diese bis jetzt gehalten, auch in bairischen ortsnamen wie *Weihenstephan, Weihenzell* haben wir nachklänge des altobd. wortes für sanctus.

Anders hat sich die geschichte des compositums *wîhrouh* gestaltet. Da die sache erst mit dem christentum zu den Germanen kam, mußten neue worte dafür geprägt werden. Das geschah in den drei centren des germanischen christentums auf verschiedene weise. Ulfilas entlehnte das griechische *θυμίαμα*, die Angelsachsen sagten für weihrauch *récels* (daher entlehnt altn. *reykelsi*), daneben *stór* mit dem abgeleiteten verbum *stéran* 'weihrauch brennen'. Der süddeutsch-rheinische kreis sagte *wîh rouh,* welches frühe zur einheit zusammenwuchs. Das fremdwort incensum hat nicht fuß fassen können, von einmaligem *zinseri* (weihrauchfaß) bei O abgesehen. Die wortschöpfung muß der älteren ahd. schicht angehören, *wîhrouh* war schon vor der ags. mission auch nach Mitteldeutschland gedrungen, so daß die Angelsachsen nicht dagegen aufkommen konnten: T hat *wîhrouh* und *wîhrouhbrunst.* Auch nach Niederdeutschland wurde das ahd. wort übertragen und in *wîhrôk* (Hel.) nachgebildet.

Mit den entsprechungen des lat. sanctus ist die wiedergabe von lat. spiritus, griech. *πνεῦμα*, durch die überragende rolle des 'spiritus sanctus' in der christlichen terminologie aufs engste verbunden. Und doch ist die entwicklung nicht ganz gleichartig. Für 'heilig' fand das christentum zwei altgermanische worte vor, die nur wenig umgedeutet zu werden brauchten. Anders stehts mit dem begriff 'geist'. Die Germanen hatten wohl ein gemeinsames wort für 'seele' entwickelt, got. *saiwala,* aber die abstraction der höheren seelenkräfte war bei den vorchristlichen Germanen noch nicht vorhanden: das wird deutlich dadurch bewiesen, daß die einzelnen stämme sich für *πνεῦμα,* spiritus verschiedene bezeichnungen geschaffen haben. Die Goten verfahren an-

Bertold (Mhd. wb.), eine freie variante des mhd. compositums *wîchbrunne,* welches wie einige andere composita (*wîchwazzer, wîchvaste* u. a.) noch lange nachlebt.

scheinend am selbständigsten, indem sie mit ihrem *ahma* nicht an die grundbedeutung von πνεῦμα anknüpften, sondern das denkvermögen, den verstand als eine haupteigenschaft des geistes für die benennung maßgebend sein ließen. Die süddeutsche kirchensprache führte die lehnübersetzung des lat. spiritus mit *âtum* ein. Die Angelsachsen wählten dafür *ȝást*, welches als gemeinwestgermanisches wort wohl von anfang an auch im südwestgermanischen vorhanden war, wodurch das eindringen der ags. bezeichnung ins ahd. und alts. ermöglicht wurde. Denn das altn., welches ein entsprechendes wort nicht besaß, mußte zu einer eigenen benennung greifen, welche wieder in einer lehnübersetzung des lat. spiritus, *andi* (atem), bestand. Was die vorchristliche bedeutung von ags. *ȝást*, ahd. *geist* gewesen ist, ist nicht leicht zu erkennen. Am nächsten läge es, ebenfalls an 'atem' zu denken und diese ansicht wird von R. Hildebrand, Dwb. 4, 2623 ff. vertreten; auch Bosworth-Toller geht für das ags. von dieser grundbedeutung aus. Aber die beweise sind nicht zwingend und die etymologie bietet keine stütze dafür.[1]) Diese weist eher auf eine grundbedeutung wie 'aufgeregtheit' (Kluge, Etym. wb.) in anknüpfung an got. *usgaisjan, usgeisnan* 'erschrecken' bez. 'sich entsetzen', altn. *geisa* 'wüten'. Murray, N. Engl. Dict. 4, 148 setzt für *ghost* als grundbedeutung 'fury, anger' an. Wenn man erwägt, daß ein ags. sw. v. *ȝǽstan* 'schrecken' vorhanden ist, welches me. weiterlebte, als *to gast* im ne. bei Murray 1, 70 noch bis 1616 belegt ist und dazu ein jetzt ebenfalls veraltetes adv. (adj.) *ghastly, ghastful* 'schrecklich' (Murray 1, 147), sowie ein bis in die gegenwart reichendes *aghast* 'bestürzt, erschrocken', so scheint es doch, daß hierin die etymologie von *geist* gegeben

[1]) Die für die bedeutung 'atem' im Dwb. angeführten älteren belege stehen alle unter dem einflusse des doppelsinnigen lat.-kirchlichen spiritus: so bei Is. (ed. Hench) XV mehrfach, z. b. in spiritu oris eius spiritum sanctum intellegimus *in sines mundes gheiste instandemes heilegan gheist.* Auch die bei Bosworth-Toller s. 362 unter *ȝást* I für die bedeutung 'atem' angeführten belege sind übersetzungen von spiritus in biblischen stellen; nur *blǽde oðde ȝáste* spiramine (aus dem Surtees hymnarium) kann ich hier nicht nachprüfen. Auch die im englischen wie deutschen vorhandene phrase 'den geist aufgeben' steht sicherlich unter einfluß des lat. 'spiritum reddere'. Vgl. auch das im Dwb. 9, 2859 (unter 4 b) gesagte über die entwicklung von *seele* zur bedeutung 'atem' unter biblischem einfluß.

ist. Und ich möchte es dann für wahrscheinlich halten, daß nicht zunächst von einer abstracten bedeutung wie 'aufgeregtheit', 'wut' oder 'schrecken' auszugehen sei, sondern von einer persönlichen, daß also *geist*, im seelenglauben wurzelnd, die erscheinende seele eines abgeschiedenen, einen 'geist', ne. *ghost* bedeutet habe, der den menschen in schrecken versetzt, also ein 'schreckbild'. Sievers hat (Ags. gr.[3] § 281 a. 1) wohl mit recht aus der ags. in einigen alten quellen erscheinenden umgelauteten nebenform *gǽst* erschlossen, daß das wort ursprünglich zu den neutra auf *-os, -es* gehört habe, also urwestgerm. **gaistaz* und **gaistiz*. Das neutrale geschlecht für solch übersinnliches wesen würde im germ. reichlich analoga haben, vgl. z. b. got. *skôhsl* und vor allem *guþ*, welches erst durch den christengott masculinum geworden ist.[1]) Es wäre wenigstens die möglichkeit zuzugeben, daß erst durch den spiritus sanctus *geist* ins masc. übergeführt sei. Doch könnte dieser übertritt auch früher liegen, da die persönlichkeit eines solchen 'geistes' auf grundlage des durch ihn vertretenen verstorbenen leicht männlich gedeutet werden konnte. Und auch in der christlichen sprache wurde spiritus nicht nur für den heiligen geist und die engel angewandt, sondern auch für böse geister (z. b. *se wéreza gást* Christ und Satan 126). Es wäre dann also westg. *geist* in seiner bedeutungsgeschichte den umgekehrten weg gegangen wie lat. spiritus: vom persönlich gefaßten 'geist' aus zum abstractum 'geistige kraft' und von da unter einwirkung des lateinischen wortes sogar gelegentlich zur bezeichnung der körperlichen function des atmens.

Ich nehme also an, daß die christliche umprägung des westg. *gaist* auf englischem boden geschehen und von da nach Deutschland gekommen sei, wo das ebenfalls schon im sinne der niederen mythologie vorhandene wort ohne weiteres sich der neuen anwendung fügte. Das kann also frühestens im

---

[1]) Letzten endes lag diesen freilich eine sächliche vorstellung zugrunde, was noch sehr deutlich in erst halbpersönlich gewordenen bezeichnungen wie lat. numen zutage liegt. Vgl. auch nordische götterbezeichnungen wie die neutralen plurale *hapt* und *bǫnd*. Für *geist* wäre demnach die eigentliche grundbedeutung 'schrecknis', daraus zunächst halbpersönlich 'schreckbild, erschreckendes wesen', dann 'geist' im sinne der niederen mythologie und endlich christianisierung zur wiedergabe des lat. spiritus.

anfang des 8. jh.'s geschehen sein. Vorher aber hatte die süddeutsche kirche schon *âtum* für spiritus eingesetzt, welches am festesten in Oberdeutschland eingeführt war und dort zunächst dem moderneren *geist* noch widerstand leistete. Im fränkischen ist überall nur *geist* vorhanden, außer in dem oben s. 402 schon angeführten zweimaligen *âtum uuîhan, mit uuîhen âdume* des Wk, welches beweist, daß das süddeutsche wort auch bis dahin gedrungen war. Bei Is. M. fehlt *âtum* im kirchlichen sinne vollständig, wohl aber steht es in der ursprünglichen bedeutung neben *geist* Is. XII, 16: spiritus domini fecit me et spiraculum omnipotentis vivificavit me *Druhtines gheist chideda mih endi adum dhes almahtighin chiquihhida mih.* Aber auch nach Süddeutschland ist die neue anwendung von *geist* früher gekommen und eher durchgedrungen, als *heilac* gegenüber *wîh.* So hat das St. Galler credo zweimal *uuîhemu keiste, uuîhan keist* und schon im Keronischen glossar steht zwar *sôzzi âtum* dulcis spiritus, welches durch das damit glossierte *sôzzi moat* dulcis animus 114, 10 als 'geist' erwiesen wird, aber 80, 20 wird crisma mit donum spiritale *kepa geistlîh* erklärt. In B ist *âtum* die regelrechte vertretung von spiritus (*âtum ze wunske chindo* spiritum adoptionis filiorum 198, 6; *âtume wîhemu* 218, 7; *âtume* 'geister' 263, 26) und spiritalis 'geistlich' wird immer durch *âtumlîh* gegeben (205, 8. 17; 206, 13; 257, 11. 22); aber einmal erscheint doch auch *keist* spiritus (sc. sanctus) 193, 4. In H steht *âtum* 19 mal: 10 mal mit dem adj. *wîh* verbunden entsprechend spiritus sanctus und 9 mal *âtum* für einfaches spiritus. Aber einmal findet sich auch *mit wîhemu keiste* (2, 6, 3) und zweimal (3, 6, 4 und 5, 4, 2) ist neben einfachem *âtum* als zweite übersetzung *keist* beigeschrieben. Dem übersetzer war also auch schon der modernere ausdruck neben dem alteinheimischen nicht fremd. Ganz falsch urteilt hierüber R. v. Raumer s. 371, welcher meint, daß durch das beigesetzte *keist* das fremdartige *âtum* erläutert werden solle, er hält *âtum* für eine unverständliche sklavische nachbildung des lateins und sagt: 'die glaubensbekenntnisse, die dem volk verständlich sein sollten, übersetzen spiritus durch *geist*'. Das ist verkehrt. Denn er muß selbst schon den Wk mit seinem zweimaligen *w. âtum* ausnehmen und die bairische Exhortatio,

die doch gewiß dem volke verständlich sein sollte, hat *wîho âtum*. Daß die anwendung von *âtum* oberdeutsch ist, hat v. Raumer nicht erkannt.[1]) Und in Oberdeutschland hat es nicht bloß an der schulmäßigen oberfläche gehaftet. Es steht auch nicht nur für den heiligen geist, sondern für alle entsprechungen von spiritus. So in Rb: Gl. 1, 388, 30 (zu Jud. 15, 19) refocilavit spiritum *kachicta âtum* von der menschlichen geisteskraft; Gl. 2, 310, 38 vidit tetros et nigerrimos spiritus *kisah ekislîhhe inti suarzistun âtumâ* 'geister'; Gl. 1, 412, 41 (zu Reg. I, 28, 3) qui phitones in ventrem habebant *dhie uuîzzac âtum in uuambu hebitôn* 'wahrsagergeist'; ähnlich in dem großen bibelglossar Gl. 1, 351, 28 (zu Levit. 20, 27) phitonicus spiritus *uuîzactuomlîh âtum*.[2]) Und daß *âtum* im sprachgebrauch fester gesessen hat, ergibt sich daraus, daß es im bairisch-österreichischen noch im 11./12. jh. vereinzelt in der sprache der dichtung erscheint, wie durch die mhd. wbb. nachgewiesen wird. So steht in der Wiener Genesis (Fdgr. 2, 18, 17) *Der ubel atem fûr in die nateren* 'der böse geist', was dem Milstätter bearbeiter nicht mehr recht verständlich schien: er ändert (Diemer 13, 6) *des tievels ubil atem fûr in die nateren,* indem *atem* mehr auf die sinnliche bedeutung des worts gewandt wird. Im leben Jesu der Ava (ed. Piper, Zs. fdph. 19, 129 ff.) heißt es v. 71 (= Diemer 230, 29) *unde der hailige atem entswebete ir den lichnamen* 'der heilige geist', welcher kurz vorher v. 41 *der heilige spiritus sanctus* genannt wird. In der Milstätter sündenklage (ed. Rödiger, Zs. fda. 20, 255 ff.) steht v. 280: *Nu chum ich, vatir unde sun zuo dem iuweren trôn und ze dem heiligen âtem,* daneben v. 34. 61 *der heilige geist, dîn heiligir geist.* Und in Wernhers Marienliedern (Fdgr. 2, 145 ff.) wird 182, 2 der heilige geist als *der gotes âtem* eingeführt. Besonders bemerkenswert ist noch die bekannte stelle am schlusse von Ezzos gesang (ed. Waag) 403. 413, wo zweimal *der heilige âtem* erscheint;

---

[1]) Jac. Grimm, Gr. 2, 244 und Dwb. 1, 591 wollte *âdum* aus **ahadum* herleiten, 'so daß es mit got. *aha, ahma* einer wurzel ist'. Unter dem einflusse dieser jetzt abgetanen ansicht stehend hielt v. Raumer, Zs. fda. 6, 412 einen zusammenhang von *wîho âtum* mit got. *weiha ahma* für möglich. Dazu vgl. Kluge, Beitr. 35, 132.

[2]) Vgl. in Rb: Gl. 1, 458, 40 phitones *uuîzzagun*.

vgl. die parallele anwendung von *âtem* und *geist* in der sinnlichen bedeutung v. 51 und 73.[1])

Im ganzen ging aber die verdrängung von obd. *âtum* durch *geist* schneller und gründlicher vor sich, als die von *wîh* durch *heilig*; von *wîh* haben sich reste bis heute erhalten, von *âtem* ist das jüngste bisher bekannte beispiel aus Wernhers Marienliedern; von da ab hat *âtem* nur noch die ursprüngliche sinnliche bedeutung. Zu bemerken ist, daß im bairischen dialektgebiet der alte kirchliche sprachgebrauch von *âtum* — ebenso wie der von *wîh* (oben s. 403 a. 2) — sich am längsten erhalten hat. Am frühesten ist auf alemannischem gebiete *âtum* beseitigt, bei N ist keine spur davon mehr vorhanden. Denn wenn er z. b. im cant. Moysi (Piper 2, 617, 26) in spiritu furoris tui mit *in demo âtume dines zornes* übersetzt, so ist das aus der grundbedeutung heraus zu verstehen. Aber auch im bairischen gebiete tritt früh *geist* auf: *cootlîhhe geistâ* 'herrliche geister' im Wess. gebet[2]), und von da ab ist auch im bair. *geist* der ausdruck der officiellen kirchensprache geblieben.

Noch früher und gründlicher als *geist* ist aber ein anderes wort im ganzen hochdeutschen sprachgebiet durchgedrungen, dessen kirchliche anwendung ich schon Beitr. 40, 433 angelsächsischem einflusse zugeschrieben habe, der deutsche name des osterfestes: ahd. *ostarun* schon gl. K. 225, 1. 8; dazu in Ra *ostargauma* und 225, 5 parasceuen *aostortaga*. In allen alten ahd. quellen (B, H, M, T) ist diese bezeichnung schon feststehend, *pascha* ist auf hochdeutschem gebiete nur in latein. sprache anzutreffen. Dagegen gilt im alts. *pâscha*, sowohl im Hel., wie in der Freckenhorster heberolle (*te paschon* ed. Wadstein 42, 13). Auch im mnd. ist *pasche, paschedach* (Schiller-Lübben 3, 307) allein üblich und niederdeutsche mundarten setzen das fort, soweit nicht unter der herrschaft der hochdeutschen kirchensprache jetzt *ostern* durchgedrungen ist.

[1]) Der schluß von Ezzos gesang ist ja nur in der bairischen Vorauer hs. überliefert. Aber wenn man annehmen darf, daß er aus dem Bamberger original stammt, so wäre das auftreten von *der heilige âtem* in einem ostfränkischen denkmale des 11. jh.'s doch höchst auffällig.

[2]) An dieser stelle allerdings durch die von uns angenommene grundbedeutung des westg. *gaist* befördert.

Für das alts. ist hier der westfränkische sprachgebrauch maßgebend gewesen. Denn wie alle romanischen völker hat das nordfranzösische und im zusammenhange damit das westfränkische das lateinische kirchenwort angenommen. So hat das mittelniederländische ausschließlich *paeschdach*; vgl. Verdam, Mndl. wb. 6, 35, welcher 5, 1623 *oosteren* als deutsches fremdwort bucht. Aber auch das mfr., wenigstens der nördliche ripuarische teil, hält bis heute in der mundart *pascha* fest.[1]) Auch das altfriesische kennt nur *pascha* (Richthofen, Altfr. wb. s. 977). Wenn man nun hinzunimmt, daß im altn. *páskar* (schwed. *påsk*, dän. *paaske*) gilt und Ulfilas *paska*, *pasχa* übernahm, so ergibt sich, daß von allen germanischen zweigen nur das englische und das hochdeutsche dafür denselben einheimischen ausdruck gewählt haben. Das fest heißt ags. *éastre*, ahd. *ôstra*, wird aber sowohl im ags. als im ahd. meist als plural gebraucht.[2]) Woher kommt nun dieser name? Gegenüber der angabe des Beda in der bekannten stelle (de temporum ratione c. 13: de mensibus Anglorum, hier citiert nach Kluges ags. lesebuch), wonach der *Eosturmonath* (paschalis mensis) nach einer göttin *Eostrae*, und nach deren in diesem monat gefeierten feste auch das paschale tempus benannt sein soll, haben sich andere auffassungen auf grund der etymologie geltend gemacht. Man hat erkannt, daß ein germ. **austrō* < *ausrō* gleich lit. *auszrà* 'morgenröte' ist (lat. *aurōra*).[3]) Deshalb

[1]) Vgl. z. b. Firmenich 1, 473 aus Köln das sprichwort: *'Ne gröne Kreßdaag, 'ne wieße Poschdaag*, aus Aachen 493: *Gröng Krestmes wisse Posche*, vgl. Dwb. 7, 1481. Es wäre wohl mühe wert festzustellen, wo heute in den deutschen volksmundarten die grenze zwischen *pasche* und *ostern* geht. — Das mfr. ō in *posche* beweist ebenso wie westf. *pâske*, daß alts. *pâscha* anzusetzen ist.

[2]) Über die ags. formen vgl. Sievers, Ags. gr.[3] § 278 a. 4, unter denen die unregelmäßige endung des n.-a. pl. *éastron* (statt *éastran*) auffällt. Auch im ahd. fällt bei O die ständige form *ôstoron* auf (5 mal), während beim sw. f. sonst *-ûn* die regelmäßige endung ist. Kelle 2, 253 will dies wenig wahrscheinlich durch assimilation erklären, eher wäre an das masc. zu denken: *thie ôstoron* IV 9, 4 und *thio ôstoron* IV 20, 6 sind die einzigen stellen, in denen das genus erkennbar ist. Als sing. ist das fest in B bezeugt *fona uuîheru oostrûn* 247, 3, *dera uuîhûn ôstrûn* 257, 17, aber auch d. pl. *ôstrôm* 224, 34.

[3]) Vgl. Ahrens und Kuhn, Kuhns Zs. 3, 171. 450. — Sievers, Beitr. 5, 526 und Streitberg IF. 4, 306 haben davon lat. *auster*, ahd. *ôstar* 'osten'

meinte man Bedas angabe als unglaubwürdig hinstellen zu müssen und Weinhold, Die deutschen monatsnamen (1869) s. 52 erklärte die ags. göttin *Eostrae* geradezu für eine erfindung Bedas. Danach soll also aus dem begriffe der morgenröte, des aufsteigenden tageslichtes das germ. *austrō* zur benennung des frühlings geworden sein und daher soll das im frühling stattfindende christliche auferstehungsfest seinen namen bekommen haben. Diese ansicht hat sich vielen beifalls erfreut und wird auch von Lexer, Dwb. 7, 1371 f. vorgetragen.[1]) Sie ist aber unhaltbar aus zwei gründen. Erstens haben wir keine berechtigung nur aus etymologischen bedenken die bestimmte angabe Bedas, der 725 schrieb (vgl. Hoops, Reallexicon 1, 194), aber mit seiner erinnerung (geb. 673) noch ins 7. jh. zurückreichte, für falsch zu erklären. Ich bin also der überzeugung, daß es mit dem heidnischen feste und der göttin, zu deren ehren dieses gefeiert wird, seine richtigkeit hat und befinde mich darin in übereinstimmung mit Kluge, Zs. fdwortf. 2, 42 f., welcher auch die etymologische bedeutung von *austrō* mit der tatsächlich überlieferten gut vermittelt. Zweitens aber ist es doch ein starkes stück, daß das christliche hauptfest, für welches die übrige damalige christenheit[2]) und auch von den Germanen die Goten, West- und Niederfranken, Friesen, Altsachsen und Skandinavier den kirchlichen namen beibehielten, von zwei stämmen mit einem neuen, ganz willkürlich gewählten namen benannt wurde. Das konnte keinesfalls aus der überlegung heraus geschehen, daß sich Angelsachsen und Hochdeutsche etwa sagten, das christliche pascha fällt ja gerade in die frühlingszeit, oder nach Bilfinger in die zeit, wo die sonne genau im osten aufgeht, also nennen wir das fest lieber danach *éastron, óstarún*. Vielmehr ist diese

scharf getrennt: dieses ist mit dem suffix *-tero* gebildet, während in *austrō* 'morgenröte' das *t* germanische neubildung ist. — Vgl. auch Walde, Lat. etym. wb.[2] s. 76 f. unter *aurora* und *auster*.

[1]) G. Bilfinger, Unters. über die zeitrechnung der alten Germanen 1 (1899) s. 80 will *ostern* an 'osten' anknüpfen. 'Es bezeichnet die zeit, wo die sonne nach ihrer südlichen abweichung im winter wieder genau im osten aufgeht.' Dagegen sprechen schon die in voriger anmerkung angeführten feststellungen von Sievers und Streitberg.

[2]) Auch die den Angelsachsen benachbarte keltische kirche übernahm *pascha*: altir. mittelir. *casc*, cymrisch *y pasc*.

umbenennung nur denkbar, wenn es ein hochgehaltenes heidnisches fest dieses namens schon gab, welches zeitlich mit dem pascha ungefähr zusammenfiel und durch dieses verdrängt werden sollte. Selbst wenn man sich für berechtigt hielte, Bedas göttin *Eostrae* anzuzweifeln, das heidnische fest dieses namens müßten wir als notwendige voraussetzung annehmen, auch wenn es uns nicht durch Beda bezeugt wäre.

Wir haben für diesen vorgang ein zweites beispiel in der ags. und altn. benennung des weihnachtsfestes. Die von den romanischen sprachen angenommene bezeichnung durch entsprechungen des lat. *natalis, nativitas*[1]) haben bei den Germanen keinen eingang gefunden. In Deutschland ist jetzt die süddeutsche bezeichnung *diu wîhe naht, zen wîhen nahten* (vgl. oben s. 403 f.) fast allein herrschend geworden. Wie weit *weihnachten* in Mitteldeutschland bodenständig ist, wird vielleicht die nächste lieferung des Dwb. von A. Götze ergeben.[2]) In Niederdeutschland wird *winachten* seit dem 15. jh. von Schiller-Lübben 5, 724 nachgewiesen, daneben scheint *kersdach, kersnacht, des hilghen kerstes nacht, kerstes misse* (Schiller-Lübben 2, 454 f.) die eigentlich einheimische benennung gewesen zu sein. Im niederländischen ist mndl. *kersmisse,* neundl. *kersmis* die allein gültige benennung des festes. Wenn nun im ags. und altn. statt dieser christlichen bezeichnungen ein altgermanisches wort, altn. *iól* (schwed.-dän. *jul*), ags. *ȝéol* und *ȝeohhol* (ne. *yule*)[3]) auftritt, so ist auch hier der name eines vorchristlichen festes auf das christliche übertragen. Das wort hat unzweifelhaft ursprünglich mittwinter, wintersonnenwende[4]) und sodann das an dieser gefeierte fest bedeutet;

---

[1]) Auch im keltischen gilt irisch *nodlaig,* cymrisch *nadolig.*

[2]) *Christfest, Christtag, Christabend* waren ehedem md. sehr verbreitet (noch bei Goethe neben *Weihnachten*). Vgl. oben s. 410 anm. 1 *Kreßdaag* aus Köln. Selbst in der jetzigen umgangssprache ist das noch erkennbar, vgl. Kretschmer, Wortgeographie s. 556 unter *weihnachtsbaum.*

[3]) *yule* lebt heute besonders in den nördlichen dialekten (vgl. The English dialect Dict. 6, 592 ff.); im allgemeinen ist *Cristmas* ne. das herrschende wort, welches von Murray 2, 392 zuerst 1123 als *Cristes maesse* belegt wird. Daneben ist aber das alte *yule* auch in der ne. schriftsprache noch nicht ausgestorben.

[4]) Von dem stammwort ist mit *io*-suffix und grammatischem wechsel ein monats- oder richtiger jahrzeitname abgeleitet: ags. *ȝiuli* (nur bei

nur in der bedeutung als 'fest' ist es tatsächlich überliefert. Nun hat zwar Gustav Bilfinger, Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen (II. Das germanische julfest 1901) erwiesen, daß die christlichen weihnachtsgebräuche volkstümlicher art größtenteils von der römischen neujahrsfeier herstammen und nicht altgermanische residua sind.[1]) Er hat ferner nachgewiessn, daß auch vieles von dem in den nordischen sagas über das altnordische julfest berichteten schon christlicher herkunft ist, auch wenn die saga noch in vorchristlicher zeit spielt. Aber wenn B. daraus den schluß zieht, daß es ein heidnisches julfest nicht gegeben habe und s. 132 mit dem satze schließt, 'daß bei genauerer betrachtung von dem germanischen julfest nichts urgermanisches übrig bleibt als der name jul', so ist das ein fehlschluß. Das hat schon Finnur Jónsson in seiner recension Anz. fda. 28, 299 ff. kräftig hervorgehoben, der aus der altn. literatur beweise für das heidnische fest bringt. Ebenso K. Helm, Blätter für Hessische volkskunde 2, 155, welcher die existenz eines germanischen wintersonnwendfestes als voraussetzung für die benennung des christlichen festes betont. Und in der tat, wenn nichts als das germanische wort, etwa in der bedeutung wintersonnwende vorgelegen hätte, so hätten unmöglich die Angelsachsen und Skandinavier das christliche fest harmlos 'wintersonnwendfest' nennen können, wo die kirche 'natalis domini' sagte, sondern hätten wie die übrigen Germanen einen ausdruck

---

Beda überliefert, sonst ags. *géola*), altn. *ýlir*. Für das gotische ist nur dieses im got. kalender als *jiuleis* erhalten: das stammwort, welches got. **jaíhl* heißen würde, konnte bei Ulfilas nicht vorkommen; die ahd. form würde **gëhal* sein. Daß die Goten *jaíhl* besessen haben, wird durch *jiuleis* gesichert; ob es auch als fest oder nur als mittwinter galt, ist nicht auszumachen. Von den bei Falk-Torp s. 1492 verzeichneten etymologien will mir die von Kluge, Engl. stud. 9, 312 aufgestellte am meisten scheinen: er stellt es zu altn. *él* 'schneesturm' (< *jihla*: Noreen, Altisl. gr.[3] § 106 a. 3), die von Falk-Torp s. 477 bevorzugte Buggesche zu lat. *jocus* ist besonders sachlich unhaltbar. Vgl. auch Torp bei Fick[4] 3, 328 f. und Boisacq, Dict. etym. de la langue grecque 304 (ἑορία), 308 (ζέφυρος).

[1]) Vielfach berühren sich hiermit die ausführungen von Alex. Tille, Geschichte der deutschen weihnacht, Leipzig 1893 und Yule and Christmas, London 1899 (dazu Mogk, Litbl. 1900 s. 400; Singer, Anz. fda. 26, 96 ff.; Kauffmann, Zs. fdph. 33, 251 ff.).

wählen müssen, der deutlich christliche beziehung gehabt hätte.

So stützen sich *weihnachten — jul* und *pasche — ostern* gegenseitig als beispiele der übertragung der namen germanischer feste auf christliche. Beide übertragungen erstrecken sich auf zwei germanische hauptdialekte: *jul* auf das englische und nordische, *ostern* auf englisch und hochdeutsch. Daß die nordische übertragung des heidnischen *jul* sich an das ags. vorbild angeschlossen hat, ist bei dem räumlichen und culturellen zusammenhange wohl nie bezweifelt worden, ebenso wie das nordische *páskar* an alts. *pâscha* sich angeschlossen haben wird, da ein dem nur westgermanischen ags. *éastre* entsprechendes wort (und fest?) im nordischen nicht vorlag. Altsächsisch und altenglisch sind bekanntlich die beiden hauptquellen für die altnordische christliche terminologie (Kahle, Acta germ. 1, 315 ff.). Gleicherweise wird aber auch für ahd. *ôst(a)ra* anzunehmen sein, daß die anregung zu dieser benennung des christlichen festes aus England gekommen ist, also durch die englischen missionare, die seit 722 unter anführung des Bonifatius Mitteldeutschland christianisierten.

Es ist die tatsache scharf hervorzuheben, daß der höchst auffällige name *ostern* für das *pascha* aller übrigen christenheit in zwei geographisch vollständig getrennten gebieten auftritt. Denn zwischen dem hochdeutschen *ostern*-gebiet (Oberdeutschland, Rheinfranken, Ostfranken, Thüringen) und dem englischen *easter*-gebiet lag ganz Sachsen, Friesland und Niederfranken nebst den mittelfränkisch-hochdeutschen Rheinlanden. Daß man unabhängig von einander in England und in Hochdeutschland darauf verfallen sei, nicht nur das sonst allgemeingültige *pascha* zu ersetzen, sondern auch dafür den gleichen ersatz zu finden, wäre wohl theoretisch möglich, aber doch höchst unwahrscheinlich. Also wird man einen zusammenhang suchen müssen. Kluge hat das verdienst, das problem zuerst erkannt zu haben. Er stellt Beitr. 35, 146 die hypothese auf, daß den Goten die umprägung des heidnischen wortes zuzuschreiben sei, daß Ulfilas ein got. **austrô* zum christlichen festnamen gemacht habe, daß dieser von den Goten nach Baiern und Oberdeutschland gekommen und sich von da bis nach England 'vorgeschoben' habe. Damit wäre allerdings eine einheitliche

erklärung gegeben. Aber diese hypothese leidet doch an großen mängeln. Erstens hat ja Ulfilas *paska* und nicht *austrô*. Und daß etwa nach Ulfilas die gotische kirche *paska* durch *austrô* ersetzt hätte, dafür liegt nicht der mindeste anhaltspunkt vor. Im gegenteil muß man annehmen, daß die sprache der got. bibel für die gotische kirchensprache ebenso norm gewesen sein wird, wie die sprache der Lutherbibel die ganze protestantische predigt und christliche lehre in Deutschland beherrscht. Aber Kluge meint ja wohl, daß Ulfilas selbst das christliche fest *austrô* genannt und nur für das jüdische πάσχα des N. T. sein gotisches *paska* angewandt habe. Das würde jedoch bei der naiven identification des christlichen festes mit dem jüdischen, wie sie in der kirche üblich war und schon durch herübernahme des jüdischen wortes gekennzeichnet wird, eine allzu spitzfindige annahme sein, welche erst in der historisch-kritischen richtung des 19. jh.'s gelegen haben würde.[1]) Für die ältere zeit wäre solche unterscheidung ganz undenkbar. Zudem haben wir kein recht anzunehmen, daß es bei den Goten ein heidnisches *austrô*-fest gegeben habe, wie ja auch die nächstverwandten Skandinavier das wort nicht kennen. Und im Etym. wb.[8] s. 333 spricht auch Kluge unter *ostern* nur von einem feste der Westgermanen. Zweitens aber, selbst Kluges prämisse zugegeben, daß ein gotisches *austrô* etwa im 5. jh. nach Baiern und damit zu den Hochdeutschen gekommen wäre, so wäre ein 'vorschieben' bis nach England deshalb ganz unmöglich, weil dazwischen die weiten german. gebiete liegen, welche nur *pascha* kennen. Ein überspringen dieses breiten dammes wäre aber nur denkbar, wenn hochdeutsche missionare nach England gekommen wären. Mit den geschichtlichen tatsachen läßt sich aber nur das umgekehrte überspringen rechtfertigen, von England nach den hochdeutschen gebieten. Daß aber das englische kirchenwort *éastre* daselbst so rasch und fest fuß fassen konnte, dafür ist

[1]) Wenn also Ulfilas Matth. 26, 2 übersetzt *wituþ þatei afar twans dagans paska wairþiþ*, so setzen dafür die ahd. übersetzer ebenso folgerichtig *ôstrân* (T 153, 2) und die ags. evangelien ihr *éastre* ein, wie Luther übersetzt *ihr wisset daß nach zween tagen ostern wird*. Erst dem kritischen übersetzer des 19. jh.'s C. Weizsäcker blieb es vorbehalten zu übersetzen *ihr wisset daß in zwei tagen das passa ist!*

die notwendige voraussetzung die, daß bei den hochdeutschen stämmen der name des heidnischen frühlingsfestes *ôstra, ôstrûn* noch wohlbekannt war. In den dazwischenliegenden gebieten der Niederfranken, Friesen und Sachsen scheint das nicht der fall gewesen zu sein. Andernfalls würden sie, wie in anderen fällen, wohl der christlichen terminologie ihrer germanischen nachbarn sich angeschlossen haben.

Wenn wir also zu dem schlusse kommen, daß die englische kirche die christliche umprägung der heidnischen festnamen *ostern* und *jul* vorgenommen hat, so stimmt das ganz zu der bekannten tatsache, daß in England die heimische sprache früher und selbständiger in literarische cultur genommen ist, als in Deutschland und Skandinavien. Ich habe schon Beitr. 40, 433 betont, daß England dasjenige westgermanische land ist, in welchem vielfach statt kirchlicher fremdwörter heimische prägungen versucht und durchgesetzt worden sind. Das gilt nicht nur für indifferente neuschöpfungen, wie *ród* für 'crux'[1]), *godspell* für 'evangelium' und *fulwian* für 'baptizare', sondern auch für umdeutung heidnischer cultworte. Neben den dort schon genannten *weofod* für 'altare' und *neorxnawang* für 'paradisus' möchte ich hier noch ags. *húsel, húsl* für das 'altarsacrament' hervorheben. Dasselbe war ursprünglich ein germanisches cultwort für das opfer, welches aber im ags. nur für das christliche sacrament gebraucht wird.[2]) In dieser christlichen verwendung ist es von den nordischen sprachen übernommen worden, welche altn. *húsl* ebenfalls nur für das 'altarsacrament' anwenden (vgl. Kahle, Acta germ. 1, 366 f.). Für das opfer der heiden und juden wird ags. altn. *blót* und red. v. *blótan* gebraucht, welches auch im ältesten ahd. als *plôzzan* noch belegt ist.[3]) Die vorchristliche bedeutung von ags. altn. *húsl* lernen wir nur aus Ulfilas kennen, der got. *hunsl* (*hunsljan, hunslastaþs*) für das heidnisch-jüdische opfer anwendet, während er umgekehrt gerade *blôtan* ins christliche

[1]) Vgl. oben s. 390.

[2]) Das wort hält sich bis ins me. als *husel, housel* und ist erst ne. durch *Eucharist* und *The Lord's supper* verdrängt.

[3]) Nur in den ältesten glossen; jedoch ist das zugehörige nomen *bluostar* auch noch bei Is. und T für das jüdische opfer in anwendung (Graff 3, 260).

umgedeutet und keine spur heidnischen wesens daran übrig gelassen hat.[1]) Die ursprüngliche geltung von *hunsl* scheint nach dem gebrauch bei Ulfilas die zu sein, daß es das opfer bezeichnet als darbietung des den göttern zu opfernden gegenstandes aus der cultgemeinde, im gegensatz zu *saups* (zu *sieden*), das opfer als gegenstand der rituellen handlung des opferns.[2]) Demnach könnte ags. *húsel* (oblatio) um 600 zur bezeichnung von brot und wein im altarsacrament deshalb gewählt worden sein, weil zu jener zeit die darbringung dieser elemente durch gemeinde sicher noch bestand (vgl. dazu oben s. 392 anm. 2). In der sprache unserer ags. quellen wird *húsel* nicht für die messe, sondern nur für die communion gebraucht.[3]) In dieser eigentümlichen anwendung ist nun *húsl* von den Skandinaviern übernommen worden. Ein unabhängiges zusammentreffen in dieser benennung wäre schon an sich unwahrscheinlich, bei der bekannten abhängigkeit des nordischen christentums vom englischen aber ganz ausgeschlossen. Altn. *húsl* könnte auch reines lehnwort sein; wahrscheinlicher ist aber doch, daß die nordische sprache

[1]) *blôtan* übersetzt das griech. *λατρεύειν* und *σέβεσθαι* 'verehren', entsprechend *blôtinassus, usblôteins* und *gubblôstreis θεοσεβής*.

[2]) Die belege für *hunsl* erlauben diese deutung. Voran Eph. 5, 2 (wörtlich citiert Skeir. 1, 5): *ὁ Χριστὸς . . . παρέδωκεν ἑαυτὸν ὑπὲρ ἡμῶν προσφορὰν καὶ θυσίαν τῷ θεῷ atgaf sik silban faur uns hunsl jah sauþ guda*: hier wird *προσφορά* (lat. oblatio) 'darbietung' durch *hunsl* gegeben. In den anderen stellen, in denen *hunsl* allein steht, übersetzt es *θυσία*: Matth. 9, 13 *armahaírtiþa wiljau jah ni hunsl* 'die darbringung eines rituell zu opfernden gegenstandes'. Luc. 2, 24 wird *θυσία* durch *hunsl* übersetzt, weil es sich um die darbringung der gaben durch Maria handelt: *saups* wäre hier nicht am platze. Mehr indifferent ist *hunsl* für *θυσία* 1. Cor. 10, 18, wo das essen vom jüdischen opfer gemeint ist, im gegensatz zum essen vom brote im abendmahl, ferner Mc. 9, 49 *πᾶσα θυσία ἁλισθήσεται* *warjatoh hunsle salta saltada*. Endlich übersetzt *hunsl* einmal Joh. 16, 2 *λατρεία*; aber durch den zusammenhang *λατρείαν προσφέρειν τῷ θεῷ hunsla saljan guda* wird *hunsl* als *προσφορά* als 'darbietung' gekennzeichnet. — Vgl. auch Grimm, D. myth.[4] 1, 32. 3, 23 f.; Weinhold, Die gotische sprache im dienste des kristentums (1870) s. 10. Von seiten der etymologie ist dem worte nicht beizukommen, alle von Feist, Etymol. wb. s. 148 unter *hunsl* verzeichneten etymologien sind verfehlt.

[3]) Vgl. die belege bei Bosworth-Toller s. 568 f. für *húsel* und composita wie *húselgang, húsellâf* (überbleibsel von den geweihten elementen) und das verbum *húslian* (die communion austeilen).

damals *húsl* in seiner germanischen bedeutung 'darbringung eines gegenstandes an die gottheit' noch besessen hat, obwohl es in diesem vorchristlichen gebrauche nicht mehr belegt ist. Die gegenprobe bietet das althochdeutsche: hier war **hunsal* schon ausgestorben. Das ags. wort konnte deshalb nicht fuß fassen.[1]) Für das altarsacrament ist daher im ahd. eine große unsicherheit der bezeichnung vorhanden. R. v. Raumer zählt s. 312. 316 verschiedene ausdrücke ohne unterscheidung auf. Am gebräuchlichsten war wohl im ahd. *wizzod* (vgl. Graff 1, 1113), welches als übersetzung von 'testamentum' sich nur bis ins 12. jh. hält, und auch da nur in den bairisch-österr. quellen, welche wir schon bei *wîh* und *âtum* als bewahrer altkirchlicher ausdrücke kennen gelernt haben (s. Mhd. wb. 1, 792 f. unter *wizzôt*). Daneben ahd. besonders die bezeichnung: *der gotes lîchinamo,* bisweilen unter hinzufügung von *gotes bluot.* Diese benennung des abendmahls, der 'coena domini', scheint im mhd. die üblichste gewesen zu sein (vgl. Mhd. wb. 1, 971).[2]) Auch für *sacrament* (= abendmahl) bringt Lexer 2, 567 einige belege.

[1]) Aus obiger darstellung erhellt, daß die auffassung Kahles schief ist, wenn er a. a. o. sagt: 'eigentümlich ist es nun, daß uns für das mystische opfer des abendmahls, welches dem heidentum durchaus fremdartig erscheinen mußte, ein ausdruck urgerm. ursprungs entgegentritt: got. *hunsl* θυσία ... Schon von Wulfila wurde das wort mit vorliebe von dem selbstopfer Christi gebraucht und im ae. wie an. ist dies die ausschließliche verwendung des wortes, niemals dient es zur bezeichnung heidnischer cultushandlungen.' Die angebliche 'vorliebe' des Wulfila beschränkt sich auf die einzige, in Skeir. wiederholte stelle Eph. 5, 2, wo *hunsl* das griech. προσφορά übersetzt. — Es ist der fehler der älteren darstellungen, daß sie der entstehung der christlichen ausdrücke zu wenig nachgehen. So zählt R. v. Raumer verschiedene ahd. worte für dieselbe sache, wie *heilag* und *wîh, geist* und *âtum* nebeneinander auf, ohne die zeitliche und örtliche verschiedenheit zu beachten und ohne den versuch einer historischen erklärung. Kahle begnügt sich mit der feststellung, daß sowohl das gotische, wie ags. und altn. das german. *hunsl* 'erhalten' haben. Und so pflegte man auch zu sagen, daß westgerm. sich der name des heidnischen festes im englischen und deutschen 'ostern' erhalten habe, ohne zu bemerken, daß es sich um keine einfache 'erhaltung' handeln kann, sondern um eine höchst merkwürdige tat, die ersetzung des pascha durch diesen ausdruck, und ohne die räumliche trennung der beiden osterngebiete zu beachten.

[2]) In Schönbachs altd. predigten entspricht der lateinischen überschrift der predigten 'de cena domini', im deutschen texte regelmäßig *der heilige*

Ich bin auf diese entwicklung von ags. *húsel* > altn. *húsl* eingegangen, weil sie eine lehrreiche parallele bietet zur geschichte von *jul* und *ostern*. Sie kann als weitere stütze für die erkenntnis dienen, daß ags. *géol* von den Skandinaviern übernommen ist, weil sie das wort *iól* noch besaßen, während ahd. **gëhal* nicht mehr vorhanden war; daß andererseits ags. *éastre* aus gleichem grunde von den hochdeutschen übernommen wurde, während ein nordisches **austra* fehlte. In England aber geschah der schöpferische act, durch welchen diese drei heidnischen cultworte zu christlichen wurden.

4.

Wir haben den christlichen wortschatz der ahd. sprache seiner herkunft nach in zwei schichten zu sondern gesucht, die eine von England her durch die ags. kirchensprache beeinflußte, die andere ältere schicht, welche in Süddeutschland und am Rhein schon sich gebildet hatte, bevor der ags. einfluß hinzukam. Über die vorgeschichte dieser süddeutschen schicht, über die quellen, aus denen sie geflossen, über den zeitpunkt ihrer entstehung sind wir auf mehr oder weniger sichere vermutungen angewiesen. Denn die historischen zeugnisse über diese zeit sind sehr lückenhaft und dürftig. Die nachweise über die anfänge des christentums bei den Baiern, Alemannen und Rheinfranken im 5.—7. jh. findet man im ersten bande von Haucks kirchengeschichte und jetzt übersichtlich zusammengestellt bei H. v. Schubert, Geschichte der christlichen kirche im frühmittelalter 1, 289 ff. Und die denkmäler der ahd. sprache setzen in größerer fülle erst mit dem ende des 8. jh.'s ein, nur die Keronischen glossen führen noch einige decennien weiter zurück, aber auch sie sind doch gut ein menschenalter jünger, als der eintritt der ags. mission unter Bonifatius. Zur aussonderung jener älteren schicht bietet uns aber die sprache doch eine handhabe in der lautverschiebung der kirchlichen lehnwörter. Soweit diese die ahd. verschiebung zeigen, müssen

lichnam oder *sin heiliger lichnam und sin heiligez blůt*. — Erst seit der reformation ist bei den protestanten die übersetzung von coena domini *abendmahl* (mittel- und norddeutsch), *nachtmahl* (süddeutsch) als kirchlicher terminus üblich geworden unter allmählicher verdrängung von südd. *nachtmahl* durch *abendmahl*. Vgl. P. Kretschmer, Wortgeographie s. 69.

sie der älteren, vorags. schicht angehören. Wo dieses kriterium versagt, bei einheimischen wörtern, sind wir auf indirecte schlüsse angewiesen und wir haben ja auf diese weise so manches ältere christliche sprachgut erkennen können, ohne daß es freilich möglich ist, das genauere alter desselben festzustellen. Auch die wege, auf denen die ältesten christlichen wörter zu uns gekommen sind, liegen nicht im vollen lichte der geschichte. Aber soviel können wir doch mit einiger sicherheit sagen, daß es zwei wege sind, einmal durch eine frühe lateinische missionierung und zweitens durch eine schwächere, aber doch deutlich erkennbare berührung mit dem gotischen. Die römisch-lateinischen einflüsse setzen früher ein, das lateinische christentum der rheinischen lande hat schon vom 4. jh. an einigermaßen auf die Germanen abgefärbt; ihm haben wir schon (s. 391 f.) unser ahd. *opfarôn* aus *operari* zugewiesen. Aber auch von süden her können frühe lateinische einflüsse gekommen sein, vgl. Hauck 1^3, 95 über den zusammenhang des alten bistums Augsburg mit Aquileja. Und später im 6./7. jh. mußte die linksrheinische kirche des Frankenreichs auf die rechtsrheinischen lande einwirken. Für die erkenntnis des gotischen einflusses auf das frühahd. christentum ist der in einzelheiten schon mehrfach angeführte artikel von F. Kluge 'Über gotische lehnworte im ahd.' Beitr. 35, 124 ff. grundlegend geworden. In ihm hat Kluge älteren anregungen R. v. Raumers folgend frühere einzelbemerkungen im Etymol. wörterbuch und in Pauls grundriß vereinigt und systematisch ausgestaltet. Wenngleich ich manches anders beurteile, so glaube ich doch, daß Kluge den beweis für gotische bestandteile der ältesten schicht unserer ahd. kirchlichen terminologie erbracht hat. Er hat auch erwiesen, daß Baiern diejenige landschaft ist, in welcher diese gotischen einflüsse wirksam geworden sind. Für die bestimmung des zeitpunktes der einwanderung dieser gotischen lehnworte zieht Kluge die ahd. lautverschiebung heran, welcher diese worte unterlegen sind. Eine genaue datierung für den eintritt der ahd. verschiebung, insbesondere der germ. tenues läßt sich nicht geben. Kluge hat aber mit glück durch den namen des Attila († 453) einen terminus post quem aufgestellt. Denn vorahd. **Attilo* ist zu ahd. *Atzilo* verschoben worden. Wenn wir anderseits aus dem geographen

von Ravenna die vollzogene verschiebung der tenues für das 7. jh. erweisen können und an dessen ende die Weißenburger urkunden dasselbe bezeugen, so können wir die zwei jahrhunderte von 450—650 als die zeit der ahd. lautverschiebung bezeichnen. Kluge geht wohl zu weit, wenn er bestimmt schon die zweite hälfte des 5. jh.'s dafür in anspruch nimmt[1]) und deshalb die gotischen einflüsse auf das ahd. christentum nur Donauaufwärts nach Baiern gelangen lassen will. Ich glaube, daß man das 6. jh. als die periode der lautverschiebung betrachten und die einflüsse aus dem Ostgotenreiche Theodorichs nicht ausschließen darf.[2])

Kluge hat für einige ahd. worte die herkunft aus dem gotischen erwiesen. Soweit diese im gotischen selbst fremdlinge waren, sind sie griechischer herkunft und dadurch auch am sichersten zu erkennen. Schwieriger ist der nachweis bei einheimischem material. Von diesem scheint mir aber éin ahd. wort sicher ein gotisches lehnwort zu sein, nämlich ahd. *taufen* = got. *daupjan* (Kluge s. 131). Das kirchliche *βαπτίζειν*, lat. *baptizare*, welches alle romanischen sprachen beibehalten haben[3]), ist von den Germanen nicht als lehnwort übernommen worden. Die Goten führten eine lehnübersetzung ein. Denn *βαπτίζω* hieß gemeingriechisch 'eintauchen, anfeuchten'. Und im gotischen hatte *daupjan* noch diese allgemeine bedeutung. Vgl. Mc. 7, 4 *daupjan* = *βαπτίζεσθαι* 'sich abwaschen' und *daupeins* (*βαπτισμός*) *stikle jah aurkje* 'abwaschung der becher und krüge', Joh. 13, 26 *ufdaupjan* 'eintauchen' (= *βάπτω*, *ἐμβάπτω*).[4]) Die lateinische kirche

[1]) Ähnlich urteilt G. Baesecke, Einführung in das ahd. (1917) s. 94. Die ansicht Fr. Kauffmanns, welcher Zs. fdph. 46, 380 ff. die tenuesverschiebung schon in die ersten jahrhunderte unserer zeitrechnung rücken will, halte ich für ganz unmöglich. Vgl. auch Ahd. gr. § 83.

[2]) Vgl. dazu Guntermann, Zs. fdph. 42, 399 anm. 2.

[3]) Auch das irische *baistim* ist baptizare.

[4]) Im Etym. wb. hat Kluge am schluß des artikels *taufe* seit der ersten auflage die bemerkung stehen lassen, daß got. *daupjan* vielleicht schon in der heidnischen zeit eine rituelle bedeutung gehabt haben könnte. Das geht zurück auf eine nur sehr vorsichtig aufgestellte vermutung Müllenhoffs in seiner anzeige von K. Maurers wasserweihe (Anz. fda. 7, 408). Diese ist aber ohne jeden anhalt: zur erklärung des got. *daupjan* genügt vollständig, daß es eben eine lehnübersetzung ist.

hatte *baptizo* als einfaches lehnwort im christlich-technischen sinne übernommen. Als es den Westgermanen entgegentrat, konnten diese nicht wissen, was seine griechische grundbedeutung war. Wollten sie einen einheimischen ausdruck wählen, so waren sie ganz frei. Die Angelsachsen schufen ihr *fulwian* (**fulwihjan*, vgl. oben s. 391) 'taufen', *fulwiht* 'taufe'. Im altnordischen sagte man *skíra* (reinigen) und *skírn* 'taufe'.[1]) Daß die ahd. kirchensprache *taufen* wählte, ist nur durch gotischen einfluß erklärlich. Denn vom lat. baptizo aus wäre eine benennung nach dem sinnlichen begriff des eintauchens höchst unwahrscheinlich, man hätte gewiß die geistliche bedeutung der taufe zum ausgangspunkt genommen, wie ags.-altn. *fulwian, skíra* und *kristna* zeigen. Es ist schon verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß im ahd. *toufen* nur die christliche bedeutung hat, von der grundbedeutung 'eintauchen' ist keine spur vorhanden.[2]) Wenn man schon für das 6. jh. das gleiche annehmen dürfte, so wäre ahd. *toufen* ein reines lehnwort. Doch ist es wahrscheinlicher, daß damals die alte bedeutung noch lebte und nur eine anpassung stattfand. Das urahd. **daupjan* verbreitete sich dann den Rhein entlang ins niederfränkische (mndl. *dopen*, neundl. *doopen* ist die normale bezeichnung des christlichen actes) und von da zu den Sachsen (alts. *dôpian*) und Friesen (altfr. *dêpa*). Erst spät und nur vereinzelt greift das continentale wort auch nach England hinüber, wo es zwar *díepan, dýpan* nicht gab, wohl aber mit anderer ablautsstufe *dyppan* (< **dupjan*), welches ags. nur 'eintauchen' heißt und als solches bis ins ne. *to dip* lebt. Nur im Rushworth-Matthaeus wird dieses *dyppan* für baptizare angewandt, offenbar in anpassung an das alts. *dôpian*. Auf niederdeutschem boden hat sich *dôpian*

---

[1]) Seltener auch *kristna* (vgl. Kahle, Acta germ. 1, 366), welches wohl nach niederdeutschem muster gebildet ist: mndl. und mnd. *kerstenen* neben gewöhnlicherem *dôpen*. Letzteres ist im schwedischen und dänischen entlehnt (vgl. Falk-Torp s. 175 s. v. *døbe*).

[2]) Deshalb konnte T 84, 4 in der oben angeführten stelle Mc. 7, 4, wo die vulgata das lehnwort baptizo und baptisma beibehalten hatte, der übersetzer nicht *toufen* anwenden, sondern setzte *sih githuahan* und *uuasgan* dafür ein. Dagegen hatte Joh. 13, 26 die vulgata beidemale *intingo* eingesetzt, danach T 159, 23 *thuncôn*.

auch in der grundbedeutung 'eintauchen' erhalten, vgl. niederl. *doopen, indoopen* und für das mndl. Verdam, Mndl. wb. 2, 307. 3, 846, der allerdings nur wenige beispiele beibringt und an ersterer stelle zweifelt, ob nicht westfläm. *doppen* = ags. *dyppan* vorliege. Ferner steht bei den Friesen *dêpa* als 'eintauchen' in dem alten rechtsterminus *wapuldêpene* (Richthofen, Altfries. wb. s. 684. 1125) vollkommen fest.[1])

Von den got.-ahd. worten griechischer herkunft gehe ich nur auf fragliches ein. Kluge hat angenommen, daß ahd. *pfaffo* (mndl.-mnd. *pape*) durch gotische vermittlung zu den Deutschen gekommen sei. Daß die Goten den presbyter *papa* nannten, steht für das ende des 4. jh.'s durch den gotischen kalender und für die mitte des 6. jh.'s durch die Neapler urkunde fest. Nun aber hat Zimmer das deutsche wort aus irischer quelle ableiten wollen. Zwar hat Kluge (Beitr. 35, 128) meines erachtens mit unrecht bezweifelt, daß im altir. *popa* eine bezeichnung der geistlichen und mönche gewesen sei. Dafür ist schon die tatsache beweisend, daß die Isländer bei der landnahme irische einsiedler auf der insel vorfanden, die *papar* genannt wurden. Bei den beziehungen der altirischen kirche zum griechischen osten und der in Altirland erhaltenen kenntnis der griechischen sprache ist die directe übernahme des griech. *παπᾶς* (clericus minor) nicht zu beanstanden. Aber die doch nicht sehr intensive irische mission in Deutschland fällt erst ins 7. jh.; sie hat sonst keine sprachlichen spuren

[1]) Im mhd. und nhd. hat *toufen* nur die kirchliche bedeutung, wovon übertragene anwendungen sich finden. Wenn für das mhd. zwar nicht das Mhd. wb. (3, 58), wohl aber Lexer auch die bedeutung 'untertauchen' aufstellt, so ist das unwahrscheinlich. Denn die vier beispiele, die Lexer 2, 1480 (vgl. auch Dwb. 11, 189) dafür anführt, sind zweifelhaft. Die stelle aus Ottes Eraclius 1093 ist dem ganzen zusammenhange nach humoristische anwendung des kirchlichen wortes. Die gleiche auffassung wird für die stelle in dem Altd. wälder 2 gedruckten schwank vom fahrenden schüler (Gothaer hs. des 14. jh.'s) am platze sein. Und von den zwei glossen aus Diefenbachs Glossarium 358a *deuffen* 'mergere', 299b *inteuffen* 'immergere' stammt die letztere aus einem 'vocabularius incipiens'-druck des 15./16. jh.'s, die erste aus einer niederrheinischen hs. des 15. jh.'s (Vocab. latino-german. Mogunt. 98). Hier liegt der verdacht nahe, daß das niederl. *doopen, indoopen* als muster zugrunde liegen. Jedenfalls ist es gewagt, ein weiterleben der urahd. grundbedeutung anzunehmen, welche schon ahd. verschwunden war.

hinterlassen und ich stimme Kluge darin bei, daß die vollständige durchführung der ahd. lautverschiebung bei *pfaffo* uns in frühere zeit, mindestens ins 6. jh. weist. Sehr lebendig und werbend kann das altir. *popa* nicht gewesen sein, sonst würde es doch vielleicht auch durch die altnordhumbrische kirche ins ags. gedrungen sein. Ich glaube also, daß zusammengehalten mit den anderen sicher gotisch-griechischen entlehnungen auch für ahd. *pfaffo* mit Kluge die herkunft aus dem gotischen anzunehmen ist.

Mehr als zweifelhaft ist mir das dagegen gerade für dasjenige wort, von dem Kluges arbeit ihren ausgang nimmt, nämlich für urahd. **kirika,* unser *kirche.* Zwar daß es aus dem griechischen stammt, das hat schon im 9. jh. Walafrid Strabo richtig erkannt.[1]) Und daß im 4. jh. griech. *κυριακόν,* bez. *κυρικόν* ein später wieder aufgegebenes modewort zur bezeichnung des christlichen gotteshauses gewesen ist, haben die grächsten festgestellt.[2]) Aber daß die übrigen Germanen das wort durch gotische vermittlung bekommen haben sollten, diese annahme scheitert an zwei hindernissen.[3]) Einmal fehlt völlig das von Kluge s. 126 vorausgesetzte got. **kyriko*: Ulfilas braucht *aikklesjo.* Nun würde dieses argumentum ex silentio nichts besagen: denn im N. T. kommt ἐκκλησία als bezeichnung des gotteshauses natürlich nicht vor. Aber der got. kalender mit seinem *aikklesjons fullaizos* bringt den positiven beweis, daß schon ende des 4. jh.'s die Goten auch das kirchenhaus mit dem worte bezeichnet haben, welches nicht nur in der lateinischen kirche herrscht, sondern auch im griechischen reiche nach dem 4. jh. das *κυριακόν* verdrängt hat.[4]) Daß

[1]) Auch in neuerer zeit wiederkehrende dilettantische versuche, das wort aus dem germanischen oder sonstwoher zu erklären, sind abzuweisen. Vgl. dazu Nestle, Zs. fdwortf. 2, 339 f.

[2]) Siehe besonders Paul Kretschmer, 'Kirche, dom, münster', KZ. 39, 539 ff.

[3]) Vgl. hierzu U. Stutz, 'Arianismus und Germanismus', Internationale wochenschrift 1909, welcher s. 1640 ff. beide gründe schon gegen Kluge richtig angeführt hat.

[4]) Kluge stützt sich mit seiner vernachlässigung dieses durchschlagenden gegenbeweises offenbar auf die falsche interpretation der kalenderworte, welche M. Heyne bei Achelis gegeben hat, indem er *aikklesjons fullaizos* mit 'der katholischen kirche' übersetzt. Das ist schon

aber nach dem 4. jh. neben der schon durchgeführten übertragung des wortes *aikklesjo* auf das gebäude auch noch das schon veraltende κυριακόν von den Goten aufgenommen sein sollte, das ist doch eine ganz unwahrscheinliche annahme. Zweitens aber ist das ags. *cirice* ein entscheidender gegengrund gegen gotische herkunft des wortes. Dieser schon von Stutz erhobene einspruch bedarf noch weiterer ausführung. Alle mit einiger wahrscheinlichkeit aus gotischer quelle abzuleitenden christlichen termini sind — soweit sie überhaupt über Baiern hinauskamen — zunächst aufs hochdeutsche gebiet beschränkt geblieben und haben sich höchstens auf Niederdeutschland erstreckt, wie die oben besprochenen *daupjan* und *papa*. Aber bis zu den Angelsachsen sind sie nicht mehr gekommen. Deren christliche terminologie ist, soweit sie nicht auf gemeingermanischem wortmaterial (z. b. *god*) oder auf herübernahme lateinisch-kirchlicher ausdrücke beruht (z. b. *preost*), durchaus selbwachsen und keinesfalls von anderen Germanen entlehnt (z. b. *fulwian*).[1] Das findet schon durch chronologische erwägungen seine erklärung. Denn wenn gotische lehnworte nach Baiern kamen, nehmen wir selbst mit Kluge an schon gegen ende des 5. jh.'s, so mußte deren verbreitung zu den Alemannen und Rheinfranken immerhin einige zeit in anspruch nehmen, zumal diese stämme damals doch noch überwiegend

---

von Streitberg (Got. bibel I s. 472) kurz zurückgewiesen und von Mansion, Analecta Bollandiana 33, 21 ff. eingehend sprachlich widerlegt worden. Die umdeutung der stelle ist schon wegen der auch aus griechischer quelle (Sozomenos) bekannten tatsache nicht zu retten, daß 26 gotische märtyrer auf befehl des Wingurik in ihrer kirche verbrannt worden sind (zwischen 367 und 378). Vgl. auch Schönfeld, artikel 'Goti' in Paulys realencyclopädie, hg. von W. Kroll, Suppl. III (1918) s. 813.

[1]) Das gilt selbstverständlich im strengsten sinne nur für die ältere zeit, als die Angelsachsen von Rom aus, ohne berührung mit ihren noch heidnischen deutschen stammesgenossen, bekehrt wurden. Später konnte es durch den verkehr mit dem christlichen Norddeutschland kommen, daß neben den alten und allgemeingültigen ags. ausdrücken auch deutsche termini einwirkten und vereinzelt übernommen oder umgebildet wurden. Für letzteres ist ein interessantes beispiel das ags. *dyppan* in seiner vereinzelten anwendung für 'taufen' (oben s. 422). Für ersteres haben wir ein beispiel unter *geongra* 'discipulus' oben s. 372 anm. 2 besprochen; vgl auch zu *earmheort* s. 394.

heidnisch waren. Aber ende des 5. jh.'s waren die Angelsachsen, soweit sie ihre sitze an den Rheinmündungen und der nordfranzösischen küste gehabt hatten[1]), doch schon in England und von einer berührung mit den Hochdeutschen konnte keine rede mehr sein. Und etwaige nachschübe aus den alten stammsitzen in Nordalbingien, die etwa noch im 6. jh. stattgefunden haben mögen, waren erst recht für solche berührungen unzugänglich. Die Angelsachsen müssen also *cirice* schon von ihren niederrheinischen sitzen aus in ihre neue heimat mitgebracht haben, wie so manche andere dort aufgelesene culturwörter (Hoops a. a. o. s. 573). Das führt uns aber in das 4./5. jh., also vor die zeit, in welcher die christlich-gotischen elemente nach Baiern gekommen sein können. Nun sind ja die anderen alten lehnwörter, welche die Angelsachsen mit den Deutschen gemeinsam haben und aus einer gemeinsamen entlehnungsheimat, der 'Rheinlinie', mit nach England genommen haben müssen, naturgemäß nichtchristliche wörter, die aus der römischen culturwelt stammen. Aber ein wort wie *cirice* konnten auch die heidnischen Angelsachsen des continents schon ihrer sprache einverleiben. Denn die christlichen kirchengebäude mußten in ihren gesichtskreis treten. Auch den *biscop,* die sichtbare spitze der christlichen bevölkerung konnten sie da kennen lernen. Und in England brauchten diese wörter ihrem wortschatze nicht wieder verloren zu gehen, da sie dort die britischen kirchen vorfanden und sie nicht aus dem gesicht verloren bis zu ihrer eigenen bekehrung.[2]) Ich glaube also den ausführungen von Stutz darin beitreten zu sollen, daß am Rhein im 4. jh. die heimat des deutschen und des englischen wortes für *kirche* zu suchen ist. Er weist auf die vielen griechischen beziehungen hin, welche dort für jene zeit erkennbar sind. Wenn am Rhein das damals modische *kyrikon*[3]) in die dortige lateinische vulgär-

---

[1]) Vgl. hierzu die ausführungen von J. Hoops über die continentale heimat der Angelsachsen (Waldbäume und culturpflanzen, cap. 14, s. 566 ff.).

[2]) Vgl. hierzu Pogatscher QF 64 s. 11 f.

[3]) Oder vielleicht schon fem. *kyrika,* d. i. *κυριακὴ οἰκία,* wie das analoge *βασιλικά, basilica,* die ebenfalls durch *ecclesia* verdrängte bezeichnung des gotteshauses.

sprache eingedrungen war[1]), so konnte es auch auf die benachbarten Germanen übergehen und bei diesen sich halten, gerade weil sie noch nicht christen waren, während bei den christen lateinischer zunge das in der lateinischen hochsprache herrschende *ecclesia* das volksmäßige *kyrika* ebenso wieder verdrängte, wie dies auch im oströmischen reiche nach dem 4. jh. geschehen ist. Die Germanen, Deutsche wie Engländer, hielten das lehnwort *kirika* fest, natürlich nur in seiner eigentlichen bedeutung, als bezeichnung des concreten gotteshauses. Als sie dann christianisiert wurden, fiel es ihnen zunächst schwer, das lateinische *ecclesia* in seiner eigentlichen bedeutung als abstractum durch ihr heimisches wort wiederzugeben. Sie suchten für diese bedeutung angemessene übersetzungen. So im ahd. *christanheit, samanunga* oder *ladunga,* woneben unter dem gewicht des doppelsinnigen *ecclesia* auch schon *kirihha* im abstracten sinne auftritt.[2]) Ebenso ist im ags. zwar schon *cirice* als abstractum geläufig, aber daneben stehen in großem umfange *ȝesomnunȝ* und *ȝeladunȝ, laðunȝ.*[3]) Wie die Deutschen ihr *kirika* noch als heiden aus dem westen entlehnten, so jahrhunderte später die Slawen, welche ihr *cĭrky* von den Deutschen übernahmen.[4])

[1]) Man darf vielleicht vermuten, daß der lat. umgangssprache die übertragung des abstractums *ecclesia* auf das gotteshaus noch widerstrebte und sie dafür eigene bezeichnungen in den lehnwörtern *basilica* oder *kyrica* brauchte.

[2]) Vgl. v. Raumer, Einwirkungen des christentums s. 287 ff.

[3]) Reiches material bei Mac Gillivray, Studien z. engl. philol. 8, 24 ff. Wenn aber Mac Gillivray s. 25 f. meint, im alts. habe *kirica* nur die concrete bedeutung, und daraus weitere folgerungen zieht, so ist das falsch. Allerdings kommt in den spärlichen kleinen alts. denkmälern *kirica* dreimal im concreten sinne vor. Wenn aber *ecclesia* als abstractum ein einziges mal (im psalmencommentar, Wadstein 13, 4) durch *samnunga* wiedergegeben wird, so beweist éin beispiel natürlich nichts. Hätten wir nur den Weißenburger katechismus, so würden wir fürs ahd. mit demselben rechte behaupten können, ahd. *kirihha* bezeichne lediglich das gotteshaus.

[4]) Vgl. Berneker, Slavisches etym. wb. 1, 132, welcher allerdings Kluges got. **kyriko* als stammwort annimmt. Da die Slawenapostel Konstantin und Method zuerst bei den Mähren wirkten, welche vorher schon von den Deutschen missioniert waren (Hauck 2, 690 ff.), so war es selbstverständlich, daß das von den Westslawen durch nachbarliche berührung übernommene deutsche wort in die von K. und M. begründete slawische kirchensprache überging und durch diese auch zu den entfernteren slawischen völkern kam.

Neben *kirche* sieht Kluge (Beitr. 35, 158) aber noch drei andere christliche wörter daraufhin an, daß sie zur alten gotischen lehnschicht gehörend auch nach England gedrungen wären. Nach dem vorher ausgeführten würden wir das schon a priori als unwahrscheinlich erklären müssen. Aber ihre gotische herkunft ist auch im einzelnen unerweislich. Für *ostern* (Kluge s. 146) haben wir die gotische herkunft schon zurückgewiesen. Für *bischof* macht Kluge s. 135 nur die teilnahme an der ahd. lautverschiebung geltend. Aber diese trat auch ein, wenn das wort, wie schon oben berührt, von der Rheinlinie her zu den Angelsachsen und Deutschen im 4. jh. kam. Und seine form spricht mehr für lateinisch-romanischen ursprung, als für gotischen, was Kluge im Etym. wb. selbst zugibt. Vgl. Stutz a. a. o. 1641 f.[1]) Es bleibt noch das vierte wort zu erörtern: nhd. *heide*, ahd. *heidan*, als wiedergabe des lat. 'gentilis, ethnicus, paganus'.

Über die geschichte dieses wortes ist in neuerer zeit viel gehandelt worden. Nur im westgermanischen sprachkreise ist *heide* das allgemein und allein gebrauchte wort für gentilis, ethnicus der vulgata. Zu ahd. *heidan* (daneben, besonders fränkisch, *heidin*) tritt alts. *hêthin*, ags. *hæðen* und unter alts.-ags. einflusse auch altn. *heiðenn*, *heiðinn*. Dagegen ist in der gotischen bibel ebenso regelmäßig das griech. *ἔθνη*, *ἐθνικοί*, *Ἕλληνες* durch *þiudôs* wiedergegeben, im sing. aber durch *Krêks*. Daneben tritt ein einziges mal *haiþnô* Mc. 7, 26 als übersetzung von *Ἑλληνίς* 'heidin' auf unter dem zwange des zusammenhanges, nach welchem diese 'heidin' ausdrücklich als Syrophönicierin bezeichnet wird. Vgl. hierüber W. Schulze (Griech. lehnwörter im gotischen), Berliner sitzungsberichte 1905 s. 747 ff. Es ist also dieses *haiþnô* für Ulfilas ein notbehelf gewesen: daß ein adj. **haiþns* in seiner sprache für den begriff von *ἐθνικός* üblich gewesen sei, ist dadurch ausgeschlossen. Die ziemlich allgemeine annahme, der auch Kluge folgt, geht nun dahin, daß das westgermanische ahd. *heidan*, *heidin* von den Goten herstammen müsse. Dazu braucht man

[1]) Auch Pogatscher QF 64 s. 62. 194 ff. setzt die entlehnung von ags. *biscop* in die continentale periode um 400, also vor die zeit des möglichen gotischen einflusses.

die hilfsconstruction einer gotischen kirchensprache, welche sich im gegensatz zur sprache der gotischen bibel entwickelt hätte. Ich habe diese an sich unwahrscheinliche und unbeweisbare annahme schon mehrfach zurückgewiesen. Daß die gotische kirchensprache begriffe, die das N. T. nicht kennt, ausgedrückt haben wird, ist selbstverständlich. Wir haben dafür aus dem got. kalender in der anwendung von *aíkklêsjô* für das kirchengebäude ein beispiel gehabt, ebenso in der bezeichnung *papa* für den priester. Aber ein gotisches **haiþns*, welches, im anschluß an jenes *haiþnô* entstanden, nicht nur den weg zu den Hochdeutschen gefunden hätte, sondern auch von diesen zu den Angelsachsen hinübergesprungen wäre, das widerspricht allen sonstigen erfahrungen[1]), die es viel näher legen würden, anzunehmen, daß die prägung des wortes für lat. gentilis bei den Angelsachsen im 7. jh. erfolgt und von ihnen dem deutschen continent überliefert worden sei. Und das ist in der tat meine meinung, die zu dem schlusse führt, daß jenes gotische einmalige *haiþnô* mit dem westgermanischen worte in keinem directen zusammenhange stehe und nur eine occasionelle bildung sei gegenüber der westgerm. usuellen anwendung. Auf anderem wege ist zu diesem schlusse neuerdings Edw. Schröder, GGA 1917, 376 ff. gekommen: er nimmt die ansicht wieder auf, welche Bugge und Torp IF. 5, 178 ff. und W. Schulze a. a. o. vertreten haben, daß *haiþnô* bei Ulfilas ein fremdwort sei, welches dem griech. ἔθνος entstamme. Bugge und Torp (vgl. auch Falk und Torp, Etym. wb. s. 389) wollen diese entlehnung nicht direct, sondern durch armen. *hethanos* 'heide' vermittelt sein lassen, während Schulze meint, daß Ulfilas an der stelle eine directe und rohe entlehnung des griech. ἔθνη vorgenommen habe, er will armen. *hethanos*, sowie koptisch *hethnos* nur als analoga gelten lassen. Beide aber glauben, daß im gotischen dieses fremdwort sich volksetymologisch an *haiþi* angeschlossen habe und so zu den übrigen Germanen gewandert sei. Ich will die gewichtigen gründe,

[1]) Der einzige, der bisher diese schwierigkeit gesehen hat, ist R. Much (Zs. fdwortf. 11, 218), der sich damit hilft, daß er meint, das wort sei den Angelsachsen über das weiteren sprachlichen austausch keineswegs unterbindende meer von den früher christianisierten Salfranken nachgeliefert worden.

welche gegen diese ansichten von Kauffmann, Zs. fdph. 38, 433 ff., Kluge, Zs. fdwortf. 11, 21 ff. und Much, ebd. 211 ff. vorgebracht sind[1]), hier nicht wiederholen und nur noch betonen, daß im gotischen ein lautlicher anschluß dieses angeblichen fremdworts an *haiþi* schon deshalb unmöglich war, weil dessen bedeutung gar nicht dazu veranlassen konnte. Nachdem W. Schulze überzeugend die frühere ansicht abgetan hat, daß ahd. *heidan* usw. irgendwie dem lat. paganus nachgebildet sein könne[2]), sucht er s. 753 f. darzutun, daß got. *haiþi* 'unbewohntes land', also 'wildnis' bedeute und gewinnt dadurch den bedeutungsanschluß. Gewiß hat das wort im germanischen diese bedeutung gehabt, welche im ags. und altn. noch vorliegt und auch für das ahd. vorausgesetzt werden muß.[3]) Aber gerade im gotischen hat sich diese grundbedeutung gewandelt. Da heißt *haiþi* durchaus nicht mehr 'wildnis', sondern 'bebautes land', 'feld', auch solches, das als 'acker' im privateigentum steht. Es übersetzt an allen fünf stellen griech. ἀγρός. Das griechische ἀγρός wird von Ulfilas angemessenerweise auch durch andere wörter übersetzt, als landbesitz der familie durch *haimôþli*, als land im gegensatz zur stadt durch *haims* oder *weihs*. Wenn aber Schulze a. a. o. im gegensatz dazu bei got. *haiþi* den begriff

---

[1]) Vgl. auch die kurzen treffenden gegenbemerkungen von Streitberg, Gotisches elementarbuch[3] s. 69.

[2]) Im älteren ahd. übersetzt *heidan* nie paganus, sondern gentilis oder ethnicus, weil meist die vulgata vorlage war, die paganus noch nicht kennt. Die wie es scheint frühesten übersetzungen von paganus durch *heiden* bieten die glossen zu Notkers psalmen.

[3]) Es ist als zufall zu betrachten, daß *heide* in dieser bedeutung hochdeutsch erst seit dem 12. jh. belegt ist und im ahd. nur ein paarmal in glossen als der gleichlautende pflanzenname (thymus, myrice) vorkommt. Wenn Kluge daraus folgern wollte, daß dies die grundbedeutung des wortes sei, so hat dagegen schon Much einspruch erhoben. In der tat kann das in den keltischen sprachen reich entwickelte urverwandte urkelt. **keito-* (vgl. Stokes urkelt. sprachschatz s. 76 und Much s. 213), dessen entsprechungen in den keltischen sprachen 'wald' bedeuten, lehren, daß auch das germanische wort ursprünglich 'wildbewachsenes land' bedeutet hat. Sehr richtig hat Edw. Schröder betont, daß darunter nicht nur baumlose steppe, sondern auch unbebautes land mit verstreutem waldwuchs verstanden werden muß. Er weist darauf hin, daß noch heute 'heide' geradezu als waldname verbreitet ist, z. b. bei Halle die Dölauer heide. Vgl. dazu Dwb. 4, II, 798.

'unbewohntes land' betont und dadurch den anschluß an die germanische grundbedeutung des wortes gewinnen will, so ist das falsch. Denn got. *haiþi* heißt 'acker', der freilich als solcher unbewohnt ist, aber doch in cultur steht, also der begriff, den wir gewöhnlich im nhd. durch 'feld' ausdrücken.[1]) Dem steht nicht entgegen, daß das einmalige *haiþiwisk* (Mc. 1, 6) in der tat ἄγριον 'wild' wiedergibt. Darin könnte die ursprüngliche bedeutung des stammworts weiterleben, was in ableitungen und zusammensetzungen ja häufig der fall ist.[2])

Hiernach kann man also verstehen, daß Edw. Schröder das got. *haiþnô* zwar als fremdwort mit kurzem *e* fassen, aber es im gegensatz zu Bugge und Schulze vom westgermanischen worte ganz trennen will. Er glaubt also, daß hierin griech. ἔθνος vorliege, und zwar will er dieses wie Bugge durch armen. *hethanos* vermittelt sein lassen. Aber das wäre doch sehr unwahrscheinlich: denn dann müßte das fremdwort in

---

[1]) Von den fünf stellen hat denn auch Luther viermal (M. 6, 28. 30, L. 17, 7. 31) *feld* gesetzt, einmal *acker*, wo ausdrücklich privatbesitz an urbarem lande gemeint ist: L. 15, 15 *haiþjôs seinaizôs* 'seinen acker'. Auch L. 17, 7 ist privatbesitz gemeint, L. 17, 31 mindestens urbar gemachtes land. Und auch M. 6, 28. 30 (die lilien auf dem felde, das gras auf dem felde) wird man mit Luther an solches denken müssen, wenn man nicht durch die grundbedeutung hypnotisiert fälschlich 'wildland' hineinliest. Es ist das ein bei germanisten verbreiteter fehler, gegen den ich mich schon mehrfach gewandt habe (vgl. z. b. Beitr. 40, 430 ff.), von der etymologie auszugehen, wo es sich um erklärung von concreten textstellen handelt. Hierin können wir von den klassischen philologen noch lernen. Diesem fehler ist auch Streitberg verfallen, wenn er in seinem gotischen wörterbuch für *haiþi* zwar die griechische quelle ἀγρός gibt, als nhd. übersetzung aber nur 'heide, steppe', also gerade das, was es im gotischen absolut nicht bedeutet! Heyne-Wrede hat wenigstens 'heide, feld', wobei 'heide' aber in klammern stehen müßte (ebenso in meiner got. gramm.). Schulze, Got. gloss. bietet mit 'heide, unbestelltes feld' den gleichen fehler wie Streitberg; nur bei Gabelentz-Löbe ist die einfach richtige übersetzung 'feld' zu finden.

[2]) Näher dürfte jedoch die auffassung liegen, daß *haiþiwisk* eine gelegentliche neubildung des Ulfilas sei, ausgehend vom etymologischen verhältnis des griech. ἄγριος zu ἀγρός, eine neubildung, die auch formelle bedenken bietet (vgl. Edw. Schröder s. 377) und später durch die randglosse *wilþi* verbessert und erklärt wurde. Ulfilas würde dann unter *miliþ haiþiwisk* eben 'feldhonig' verstanden haben. — Über die analoge neubildung *judaiwisk-* s. unten s. 437.

der gesprochenen sprache, im völkerverkehr übertragen worden sein. Und dann würde es Ulfilas regelmäßig angewandt haben statt die lehnübersetzungen *þiudôs* (für ἔθνη) und *Krêks* herüberzunehmen. Demgegenüber würde Schulzes auffassung entschieden den vorzug verdienen, wonach *haiþnô* eine rein literarische gelegenheitsbildung sein soll. Freilich steht dem entgegen, daß Mc. 7, 26 gar nicht ἐθνική steht, sondern Ἑλληνίς. Und vor allem: das zusammentreffen des einmaligen gotischen *haiþnô,* dessen *ai* als ĕ zu fassen doch nur bare willkür ist, mit dem westgerm. worte ist so schlagend, daß ein zufall anzunehmen wäre, für den ich den glauben nicht aufbringen kann. Ich meine also, wir haben in got. *haiþnô* ein zeugnis für ein got. **haiþns,* welches dasselbe wort ist, wie ahd. *heidan,* ags. *hǽðen,* ohne daß doch in der bedeutungsübertragung auf den christlichen begriff ein directer zusammenhang anzunehmen wäre.

Für die erklärung hat Kluge, Zs. fdwortf. 11, 24 f. den richtigen weg gewiesen, indem er auf den ahd. eigennamen *Heidanrîh* bezug nimmt, der im 8. jh. reichlich belegt ist. Dieser kann uns auf die vorchristliche bedeutung des wortes führen; denn in diesem namen ist die christliche geltung von *heidan* ausgeschlossen. Vielmehr weist Kluge auf andere mit *-rîh* gebildete namen hin, welche im ersten teil einen völkernamen zeigen.[1]) Much und Edw. Schröder haben dem zugestimmt und weitere erörterungen darangeknüpft.[2]) Schon vorher hatte Kauffmann, Zs. fdph. 38, 435 an die altnordische völkerschaft *Heinir,* bewohner der *Heiðmǫrk* erinnert und Much hat besonders die schon von Kluge beigezogenen *Hǽðne* des Widsið und die *Χαιδεινοί* des Ptolemaeus verwertet.

[1]) Zu Kluges beispielen wäre noch der seit dem 5. jh. belegte name *Hûnirîx, Hûnrîh* zu fügen; vgl. Schönfeld, Wörterbuch s. 143 und Förstemann 1^2, 934; Kauffmann, Zs. fdph. 40, 283. Vgl. auch Kluge, Zs. fdwortf. 8, 141 f.

[2]) Edw. Schröder s. 378 sagt: '*Heidan-* muß hier in christlichen taufnamen einmal einen unanstößigen sinn gehabt haben, und das führt mich auf eine ähnliche annahme wie die, welche ich von Kluge . . . ausgesprochen finde: daß es nämlich ursprünglich eine ethnische bezeichnung war, die später kirchlich umgeprägt wurde; bei dieser umprägung des wortes, aber nicht bei schaffung des wortes könnte *paganus* allenfalls eingewirkt haben.'

Auf grund dieser erörterungen möchte ich die sachlage etwa folgendermaßen auffassen. Zu einem idg. worte *kóito-m* (wald, heide), germ. **háiþa-* (wozu mit *i̯ō-*bildung germ. *háiþi̯ō-*, got. *haiþi*, ahd. *heida*, ags. *hǽþ*), war ein adj. germ. *haiþana-*, *haiþina-*, *haiþna-* gebildet, also mit ablaut des mittelsilbenvocals, welchem ahd. *heidan*, alts.-ags.-altn. *hêthin*, *hǽðen*, *heiðinn*, got. **haiþns* entspricht. Dieses adj. mit der grundbedeutung 'wild' wurde zum namen eines östlichen volkes, das culturell und religiös tiefer stehend von den Germanen sozusagen als barbarenvolk betrachtet wurde. Dessen name liegt dem ahd. *Heidanrîh* zugrunde.[1]) Von den Angelsachsen nach 600 wurde dieser volksname zur wiedergabe des lat. gentilis, ethnicus, paganus umgeprägt, in welcher geltung er dann zu den Deutschen und Skandinaviern überging.[2]) Wenn nun Ulfilas an einer stelle, wo er für griech. *Ἑλληνίς* sein *Krêks* absolut nicht verwenden konnte, ein anderes wort einsetzte, welches ebenfalls eine ethnische bedeutung hatte, so müssen wir sein zusammentreffen mit der identischen westgermanischen benennung allerdings als zufall bewerten, der aber in der gleichen sachlichen bedeutungsgrundlage seine erklärung findet. Nur daß eben bei Ulfilas eine occasionelle anwendung stattgefunden hat gegenüber der durch die ags. autorität ständig gewordenen westgermanischen.[3])

---

[1]) Als entsprechung des lat. adj. gentilis wird allerdings ahd. *heidan* meist adjectivisch flectiert. Doch liegt auch die substantivische flexion, welche bei der volksbezeichnung statt hatte, daneben vor: g. pl. *heidheno*, *heidano* Is. M. und das gerade in der ältesten quelle, dem Keron. glossar, als übersetzung von gentilis belegte *heidanisc* setzt die grundlage eines substantivs voraus, das schon durch die *-isc-*ableitung einige anwartschaft darauf hat, als völkername gefaßt zu werden (Kluge, Nominale stammbildung[2] § 210). Vgl. dazu Dwb. 4, II, 799.

[2]) Es liegt nahe, den altgerm. völkernamen der *Hûni* zum vergleich heranzuziehen (Literatur bei Schönfeld s. 143 unter *Hunila*), welcher nach Hoops ursprünglich adjectivisch 'dunkel' bedeutete, dann aber zum völkernamen wurde. Und wie *Heidan* dann wieder appellativisch wurde, so erhielt *Hiune* später die bedeutung 'riese' (s. Dwb. 4, II, 1942). Vgl. die norddeutschen *hünengräber*, die riesigen *hainsäulen* bei Miltenberg (anders bei Kauffmann, Zs. fdph. 40, 281) und die ähnlichen vorstellungen, welche benennungen wie *heidenmauer*, *teufelsmauer* zugrunde liegen.

[3]) Daß der ags. vorgang maßgebend auch für das ahd. geworden ist, läßt sich zwar nicht beweisen, aber doch als wahrscheinlich bezeichnen. An

Ein solches zusammentreffen bei gleichen voraussetzungen müssen wir ja sicher für die übertragung des germ. *guþ* auf den christengott zugeben. So wie die Griechen ihr heidnisches θεός, die Römer ihr *deus*, die Slawen ihr *bogŭ* auf diesen übertrugen, mußte jeder Germanenstamm, auch wenn er ohne alle berührung mit anderen Germanen das christentum übernahm, *guþ* verwenden. Für *guþ* hat wohl auch noch niemand etwas anderes behauptet. Das gleiche aber gilt meines erachtens auch für *hölle*. Da hat freilich Kluge, Beitr. 35, 146 f. den verdacht geäußert, daß die Goten für alle Germanen maßgebend gewesen wären. Aber das kann ich nicht zugeben. Die Germanen hatten auch schon in ihrer vorchristlichen weltanschauung eine unterwelt, die allgemein *halja* hieß, im norden sogar als göttin *Hel* erscheint, was wir für die übrigen Germanen vermuten, aber nicht beweisen können. Dieses wort mußten die Germanen ebenso zwangsläufig mit dem christlichen begriffe verbinden, wie die Griechen für die aus der jüdischen *scheōl* hervorgegangene jüdisch-christliche vorstellung ihr heidnisches ᾅδης (persönlich Ἅιδης wie *Hel*), die Römer ihr heidnisches *infernum* ein-

sich hätte es näher gelegen, daß man in Oberdeutschland etwa durch lehnübersetzung *thiutisc* für gentilis der vulgata eingeführt hätte, wie auch Ulfilas einmal (Gal. 2, 14) *þiudiskô* für ἐθνικῶς als verlegenheitsbildung angewandt hat, worüber weiteres unten s. 437 f. Wäre im ahd. ein solches *thiutisc* 'gentilis' bestehen geblieben, so würde man mit demselben oder noch größerem rechte das einmalige *þiudiskô* des Ulfilas dafür als ausgangspunkt in anspruch genommen haben, wie bei *heidan* das *haiþnô*.

Übrigens könnte möglicherweise eine vorangelsächsische hochdeutsche benennung vorliegen im Keron. gloss. 126, 26, wo zu der lateinischen glosse 'ethnicus gentilis', die in Ra ausgelassen, in R unübersetzt geblieben ist, in Pa K zu ethnicus *hinnici* Pa K, zu gentilis *haidanisc* Pa, *heithinisc* K als übersetzung gegeben ist. Wie dieses *hinnizzi*, welches als *ja*-adjectiv erscheint, zu erklären sei, weiß ich freilich nicht zu sagen und es ist mir auch kein erklärungsversuch bekannt. Graff 4, 961 verzeichnet *hinnici* ohne jede bemerkung. Irreführen könnte ein von Graff kurz vorher (4, 960, vgl. 701) aufgestelltes angebliches adj. *hinna* (indigenae) aus den Tegernseer Virgilglossen (Gl. 2, 662, 60). Aber schon Steinmeyer ergänzt dies zu *hinna porana* (vorher geht nubigenas *uuolcporanun*); richtiger mit prothetischem *h* als *inna poranun* herzustellen, vgl. *inna puriun* indigetes 630, 64, *inburtig* indigena 531, 30, dazu *eliporo* alienigena Ib.-Rd. Gl. 1, 271, 3. — [Könnte *hinnizzi* vielleicht *innizzi*, altobd. umbildung von *ethnicus*, sein?]

setzten. Kluge meint zwar, die einzelnen Germanenstämme hätten ganz gut auch andere wörter wählen können, wie man im ahd. gern *pech* für hölle, im mhd. besonders bairisch *wîze, witze* anwende. Aber das sind doch nur umschreibungen, variationen zunächst des poetischen stils[1]), die den festen mythologischen namen des germanischen infernum aus seiner centralen geltung nicht verdrängen konnten[2]); *wîzi* zumal ist zunächst ganz abstract 'strafe' und wurde ahd. nur im compos. *hellawîzi* auf die hölle angewandt, erst mhd. wird dann als breviloquenz *wîzi* allein auch auf die hölle bezogen. Es hätte also jeder einzelne Germanenstamm unbedingt *halja* einsetzen müssen, das ihm geradezu als lehnübersetzung des lat. infernum gelten konnte.[3]) Und so müssen tatsächlich die Angelsachsen, die von Rom und Irland christianisiert wurden, verfahren sein: sie hatten und bedurften dazu keine anregung von seiten anderer Germanen. Als nun die ags. missionare nach Deutschland kamen, fanden sie sicherlich in der oberdeutsch-rheinischen kirchensprache *hella* schon vor. Daß diese darin mit den Goten zusammenhänge, ist natürlich möglich, aber notwendig ist es nicht. Auch für obd. *wîh* hatten wir ja oben s. 400 ff. eine abhängigkeit von got. *weihs* nicht angenommen, ohne daß die möglichkeit zu bestreiten wäre.

5.

Die vorhergehenden untersuchungen haben uns erkennen lassen, wie die christliche terminologie Deutschlands vielfach durch die angelsächsische mission beeinflußt worden ist, und zwar nicht nur in Mitteldeutschland, speciell im fuldaischen kreise, sondern bis nach Oberdeutschland hinein. Nicht alles hierhergehörige wird festzustellen sein, insbesondere auch an außerkirchlichen ausdrücken, die mit der angelsächsischen culturwelle nach Deutschland gekommen sein können. So stellt Joh. Hoops, Reallex. 1, 349 f. die sehr ansprechende vermutung

---

[1]) So z. b. Musp. 21 *enti hella fuir harto uuîse, pehhes pîna.*

[2]) Vgl. dazu Beitr. 40, 436.

[3]) Möglich wäre natürlich die entlehnung des lateinischen wortes gewesen, was gelegentlich auch vorkommt, so M. 28, 23, wo in infernum durch *za inferne* übersetzt wird, oder *fern, infern* im Hel., wo es hauptsächlich dem variationsbedürfnis zu *hellia* dient.

auf, daß die wiedergabe von lat. litera als 'buchstabe' bei den Angelsachsen entstanden und von ihnen mit dem christentume den Deutschen und anderseits den Skandinaviern übermittelt worden sei. Aber zu beweisen ist das nicht. Nur auf ein bedeutsames wort wollen wir noch etwas näher eingehen, für dessen herkunft aus England gewisse anhaltspunkte vorliegen, ich meine das lateinische *theotiscus* (ahd. *diutisk*).

Als grundlage für die folgenden erörterungen setze ich voraus die gehaltvolle abhandlung von Alfred Dove, 'Bemerkungen zur geschichte des deutschen volksnamens', Sitzungsberichte der Münchener akademie 1893, I s. 201—237. Dazu ein nachtrag 'Das älteste zeugnis für den namen deutsch' 1895 s. 223—235.[1]) Als eine bemerkenswerte ergänzung dazu erschienen aus Doves nachlaß in den sitzungsberichten der Heidelberger akademie 1916, 6. abhandl., 'Studien zur vorgeschichte des deutschen volksnamens' (98 seiten); dazu die schon oben öfter angeführte recension von Edward Schröder, GGA 1917 nr. 6, s. 375 ff. Diese nachgelassene schrift Doves ist ein torso, welcher sich als der anfang einer ausführlichen behandlung gegenüber der kürzeren fassung darstellt, wie sie in den 'Bemerkungen' vollständig vorliegt. Es werden darin sehr eingehende untersuchungen des gebrauchs des wortes *gens, gentes* von den jahrhunderten der völkerwanderungszeit bis zu den Karolingern dargeboten, sowie des germ. wortes got. *þiuda,* ahd. *diota, diot,* welches sich mit dem lat. *gens, gentes* im wesentlichen begrifflich deckt. Im eingang kritisiert Dove scharf und überzeugend die früheren ansichten über den sinn und die herkunft des wortes *theotiscus* als bezeichnung von sprache und volk der Deutschen. Seine eigene auffassung, die nur in der kürzeren fassung der 'Bemerkungen' voll zur darstellung kommt, fußt auf der feststellung, daß germ.-got. *þiuda,* ahd. *deota,* ags. *þéod* durchaus nur das volk in seiner totalität bezeichnen, daß aber alle nebenbedeutungen des begrifflich schwankenden nhd. *volk* fernzuhalten sind, besonders

[1]) Beide abhandlungen auch aufgenommen in A. Doves Ausgewählte schriftchen vornehmlich historischen inhalts, Leipzig 1898, s. 300 ff. Die zeugnisse für theotiscus als sprachbezeichnung jetzt am besten bei Fritz Vigener, Bezeichnungen für volk und land der Deutschen vom 10. bis zum 13. jahrhundert, Heidelberg 1901, s. 29 ff.

auch die beziehung auf die volksmenge und auf das niedere volk, so daß also das ahd. *diutisk* mit dem begriffe 'vulgaris' nichts zu tun haben kann.[1]) Got. *þiuda* ist demnach die einheitliche völkerschaft im ethnologischen sinne und entspricht der bedeutung, die das lat. gens zur völkerwanderungszeit hatte. So gibt Ulfilas das dem lat. gens entsprechende griech. ἔθνος durch *þiuda* wieder. Gekreuzt wurde aber bei ihm dieser sprachgebrauch durch die neutestamentliche anwendung von ἔθνη, welche auf dem jüdischen begriffe *gojim* fußend die unterschiedslose masse der nichtchristlichen völker gegenüber dem volke gottes bezeichnete. Im N. T. gilt gleichbedeutend auch Ἕλληνες und im sing. Ἕλλην, die altlateinische bibelübersetzung brauchte im gleichen sinne *gentes* und *Graecus, Graeci*: in der vulgata wurde das letztere stets durch *gentes* oder *gentilis* ersetzt.[2]) Während bei den Westgermanen hierfür die bezeichnung *heidan* eintrat und dadurch *thiota* sich seine germ. bedeutung reiner erhalten konnte, so ist für Ulfilas der neutestamentlich-christliche sprachgebrauch zu einer klippe geworden, die seiner übersetzertätigkeit hindernisse bereitete. So hat er denn für das griech. ἐθνικῶς einmal die neubildung *þiudiskô* gewagt im sinne von 'heidnisch'. Dove hat einleuchtend dargetan[3]), daß dieses nur eine bildung ad hoc gewesen sein muß, um die antithese ἐθνικῶς zu Ἰουδαϊκῶς zu gewinnen, für welche er auch die neubildung *judaiwiskô* und das zugehörige verbum *judaiwiskôn* sich gestattet hat, welche mit ihrer sonderbaren *w*-ableitung nur in jenem *haiþiwisk* eine entsprechung finden, das ebenfalls den verdacht ulfilanischer neubildung erweckt (s. oben s. 431 anm. 2).

---

[1]) Vgl. auch Dove, Bemerkungen s. 225. 227 f.

[2]) Vgl. hierzu Dove, Studien s. 52 ff. und zu Graecus, Graeci der sog. Itala besonders s. 53 a. 2, s. 60 a. 1.

[3]) Siehe Studien s. 66 ff. (kürzer Bemerkungen s. 230 anm. 1; vgl. auch Edw. Schröder s. 377). Nur in seinen ausführungen über *paganus* (s. 70 ff.) ist Dove durch W. Schulze (vgl. oben s. 430) überholt und corrigiert worden. Wir dürfen nicht annehmen, daß die nachulfilanische gotische kirchensprache nach paganus ein adj. **haiþns* entwickelt habe. Wenn schon, dann wäre *þiudisks* das gegebene wort gewesen, um ein dem ἐθνικός und lat. gentilis entsprechendes got. adjectiv zu gewinnen. Vgl. oben s. 433 anm. 3 (s. 434).

Jacob Grimm hatte aus dem einmaligen got. *þiudiskô* verbunden mit ahd. *diutisc*, ags. *þéodisc* auf ein gemeingermanisches adj. **þiudiska-* geschlossen, welches 'volksmäßig, volkstümlich' bedeutend schon in früher zeit von den Germanen gebildet worden wäre. Aber zu diesem schlusse fehlt alle berechtigung. Denn auch im ags. ist *þiodisc* nur spärlich belegt, im ahd. nicht vor dem ende des 9. jh.'s, und zwar nur in der auffälligen specialisierung als eigenname der deutschen sprache. Zur bildung eines adjectivs, welches im allgemeinen die zugehörigkeit zu einer *þiuda* ausdrückte, lag in alter zeit kein sachlicher grund vor, anderseits stand das bis ins nhd. lebendige und productive suffix *-isk*[1]) jederzeit zur verfügung, wenn zu einer solchen bildung ein anlaß gegeben war. Am ehesten wäre das im gotischen der fall gewesen, wo die christliche bedeutung von *þiudôs* = ἔθνη und das dazugehörige adj. ἐθνικός in der tat einen solchen anlaß geboten hätte. Aber Ulfilas behalf sich dafür mit der schwerfälligen umschreibung *þai þiudô*, und nur der stilistische zwang von Gal. 2, 14 vermochte ihn zu der neubildung zu bewegen.

Wir dürfen also das ags.-ahd. adjectiv seiner entstehung nach vollständig von jenem einmaligen got. *þiudiskô* trennen. Nun tritt in Deutschland seit 788 in lateinischer sprache das adj. *theotiscus* und erst viel später das ahd. adj. *diutisc* auf. Aber es bedeutet nicht, wie es zu erwarten wäre, 'zu einem volke, zu irgend einer *deota* gehörig', sondern bezieht sich (als theotisca lingua) lediglich auf die sprache, und zwar nicht auf die zu einer einzelnen *deota* gehörigen, sondern auf die zusammenfassung der sprachen der verschiedenen völkerschaften, welche auf dem boden der alten Germania wohnend damals ein gemeinsames nationalgefühl nicht besaßen und höchstens in ihrer zugehörigkeit zum fränkischen reiche eine höhere einheit finden konnten. Die einzelnen deutschen völker konnten deshalb ihre sprache lediglich als bairisch, schwäbisch, fränkisch, thüringisch, sächsisch bezeichnen, ein gemeinsamer name hätte sich bodenständig höchstens aus ihrer vereinigung im fränkischen reiche entwickeln können. Und ansätze dazu sind vorhanden, daß *Francorum lingua* als gesamtbezeichnung

[1]) Vgl. Wilmanns, D. gramm. 2 § 355 ff.

versucht wurde. Vgl. Dove, Bemerkungen s. 208 f. und Kauffmann, Zs. fdph. 46, 391 a. 1, wo eine anzahl glossen zusammengestellt sind, in denen *francisce* so gebraucht wird, wie sonst *theotisce*. Aber diese ansätze zur zusammenfassung der deutschen sprachen und völker unter dem politischen namen 'fränkisch' konnten deshalb nicht durchdringen, weil er auch, und zwar in erster linie an den gebieten Neustriens haftete, die eine vorwiegend romanische bevölkerung hatten. Ihre sprache hat denn auch bis heute den namen *francisca* festgehalten. Dove hat nun gezeigt, daß die seit ende des 8. jh.'s neu auftretende bezeichnung der gesamtsprache als *theotisca*, welche über ein jahrhundert hindurch nur in lateinischer rede gebraucht wird, keinen volkstümlichen, sondern einen gelehrten ursprung gehabt haben muß. Und zwar bezeichnet er mit bestimmtheit die kirchlichen kreise als namengeber und von diesen vermutungsweise die ags. mission des Bonifatius. Bonifatius erstreckte seine wirksamkeit über die mehrzahl der deutsch sprechenden stämme. Für ihn und seinen kreis englischer mitarbeiter traten im gegensatz zu seiner doch erheblich abweichenden *lingua anglica* die gemeinsamen züge der hochdeutschen einzelsprachen so deutlich hervor, daß von diesem außenstandpunkte aus eine gesamtbenennung möglich und erwünscht war. Und so kann denn aus diesen kreisen die namengebung *theotisca* herrühren. Ins deutsche volk drang sie zunächst noch nicht. Dafür spricht schon am deutlichsten der sprachgebrauch Otfrids, welcher in der lateinischen epistula ad Liutbertum seine 'propria lingua' oder 'nostra locutio' wohl dreimal *theotisce*, auch einmal *francisce* nennt, aber in deutscher sprache nur *frenkisg* brauchen konnte. Der contrast ist am deutlichsten im ersten capitel zwischen der lateinischen überschrift mit *theotisce* und dem deutschen text mit *in frenkisgon* (34. 46. 126), *in frenkisga zungun* (114. 122); außerdem noch *worton frenkisgon* (I 3, 46), *frenkisgero worto* (V 14, 3), *in frenkisgon* (III 7, 13). Für O. war also *frenkisg* die deutsche entsprechung von *theotiscus*: daß er *thiutisg* dafür gebraucht haben könnte, ist undenkbar.[1]) Für O. könnte ja *frenkisg* auch seiner stammeszugehörigkeit entsprechend an und für

[1]) Vgl. Otfrid ed. Kelle 1, Einleitung s. 14.

sich die engere bedeutung haben. Aber gerade die gleichsetzung mit *theotisce* spricht für den erweiterten gebrauch auf politischer basis. Ob im *Suâbo rîchi* (Otfrid Sal. 5) zu Otfrids zeit etwas anderes als *suâbisc* für die heimische sprache gesagt werden konnte, ist freilich nicht auszumachen, aber nicht wahrscheinlich. Sollte sich das bedürfnis herausgestellt haben, so hätte das politische *frenkisc* ebensoviel anwartschaft dazu gehabt, als ein dem lateinischen nachgebildetes *diutisc*. Dieses tritt uns in zusammenhängender deutscher rede doch zuerst bei Notker entgegen, auch bei ihm nur auf die sprache bezogen. Im 9. jh. hat das lateinische wort nur in gelehrten kreisen gelebt, die (zuerst in Fulda 876) das barbarische *theotiscus* dann noch weiter zu *teutonicus* humanisierten.[1]) Auf dieser voraussetzung beruht schon der vielleicht älteste beleg in deutscher sprache. In den Tegernseer Virgilglossen ist (Gl. 2, 661, 59) Virgil Aen. VII, 741 'Teutonico ritu' übersetzt mit *diutischemo* (*site*). Die hs. ist abschrift des 11. jh.'s, das original kann aber schon auf grund dieser confundierung frühestens ende des 9. jh.'s angesetzt werden.[2]) Jünger ist in den Trierer glossen (Gl. 4, 210, 19) die glosse Thetonica *thiudisca* (hs. des 11./12. jh.'s). Dem 10. jh. gehört die niederdeutsche Straßburger glosse zu Isidors etymologien an, wo Germania mit *thiudisca liudi* übersetzt ist (Wadstein, Kl. alts. sprachdenkm. 108, 2, vgl. s. 151). Hier scheint schon der weitere schritt vom namen der sprache zum namen des die sprache redenden volkes getan[3]), welcher zuerst und am nachdrücklichsten im auslande, besonders in Italien geschehen ist, wo man am meisten veranlassung hatte, die deutschen völker von einem gemeinsamen gesichtspunkte aus zu sehen, vgl. die belege bei Vigener a. a. o. Noch nicht einen volksnamen, sondern nur 'theotisce loquentes' bedeutet Theotisci im gegensatz zu Latini bei Walafrid Strabo (Vigener s. 29),

[1]) Vgl. dazu Dove, Bemerkungen s. 219 f.

[2]) Dieselbe glosse kehrt wieder als *tutisscomo* (Gl. 2, 712, 4) in den Pariser Virgilglossen, die im 11. jh. in Niederdeutschland geschrieben auf ein oberdeutsches den Tegernseer glossen verwandtes original zurückgehen. Vgl. Steinmeyer, Zs. fda. 15, 30 ff.

[3]) Immerhin wird man auch hier correcterweise noch zu übersetzen haben 'deutschsprechendes volk'.

denn auch Latini ist da kein volksname, s. Dove. Bemerkungen s. 215 f.

Dove hat, Bemerkungen s. 204, das historische problem aufgestellt, wie überhaupt der name für eine bestimmte volkssprache entstehen konnte vor dem dasein eines eigennamens für das betreffende volkstum selbst, während sonst immer der volksname früher da ist, als die von ihm abgeleitete bezeichnung für seine sprache. Und er hat die frage, wie vor der ersten bezeugung der theodisca lingua im jahre 788 im laufe des 8. jh.'s sich diese benennung gebildet haben möge, mit der vermutung beantwortet, daß die kreise der ags. mission des Bonifatius die urheber gewesen seien. Ich möchte diese vermutung weiter ausführen und verstärken. Dove stellt es s. 231 f. als wahrscheinlich hin, daß die präexistenz eines westgerm. *theodisk* mit linguistischer tendenz erschlossen werden dürfe. Das könnte nun freilich für diese specielle bildung fraglich erscheinen, denn ags. ist das adjectivum *þéodisc* nur sehr spärlich belegt. Wohl aber ist eine andere ags. ableitung von *þéod* sehr geläufig im sprachlichen sinne, nämlich das subst. neutrum *ʒeþéode,* welches die sprache einer *þéod,* also die 'volkssprache' bedeutet, natürlich ganz allgemein, auf jedes beliebige volk bezüglich, ja bisweilen den begriff 'sprache' schlechthin bezeichnend. Reiche belege hierfür bei Bosworth-Toller s. 454. Auch Dove führt s. 213 anm. 1. 227 einige charakteristische beispiele ausführlich an. Von diesem *ʒeþéode* aus war es leicht möglich, auch die jederzeit bildbare *-isc*-ableitung von *þéod* im gleichen sinne zu gebrauchen. Aus der altags. zeit haben wir freilich nur einen beleg aus Aelfreds Boetius (Dove s. 231): *pæt þá útemestan þíoda . . . on maniz þéodisc éow herizen,* also 'in vielen sprachen', eine ausdrucksweise, die uns die basis zeigt, aus welcher die umdeutung und specialisierung in Deutschland hervorgegangen sein muß.[1]) Wir

[1]) Auch von dem im ags. häufigen compositum *elþéod* 'fremdes volk' (alts. *elithioda*) mit seinem regelmäßigen adj. *elþéodiʒ* (alts. *elithiodig,* auch ahd. *elidiutig* Graff 5, 130) wird vereinzelt *elþéodisc* gebildet: Matth. 27, 7 (The Gospel acc. to St. Matthew ed. Skeat s. 228. 229) in sepulturam peregrinorum *to bebyrʒenne elþéodisce menn,* während im Durhambook *in bibyrʒnisa ellðiodiʒra* steht. — Bemerkenswert ist, daß spätags. auch einmal *þéodisc* im sinne von 'heidnisch' auftritt (vgl. oben s. 433 f. a. 3) in einer

haben aber auch einen indirecten beleg dafür, daß schon im 8. jh. ags. *þéodisc* bestand, in dem ältesten zeugnisse für lat. *theodisce* aus dem jahre 786, welches Dove in seiner zweiten abhandlung (Münchener sitzungsberichte 1895 s. 223 ff.) ans licht gezogen hat, in dem berichte des italienischen cardinalbischofs Georg von Ostia an papst Hadrian I. über zwei englische synoden in Nordhumbrien und Mercien, denen derselbe in gemeinschaft mit Alcuin beigewohnt hatte. In der mercischen synode wurden die beschlüsse der vorhergegangenen nordhumbrischen vorgelesen, und zwar, wie es in Georgs bericht heißt, 'tam latine, quam theodisce, quo omnes intelligere possent'. Dove gibt sich sonderbarerweise mühe, dieses zeugnis für ags. *þéodisc* dadurch wegzuschaffen, daß er es durchaus als 'deutsch' fassen will: er meint, die angelsächsische sprache der untertanen könig Offas werde dadurch mißverständlich als deutsch charakterisiert, sei es nun, daß der Italiener selbst diese verwechslung begangen habe, oder daß ein deutscher geistlicher an dem berichte Georgs beteiligt gewesen sei. Die nächstliegende deutung, daß hier vom englischen standpunkte aus und im englischen sinne gesagt worden sei: 'sowohl lateinisch, als in der sprache des volkes', hält Dove für unmöglich, da das wort sich im englischen niemals über die stufe des appellativs hinaus zum nomen proprium erhoben habe. Aber nomen proprium soll und braucht es an dieser stelle ja gar nicht zu sein. Gewiß würde dem gewöhnlichen englischen gebrauch entsprechend *anglice* oder *saxonice* erwartet werden. Aber wenn ausnahmsweise der allgemeine ausdruck *theodisce* gebraucht wurde, so war das eben als appellativ gemeint und ganz dem ags. sprachgebrauche gemäß. Die naheliegende möglichkeit, daß die wendung 'tam latine quam theodisce' auf Georgs begleiter Alcuin zurückgehe, weist Dove ab mit der begründung, daß Alcuin im Frankenlande den continentalen kirchlichen sprachgebrauch von *theodisce* = 'deutsch' müsse kennen gelernt

---

glosse zu Aldhelm, de laude virginitatis cap. 56 (Aldhelm ed. Giles s. 76), wo zu *gentiles* die übersetzung *þeodisse* gegeben ist, s. Anglia 13, 37, 268. Man wird das ebenso als gelegenheitsbildung zu *þéod* = *gens* fassen müssen, wie jenes einmalige *þiudiskô* bei Ulfilas.

haben. Aber als Angelsachse verstand er auch im Frankenlande *theodisca* nach seiner grundbedeutung als 'landessprache' und er könnte gerade dadurch den anstoß erhalten haben, auch für seine eigene landessprache den ausdruck *theodisce* anzuwenden. Dove meint (1895 s. 234), der proceß der herausbildung eines eigennamens für die deutsche gemeinsprache müsse zunächst in deutscher zunge selbst begonnen haben und sei auf die kirchlich einigende gedankenarbeit der bonifazischen synoden, am letzten ende auf die systematische tätigkeit des germanischen apostels selber zurückzuführen. Demgegenüber behaupte ich, daß die herausbildung nicht 'zunächst in deutscher zunge' begonnen hat, sondern von den Angelsachsen in Deutschland auf der grundlage ihres heimischen *ze̊þéode* und *þéodisc* geschaffen worden ist. Bonifatius, der die einzelnen 'gentes Germaniae' wohl zu scheiden wußte (Dove, Bemerkungen s. 235), deren sprachen als bairisch, schwäbisch, fränkisch usw. zu benennen waren, konnte doch von seinem außerdeutschen standpunkte aus den blick für die einheit derselben gewinnen und, gewissermaßen eine einheitliche 'gens Germaniae' substituierend, für deren sprache die zusammenfassende bezeichnung *theodisca lingua* einführen, die seit der mitte des jahrhunderts in der kirchlichen lateinischen umgangssprache raum gewinnend auch in der lateinischen schriftsprache hervortrat und als lediglich gelehrte bezeichnung der landessprache geltung erhielt. Von einem deutschen *thiudisc* als grundlage ist dabei völlig abzusehen. Dasselbe hätte ja ohne weiteres zu *theoda* gebildet werden können. Aber es würde dann auch nur, wie im ags., bedeutet haben 'zum volke gehörig', bez. die dem in betracht kommenden einzelvolke eigene sprache bezeichnet haben, die man besser und einfacher *frenkisc, suâbisc* usw. nannte, so wie die Angelsachsen regelmäßig *englisc* für ihre landessprache anwandten und sich nicht eines an sich möglichen *þéodisc* bedienten. Zum eigennamen der sprache ganz Deutschlands konnte eben erst durch die gelehrte kirchliche vermittlung das anglo-lateinische *theodisca lingua* werden, welches selbst Otfrid noch nicht durch ein deutsches *thiutisc* wiederzugeben vermochte. Dazu gehörte eben die theoretische construction einer großen *theoda* Gesamtdeutschlands, welche dem ausländer Bonifatius sachlich nahe lag und sprachlich durch sein ags.

þéodisc ermöglicht wurde, dessen frühe existenz wir neben dem häufiger belegten *ʒeþéode* sicher voraussetzen dürfen.

Dieses neutrum *ʒeþéode* ist seiner bildung nach substantivierung eines adj., welches bedeutete 'der *þéod* angemessen, zu ihr passend, zu ihr gehörend', wie ahd. *gimuati* (O), ags. *ʒeméde* 'dem sinne gemäß, angenehm, erwünscht' zu *muot*.[1]) Die bedeutung des adjectivs **ʒeþéode*, das als solches im ags. nicht mehr belegt ist, war der von *þéodisc* ganz ähnlich und seine hauptsächliche anwendung muß sich auf die sprache der *þéod* bezogen haben. Für dieses adjectiv haben wir aber auch spärliche ahd. belege, welche es ermöglichen, die bildung als westgermanisch zu betrachten. Hauptzeuge ist O. Er hat das adj. *githiuti* III 10, 24 in der allgemeinen bedeutung 'zum volke gehörend': *theih gidue githiuti thie mines fater liuti* die stelle Mc. 15, 24 paraphrasierend 'damit ich die verlorenen schafe des hauses Israel heimbringe, sie wieder volksangehörig mache'. Eine zweite stelle bringt das substantivierte neutrum mit beziehung auf die landessprache, also ganz wie ags. *ʒeþéode*: V 8, 9 *thaz wir engil nennen, thaz heizent . . . boton in githiuti frenkisge liuti* 'was wir (in der sprache der kirche) engel nennen, das nennen die Franken in ihrer landessprache boten', wobei ja nicht etwa an den begriff 'auf deutsch' in unserem sinne zu denken ist. Zu *githiuti* gehört bei O ein öfter belegtes adv. *githiuto*, immer im reim auf *liuto*, welches aber formelhaft und in abgeschwächter oder übertragener bedeutung angewendet wird.[2]) Außer bei O ist aber noch ein bemerkens-

[1]) Vgl. dazu oben s. 356 ff.

[2]) Ich bin mit Erdmann, zu O I 3, 20, darin einverstanden, daß dieses *githiuto* stets als adv. zu fassen ist, gegen Kelle, Otfridwb. 228, der ausführlich, aber nicht ganz zutreffend über das wort handelt. In der mehrzahl der stellen, wo es mit *kuning* verbunden ist, z. b. I 5, 29 *er richisôt githiuto kuning therero liuto* (dazu I 3, 20. II 7, 38. IV 4, 44. IV 27, 26) könnte man es sehr wohl als 'zum volke gehörig' fassen, wodurch der könig als volkskönig hingestellt würde. Aber an anderen stellen (vgl. besonders I 15, 20. II 24, 8) kann es nur als allgemein schmückendes beiwort verstanden werden, etwa 'angemessen, gut, herrlich'. In dieser bedeutung allein ist *githiudo* dreimal im Heliand belegt, so daß die vermutung einer contamination mit dem got. *þiup*, *þiupeigs* (gut, gepriesen), altn. *þýðr* (mild, freundlich) nahe liegt. Zu diesen worten ist *githiuto*, alts. *githiudo* von manchen, so auch von mir im ahd. lb., geradezu gezogen worden. Doch möchte ich jetzt eher an eine vermischung denken.

werter alter beleg für das adjectiv, verbunden mit dem negierenden *un-*, überliefert im Keronischen glossar 54, 14. Die lat. glosse heißt *barbarus, truculentus*. Vom lateinischen glossator ist also *barbarus* als 'roh, wild' verstanden. Der deutsche übersetzer gibt *barbarus* durch *uncadiuti* Pa (*unkithiuti* K, *ungidiuti* Ra), er hat das lateinische wort in seiner ursprünglicheren bedeutung als 'fremdsprachig' aufgefaßt, das positive *cadiuti* bedeutete ihm demnach 'die landessprache sprechend' und von diesem verständnis aus gibt er nun *truculentus* ganz falsch durch *ungasprahi* Pa (*unkisprachi* K, *unsprahi* Ra) wieder, also einer, der nicht *gasprâhhi* 'beredt' ist (Graff 6, 386), 'der nicht sprechen kann'.[1]) Der bearbeiter von R hat *barbarus* im gleichen sinne mit *eliranter* 'fremdsprachig' übersetzt[2]), zu *truculentus* aber die angemessene lateinische glosse *atrox* gegeben. Wir ersehen daraus, daß auch im ahd. die grundlagen einer entwicklung vorhanden waren, welche hier bald geschwunden, im ags. aber weiter gediehen ist und dort das material dargeboten hat, aus welchem die benennung unserer deutschen gesamtsprache und schließlich unseres ganzen volkes gewonnen werden sollte.

[1]) Hier liegt die gleiche naive auffassung vor, wie bei den Slawen, welche uns Deutschen 'die stummen' nennen (altsl. *němĭci* zu *němŭ* 'stumm').

[2]) Vgl. die übersetzung von alienigena *eldiut* in R 39, 40.

HEIDELBERG. W. BRAUNE.

Nachtrag. S. 433 anm. 2 wäre für *hünengräber* usw. noch auf W. Schoof, Zs. des vereins für volkskunde 24, 278; 27, 222 zu verweisen.

S. 401 z. 18 ist *stât* in *stat* zu verbessern; s. 417 z. 10 'die' einzufügen ('durch die gemeinde').

BEITRÄGE ZUR GOTISCHEN GRAMMATIK.

1. *gawisan.*

An der erklärung des in der gotischen bibelübersetzung bloß einmal belegten verbalcompositums *gawisan* (L 8, 27), die Streitberg zuerst in Beitr. 15, 106 veröffentlicht und dann öfters wiederholt hat, nahm unser sprachgefühl seit jahren anstoß (vgl. Anzeiger der böhmischen akademie 15, 534), und zwar gerade vom standpunkt der bekannten lehre, die Streitberg in seiner umfangreichen studie 'Perfective und imperfective actionsart im germanischen' (Beitr. 15, 70 f.) und auch anderswo zu begründen versucht hat.

Wie bekannt, entziehen sich nach Streitberg "einige verba von ausgesprochen durativer bedeutung der composition mit dem 'farblosen' *ga-*, d. h. sie sind unfähig, ein 'reines' perfectiv zu bilden", aber sie können 'mit andern präpositionen, die ihre concrete bedeutung noch lebendig erhalten haben, sehr wohl zusammensetzungen eingehn' (Beitr. 15, 106—107). Da aber nach einem andern grundsatze Streitbergs 'sämtliche präpositionaladverbien dem verbum bei der zusammensetzung perfective actionsart verleihen' (Beitr. 15, 80—81), so leuchtet sofort ein, daß wir eigentlich nicht berechtigt sind, eine besondere gruppe 'von nicht perfectivierbaren durativen' aufzustellen. Das wird auch wirklich durch die sprache Wulfilas vollauf bestätigt. Beobachten wir z. b. das nicht perfectivierbare verbum *merjan*.

Es entspricht meistens dem griech. simplex *κηρύσσειν*, *usmerjan* steht dagegen für griech. *διαγγέλλειν* und hat M 9, 31 zweifellos perfectiven sinn[1]): *ip eis usgaggandans*

[1]) Die perfective bedeutung von *usmerjan* hat Wustmann (Verba perfectiva namentlich im Heliand, Leipzig 1894. s. 15, anm. 1) richtig erkannt, jetzt auch Streitberg (Die gotische bibel, II. teil, s. 94).

usmeridedun ina in allai airþai jainai (διεφήμισαν αὐτόν, abg. *proslaviste i*, čech. *rozhlásali jej* sie machten ihn ruchbar, T 61, 3 *sie tho úzgangante gimaritun inan in allero thero erdu*).

Es gibt aber auch zeitwörter (z. b. *hramjan, hropjan, hauhjan, kukjan*), bei denen kein 'reines perfectiv' (mit farblosem *ga-*) belegt ist, ohne jedoch von Streitberg unter die nicht perfectivierbaren durativa gezählt zu werden: man wird zwar belehrt, daß σταυρώσας durch *ushramjands* Mk 15, 24 (abg. *propьnžše*, čech. *ukřižovavše*, lit. *ir kaip jį buvo nukryžiavoję*, T 203, 1 *after thiu sie inan erhiengun*) wiedergegeben wird und daß das simplex überhaupt nur einmal belegt ist (Beitr. 15, 169), aber unter welchen umständen das einfache *hramjan* gesetzt wird, das erfahren wir leider nicht mehr. J 19, 6 wird erzählt, wie die hohen priester und die diener schrien und sprachen: σταύρωσον, σταύρωσον αὐτόν — *ushramei, ushramei ina* (abg. *propьni*, čech. *ukřižuj*, lit. *nukryžiavok*, T 197, 4 *háh, háh*); die antwort des Pilatus 'λάβετε αὐτὸν ὑμεῖς καὶ σταυρώσατε' (abg. *propьnĕte*, čech. *ukřižujte*, T 197, 5 *hahet inan*) wird aber merkwürdigerweise durch *hramjiþ* ausgedrückt.[1])

Auch *hropjan* bildet kein 'reines perfectiv'; in der perfectiven bedeutung begegnen wir nur der zusammensetzung *ufhropjan*, aber in derselben bedeutung erscheint auch das simplex *hropjan*. Für griech. κράξας (Mk 9, 24), φωνήσας (L 16, 24) finden wir nicht nur *ufhropjands* (abg. *vъzъpivъ, vъzglašь*, čech. *zvolav*), sondern auch *hropjands* (Beitr. 15, 170): M 27, 50 *Jesus aftra hropjands . . . aflailot ahman* (abg. *vъzъpiv*, čech. *zvolav*), Mk 15, 39 *þatei swa hropjands uzon* (abg. *vъzъpivъ*, čech. *volaje*). Diese änderungen ließen sich, wie es bei den ebenfalls von Streitberg angeführten der fall ist, schließlich noch begreifen; aber es gibt andere stellen, welche jedem, der hinsichtlich der actionsarten im gotischen die auffassung

[1]) Vgl. meine Tři studie o videch slovesného děje v gotštině, I. teil, s. 97 (Sitzungsber. d. k. böhm. gesellsch. d. wissensch., Jahrg. 1914, nr. IV). — [Der herr verfasser teilt der redaction mit, daß die 'Tři studie', deren II. teil soeben erschienen, der III. (über *ga-*) nahe bevorstehend ist, mit ihren ergebnissen den inhalt des ersten capitels einer größeren arbeit bilden werden, welche die westgermanischen verhältnisse zum gegenstande haben und in deutscher sprache erscheinen wird. W. B.]

Streitbergs teilt, unüberwindliche schwierigkeiten bereiten müssen. Für griech. *ἀλέκτωρ ἐφώνησεν* (Mk 14, 68. 72; abg. *kurъ vъspětъ*, čech. *kohout zazpíval*, sorb. *honač zaspěwa*, lit. *gaidys pragydo*)[1] steht die einfache, d. h. durative und der situation gar nicht entsprechende wendung *hana wopida* (T 188, 5 *inti sliumo ther hano crata*); desgleichen findet sich das simplex M 26, 74 und J 18, 27: *hana hrukida* (*ἀλέκτωρ ἐφώνησεν*, abg. *vъzglasi*, čech. *zazpíval*, sorb. *zaspěwa*, lit. *pragydo*). Für *ἐφώνησεν* (in der bedeutung 'Jmd. herbeirufen') erscheint einigemal *atwopida* (Mk 9, 35; J 9, 18. 24; L 16, 2), aber das unpassende simplex kommt auch vor: J 11, 28 *ἐφώνησεν Μαρίαν τὴν ἀδελφὴν αὐτῆς λάθρᾳ εἰποῦσα* — *wopida Marjan, swistar seina, piuhjo qipandei* (abg. *prizъva*, čech. *zavolala*, sorb. *zawoła*, T 135, 17 *gihalota*[2] *Mariun*); J 18, 33 *ἐφώνησεν τὸν Ἰησοῦν καὶ εἶπεν αὐτῷ* — *wopida Jesu qaþuh imma* (abg. *glasi*, čech. *povolal*, sorb. *powoła*, T 195, 1 *gihalota*[2] *then heilant*). Ganz ähnlich liegt der fall bei J 12, 17:

[1]) Kurschat übersetzt die stelle ganz richtig: 'der hahn krähete (auf einmal) los'; vgl. Littauisch-deutsches wörterbuch, Halle 1883, s. 125.

[2]) Durch das compositum dürfen wir uns aber keineswegs irre machen lassen! 'Hospes eram et collegistis me' wird 152, 3 durch *ih uuas gast inti ir halotut mih* (M 25, 35 abg. *strannъ běchъ i vъzvedoste mę*) wiedergegeben, aber 152, 4. 6 lautet die übersetzung: *uuanne . . . gihalotuumes thih* (M 25, 38 *kogda že tę . . . vъvědomъ*) und *ir ni gihalotut mih* (M 25, 43 *ne vъvedoste mene*). Man findet zwar *gihalo thurftigon* (T 110, 4; got. *hait unledans*, abg. *zovi ništeję*, čech. *povolej*, sorb. *powołaj*, lit. *pasikviesk*), aber in derselben bedeutung erscheint auch das simplex: 87, 5 *halo thinan gomman* (J 4, 16 abg. *priglasi*, čech. *zavolej*), 125, 2 *santa sine scalca zi halonne thie giladotun zi thero brûtlioufti* (*misit . . .* convocare invitatos, M 22, 3 abg. *prizъvati*, čech. *aby povolali*, lit. *pakviesti*). 133, 13 *thiu gilimphent mir zi halonne* 'illas oportet me adducere' (J 10, 16 abg. *privesti*, čech. *přivésti*, lit. *atvesti*). Nicht weniger interessant ist das zeitwort *halôn* in der bedeutung 'heiraten, ducere': T 79, 1 *giheftita inan umbi . . . quenun sines bruoder, bithiu hér halota sia* (quia duxerat eam; Mk 6, 17 abg. *oženi sę*, čech. *za manželku pojal*: got. *unte þo galiugaida — ὅτι αὐτὴν ἐγάμησεν*); mit unrecht denkt Dahm (Der gebrauch von *gi-* zur unterscheidung perfectiver und imperfectiver actionsart im Tatian und in Notkers Boethius, Leipzig 1909, s. 47) an 'eine schlechte übersetzung': seine dem ahd. wortlaut angepaßte übersetzung (*weil sie jetzt seine frau war*) ist keine erklärung! Für lat. 'qui dimissam duxerit, adulterat' steht T 29, 2 das simplex (*thie thar thie furlazanun hâlot, huorot*: M 5, 32 *sa ize afsatida liugaiþ, horinoþ*, abg. *iže podъpęgą pojemletъ*, čech. *kdož pojme*), aber

τὸν Λάζαρον ἐφώνησεν ἐκ τοῦ μνημείου — wopida us hlaiwa (abg. *vъzglasi*, čech. *povolal*, sorb. *zawoła*). In der perfectiven bedeutung stehen simplex und compositum einander gegenüber (L 19, 15 und Mk 10, 49): *εἶπεν φωνηθῆναι αὐτῷ τοὺς δούλους — haihait wopjan du sis þans skalkans* (abg. *da priglasętъ jemu raby ty*, čech. *rozkázal zavolati*, sorb. *zawołać*): *εἶπεν αὐτὸν φωνηθῆναι — haihait atwopjan ina* (abg. *vъzglasite*, čech. *zavolati*).

Von *hauhjan* wird auch kein 'reines perfectiv' gebildet. an mehreren stellen würden wir aber ein solches erwarten. da das einfache zeitwort der situation gar nicht entspricht. Das sprachgefühl Wulfilas steht im schroffsten gegensatze zu der auffassung Streitbergs:

Z. b. J 17, 4 *ik þuk hauhida*[1]) — *ἐγώ σε ἐδόξασα* (abg. *proslavichъ tę*, čech. *oslavil jsem*, lit. *aš tavę peršviečiau*, T 177. 3 *ih thih giberehtota*), J 17, 5 *hauhei mik, þu atta — δόξασόν με σύ, πάτερ* (abg. *proslavi mę*,

100, 5 das compositum: *inti ther thia forlazzanun gihalot, huorot*. Das parallele und unmittelbar vorangehende satzglied 'et aliam duxerit' wird wieder durch das einfache *leiten* ausgedrückt: *so uuelih uorlazzit . . . inti andera leitit, huorot*. Wie *halôn* : *gihalôn*, so verhält sich auch *hiuuen* : *gihiuuen* (nubere): T 127, 3 *thiu kind therro uuerolti gihiuuent . . . thie thar uuirdige gihabete sint therro uuerolti . . ., noh sie ni hiuuent noh quemun ni holont* (L 20, 34. 35 *þai sunjus . . . liugand . . ., ni liugand ni liuganda*, abg. *ženętъ sę . . . ni ženętъ sę ni posagajatъ*, čech. *ženi se . . . ani se ženiti nebudou ani vdávati*). Über *liugan* : *galiugan* vgl. meine Tři studie usw. I, 90—91: die actionsarten im westgermanischen werden wir demnächst in einer umfangreichen untersuchung behandeln.

[1]) Für das parallele *ἐφανέρωσά σου τὸ ὄνομα* steht zwar *gabairhtida þeinata namo* (Beitr. 15. 157; abg. *ěvichъ*, čech. *oznámil jsem*, T 177, 4 *ih giougozorhtota*), aber das compositum wäre auch J 7, 4 am platze, wo wir das simplex finden: *jabai þata taujis, bairhtei þuk silban þizai manasedai* (*φανέρωσον σεαυτὸν τῷ κόσμῳ* — abg. *ěvъ sę*, čech. *zjev se*, lit. *tai pasirodyk svietui*). Neben *gabairhtjan* erscheint in der bedeutung *ἐνδείκνυσθαι* E 2, 7. T 1, 16 *ataugjan*: für griech. *δεικνύναι* stehen aber *ataugjan* und *augjan* unterschiedlos nebeneinander: vgl. M 8, 4 (desgl. L 5, 14. Mk 1, 44) *þuk silban ataugei gudjin* (*δεῖξον*. abg. *pokaži sę*, čech. *ukaž se*, lit. *pasirodyk*) und J 14, 8. 9 *augei unsis þana attan* (*δεῖξον*, abg. *pokaži namъ*, čech. *ukaž*. lit. *parodyk*): dasselbe verhältnis treffen wir bei dem ahd. *ougen* : *giougen* an, was Dahm unumwunden zugibt. indem er sagt: 'Es läßt sich meist nicht ausmachen, warum an einer stelle *ougen*, an anderer dessen *gi*-comp. erscheint' (s. 65). In Notkers Boethius scheint die willkürlichkeit noch größer zu sein, da es — nach Dahm — „bei einer philo-

čech. *oslavìš mne*, lit. *peršviesk manę*, T 177, 3 *giberehto mih*), J 12, 28 *hauhei namo þeinata . . . jah hauhida jah aftra hauhja — δόξασον . . . ἐδόξασα καὶ πάλιν δοξάσω* (abg. *proslavi . . . proslavichъ i paky proslavlją*, čech. *oslaviti*, lit. *peršviesk . . . aš jį peršviečiau ir dar vėl peršviesu*, T 139, 6 *gibërahtôn*), J 16, 14 *jains mik hauheiþ — ἐκεῖνος ἐμὲ δοξάσει* (abg. *onъ mę proslavitъ*, čech. *oslaví*, lit. *ta manę peršvies*, T 173, 3 *her mih giberehtot*), M 5, 16 *ei . . . hauhjaina attan izwarana þana in himinam — ὅπως . . . δοξάσωσιν τὸν πατέρα* (abg. *da proslavętъ*; für das parallele *ὅπως ἴδωσιν* steht wirklich das comp. *ei gasaihwaina*, abg. *da uzьrętъ*), J 17, 1 *hauhei þeinana sunu, ei sunus þeins hauhjai þuk — δόξασόν σου τὸν υἱόν, ἵνα ὁ υἱός σου δοξάσῃ σε* (abg. *proslavi . . . do i synъ proslavitъ tę*, čech. *oslavìš . . . aby oslavil*, lit. *kad savo Sunų peršviestumbei, kad ir tavę taro Sunus peršviestų*, T 177, 1 *gibërahtôn*), J 14, 13 (11, 4) *ei hauhjaidau atta in sunau — ἵνα δοξασθῇ ὁ πατὴρ ἐν τῷ υἱῷ* (abg. *da proslavitъ sę*, čech. *aby oslaven byl*, lit. *kad Tėvas pagarbintas butų Sunuje*).

An allen diesen stellen müßten — wie schon hervorgehoben — perfective composita stehen; daß sich der gotische übersetzer mit den durativen simplicien begnügt, ist um so auffallender, da ihm doch mehrere composita gleicher oder ähnlicher bedeutung zu gebote standen. So hätte Wulfila das 'perfective' compositum *ushauhjan*, das sonst für griech. *ὑψοῦν* 'heben, zu ehre bringen' steht, gebrauchen können, wie th 1, 12 überzeugend zeigt: *ei ushauhnai namo fraujins unsaris — ὅπως ἐνδοξασθῇ τὸ ὄνομα τοῦ κυρίου ἡμῶν* (vgl. J 14, 13 *ei hauhjaidau atta in sunau — ἵνα δοξασθῇ ὁ πατὴρ ἐν τῷ υἱῷ*); desgl. th 1, 10 *þan qimiþ ushauhnan — ὅταν ἔλθῃ ἐνδοξασθῆναι*. Zweitens hätte der übersetzer an den oben

sophischen betrachtung wenig darauf ankommt, ob man sagt 'zeigen' oder 'dartun, entwickeln, beweisen'". Das mag richtig sein, aber es handelt sich gar nicht darum, ob man 'zeigen' oder 'dartun' sagen könne, sondern es fragt sich nur, ob so eine willkürlichkeit in der wahl der perfectiven und imperfectiven formen möglich wäre in einer sprache, in der man für die unterschiede der actionsarten ein starkes und entwickeltes sprachgefühl nach der anschauung einiger gelehrten voraussetzen muß. Die untersuchung Dahms legt wieder ein beredtes zeugnis davon ab, daß es sich hier um unterschiede handelt, die richtig zu erfassen man geborner Slave sein, die man gleichsam mit der muttermilch eingesogen haben muß, wie sich einst prof. Mourek treffend ausgedrückt hat; über Dahms arbeit vgl. meine Tři studie I, 180—182. — Zu dem oben angeführten *giougozorhtota* vgl. T 164, 6, wo das simplex *ougozorhton imo mih selbon* erscheint, während eigentlich an der stelle das compositum stehen müßte (J 14, 21 got. *gabairhtja imma mik silban*, čech. *zjevím jemu samého sebe*).

angeführten stellen statt des simplex *hauhjan* das 'reine perfectivum' *gamikiljan* einsetzen können (vgl. L 1, 58 *unte gamikilida frauja armahairtein seina bi izai* — *ὅτι ἐμεγάλυνεν κύριος τὸ ἔλεος αὐτοῦ μετ' αὐτῆς*, T 4, 10 *thaz truhtin mihhilosota sína miltida mit iru*); das simplex steht z. b. L 5, 26 für griech. *ἐδόξαζον τὸν θεόν* — *mikilidedun guþ* (abg. *slavljachą*, čech. *velebili*, T 54, 8 *mihhilosotun gót*), aber M 9, 8 auch für griech. *ἐδόξασαν τὸν θεόν* (*mikilidedun guþ*, abg. *proslavišę*, T 54, 9 *diurisotun*[1] *gót*).

Der übersetzer hatte aber noch ein 'reines perfectivum' zur hand, nämlich *gasweran*: J 13, 31 *νῦν ἐδοξάσθη ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* — *nu gasweraids warþ sunus mans* (abg. *proslavi sę*, čech. *oslaven jest*, lit. *peršviestas*, T 159, 8 *nu ist giberehtot mannes sun*), J 12, 16 *ἀλλ' ὅτε ἐδοξάσθη ὁ Ἰησοῦς* — *ak biþe gasweraiþs was Jesus*[2] (abg. *proslavi sę*, čech. *oslaven byl*, lit. *bet kaip Jėzus peršviestas buvo*); das compositum wäre auch J 12, 23 zu erwarten, aber man findet das einfache *sweran*: *ἐλήλυθεν ἡ ὥρα ἵνα δοξασθῇ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* — *qam weila ei sweraidau sunus mans* (abg. *da proslavitъ sę*, čech. *aby oslaven byl*, lit. *kad žmogaus sunus peršviestas buty*). Wider erwarten begegnen wir J 12, 26 dem einfachen *sweran* in der bedeutung '*τιμᾶν*': *jabai þas mis andbahtiþ, sweraiþ ina atta* — *ἐάν τις ἐμοὶ διακονῇ, τιμήσει αὐτὸν ὁ πατήρ* (abg. *ašte kъto mьně služitъ, počstetъ i otьcь*, čech. *poctít' ho Otec*, T 139, 4 *oba uuer mir ambahtit, inan gihéret min fater*); dagegen entspricht das simplex der situation an anderen stellen, wie z. b. Mk 7, 10: *swerai attan þeinana jah aiþein þeina* — *τίμα τὸν πατέρα σου καὶ τὴν μητέρα σου* (abg. *čsti otьca tvoego*, čech. *cti*, T 84, 2 *eere thinan fater inti muoter*). Vgl. weiter meine Tři studie I, 125. 140. 174; daß das verbum *hauhjan* von A. B. Öberg[3]) für ein 'perfectives simplex' gehalten wird, kann uns kaum überraschen.

---

[1]) Im Tatian ist nur das compositum *gibërahtón* belegt, von *mihhilôsôn* und *tiurisôn* kommt aber kein compositum vor.

[2]) Damit vgl. J 7, 39 *unte Jesus nauhþanuh ni hauhiþs was* — *ὅτι Ἰησοῦς οὐδέπω ἐδοξάσθη* (abg. *ne bě proslavlenъ*, čech. *nebyl oslaven*, lit. *nėsa Jėzus dar ne buvo peršviestas*).

[3]) Über die hochdeutsche passivumschreibung mit sein und werden, Lund 1907, s. 9—12.

Um die oben angeführte stelle (J 12, 28 *atta, hauhei namo þeinata! qam þan stibna us himina: jah hauhida* [ἐδόξασα] *jah aftra hauhja* [δοξάσω]) ins rechte licht zu setzen, sehen wir uns J 17, 26 näher an! Das griech. ἐγνώρισα αὐτοῖς τὸ ὄνομά σου καὶ γνωρίσω wird durch *gakannida im namo þeinata jah kannja* wiedergegeben; dem got. *hauhida,* das unbedingt perfectiven sinn (abg. *proslavichъ*) hat, steht hier das 'reine perfectivum' *gakannida*[1]) (abg. *szkazachъ,* čech. *známét' jsem jim učinil jméno tvé*) gegenüber, aber neben dem *hauhja* (abg. *proslavljǫ*) finden wir auch hier das einfache *kannja* (abg. *szkažǫ,* čech. *známo učiním*). Der meinung Streitbergs nach ist *kannja* völlig unanstößig, der sinn sei ein zweifellos continuativer: 'ich brachte sie zur erkenntnis und werde meine beschäftigung, sie zu unterweisen, auch fernerhin fortsetzen' (Beitr. 15, 127). So betete Jesus in seinem hohepriesterlichen gebete und gleich darauf folgte gefangennahme, verhör, kreuzigung und tod, also von einer längeren unterweisungstätigkeit Christi kann keine rede sein: ich habe bereits deinen namen kund getan und werde ihn noch während meines kurzen aufenthaltes kund tun, das ist der sinn der stelle. Und wenn irgendwo, so wäre hier *gakannja* am platze. Aber das alles ist nebensache.

Es wird nämlich durch den sprachgebrauch Wulfilas bestätigt, daß er in den actionsarten des einfachen *kannjan* und des zusammengesetzten *gakannjan* keinen greifbaren unterschied fühlte. Der wendung *all gakanneiþ izwis Twkeikus* (C 4, 7 *πάντα γνωρίσει ὑμῖν Τυχικός,* čech. *oznámí,* lit. *apie vislab tai jums žinę duos Tykikus*) steht E 6, 21 *kanneiþ izwis allata Twkeikus* (*γνωρίσει,* čech. *oznámí,* lit. *vislab tai jums praneš T.*) gegenüber; dieser unstimmigkeit suchte Streitberg durch die annahme einer textverderbnis nur allzuleicht die spitze abzubrechen (Beitr. 15, 127). Aber zu einer verbesserung des überlieferten textes ist nicht der leiseste grund vorhanden: so lange zugunsten der vorgeschlagenen änderung nichts anderes als nur die lehre Streitbergs wird angeführt werden können, so lange wird jede veränderung des textes zurück-

[1]) T 179, 4 lesen wir: *cundan teta in thinan namon*, obwohl *gituon* belegt ist.

zuweisen sein.[1]) Geht man aber auf den vorschlag Streitbergs ein, so wird man auch andere stellen ausbessern müssen. Dem griech. *οἷς ἠθέλησεν ὁ θεὸς γνωρίσαι* (C 1, 27) entspricht zwar *þaimei wilda guþ gakannjan*[2]) (čech. *známo učiniti*, sorb. *znate sčinić*), aber E 1. 9 wird das griech. *γνωρίσας ἡμῖν τὸ μυστήριον τοῦ θελήματος αὐτοῦ* durch *kannjan unsis runa wiljins seinis* (čech. *oznámiv*, sorb. *zo by nam znatu sčinił potajnosć*) wiedergegeben. Neben E 3, 3 *unte bi andhuleinai gakannida was mis so runa* (*ὅτι κατὰ ἀποκάλυψιν ἐγνωρίσθη μοι τὸ μυστήριον*, čech. *oznámil mi*, sorb. *znata sčinjena potajnosć*) finden wir E 3, 10 *ei kanniþ wesi nu reikjam . . . handugei gudis* (*ἵνα γνωρισθῇ νῦν ταῖς ἀρχαῖς . . . ἡ σοφία τοῦ θεοῦ*, čech. *aby oznámena byla*, sorb. *zo by so znate sčiniło*); die dem gotischen wortlaut angepaßte übersetzung Streitbergs (Beitr. 15, 174) ist doch keine erklärung, vgl. meine Tři studie I, 174.

Völlig unangebracht ist *gakannjan* K 11, 26: *dauþau fraujins gakannjaiþ* (*τὸν θάνατον τοῦ κυρίου καταγγέλλετε*, čech. *smrt Páně zvěstujete*, sorb. *budźeće smjerć wopowědować*); es trifft nämlich mit der actionsart des zeitwortes *merjan* zusammen (Ph 1, 17. 18 *Christu merjand — τὸν Χριστὸν καταγγέλλουσιν*, čech. *Krista zvěstují; Christus merjada — Χριστὸς καταγγέλλεται*, čech. *Kristus se zvěstuje*). Mit recht fragte also Fr. Grünwald[3]): 'Warum setzt Wulfila hier (d. i. K 11, 26) nicht *gateihan* oder *merjan*? Besonders das letztere schiene geeignet, *καταγγέλλειν* wiederzugeben, da es sich in unserer stelle unzweifelhaft um wiederholtes verkünden (*ὁσάκις*) handelt.' Grünwald glaubt den grund in der bedeutung beider verba gefunden zu haben: *merjan* = durch worte verkünden, aber *gakannjan* = durch taten kundtun; auf den ausdruck verschiedener actionsart kam es also dem übersetzer nicht an. Streitbergs behauptung, '*γνώσομαι* wird stets durch *afkunna* übersetzt' (Beitr. 15, 127), entspricht nicht den tatsachen:

[1]) In seiner bibelausgabe scheint Streitberg von der correctur abzusehen.

[2]) R 9, 22 ist für *γνωρίσαι* (čech. *oznámiti*) *uskannjan*; unmittelbar davor steht *ustaiknjan* (*ἐνδείξασθαι*).

[3]) In seiner studie 'Zur gotischen synonymik. Die Verba dicendi'. (34. jahresbericht der deutschen staatsrealschule in Karolinental 1909—1910, s. 17.)

L 1, 18 *bilwe kunnum þata — κατὰ τί γνόσομαι τοῦτο* (čech. *poznám*, lit. *ant ko aš tai numanysu*, T 2, 8 *uuanan uueiz ih thaz*), Mk 4, 13 *hwaiwa allos þos gajukons kunneiþ — πῶς πάσας τὰς παραβολὰς γνώσεσθε* (čech. *poznáte*, lit. *išmanysite*). k 13, 6 *appan wenja þatei kunneiþ — ἐλπίζω δὲ ὅτι γνώσεσθε* (čech. *poznáte*, lit. *jus išpažįstant*). Wodurch unterscheiden sich diese fälle von der fassung J 14, 20 *ufkunnaiþ jus — γνώσεσθε ὑμεῖς* (čech. *poznáte*, lit. *tą dieną jus išpažįsite*)? Über das verhältnis *ufkunþa* : *kunþa* vgl. meine Tři studie I, 130—133.

Ganz dieselben verhältnisse wie bei *hauhjan* treffen wir bei dem zeitwort *kukjan* an. Es wird von ihm auch kein 'reines perfectivum' gebildet. An folgenden stellen hat *kukjan* perfective bedeutung: L 15, 20 *kukida imma — κατεφίλησεν αὐτόν* (abg. *oblobyza i*, čech. *políbil*, lit. *pabučiavo jį*, T 97, 4 *inti custa inan* — osculatus est illum); Mk 14, 45 *kukida imma — κατεφίλησεν αὐτόν* (abg. *oblobyza*, čech. *políbil*, lit. *pabučiavo jį*, T 183, 4 *custa*[1]) *inan*); L 7, 45 *ni kukides mis — φίλημά μοι οὐκ ἔδωκας* (abg. *lobъzanьje mьně ne dasi*, čech. *nepolíbil jsi mne*, lit. *tu ne pabučiavai manę*, T 138, 12 *cus mir ni gabi*). Überall wäre ein compositum zu erwarten, desgl. Mk 14, 44 *þammei kukjau — ὃν ἂν φιλήσω* (abg. *ego ašte lobžą*, čech. *kteréhožkoli políbím*, lit. *kurį aš pabučiuosu*, T 183, 2 *so uuenan so ih cusse* — quemcunque osculatus fuero). Anstandslos erscheint das simplex L 7, 38 *kukida fotum is — κατεφίλει τοὺς πόδας αὐτοῦ* (abg. *oblobyzaaše*, čech. *líbala*, lit. *ir bučiavo jo kojas*). Ebenso wäre das simplex L 7, 45 am platze, aber wir finden das componierte *bikukjan*: *ni swaif bikukjan fotuns meinans — οὐ διέλειπεν καταφιλοῦσά μου τοὺς πόδας* (abg. *ne prěsta oblobyzajašti*, čech. *líbati*, lit. *ne paliovė mano kojas bučiuoti*, T 138, 12 *ni bilan siu cussan mine fuozi*); wenn sich der übersetzer mit *kukida* für griech.

[1]) Im Tat. kommt componiertes *cussen* nicht vor (in Otfrids evangelienbuch ist *gikussen* belegt, ebenso im Beowulf *gecyssan*); aber van Swaay irrt, wenn er *kussian* im Heliand 4820, 4831 imperfectiv auffaßt (vgl. Het prefix ga-gi-ge, zijn geschiedenis, en zijn invloed op de 'actionsart' meer bijzonder in het Oudnederfrankisch en het Oudsaksisch, Utrecht 1901, s. 167).

κατεφίλησεν begnügte, so hätte er es L 7, 45 um so eher tun können.

Nach dieser längeren abschweifung kehren wir wieder zu dem zeitwort *merjan* zurück! Wie oben hervorgehoben, stimmt die actionsart von *merjan* (*καταγγέλλειν*) mit der von *gakannjan* überein. In der bedeutung *εὐαγγελίζεσθαι* gebraucht Wulfila neben *merjan* auch das zeitwort *spillon*, das auch *διηγεῖσθαι* wiedergibt. War *merjan* ein nicht 'perfectivierbares' durativum, so wird man kaum überrascht, wenn es sowohl präsentische als auch aoristische formen überträgt (vgl. meine Tři studie I, 150). Aber bei *spillon* war es nicht der fall, es wird nicht nur mit *us-*, sondern auch mit *ga-* zusammengesetzt, aber Wulfila gebraucht das simplex nicht anders als das compositum: L 9, 10 wird *διηγήσαντο αὐτῷ* durch *usspillodedun imma* (abg. *povědašę*) übertragen, aber Mk 5, 16 entspricht dem griech. *διηγήσαντο αὐτοῖς* — *spillodedun im* (abg. *pověděšę*); Mk 9, 9 wäre das compositum am platze, aber Wulfila begnügt sich mit dem simplex: *anabauþ im ei mannhun ni spillodedeina þatei gasehun* (*ἵνα μηδενὶ διηγήσωνται*, abg. *da ne povědętъ*). Umgekehrt wäre wieder L 8, 39 das simplex zu erwarten: *usspillo han filu gatawida þus guþ* (*διηγοῦ*, abg. *povědai*). Ebenso wäre *spillon* L 9, 60 berechtigt, wo wir in der bedeutung *διαγγέλλειν gaspillon* antreffen: *iþ þu gagg jah gaspillo þiudangardja gudis* (*διάγγελλε*, abg. *vozvěštai*). Für griech. *διαγγέλλειν* steht R 9, 17 *gateihan* (*ei . . . gateihaidau namo mein — ὅπως διαγγελῇ τὸ ὄνομά μου*, čech. *aby rozhlášeno bylo*), das aber an manchen stellen nicht perfectiv ist: C 1, 28 *þanei weis gateihan — ὃν ἡμεῖς καταγγέλλομεν*, čech. *kteréhož my zvěstujeme* (vgl. Ph 1, 17 *Christu merjand — τὸν Χριστὸν καταγγέλλουσιν*), K 14, 25 *ἀπαγγέλλων — gateihands* (čech. *vyznávaje*), k 7, 7 *ἀναγγέλλων — gateihands*, G 4, 16 *ἀληθεύων ὑμῖν — sunja gateihands izwis*, čech. *pravdu vám pravě* (vgl. E 4, 15 *ἀληθεύοντες — sunja taujandans*, čech. *upřímně se majíce*); vgl. meine Tři studie I, 88, 150.

Wulfila hat bekanntlich das griech. *διεφήμισαν* (M 9, 31) durch *usmeridedun* wiedergegeben; das compositum *usmerjan*, das Grünwald in seiner oben angeführten studie für ein '*ἅπαξ*

λεγόμενον' erklärt (s. 17), wird von einem angeblich 'nicht perfectivierbaren durativum' gebildet und an einer stelle von ausgesprochen perfectiver bedeutung gebraucht. Aber für διαφημίζειν kommt im gotischen noch ein 'ἅπαξ λεγόμενον' vor, und zwar *usqiþan*, also eine zusammensetzung des 'perfectiven simplex' *qiþan* (Beitr. 15, 104). *usqiþan* ist also ein sozusagen potenziertes perfectivum, aber trotzdem erscheint es an einer stelle von entschieden nicht perfectiver bedeutung und außerdem nach *duginnan*, das 'seiner bedeutung wegen ausschließlich imperfectiven infinitiv' verlangt (Beitr. 15, 108. 114; GE$^{3-4}$, 197): Mk 1, 45 *iþ is usgaggands dugann merjan filu jah usqiþan þata waurd* — ἤρξατο κηρύσσειν πολλὰ καὶ διαφημίζειν τὸν λόγον (abg. *načęlъ propovědati mnogo i pronositi slovo*, čech. *počal vypravovati mnoho a ohlašovati tu věc*, T 46, 5 *her thó uzganganti bigonda predigon inti maren thaz uuort*). Es ist Grünwald beizustimmen, wenn er sagt: 'Durch setzung von *usqiþan* wird die wiederholung von *merjan* (*merjan filu jah usmerjan* . . .) vermieden' (s. 17).

Das auftreten perfectiver verba nach *duginnan* hat Streitberg durch die nichtausbildung einer iterativkategorie zu erklären versucht (Beitr. 15, 108. 114. 122), ein gedanke, dem wir schon in dem aufsatze 'Die Verba perfecta in der Nibelungendichtung' (KZ. 12, 330) von H. Martens begegnen (vgl. meine Tri studie I, 30). Den schlagendsten beweis dafür erblickte Streitberg in der tatsache, daß 'niemals ein mit *ga-* zusammengesetztes verbum auf *duginnan* folgt, daß also niemals die perfective actionsart um ihrer selbst willen angewandt wird' (Beitr. 15, 109). Die richtigkeit dieser beobachtung ist zwar nicht zu leugnen, aber Streitberg hat vergessen, daß auf *duginnan* auch 'perfective simplicia' (*qiþan*, *wairþan*) folgen, die schon von haus aus perfectiv sind und also niemals das 'farblose' *ga-* annehmen dürfen (Beitr. 15, 105). Die sache ist aber noch bedenklicher, wenn man sich gegenwärtig hält, daß *qiþan* und *wairþan* ihre 'reinen durativa' zur seite haben, nämlich *rodjan* und *wisan* (Beitr. 15, 106); beide gruppen unterscheiden sich also nur hinsichtlich ihrer actionsart. Das gotische besaß neben dem perfectiven *qiþan* das imperfective *rodjan*, das verhältnis beider verba ist der meinung Streitbergs nach dasselbe wie jenes zwischen abg.

rešti und *glagolati*. Hier war also der übersetzer in der wahl seiner ausdrucksweise durch den mangel einer iterativkategorie gar nicht gehemmt, wie es z. b. bei *dugann uswairpan* der fall war. Aber was finden wir trotz alledem? Ohne erkennbaren unterschied werden *dugann qiþan* und *dugann rodjan* abwechselnd gebraucht: M 11, 7 *dugann Jesus qiþan* (*ἤρξατο ὁ Ἰησοῦς λέγειν*, abg. *načętъ glagolati*), desgl. L 3, 8. 7, 49. 20, 9. Mk 10, 28. 32. 47. 14, 69. 12, 1; L 4, 21 *dugann þan rodjan* (*ἤρξατο δὲ λέγειν*, abg. *načętъ glagolati*), desgleichen L 7, 15. 24. Vgl. meine Tři studie I, 64. 148. 157. Die ersteren fälle ließ Grünwald gänzlich unberücksichtigt, von den letzteren behauptet er, daß 'Wulfila das gefühl für die feinheiten des gotischen nicht verlor', da *dugann rodjan* 'dem unbeeinflußten got. sprachgebrauch gemäß war', während in *dugann qiþan* 'eine ziemliche härte läge' (s. 4—5). Hätte Wulfilas sprachgefühl unter der üblichen und häufiger belegten ausdrucksweise *dugann qiþan* wirklich gelitten, was hinderte ihn — so muß man fragen —, anstatt *dugann qiþan* überall *dugann rodjan* einzusetzen?[1]) Wie schon gesagt, erscheint nach

[1]) Ganz analog treffen wir im T *bigonda hér tho quedan* (18, 4. 5; 64, 4; 158, 4) neben *bigonda sprehhan* (49, 4) an; nach Dahm ist *quëdan* ein 'perfectives simplex' (s. 90), *sprëhhan* aber ein perfectivierbares durativum (s. 77). In der sprache Otfrids faßt Igel (Das *gi*-präfix als perfectivierungsmittel in Otfrids evangelienbuch, Mannheim 1911) *quëdan* imperfectiv auf (s. 83—84), also nicht anders als *sagên* und *sprëhhan*. As. *queđan* hält van Swaay teils für perfectiv, teils für imperfectiv (s. 201); dasselbe behauptet er von dem got. *qiþan*. Hesse (Perfective und imperfective actionsart im altenglischen, Münster 1906) erklärt *cweđan* und *secgan* für 'perfective simplicia' (s. 85), *sprecan* ist ihm ein perfectivierbares durativum (s. 87—88): *ongon secgan* ist bei Beda 'durch zu getreue wiedergabe eines unlogischen satzes im lat. original entstanden' (s. 95); im Beowulf sind nach Lorz (Actionsarten des verbums im Beowulf, Würzburg 1908) 'alle drei verba in gleicher weise verwendet und mit *ge*- zusammengesetzt' (s. 78); die auffassung Wuths (Actionsarten der verba bei Cynewulf, Weida i. Thür. 1915) nähert sich im grunde dem standpunkt van Swaays (s. 13—20): bei Cyn. kommen nach *onginnan cweđan* und *secgan* vor (s. 54). — Unnötigerweise beweist Dahm, daß *truoben* (T 180, 4 *bigonda sih truoben inti mornenti uuesan*) hier durativ ist, wie 'das parallele *mornenti uuesan* und die abhängigkeit von *bigonda* zeigen' (s. 81), daran wird wohl niemand zweifeln. Aber dieselben gründe sprechen dann auch für die imperfective actionsart von *quëdan* in dem satze *sie tho bigondun truoben inti quedan suntrigon* (T 158, 4); *gi*- bei *giquedan*

duginnan auch *wairþan*: L 15, 14 *is dugann alaþarba wairþan* (*αὐτὸς ἤρξατο ὑστερεῖσθαι*, abg. *ꙗ начѣꙗ лишити сѧ*, čech. *počal nouzi trpěti*, sorb. *wón poča tradać*, lit. *ir jis pradėjo stokoti*; T 97, 2 *her bigonda tho armen*). Die vermeintliche härte dieser wiedergabe ist auch hier durch den mangel der iterativen actionsart im gotischen nicht zu erklären. Erstens hätte Wulfila das dem 'perfectiven' *wairþan* entsprechende durativum *wisan* wählen können, wie zur genüge wendungen wie *gredags wisan* (*πεινᾶν*) oder *siuks wisan* (*ἀσθενεῖν*) zeigen. Aber der übersetzer hätte auch das durative *þarbos þulan* gebrauchen können: Ph 4, 12 *περισσεύειν καὶ ὑστερεῖσθαι* — *ufarassau haban jah þarbos þulan* (čech. *hojnost míti i nouzi trpěti*, lit. *ir apsto turėti ir stokoti*); vgl. Tři studie I, 151—52. 157—58. Da Wulfila weder das eine noch das andere ausdrucksmittel wählte, so ist man berechtigt zu behaupten, daß sein sprachgefühl durch *dugann alaþarba wairþan* nicht im geringsten verletzt war, was auch von den wendungen *dugann qiþan* und *dugann usqiþan* anzunehmen ist. Verlangt *duginnan* seiner bedeutung wegen ausschließlich imperfectiven infinitiv — und darüber kann kein zweifel bestehen —, so wird die actionsart von *qiþan* und *wairþan* mehr als genügend beleuchtet. Hier kommt man mit dem mangel der iterativen actionsart nicht aus, da das gotische die entsprechenden durativa in *rodjan* und *wisan* besaß; *usqiþan* (*διαφημίζειν*) wird überdies aus stilistischen gründen gesetzt, die wiederholung von *merjan* und *usmerjan* wird dadurch vermieden: die wortbildende function des präfixes *us-* in *usmerjan* für *διαφημίζειν* ist, wie das '*ἅπαξ λεγόμενον*' *usqiþan* überzeugend zeigt, nicht anzuzweifeln; um die unterschiede der actionsarten hat es sich gar nicht gehandelt.

Wenden wir uns nun zu dem verbum *wisan*! In der bedeutung 'sein' ist es nach Streitberg ein 'nicht perfectivierbares durativum', aber trotzdem werden von *wisan* nicht weniger als sechs 'unreine perfectiva' gebildet (Beitr. 15, 107).

---

ist nach Dahm analogisch (s. 91) und in *giquidu* (T 165, 4) empfand das sprachgefühl des übersetzers trotz Streitberg (Beitr. 15, 122 f.) 'etwas dem lat. fut. ex. entsprechendes' (s. 22)!

In der bedeutung *μένειν* erscheint *wisan* 'anstandslos mit *ga-* zusammengesetzt' (Beitr. 15, 106 anm.), also es kann ein 'reines perfectivum' bilden, das an einer einzigen stelle belegt ist.

Aber es gibt mehrere stellen, an denen nur *gawisan* passend wäre, während sich der übersetzer mit dem einfachen *wisan* begnügt: K 16, 8 *wisuþ-þan in Aifaison und paintekusten*[1]) (*ἐπιμενῶ δὲ ἐν Ἐφέσῳ ἕως τῆς πεντηκοστῆς*, čech. *zůstanuť pak v Efezu*, sorb. *zwostanu*), Ph 1, 25 *wait þatei wisa*[2]) (*οἶδα ὅτι μενῶ*, čech. *vím, že pobudu*, sorb. *wostanu*), K 16, 6 *at izwis waitei ... wintru wisa* (*πρὸς ὑμᾶς τυχὸν ... παραχειμάσω*, čech. *u vástˇ přes zimu pobudu*, sorb. *přez zymu pobudu*, lit. *peržiemavosu*). Griech. *μένειν* wird im gotischen auch durch *saljan* wiedergegeben. Auch hier stoßen wir auf stellen, wo simplicia erscheinen, während eigentlich composita stehen müßten[3]): J 10, 40 *galaiþ ... in þana stad ... jah salida jainar* (*ἔμεινεν ἐκεῖ*, abg. *prěbystə tu*, čech. *pozůstal tam*), J 11, 6 *salida in þammei was stada twans dagans* (*ἔμεινεν ἐν ᾧ ἦν τόπῳ δύο ἡμέρας*, abg. *prěbystə dъva dьni*, čech. *pozůstal za dva dni*), T 1, 3 *swaswe baþ þuk saljan in Aifaison* (*καθὼς παρεκάλεσά σε προσμεῖναι ἐν Ἐφέσῳ*, čech. *abys pozůstal*); demgegenüber wird aber T 5, 5 *προσμένει ταῖς δεήσεσιν καὶ ταῖς προσευχαῖς νυκτὸς καὶ ἡμέρας* durch das 'perfective' *þairhwisiþ in bidom nahtam jah dagam* (čech. *trvátˇ na modlitbách*) übertragen. Für griech. *ἔμεινεν*, das bekanntlich durch *salida* übersetzt wird, steht L 1, 56 *gastoþ*[4]): *gastoþ þan Mariam*

[1]) Im gegenteil erscheinen wieder 'perfectiva', wo simplicia eher am platze wären: C 1, 23 *jabai swepauh þairhwisiþ* (*εἴγε ἐπιμένετε*, čech. *jestliže zůstáváte*), T 4, 16 *þairhwis in þaim* (*ἐπίμενε αὐτοῖς*, čech. *v tom trvej*).

[2]) Das nebenstehende *συμπαραμενῶ πᾶσιν ὑμῖν* wird wenigstens durch *þairhwisa at allaim izwis* (čech. *s vámi se všemi spolu pozůstanu*) übertragen.

[3]) *ussaljan* = *καταλύειν* (einkehren, herbergen) ist doch belegt: L 19, 7 *galaiþ* [*in gard*] *ussaljan* (*εἰσῆλθεν καταλῦσαι*, abg. *vъnide vitatə*) vgl. mit K 16, 7 *wenja mik ƕa þeilo saljan at izwis* (*ἐλπίζω ἐπιμεῖναι*, čech. *pobudu*); für *ἵνα ... καταλύσωσιν* ist L 9, 12 *ei ... saljaina* (abg. *da vitajatə*).

[4]) Was das verhältnis *standan* : *gastandan* (stehn) anbelangt, verweise ich auf den demnächst zu erscheinenden III. teil meiner Tři studie usw. — Über *gastandan* = *μένειν* ist folgendes zu bemerken: J 8, 31 *jabai jus*

mip izai swe menoþs þrins (ἔμειναν, abg. *prěbystъ*, čech. *zůstala*, T 4, 9 *uuoneta Maria mit iru nah thri manoda*); auch für ὑπέμειναν steht einmal *gastoþ*: L 2, 43 *gastoþ Jesus sa magus in Jairusalem* (ὑπέμεινεν Ἰησοῦς ὁ παῖς ἐν Ἱερουσαλήμ, abg. *osta otrokъ*, čech. *zůstalo dítě*, sorb. *wosta*, T 12, 2 *uuoneta ther kneht Heilant in Hierusalem*). Auch dieses *gastoþ* wird man erst dann richtig beurteilen können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß für griech. ὑπομένειν das zusammengesetzte *gaþulan* erscheint, und zwar an stellen, an denen von perfectiver auffassung keine rede sein kann: t 2, 10 *inuh þis all gaþula bi þans gawalidans* (διὰ τοῦτο πάντα ὑπομένω διὰ

---

gastandiþ . . . siponjos meinai sijuþ (ἐὰν ὑμεῖς μείνητε . . . μαθηταί μού ἐστε, abg. *ašte vy prěbadete . . . učenníci moi badete*, čech. *jestliže zůstanete . . . učedlníci moji budete*, T 131, 12 *oba ir uuonet . . ., zi uuare birut ir thanne mine iungiron*) hat Streitberg (Beitr. 15, 125) besprochen; van Swaay bezweifelt die perfective geltung von *gastandan* und das präfix *ga-* scheint ihm bloß intensiv zu sein (*gastandan* = feststehn; 54—55), aber das ist nebensache. Vergleichen wir J 8, 31 mit J 15, 4: für ἐὰν μὴ ἐν ἐμοὶ μείνητε steht *niba in mis sijuþ* (abg. *ašte vъ mьně ne prěbadete*, čech. *leč zůstanete ve mně*, T 167, 3 *nibi ir in mir uuonet*), für ἐὰν μὴ μείνῃ ἐν τῇ ἀμπέλῳ wieder *niba ist ana weinatriwa* (abg. *ašte ne badetъ*, čech. *nezůstala-li by*, T *nibiz uuone in theru uuinrebun*); desgleichen finden wir J 15, 6 *niba saei wisiþ in mis* für ἐὰν μή τις μείνῃ ἐν ἐμοί (abg. *ašte ne prěbadetъ*, čech. *nezůstal-li by*, T 167, 5 *oba uuer in mir ni uuonet*), für ἐὰν δὲ μείνητε ἐν ἐμοὶ καὶ τὰ ῥήματά μου ἐν ὑμῖν μείνῃ steht J 15, 7 *jabai sijuþ in mis, jah waurda meina in izwis sind* (abg. *ašte prěbadete . . . i glagoli moi prěbadatъ*, čech. *zůstanete-li . . . a slova zůstanou-liť*, T 167, 6 *ob ir uuonet in mir inti minu uuort in iu uuonent*). Recht anschaulich ist die übersetzung von K 7, 20 und K 7, 24: ἕκαστος ἐν τῇ κλήσει ᾗ ἐκλήθη, ἐν ταύτῃ μενέτω wird durch *karjizuh in laponai þizaiei lapoþs was, in þizai sijai* (čech. *zůstávej*) übertragen, aber ἕκαστος ἐν ᾧ ἐκλήθη, ἐν τούτῳ μένετω παρὰ θεῷ durch *hvarjizuh in þammei atlapoþs was, in þamma gastandai at guda* (čech. *zůstávej*); mit der zuletzt angeführten stelle ist t 3, 14 zu vergleichen, wo σὺ δὲ μένε durch *iþ þu framwairþis wisais* (čech. *ty zůstávej*) wiedergegeben wird. Es muß jedem, der unbefangen diese zusammenstellung durchliest, auffallen, daß *wisan*, wo es für *μένειν* steht, niemals mit *ga-* verbunden wird, obwohl wir an den parallelstellen unter denselben umständen das präfigierte *gastandan* antreffen, das auch — wie ersichtlich — durch das nicht perfectivierbare verbum substantivum vertreten wird. Dadurch wird die function des *ga-* in *gastandan* (*μένειν*) mehr als wünschenswert beleuchtet. Im T erscheint überall das einfache *uuonên*, obwohl dessen composita belegt sind.

τοὺς ἐκλεκτούς, čech. *protož všechno snášim pro vyvolené*, lit. *todël vislab kenčiu*), t 2, 12 *jabai gaþulam* (*εἰ ὑπομένομεν*, čech. *trpíme-li*, lit. *jei drauge kenčiame*); wenn irgendwo, so wäre hier das einfache *þulan* am platze (vgl. meine Tři studie I, 86—87, 122—25).

Fassen wir alles zusammen, so sehen wir, daß das einfache *wisan* (*μένειν*) auch an stellen gebraucht wird, wo eher composita zu erwarten wären; dasselbe verhältnis treffen wir auch bei *saljan* (*μένειν*) an und die function des *ga-* in *gastandan* (*μένειν*) wird sowohl durch die parallelstellen, an denen nicht das zu erwartende compositum, sondern wieder das einfache *wisan* erscheint, als auch durch das zusammengesetzte *gaþulan* (*ὑπομένειν*) genügend klargestellt. Wie der gelehrten theorie zum hohne kommt nun das einmal belegte *gawisan* geradezu an einer stelle vor, wo es sinnwidrig ist und wo nur das einfache *wisan* sowohl der situation, als auch der fassung des originals entspräche. L 8, 27 ist von einem besessenen die rede: 'der hatte teufel von langer zeit her, tat keine kleider an, und blieb in keinem hause, sondern in den gräbern' (*ὃς εἶχεν δαιμόνια καὶ ἱμάτιον οὐκ ἐνεδιδύσκετο καὶ ἐν οἰκίᾳ οὐκ ἔμενεν, ἀλλ' ἐν τοῖς μνήμασιν*, abg. *iže iměaše běsъ, i vъ rizu ne oblačaaše sę, i vъ chramě ne živěaše, nъ vъ groběchъ*, čech. *měl ďábelství, a rouchem se neodíval, ani v domě nebýval, ale v hrobích*, sorb. *w domje njebydleše, ale w rowach*). Wulfila hat sich 'von der fessel des griechischen wortlauts emancipiert' und die stelle folgendermaßen übertragen: *gamotida imma wair sums saei habaida unhulþons mela lagga jah wastjom ni gawasiþs was jah in garda ni gawas, ak in hlaiwasnom*; dadurch ist er aber dem sinne der stelle (neque in domo manebat, sed in monumentis) keineswegs gerecht geworden.

Streitberg, dem hier *gawisan* 'anstandlos' erschien, übersetzt *in garda ni gawas* — 'er verblieb nicht im hause' (Beitr. 15, 106 anm.); aber mit stillschweigen überging er die folgenden worte 'sondern in den gräbern', die auf das nachdrücklichste verbieten, *gawas* 'verblieb' zu übertragen: 'er wohnte nicht im hause, sondern in den gräbern', das ist der sinn der stelle. Auch *gastoþ* (L 1, 56) heißt nach Streitberg 'verblieb' (Beitr. 15, 153), aber die verschiedene actionsart beider

stellen (*gawas* und *gastoþ*) springt jedermann, sobald er auf den zusammenhang näher eingeht, in die augen. Man kann sich schwerlich vorstellen, daß Wulfila, der ein wirklich feines gefühl für den sinn seiner vorlage besaß, diesen unterschied nicht gefühlt und die verschiedene actionsart unausgedrückt gelassen hätte, um so weniger, wenn er nach der theorie Streitbergs in der verbalcomposition seiner muttersprache ein so bequemes mittel zur unterscheidung der verbalactionen vorfand und den unterschied zwischen perfectiver und imperfectiver actionsart so deutlich auszudrücken vermochte. Wollte man nun die gotische überlieferung mit der theorie Streitbergs in einklang bringen, so müßte man statt des simplex *salida* (J 10, 40. 11, 6) das compositum **gasalida* (ἔμειναν) und statt des compositums *gawas* (ἔμεναν) das simplex **was* (man vergleiche: J 8, 35 *ὁ δὲ δοῦλος οὐ μένει ἐν τῇ οἰκίᾳ — sah þan skalks ni wisiþ in garda*, abg. *ne prěbyvaetъ*, čech. *nezůstává*) einsetzen.[1])

Faßt man *gawas* perfectiv auf, so behauptet man damit nichts anderes, als daß Wulfila sein lebendiges sprachgefühl verletzt und überhaupt die stelle nicht verstanden habe. Nach der theorie Streitbergs ist die perfective auffassung zwar folgerecht, aber durch die sprache Wulfilas wird man dazu am allerwenigsten gezwungen: und das scheint uns einzig und allein entscheidend zu sein.

Es ist hier nicht der ort, auf die grundlagen der gelehrten theorie näher einzugehen und sie auf ihre stichhaltigkeit zu prüfen[2]); vielmehr haben wir nur solche umstände anzuführen, die unmittelbar geeignet sind, das vielumstrittene *gawas* ins rechte licht zu stellen und ungezwungen zu erklären.

Für griech. *οἰκεῖν, ἐνοικεῖν* und für *κατοικεῖν* steht überall das einfache *bauan* (wohnen). Ein einziges mal kommt das zusammengesetzte *gabauan* vor und entspricht dem zusammengesetzten *κατασκηνοῦν*: Mk 4, 32 *jah þan* (*kaurno sinapis*)

[1]) Für *διέμενεν κωφός* steht *was dumbs* (L 1, 22; abg. *prěbyvaaše němъ*, čech. *zůstal němý*, T 2, 10 *thuruhwuoneta stum* — permansit mutus).

[2]) Im I. teil meiner Tři studie (s. 62 f.) habe ich sie einer eingehenden kritik unterzogen; im III. teil wird *ga-* in der composition mit verben untersucht.

saiada, urrinniþ jah wairþiþ allaize grase maist jah gataujiþ astans mikilans, swaswe magun uf skadau is fuglos himinis gabauan (. . . *ἀναβαίνει καὶ γίνεται πάντων τῶν λαχάνων μείζων καὶ ποιεῖ κλάδους μεγάλους, ὥστε δύνασθαι ὑπὸ τὴν σκιὰν αὐτοῦ τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρανοῦ κατασκηνοῦν*). Der sinn der stelle ist folgender: 'so daß die vögel des himmels unter seinem schatten wohnen können' (*alzoo dat de vogelen des hemels onder zijne schaduw kunnen nestelen*); *gabauan* bedeutet nichts anderes als 'wohnen', 'nisten'. 'Der perfectiv-ingressive sinn' des compositums *gabauan* ist kaum durch die ungenaue übersetzung Streitbergs (so daß die vögel ihre wohnung in seinem schatten aufschlagen können, Beitr. 15, 92) als bewiesen anzusehen. Ist nun Streitberg der meinung, daß das imperfectiv hier 'weniger passend' wäre (Beitr. 15, 109—110), so haben wir nachdrücklich zu betonen, daß unser sprachgefühl wie das der Slawen überhaupt gerade das umgekehrte bezeugt: abg. *ěko mošti podъ sěniją ego pticamъ nebeskъimъ vitati,* sorb. *tak zo móža w jeho khłódku ptaki njebja bydlić,* russ. *takъ čto . . . mogutъ ukryvatьsja,* čech. *tak že mohou sobě ptáci hnízda dělati.*

Somit haben wir zu *gawisan* (wohnen, sich aufhalten, bleiben) eine charakteristische parallele in *gabauan* (wohnen, nisten) aufgefunden; hätte Wulfila den begriff des griech. *κατασκηνοῦν* (das lager aufschlagen, sich niederlassen) wiedergeben wollen, so hätte er entweder eine passende zusammensetzung mit **hleiþrjan* (vgl. *ufarhleiþrjan* für *ἐπισκηνοῦν*, k 12, 9) oder eine umschreibung wie etwa *sitlans taujan* (vgl. M 8, 20 *fuglos himinis sitlans*), *timrjan* (vgl. *kelikn, razn timrjan*) oder *manwjan* (vgl. Phil. 22 *manwei mis saliþwos*) angewendet.

Es fragt sich nun, ob man die formen *gawisan, gabauan* an sich perfectiv auffassen müsse oder ob man sie im einklang mit dem gotischen sprachgeiste imperfectiv erklären könne? Zu der ersteren auffassung wird man nur durch die von Streitberg angenommene perfectivierbare kraft des präfixes *ga-* gezwungen, aber der sinn der stellen, an denen beide verba vorkommen, schließt ihre perfective geltung völlig aus. Die imperfective auffassung verstößt aber gegen den gotischen sprachgebrauch nicht im geringsten.

Wie bekannt, gehört das paar *saiƕan* : *gasaiƕan* zu den beweiskräftigsten musterbeispielen Streitbergs. Die frage nach

dem verhältnis beider formen wird der III. teil meiner Tři studie ausführlich erörtern (vgl. meine Tři studie I, 73. 131—136. 139. 161—163); hier interessiert uns bloß ein einziges moment. Man begegnet nämlich einer anzahl von stellen, wo *βλέπειν* durch *gasaiƕan* übertragen wird. Wir wollen einige stellen anführen:

L 7, 44 *gasaiƕis þo qinon? βλέπεις ταύτην τῆν γυναῖκα* (abg. *vidiši li sъją ženą*, čech. *vidíš tuto ženu*, lit. *ar tu regi tą moteriškę*); Mk 8, 24 *gasaiƕa mans, þatei swe bagmans gasaiƕa gaggandans — βλέπω τοὺς ἀνθρώπους, ὅτι ὡς δένδρα ὁρῶ περιπατοῦντας* (abg. *viždą*, čech. *znamenám . . . nebo vidím*, lit. *aš matau žmones vaikščiojančius, lyg medžius matąs*); Mk 8, 23 steht für *ἐπηρώτα αὐτὸν εἴ τι βλέπει frah ina ga-u-ƕa-seƕi* (abg. *ašte čьto viditъ*, čech. *viděl-li by co*, lit. *ir klausė jo, bau ką regįs*); J 9, 41 *iþ nu qiþiþ þatei gasaiƕam — νῦν δὲ λέγετε ὅτι βλέπομεν* (abg. *nyně že glagolete ěko vidimъ*, čech. *vidíme*, lit. *mes regime*); J 11, 9 *unte liuhaþ þis fairƕaus gasaiƕiþ — ὅτι τὸ φῶς τοῦ κόσμου τούτου βλέπει* (abg. *ěko světъ mira sego viditъ*, čech. *světlo tohoto světa vidí*, lit. *nės jis šviesybę šio svieto reg*); R 7, 23 *aþþan gasaiƕa anþar witoþ — βλέπω δὲ ἕτερον νόμον* (čech. *vidím jiný zákon*, lit. *bet matau kitą zokaną*); k 7, 8 *unte gasaiƕa — βλέπω γάρ* (čech. *nebo vidím*, lit. *aš regiu*); M 11, 4 *gateihiþ Johanne þatei gahauseiþ jah gasaiƕiþ*[1]) — *ἀπαγγείλατε Ἰωάννῃ ἃ ἀκούετε καὶ βλέπετε* (čech. *co slyšíte a vidíte*, lit. *ką regita ir ką girdita*); Mk 8, 18 *augona habandans ni gasaiƕiþ*[2]) — *ὀφθαλμοὺς ἔχοντες οὐ βλέπετε* (abg. *oči imąšte ne vidite*, čech. *oči majíce nevidíte*, lit. *turėdami akių ne regite*).

Für jedermann, der diese liste von beispielen unvoreingenommen betrachtet, ist es völlig klar, daß *gasaiƕan* nicht perfectiv sein kann.[3]) Das hat schließlich auch Delbrück, der

---

[1]) Die übersetzung Streitbergs 'was ihr vernehmt und erblickt' (Beiträge 15, 85) ist wieder dem gotischen wortlaut angepaßt und unrichtig; es soll heißen 'saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret'. Wäre die voraussetzung Streitbergs richtig, so hätte Wulfila statt *þatei gahauseiþ jah gasaiƕiþ* die wendung **þatei gahausideduþ jah gaseƕuþ* gebrauchen müssen (vgl. T 64, 3 *saget Johanne thaz ir gisahút inti gihórtut*; die vorlage hat natürlich 'quae vidistis et audistis').

[2]) Auch hier trifft die übersetzung Streitbergs den sinn der stelle nicht: 'obwohl sie augen besitzen, erblicken sie nichts damit' (Beitr. 15, 83). Es muß vielmehr heißen: 'habt augen und sehet nicht'?

[3]) Dasselbe gilt auch von *gahausjan*: Mk 7, 37 *baudans gataujiþ gahausjan jah unrodjandans rodjan — τοὺς κωφοὺς ποιεῖ ἀκούειν καὶ τοὺς ἀλάλους λαλεῖν* (abg. *gluchyję tvoritъ slyšati*) 'die tauben macht er hörend'; auf grund der übersetzung '*touba teta horente*' (T 86, 2: 'er gab ihnen die dauernde fähigkeit, zu hören') neigt Dahm zu der annahme,

in seiner schilderung sowohl die Streitbergsche arbeit als auch die Moureksche darstellung berücksichtigte, recht deutlich herausgefühlt, indem er L 7, 44 (*gasaihvis þo qinon*) übersetzt: 'hast du sie erblickt und siehst du sie jetzt?' (Vergleichende syntax der idg. sprachen II, 159). Gewiß, die übersetzung ist recht mühselig[1]) und bloß in der zweiten hälfte richtig, denn

das gotische *ga-* sei hier falsch (s. 52). M 10, 27 wird ὃ εἰς τὸ οὖς ἀκούετε durch *þatei in auso gahauseiþ* (*eže vъ ucho slyšite*, lit. *ir kạ girdite į ausį*) übertragen; M 11, 4 erscheint *þatei gahauseiþ* für ἃ ἀκούετε (lit. *kạ girdita*, čech. *co vidíte*), J 6, 45 *gahausjands* für ἀκούων (abg. *slyšavy*, čech. *kdož slyšel*, lit. *girdi*), das nach Streitberg unter dem einfluß von *ganam* steht (Die gotische bibel, s. 35). Dieser einfluß ist aber vom standpunkt der Streitbergschen lehre aus recht bedenklich (vgl. Tři studie I, s. 77—79). Nach Streitberg ist *gahausjands* für ἀκούων L 19, 11. 20, 45 'berechtigt' (Beitr. 15, 165), aber seine interpretation ist wieder dem gotischen wortlaut angepaßt und trifft den sinn der stelle nicht. Wir wollen hier nicht auf das verhältnis der verba *hausjan* : *gahausjan* näher eingehen, aber schon unter diesen umständen halten wir alle veränderungen des überlieferten textes, die Streitberg vorgeschlagen hat, für überflüssig, ja unzulässig: L 14, 35 *saei habai ausona gahausjandona* (Beitr. 15, 83), übrigens hat Lorz eine parallele aufgefunden (*sẽ-pe hæbbe ēaran to gehỹrenne*, s. 30); L 8, 21 *gahausjandans jah taujandans* (ἀκούοντες καὶ ποιοῦντες), Beitr. 15, 164; L 8, 10 *ei . . . gahausjandans* (ἀκούοντες) *ni frapjaina* (Die gotische bibel, s. 121; vgl. T 74, 5 *uuanta . . . gihorente ni gihorent — quia . . . audientes non audiunt*); L 10, 24 *þatei þus gahauseiþ* (ἀκούετε), Beitr. 15, 85. Wollte man den überlieferten text mit der gelehrten theorie in einklang bringen, so müßte man eine erheblichere anzahl der stellen 'ausbessern', also ein vorgehen, das selbstverständlich ausgeschlossen ist (Beitr. 15, 159).

[1]) Noch unbeholfener ist die übersetzung Dahms, der das *gi-* in *gisihisttu thiz uuib* (T 138, 11 *vides hanc mulierem*) für ein 'perfectes *gi-* beim präsens' hält (s. 17): 'tritt jetzt der augenblick ein, daß du dies weib erblickst'. Schade um diese kraftanwendung, wenn man weiter erfährt, daß 'der unterschied zwischen *sëhan* und seinem *gi-*comp. für das sprachgefühl nicht mehr sehr deutlich gewesen zu sein scheint und daß das compositum sich häufig eingeschlichen hat, wo eigentlich nur das simplex möglich ist' (s. 71); dasselbe behauptet Dahm von *gihôren* (s. 51). Nach Lorz ist 'eine genaue unterscheidung zwischen *sēon* und *gesēon* nicht durchzuführen' (s. 31). 'Zu *sehan* gibt es eine menge mit *gi* zusammengesetzte formen, die sich freilich beim besten willen nicht mehr deutlich als ingressiva oder perfectiva erkennen lassen' sagt wieder Wustmann (s. 77—78); und van Swaay constatiert: 'evengoed als het simplex in eenige gevallen perfectiefbeteekenis vertoont, heeft het compositum af en toe duratieven zin: de beteekenissen gaan ongemerkt in elkaar over en de onderscheiding is vaak moeilijk zoo niet onmogelijk' (s. 220).

das alles kann unmöglich durch die form *gasaihwis* ausgedrückt werden; die umständliche umschreibung Delbrücks ergibt sich allein aus dem zusammenhang des satzes, nicht aus der verbalform. Die allein mögliche fassung der übersetzung hat zu lauten: 'Siehst du dieses weib?' Wir dürfen uns keineswegs durch von außen zukommende umstände täuschen lassen, ein fehler, auf den G. Mahlow in seiner studie 'Über den futurgebrauch griechischer präsentia' (KZ. 26, 570—603) so treffend aufmerksam gemacht hat. Streitberg kam (IF. Anz. 11, 63) auf die stelle zurück und blieb bei seiner unrichtigen übersetzung 'erblickst du', indem er hinzufügte: „*gasaiha* ist einem litauischen präsens '*pamataũ* — erblicke' gleich". Durch diese bemerkung wird man zwar überrascht, aber von der richtigkeit jener gleichstellung keineswegs überzeugt: den beweis ist uns Streitberg schuldig geblieben. *pamatýti* (erblicken) ist zweifellos ein litauisches resultativum (d. h. perfectivum) zu dem durativen *matýti* (sehen), aber es darf nicht verschwiegen werden, daß an allen stellen, um die es sich handelt, dem gotischen *gasaihvan* nicht das zu erwartende litauische *pamatýti*, sondern das rein durative und dem sinne angemessene *matýti* oder *regėti* (sehen) entspricht. Die gleichstellung Streitbergs hängt also völlig in der luft.

Alles zusammengenommen dürfte nunmehr die imperfective deutung von *gawisan* (*gabauan*) nicht nur dem sinne nach, sondern auch vom standpunkt des gotischen sprachgebrauchs aus, wie *gasaihvan* und *gahausjan* genügend zeigen, voll berechtigt erscheinen. Wir glauben, die unmöglichkeit der perfectiven auffassung und infolgedessen die unrichtigkeit der Streitbergschen übersetzung ('er verblieb') nachgewiesen zu haben.

Fragen wir nun nach der herkunft der je nur einmal belegten composita (*gawisan*, *gabauan*), so kommen wir natürlich über eine mehr oder weniger wahrscheinliche vermutung kaum hinaus. Für *μένειν* (*δια-*, *ὑπο-μ.*) steht einigemal, wie man sich erinnern wird, *gastandan*, auch dort, wo man eher ein simplex erwarten würde (vgl. K 7, 10 und K 7, 24); auch die function des *ga-* haben wir zu bestimmen versucht (vgl. s. 459 anm. 4). Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß *gawisan* (*μένειν*) eine analogiebildung zu *gastandan* darstelle.

Aber noch ein umstand ist ins auge zu fassen. *gawisan* kommt (L 8, 77) in gemeinschaft mit anderen zusammengesetzten verben vor: *gamotida imma* (ὑπήντησεν αὐτῷ) *wair sums saei . . . wastjom ni gawasiþs was*[1]) (οὐκ ἐνεδιδύσατο) *jah in garda ni gawas, ak in hlaiwasnom* (abg. *iže . . . vъ rizą ne oblačaaše sę*, čech. *kterýž . . . rouchem se neodíval*). Dasselbe gilt von *gabauan*: *jah þan saiada, urrinniþ . . . jah gataujiþ astans mikilans, swaswe magun . . . fuglos himinis gabauan.* Die aufeinanderfolge von *gawasjan* und *gawisan* wird noch auffallender, wenn man sich erinnert, daß *salida* (J 10, 40. 11, 6) in der umgebung einfacher formen vorkommt, während das einmal belegte *ussaljan* L 19, 7 wieder nach *galaiþ* erscheint.

Die gotische übersetzung L 8, 27 hat im ahd. T 53, 3 ihre genaue entsprechung: *mit giuuatu ni giuuatita sih noh in huse ni giuuoneta, ouh in grebirun* (vestimento non induebatur neque in domo manebat, sed in monumentis). Das nur an dieser stelle vorkommende *giuuonên* ist nicht perfectiver bedeutung, der sinn der stelle schließt die auffassung vollkommen aus. Durch *giuuoneta* wird dieselbe actionsart ausgedrückt, die *uuoneta* T 140, 2 repräsentiert: *taga uuas her lerenti in themo temple, nahtes uuoneta in themo berge thie dar ginemnit ist blíueti* (erat autem diebus docens in templo, noctibus vero morabatur in monte; L 21, 37 abg. *noštiją udvarěaše sę vъ gorě*, čech. *v noci přebýval na hoře*). An vielen stellen, wo *giuuonên* berechtigt wäre, treffen wir wieder das einfache *uuonên* an:

118, 4 *inti thar uuoneta* (ibique mansit; M 21, 17 abg. *udvori sę tu*, čech. *a tu zůstal*); 134, 10 *inti uuoneta thár* (et mansit illic; J 10, 39 abg. *prěbyę tu*, čech. *pozůstal tam*); 135, 3 *tho uuoneta her in theru selbun steti*

[1]) Das einfache *wasjan* kommt an stellen vor, wo nur das compositum berechtigt wäre: M 25, 38 *wanuh þan þuk sehvum . . . naqadana jah wasidedun* (πότε δέ σε εἴδομεν . . . γυμνὸν καὶ περιβάλομεν, abg. *oděchomъ*, čech. *přioděli jsme*); desgl. M 25, 43 *naqaþs jan-ni wasidedup mik* (γυμνὸς καὶ οὐ περιεβάλετέ με, abg. *ne oděste mene*). Luther übersetzt: 'wann haben wir dich bekleidet; ihr habt mich nicht bekleidet'. Und wo man simplicia erwarten würde, erscheinen wieder composita: L 8, 27 *ni gawasiþs was* (οὐκ ἐνεδιδύσατο, abg. *ne oblačaaše sę*, čech. *neodíval se*, er tat keine kleider an); L 16, 19 *aþþan manne sums was gabigs jah gawasids was paurpaurai* (ἐνεδιδύσκετο πορφύραν, abg. *oblačaaše sę*, čech. *oblékel se*, der kleidete sich mit purpur).

zuene daga (tunc quidem mansit; J 11, 5 abg. *prěbystъ*, čech. *pozůstal*); 4, 9 *uuoneta Maria mit iru nah thri manoda, inti uuarb zi ira hûs* (mansit . . . et reversa est[1]); L 1, 56 abg. *prěbystъ*, čech. *zůstala*); 12, 2 *uuoneta ther kneht Heilant in Hierusalem* (*remansit*[2]); L 2, 43 abg. *osta*, čech. *zůstalo*); 16, 2 *gisahun uuâr her uuoneta, inti uuonetun mit imo then tag* (viderunt ubi maneret, et apud eum manserunt die illo; J 1, 39 abg. *viděsta kъde živčaše i u nego prěbyste*, čech. *viděli, kde bydlil, a zůstali u něho*); 87, 9 *batun inan thaz her dar uuonati, inti uuonata dár zuena daga* (rogaverunt eum ut ibi maneret; et mansit ibi duos dies; J 4, 40 abg. *da by prěbylъ u nichъ i prěbystъ tu*, čech. *aby zůstal, i pobyl tu*); 104, 3 *mit thiu er thisu quad, her uuonada in Galileu* (haec cum dixisset, ipse mansit in Galilea; J 7, 9 abg. *osta*, čech. *zůstal*).

Unter solchen umständen liegt nun wieder der gedanke nahe, daß das vereinzelte *giuuonên* unter dem einfluß des voraufgehenden *mit giuuatu ni giuuatita sîh*[3]) steht. Es scheinen also sowohl im gotischen als auch im althochdeutschen für die setzung der composita *gawisan* und *giuuonên* stilistische gründe entscheidend gewesen zu sein.

Die nicht perfective actionsart von *giuuonên* hat im as. *giuuonôn* ihre genaue entsprechung. Hel. 3037 lesen wir:

Thar gifrang ik that hie is gisîthos grotta,
thia iungron thia hie im habda be is guodi gicorana,
that sia mit im gerno giuuonodin
ueros thuru is uuisun spraca.

Es ist zu übersetzen: 'daß gern bei ihm weilten die männer ob seiner weisen reden'. Wustmann faßte es perfectiv (ausharren) auf (s. 55—56). Ganz richtig erklärte es van Swaay, indem er sagt (s. 298): „Mij dunkt dat de duratieve beteekenis van 'verblijven' hier veel meer voor de hand ligt . . . Is mijn opvatting juist, dan hebben we met een duratief compositum te doen: het prefix kan zeer goed psychologisch uit de vele voorafgaande *gi's* en *g's* verklaard worden." Also auch hier ist der stilistische grund nicht von der hand zu weisen.

Wir sind mit unserer untersuchung zu ende und glauben nachgewiesen zu haben, daß *gawisan* — ohne den sinn der

[1]) Im gotischen lautet die stelle: *gastoþ . . . jah gawandida sik.*

[2]) Im gotischen lesen wir: *miþþane gawandidedun sik aftra, gastoþ Jesus.*

[3]) Anstatt *giuuatita sîh* würden wir dem sinne der stelle nach das einfache *uuatita sih* erwarten; es ist aber zu bemerken, daß das simplex nie, das compositum dagegen sehr oft in verbindung mit dem substantivum *giuuâti* vorkommt.

betreffenden stelle zu entstellen — nicht perfectiver bedeutung sein kann und daß wir zur perfectiven auffassung des vereinzelten *gawisan* durch den gotischen sprachgebrauch gar nicht gezwungen werden; das ist für jeden, der sich von den fesseln der gelehrten, aber recht trügerischen theorie zu befreien weiß, so klar wie möglich. *gawisan* heißt nicht 'verbleiben', sondern 'wohnen, sich aufhalten, leben', ist also ein rein durativer verbum und wäre etwa mit dem altčechischen *býwati*[1]), das in der bedeutung 'wohnen' bis auf den heutigen tag in den mährischen mundarten fortlebt, zu vergleichen. Hätte *gawisan* die von Streitberg vorgeschlagene bedeutung gehabt, so hätte Wulfila manche stellen seiner vorlage sinngetreuer und ausdrucksvoller wiedergeben können, z. b. J 7, 9, wo wir uns mit einer recht untreffenden übersetzung begnügen müssen: *þatuh þan qaþ du im wisands in Galeilaia, ταῦτα δὲ εἰπὼν αὐτοῖς ἔμεινεν ἐν τῇ Γαλιλαίᾳ* (abg. *si rekъ samъ osta vъ Galilei*, čech. *to pak pověděv jim, zůstal v Galilei*). ga- in dem zeitwort *gawisan* perfectiviert nicht, vielmehr ist an eine function zu denken, auf die E. Wießner in seiner arbeit 'Über ruhe- und richtungsconstructionen mittelhochdeutscher verba' (Beitr. 26, 365—556. 27, 1—68) aufmerksam gemacht hat: 'Scharf ausgeprägt, ja nachdrücklich betont ist das durative element im mhd. zustandsverbum *sitzen*, wenn es, mit *ge*- componiert, bedeutet im zustande des sitzens verharren' (26, 437); 'wie bei *sitzen* ist auch bei *stân, stên* als zustandsverbum öfters auf das durative element geradezu nachdruck gelegt, und zwar in composition mit *ge*- (26, 452—53); vgl. Wilmans, Deutsche grammatik III[1], 214, 6.

Ob *gawisan* dem got. *gastandan* (*μένειν*) nachgebildet sei, ist unsicher; wahrscheinlicher scheint es uns, daß *gawisan* seine existenz stilistischen gründen zu verdanken hat, ähnlich wie ahd. *giuuonên* und as. *giuuonôn*. Aber das zu entscheiden, entzieht sich unserer erkenntnis.

[1]) In der altčech. Alexandreis ist zu lesen: *to nám lidé vyznávají* (*jiže v tý straně* (v Asii) *bywagy* (das erzählen uns die leute, die in jener gegend [in Asien] wohnen); vgl. Gebauers 'Staročeský slovník' I, 132.

KGL. WEINBERGE BEI PRAG. ANT. BEER.

DAS ADELSBERGER AHD. VATERUNSER.

Archivalische studien über die ortsgeschichte von Seifriedsburg in Unterfranken, auf die mich eine untersuchung der dort localisierten sage vom Hürnen Seyfried führte (s. Archiv des hist. vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, bd. 59, 1917, s. 1 ff.), veranlaßten mich zu einer durchsicht der hausarchivalien des schlosses Adelsberg. Für die freundliche erlaubnis zu ihrer benutzung habe ich herrn rittergutsbesitzer Claus, für die gefällige übersendung des zurzeit leihweise in München erliegenden teiles herrn prof. dr. F. Mader am kgl. generalconservatorium der kunstdenkmale und altertümer Bayerns auch an dieser stelle meinen verbindlichsten dank auszusprechen. Bei dieser gelegenheit stieß ich (im januar 1917) auf die abschrift eines althochdeutschen vaterunsers, die uns zwar keine neue version kennen lehrt, aber doch mitteilung und untersuchung des textes auf seine herkunft verdient, und als denkmal der frühzeit antiquarischer interessen am althochdeutschen eines historischen zeugniswertes nicht entbehrt. Für einige (im text bezeichnete) gütige auskünfte und hinweise bin ich herrn geheimen rat E. v. Steinmeyer, für zwei collationen (s. nr. 9) der freundlichkeit W. Streitbergs zu besonderem danke verpflichtet.

[**1.** Adelsberg.] Schloß und dörfchen Adelsberg liegen etwa 30 km nördlich von Würzburg am zusammenfluß der Wern und des Mains, auf dem berghang gegenüber dem dorfe Wernfeld (anno 1158 Wernifelt, Regesta Boica I s. 235). Das schloß, ein ländliches herrenhaus, ist 1751—52 von general Carl Reinhard Freiherrn von Drachsdorff, der das rittergut 1750 angekauft hatte, an stelle einer niedergerissenen alten burg erbaut worden. Nach der chronistischen haustradition soll diese burg im jahre 1008 von zwei aus Hessen gekommenen brüdern Adolph und Reinhard begründet worden sein, die 1028—31 auch die Hohenburg (alt auch Hohenberg, jetzt Ruine Homburg a. d. Wern, etwa eine stunde östlich von Adelsberg) erbauten. Doch beruhen diese angaben nur auf späten (jetzt verlorenen) lapidarinschriften, die keinen historischen beweiswert haben (s. meine o. a. studie nr. 27—29). Als älteste

besitzer erscheinen (im anfang des 13. jh.'s) die ritter von Hohenburg (nicht zu verwechseln mit den besitzern von Homburg = Hohenburg am Main); die Adelsberger linie starb im mannsstamm mit Jobst v. Hohenburg aus, dessen testament vom jahre 1221 datiert ist, die Hohenburger linie erlosch gegen 1381/83 (Arch. d. H. V. f. Ufr. VI, Heft 2, 92). Der besitz von Adelsberg wechselte bis in die neueste zeit so häufig, daß sich aus diesen verhältnissen keine schlüsse auf die herkunft des textes ziehen lassen. Außer der alten burg gab es in Adelsberg noch eine zweite, die sog. Diemarsburg (jetzt ebenfalls verschwunden), in der die familie von Diemar (ausgestorben 1632) hauste, die den burgplatz von Jobst v. Hohenburg erhalten haben soll (Stelzner s. 107).

Über die geschichte von Adelsberg und Hohenburg liegt keine neuere fachwissenschaftliche untersuchung vor; an älterer monographischer literatur, die jedoch für das frühmittelalter kritik vermissen läßt, sind zu nennen:

J. J. Seidner [archivar], 'Diplomatische nachrichten über den erwerb der herrschaft Hohenberg (Homburg) a. d. Wern durch das hochstift Würzburg' in der zeitschrift 'Die geöffneten archive für die geschichte des königreichs Bayern, hsg. von v. Fink', 2. jahrg., 1822/23, heft 3, s. 209—259.

Dr. F. N. Wolf [k. landgerichtsactuar], 'Geschichtliche beschreibung der burg Hohenburg ob der Wern' im 'Arch. d. H. V. f. Ufr. u. Asch.', bd. VI, heft 2, 1840, s. 83—113.

F. C. Stelzner [oberförster a. d.], 'Historische nachrichten über Gemünden und die nachbarorte' (Lohr 1888), s. 105—127 (Adelsberg).

[2. Hetterichs chronik.] Auf Adelsberg besteht ein kleines hausarchiv, das leider bei den vielen besitzwechseln sehr eingeschrumpft zu sein scheint, da sich verschiedene in der älteren literatur erwähnte urkunden nicht mehr vorfinden. Was noch vorhanden ist, sind fast ausschließlich jüngere archivalien und chronistisches material. Unter dem letzteren befindet sich auch eine handschriftliche 'Historisch, topographisch und statistische beschreibung des orts Adelsberg von seiner entstehung bis auf gegenwärtige zeit. Gefertigt von Joseph Hetterich, schullehrer zu A. 1843' (46 folioseiten einschließlich des titelblattes). Auf s. 1 rechts oben steht von

anderer hand der name 'Carl Ferdinand Werner'; aus einer anderweitigen notiz in den Adelsberger papieren ergibt sich, daß der träger dieses namens kaplan war. Auf dem rande der chronik sind von zwei verschiedenen händen notizen (in bleistift und tinte) hinzugefügt.

Über seine quellen berichtet Hetterich in der 'Vormerkung' (s. 2): 'Während meines achtjährigen wirkens als schullehrer dahier, war es stets mein regester wunsch, so viel aus alten dokumenten und der tradition kenntnis zu erlangen, um eine historische, topographische und statistische beschreibung des orts Adelsberg mit seiner umgebung fertigen zu können; allein immer war mein wille beschränkt, um den ursprung des ortes erwähnen zu können. Durch den gegenwärtigen besitzer des rittergutes, herrn Appel aus Hessenkassel, wurden mir die aufbewahrten alten akten zur einsicht und notiznahme mitgetheilt. Mit vieler mühe und großem zeitaufwand suchte ich aus den bereits unleserlichen alten notizen das interessante heraus, setzte sie zusammen, wie im nachgehenden ersichtlich ist.' Am schlusse der hs. (mit dem datum 'A., im monate april 1843') bemerkt H. noch: 'Beweisstellen archivalische notizen des herrn rittergutsbesitzers Heinrich Georg Appel und gemeinde-bücher.'

Unter den Adelsberger papieren befinden sich noch einige blätter älterer chronistischer aufzeichnungen aus dem 18. jh., auf deren umschlag von jüngerer hand mit bleistift notiert ist: 'Eine chronick die mit gen.-ltn. Mehling schließt, dann von herrn v. Drachsdorf fortgesetzt wurde, der aber selbst eine neue chronik anfertigen lies, die verloren gegangen.'

Solche chronistische aufzeichnungen dürften die hauptquelle Hetterichs gewesen sein (ein eingefügtes blatt zeigt auch eine andere, etwas ältere hand); auch Wolfs aufsatz hat er gekannt, und ihm bona fide allerlei pompöse floskeln entlehnt. Alte originalurkunden standen ihm wohl nur mehr spärlich zu gebote, und es ist fraglich, ob er sie überhaupt zu lesen verstand; sein dürftiger stil und seine darstellungsart zeugen von einer sehr begrenzten literarischen bildung.

[**3.** Das gebet.] Wie groß oder gering Hetterichs verdienste um übermittlung ortsgeschichtlicher notizen sein mögen,

éinen dienst hat er, ohne seine bedeutung zu kennen, der wissenschaft erwiesen, indem er aus den ihm vorliegenden archivalien ein ahd. vaterunser abschrieb und seiner chronik einverleibte.

Im anschluß an mitteilungen über das testament Jobsts v. Hohenburg anno 1221, das Hetterich als 'vor mir liegend' bezeichnet, heißt es auf s. 11: 'Ein unter den akten befindliches gebet des herrn (vater unser) hat vermuthlich der gottesfürchtige Jobst von Hohenburg hinterlassen. Es lautet': [*folgt der text, s. nr. 5*]. Auf dem rande neben dem gebettext steht, wie es scheint von Hetterichs hand, jedenfalls mit gleicher tinte geschrieben, die bemerkung: 'Ist mit lateinischen buchstaben zu schreiben' (H. schreibt deutsche schrift), und darunter von anderer hand mit bleistift: 'ungenau: ist gothisch!' Das 'ungenau' beweist, daß der anonymus mit 'gothisch' die schrift der vorlage, nicht die sprache des gebetes im auge hat. Hetterichs vorlage war also auch nach der niederschrift der chronik noch vorhanden, findet sich aber leider nicht mehr unter den Adelsberger archivalien; auch das testament, das Wolf 1840 ebenfalls als 'vor mir liegend' bezeichnet, ist seitdem verschwunden.

Im testament — nach den citaten bei Wolf und Hetterich, die spätmhd. dialektisch gefärbte sprachformen zeigen, ein übersetztes transsumt aus späterer zeit — kann das gebet nicht gestanden haben, da H. sonst nicht sagen könnte 'ein *unter den akten befindliches* gebet'. Der ausdruck deutet auch nicht darauf hin, daß H. das gebet aus einer älteren chronistischen aufzeichnung abgeschrieben hätte; dies ist auch dadurch ausgeschlossen, daß H. bei seinen mitteilungen über das testament sich offensichtlich an Wolfs aufsatz vom jahre 1840 anlehnt[1])

[1]) Beweisend ist neben wörtlicher übernahme von floskeln der umstand, daß H. die gleichen citate aus dem testament bringt wie Wolf, mit kleinen orthographischen abweichungen, die teils achtlose modernisierungen sind, mitunter aber doch den eindruck machen, daß H. das original nachgesehen habe (mehrere *-e*, wo W. *-en* bietet, d. h. *n*-striche des originals aufgelöst oder ergänzt zu haben scheint); auch berichtet H. manches aus dem testament, was über Wolfs angaben hinausgeht. Die schwierigkeit, das testament zu entziffern, erklärt wohl am einfachsten, weshalb H. die gleichen citate bringt wie Wolf, der ihm als dr. jur. gerade hierin eine besondere autorität sein mußte. Jedenfalls besteht zum mindesten kein

und aus einer floskel Wolfs schlüsse auf die herkunft des gebetes zog (s. u.). Man darf daher mit größter wahrscheinlichkeit schließen, daß es sich um ein loses blatt handelte, und zwar (s. o.) in 'gothischer' schrift.

Hetterichs ausdruck, das gebet habe '*vermuthlich* der *gottesfürchtige* J. v. H. hinterlassen', gibt einen fingerzeig, wie er zu dieser vermutung kam. Bei Wolf fand er die wendung von dem 'testamente, in welchem sich der *altdeutsche gottesfürchtige* sinn ausspricht' (H. wiederholt dies wörtlich in seiner chronik); daher wohl der schluß, dieses für ihn jedenfalls 'altdeutsche' gebet möge von dem *gottesfürchtigen* Jobst hinterlassen sein. Für den abstand der sprachformen des transsumtes von denen des gebetes hatte H. schwerlich verständnis. Vielleicht kam dazu, daß er das blatt in einem archivbündel hinter dem testamente eingereiht fand (vgl. auch nr. 16).

[4. Formales zu H.'s mscr.] Eine sachlich bedeutungslose formalfrage der überlieferung darf gleichwohl nicht unbesprochen bleiben, da sie ohne klärung beirrend wirken könnte. Die mitteilungen über das testament beginnen auf s. 8 unten und schließen auf s. 9 mit einem citat. Darauf folgt, in gewöhnlichem zeilenabstand, also nicht etwa nachträglich eingeklemmt, die zeile:

|: Nun folgt das Gebeth. :| auf der andern Seite *Φ*

Dann läuft der chroniktext (ohne bezug auf das gebet), eingeleitet von einem zweiten verweiszeichen [hier mit * wiedergegeben], fort bis gegen schluß von s. 10, wo er mit einem unvollendeten satze und dem verweise 'p. p. × § 6' (d. h. fortsetzung s. § 6 bei dem zeichen ×) abbricht; ein seitenrest frei. S. 11 beginnt oben mitten in einem satze, der schon s. 9 im context (jedoch nicht zu beginn der seite) steht, und fährt dann mit dem gleichen text bis zum schlusse des letzten testamentcitats fort (gleichlautend mit dem passus auf s. 9): dieses ganze textstück auf s. 11 ist mit der gleichen tinte wie Hetterichs handschrift durchstrichen. Darauf folgt, eingeleitet mit dem zeichen *Φ*, der oben mitgeteilte passus ('Ein unter den akten befindliches . . . es lautet') und der text des gebetes, abgeschlossen mit dem zeichen *. Die nächste zeile bringt die überschrift '§ 6', die folgende, mit dem zeichen × eingeleitet, beginnt einen neuen abschnitt des chroniktextes, der inhaltlich den unvollendeten schlußsatz von s. 10 wieder aufnimmt und auf s. 12 weiterläuft.

S. 11/12 war also (von Hetterich selbst) früher geschrieben als s. 9/10; Hetterich strich den anfang aus irgend einem grunde durch, verwendete

---

grund, Hetterichs angabe, daß ihm das testament 1843 noch vorlag, zu bezweifeln, selbst wenn er sich bei seinen mitteilungen im wesentlichen lieber an den bequemen drucktext als an das schwer leserliche transsumt hielt.

aber das blatt, um es nicht ganz abschreiben zu müssen, weiter, indem er durch verweiszeichen den zusammenhang sicherte. Als er den auf s. 11 durchstrichenen passus auf s. 9 in neuer niederschrift wiederholt hatte, fügte er hier den hinweis 'Nun folgt das Gebeth (etc.)' an, und setzte dann seinen chroniktext fort, bis er den anschluß an § 6 erreicht hatte. Zur sicherung der seitenfolge bezeichnete er das blatt 11/12 recto oben mit der zahl 5, womit er blatt 5 (das titelblatt nicht mitgezählt) meint; sonst paginiert er nicht.

Dies wird auch durch die lage der blätter bestätigt. Die hs. beginnt mit einem quinio, von dem blatt 2 und 3 ohne textverlust im jetzigen zusammenhange ausgeschnitten sind; sie waren jedoch beschrieben, wie schriftreste auf den schmalen, zum heften verwendeten verticalen blattresten dartun. Der vorliegende text verteilt sich auf den ursprünglichen quinio folgendermaßen: bl. 1 (s. 1/2) *recto* titel, *verso* 'Vormerkung'; bl. 2 und 3 ausgeschnitten — die rückblätter der bogen bilden bl. 9 (jetzt s. 11/12 statt 17/18) und bl. 8 (jetzt s. 13/14 statt 15/16) des ursprünglichen quinio. Bl. 4—7 (jetzt s. 3—10 statt 7/8—13/14), die den beginn des chroniktextes tragen, sind somit später geschrieben, um den text der weggeschnittenen zwei blätter zu ersetzen, der auf s. 11 noch mit dem durchstrichenen passus fortläuft.

Daraus ergibt sich, daß der hinweis 'Nun folgt das Gebeth' sich nicht auf das vorher citierte testament beziehen kann, sondern nur eine directive für den leser ist.

[**5.** Text.] Der folgende abdruck des gebettextes ist zeilengetreu, Hetterichs deutsche schrift jedoch in antiqua umgesetzt; zu beginn steht ein hier nicht wiederholtes anführungszeichen [„], das am schlusse durch übersehen fehlt.

Fader unser, thu in himilon bist, gewiht
si nomo thin. Werde willo thin, sama se[1]
in himile endi in Ertha[2]. Unser[3] tagelicha
Brod gib uns hiuto, unde unsere Seulde
belaz uns also auch wir belazzend
unsern Seuldigen. Und in chorunga[4] nid-
lei test du unsi. Na belase unsi fome[5] Übille.[6]

1 Spatium zwischen *sama se* etwas kleiner als normal, jedoch klar.
2 *-a* durch aufbiegen des schlußstriches so gut wie sicher; schwerlich *-e*; *-u* ausgeschlossen, da H. im ganzen text (und auch sonst) bogen über *-u-* setzt.
3 *-r* nur flüchtig angedeutet, doch sicher.
4 Vielleicht *ihorunga*.
5 Das ganze wort in lat. buchstaben, *-e* etwas größer als normal.
6 Initiale lateinisch, entweder etwas kleinere majuskel oder (minder wahrscheinlich) etwas größere minuskel als normal; die zwei striche (punkte) über dem *U* ganz klar.

[6. Textquellen.] Der vergleich mit den fünf ahd. prosaversiónen, die auf uns gekommen sind (St. Gallen, Weißenburg i. Elsaß, Bayerisches vaterunser [München-Freisinger und München-Emmeramer hs.], Tatian, Notker), ergibt ein merkwürdiges resultat: die erste hälfte des Adelsberger textes [Ad.] entspricht der Weißenburger version [W], die zweite der Notkers [N]. Da die ahd. versionen alle bequem zugänglich sind, bedarf es zur negativen gegenprobe nicht des abdruckes sämtlicher texte und genügt die gegenüberstellung der positiven entsprechungen.

[7. Vergleich mit W.] W, dessen einzige hs. aus den 'ersten jahrzehnten des 9. jh.'s' stammt (Steinmeyer) — die abfassung setzt Kögel, Ltz. I² s. 457 mit Scherer '789 oder wenig später' an — ist nach E. v. Steinmeyers Kleineren ahd. sprachdenkmälern (1916) s. 29 ff. citiert; da es den gebettext zweimal bietet, zuerst zusammenhängend, dann satzweise in der auslegung, sind die abweichenden schreibungen der wiederholung [Wβ] hier an zweiter stelle in klammern mitverzeichnet. Differenzen zwischen Ad. und W sind durch cursivdruck hervorgehoben.

Fader unser, thu in himilo*n* bist, *gewiht* si nomo thin.
Fater unser, thu in himilo*m* bist, *giuuihit* si namo thin. quaeme (Qu) richi thin.
Werde *willo* thin, sama *se* in himile endi in *Ertha*.
uuerdhe (*Uu*) *uuilleo* (-llo) thin, sama *so* in himile endi in *erthu*.

[8. Überlieferung von Notkers VU.] Notkers vaterunser (satzweise lateinisch und deutsch mit katechetischer auslegung) liegt in mehrfacher überlieferung vor (vgl. MSD II³ s. 402 f.; Pipers Notkerausgabe I s. XCV ff., II s. XIV f., III s. 1; Kelle, Die St. Galler deutschen schriften, Abh. d. k. bayr. acad. d. wiss. 1890, phil.-hist. klasse bd. 18, s. 205 ff. [= Kelle¹] und Ltg. I s. 237 ff., 398 ff. [= Kelle²]):

1. St. Galler hs. 21 des 12. jh.'s [MSD 'A', Piper 'R'].

Anm. Schilters ausgabe (Notkeri Psalterium, Ulmae 1726) wurde von Kelle und anderen als abdruck einer jetzt verlorenen hs. angesehen [MSD 'B'; Kögel, Ltg. 'R*'], die nach MSD entweder das original von 'A' war oder mit ihm aus der gleichen vorlage stammte. Die hs. wurde 1675 für De la Loubère abgeschrieben, Schilters vorlage war eine 1697 genommene copie dieser abschrift. Eine für Rostgaard 1697 angefertigte

copie von Schilters vorlage, von Rostgaard nachträglich mit Loubères abschrift collationiert, erliegt in der k. bibliothek in Kopenhagen (vgl. Kelle² s. 240 ff.). Indes hat E. von Steinmeyer Beitr. 33 (1908) s. 61 ff. nachgewiesen, daß die Loubèresche abschrift nur aus dem Cod. Sangallensis 21 stammen kann. Schilters abweichungen kommt daher nur der rang von druckvarianten zu.

2. Vadians abschrift (deutscher gebettext ohne auslegung) 1547 aus einer seitdem verlorenen hs. [MSD 'V', Piper 'S']. Vadians text ist mehrfach überliefert (s. Kelle a. a. o.):

a) Im handschriftlichen nachlaß Vadians, St. Galler stadtbibliothek, und zwar doppelt — im Cod. 48 (Farrago) 1547 und im Cod. 45 (Mönchsstand) 1547, in beiden 'buchstäblich gleichlautend' (Kelle¹ s. 227, Kelle² s. 398); berichtigungen zu dem abdruck in J. v. Watts deutschen hist. schriften hsg. von Götzinger I 1875 (s. 53 ff.) verzeichnet Kelle¹ s. 227 anm. 4, die abweichungen Vadians von Schobinger-Goldast [N²c] s. 228 anm. 4.

b) In Joh. Stumpffs chronik (Zürich 1548) bl. 295 b nach Vadians mitteilung; abdruck bei Piper II s. XIV.

Aus Stumpff wiederholt in Gesners Mithridates 1555, bei Nathan Chytræus, und in Kirchhoffs Wendunmut (MSD). Kelles angabe (Ltg. I s. 399) 'auch Gesner erhielt [den text] von Vadian' ist ein versehen, denn Gesners text stimmt (bis auf wesenlose kleinigkeiten) vollständig mit Stumpff, auch wo dieser allein steht, so in den druckfehlern 'hiṅto', 'ünser', 'üns' (bei G. je einmal; bei Stumpff durch verwendung einer gotischen type anderer größe mitten in der sonstigen antiquaschrift als druckfehler kenntlich).

c) In M. Goldasts Alam. Rerum Scriptores III (1606) s. 47 (im abdruck von Vadians Farrago). Goldasts vorlage war eine abschrift von Vadians Cod. 48 durch Schobinger (Kelle¹ s. 224), der 'den wortlaut des Pater noster mit der hs. verglichen hat': s. Kelle¹ s. 227 f., wo nachgewiesen wird, daß Vadians eigene excerpte durch auslassungen, nachweisliche änderungen und durch das fortlassen der accente dem Schobinger-Goldast-text an genauigkeit nachstehen. Schobingers mscr. ist noch erhalten, vergleichung mit Goldast und mit Vadians concept bei Kelle¹ s. 228 anm. 4; abdruck von Goldasts text (nach der 2. ausgabe von 1661) bei Piper II s. XV.

3. Einige citate aus einer verlorenen Notker-hs. — nach Kelle identisch mit der von Vadian benutzten — bietet M. Freher 1609, s. Kelle² s. 400 mit abdruck.

4. Cod. lat. 7637 Indersdorf. 237 (München), 12. jh., fol. 45 (MSD 'I', Piper 'T'); abdruck (nicht völlig zuverlässig) bei Maßmann, Die deutschen abschwörungs-(etc.)formeln (1839) nr. 56 (und gebettext allein daraus wiederholt nr. 52); lesarten in MSD und bei Piper II s. XLVIII).

5. Bayerische umarbeitung in der Ambras-Wiener hs. 2681 (wahrscheinlich aus Wessobrunn), 11. jh. (MSD 'Catechismus B', Piper 'Y').

Die sonstigen bruchstücke von handschriften des Psalters (usw.) kommen für das vaterunser nicht in betracht.

[9. Vergleich mit N^{1-5}.]

Die texte 1—5 sind im folgenden mit N^1 usw. bezeichnet. Citiert sind N^1 und N^5 nach Piper (mit einsetzung der hs. lesart, wo Piper geändert hat), N^2b (Stumpff) und die druckabweichungen Schilters [Sch] von N^1 nach den originalen, N^2c (Goldast 1606) und N^4 (Cod. Ind.) nach abschriften der originale, die ich der gefälligkeit W. Streitbergs verdanke, N^3 (Freher) nach Kelles Ltg. I, 400 (mit kleinen correcturen [V, f, ó] nach mitteilung E. v. Steinmeyers), die lesarten aus Vadian (N^2a) nach Kelle[1] s. 228 anm. 4 (wo vermutlich *f* und *s* wie bei seinen Frehercitaten ausgeglichen sind). Die abweichenden lesarten von Sch sind als anm. zu N^1 verzeichnet (ohne berücksichtigung der differenzen von *f* und *s*, da Pipers texte keinen unterschied machen), die von N^2b sowie Kelles angaben über die varianten Vadians als anm. zu N^2c. Bei N^3 ist zu beachten, daß Freher nur die hier citierten wörter bietet. Lateintext und auslegung (die in N^2 und Ad. fehlen) sind übergangen. Bezeichnende übereinstimmungen cursiviert.

Ad.	Unser *tagelicha* Brod *gib* uns hiuto,
N^1 (St. Gall.)	Vnser[1] *tágelicha*[2] brôt.[3] kib uns hiûto.
N^2c (Gold.)	Vnſer tágolicha[a] brôt kib vns hiûto.[b]
N^3 (Freh.)	Vnſer tagolicha brot.
N^4 (Ind.)	vnſer tagelich brôt kib unſ* hiuto.
N^5 (Bayer.)	Vnsir tagelichiz prot *gib* uns hiuto.

1 Sch Unfer **2** Sch *durchgängig keine accente (usw.)* **3** Sch *kein punkt*
a N^2b *durchgängig keine accente (usw.)* **b** N^2b hinto:
* hiuto *ganz nah an* unſ *gerückt*

Ad.	unde unsere Seulde belaz uns
N^1	Vnde[4] únsere sculde belâz uns.[5]
N^2c	Vnde[c] únſere ſcúlde belâz[d] úns,[e]
N^4	Vnde vnſer ſculde belaz unſ.
N^5	Vnde unsere sculde belaz uns.

4 Sch Unde **5** Sch unz,
c N^2b unde **d** N^2a belasz (Cod. 49 beláz) **e** N^2b üns |

Ad. also *auch* wir *belazzend unsern* Seuldigen.
N[1] also ouh uuir belazen unseren sculdigen.
N[2]c álßo ou*ch* vvir *belázend*[f] *vnſern*[g] ſcúldigen.
N[2]b als *auch* wir belaſend unſeren ſculdigen:
N[4] alſouch wir belaȥȥen unſeren ſculdigen.
N[5] also ouch [*] firlazen unseren scolaren.

f N[2]a = N[2]b g N[2]a vnseren
* [wir] *von Piper ergänzt*

Ad. *Und* in chorunga *nid*lei test du unsi.
N[1] Vnde[6] in chorunga nelêitest[7] dû[8] únsih.
N[2]c *Vnd*[h] in chórunga *nit* leítest[i] du únſich.[k]
N[3] Vnde in chórunga ne leitiſt tu vnſih.
N[4] Vnde in chorunge neleiteſt tu unſich.
N[5] Vnde in dia chorunga neleitist du unsih.

6 Sch Unde 7 Sch *getrennt* (ne l.) 8 *so hs., Piper* tû, Sch du
h N[2]b und i N[2]b leiteſt k N[2]b *kolon*

Ad. *Na belase* unsi *fome Übille.*
N[1] Nube* lôse unsih fone ubele.[9]
N[2]c *Nú*[l] *belófe*[m] únſih[n] *fóme*[n] úbele.[o]
N[4] Nube loſe unſich fone ubele.
N[5] Suntir irlose unsih fone demo *ubile.*

* *so hs., Piper* Núbe 9 Sch *komma*
l N[2]a *und* b Nun m N[2]b beloſe n N[2]a *und* b unsich fone
o N[2]b ubele, &c.

Es ist auf den ersten blick ersichtlich, daß Ad. sich dem N[2]c-text auf das engste anschließt; doch stimmt (gegen N[2]c) 'tagelicha' mit N[1], '*g*ib' und 'Ü*b*ille' mit N[5], *zz* in 'belazzend' mit N[4]; die übereinstimmung '*au*ch' mit N[2]b (Stumpff) gegen '*ou*ch' N[2]c scheidet von vornherein als bloßer zufall aus, da Stumpff infolge seiner vielen abweichungen (hinto, üns, als, belaſend, unseren, Nun, fone) als quelle für Ad. ausgeschlossen ist. Ob die anderen übereinstimmungen auf eine abweichende hs. der N[2]-klasse deuten oder anders zu erklären sind, läßt sich erst nach aufhellung einer reihe von vorfragen bestimmen (s. nr. 12).

[**10.** Die hs. N^2.] Der hs. N^2 (Vadians vorlage) wird von Kelle und von Kögel ein sehr hohes alter zugesprochen. Ersterer hält sie für die im jahre 1027 gefertigte abschrift des originals (Abh. s. 232), letzterer möchte in ihr 'vielleicht' das original selbst sehen (Ltg. II s. 610). Es bleibt unaufgeklärt, wie dies bei den jungen formen der uns überlieferten N^2-texte möglich sein soll. Auch Bruckner weist (in der 2. auflage von Kögels Grundriß § 131) diese annahme zurück: 'Diese hohe stelle kann der hs. nicht zugekommen sein, da sie nach den proben, die Goldast und andere mitteilten, einen ziemlich fehlerhaften text aufwies.'

Nicht geringer ist die schwierigkeit, die aus Kelles annahme erwächst, Frehers citate seien aus derselben Notker-hs. geflossen, die Vadian benutzte. Die geschichte der hs., die Kelle darstellt, scheint darauf zu deuten. Auffälligerweise aber hat Freher (im bereiche der kurzen vaterunser-citate) α) dreimal die älteren formen gegenüber den N^2-texten (*Vnde* für *Vnd, ne* für *nit, unſih* für *únſich*) und weicht β) zweimal ab ('leitiſt *tu*' für 'leitest *du*'), d. h. von 10 wörtern sind 5 anders geschrieben. Dies läßt nur den schluß zu: entweder sind die jüngeren formen, die N^2a und c übereinstimmend aufweisen, auf Vadians abschrift zurückzuführen, während Freher die lesart der hs. hat (wogegen aber gruppe β spricht), oder war die hs., die Freher benutzte, nicht mit dem original der N^2-texte identisch; daß Freher die älteren formen durch stillschweigende emendation hergestellt hätte, darf wohl für ausgeschlossen gelten.

Nun hat Kelle nachgewiesen, daß Schobinger den text des vaterunser (in der abschrift der Vadianschen abhandlung, die er Goldast übersandte) nochmals mit der hs. selbst verglichen und ungenauigkeiten Vadians berichtigt hat. Sollte er bei dieser collation gleich drei fälle übersehen haben, darunter eine so auffällige, in die augen springende abweichung wie *nit* für *ne,* während er sonst bis ins kleinste bessert und selbst accente ergänzt? Und selbst mit dieser unwahrscheinlichen annahme wären noch nicht alle jungen formen des Goldasttextes erklärt; die falsche spatiierung 'Nú belôfe' und die jungen formen 'vvir belázend' und 'fóme' bei Goldast können unmöglich auf Vadian zurückgehen, da

Schobinger an allen drei stellen gegen Vadian (also nach der hs.) geändert hat (N^2a liest 'Nun', 'belasend', 'fone') und die accente zufügt, also gerade diese wörter sich sehr genau angesehen hat (Stumpff — N^2b — beweist natürlich nichts, da er seinen text von Vadian erhielt).

Man muß daraus schließen, daß die jungen formen in der tat der hs. N^2 entstammen und nicht auf das conto Vadians gesetzt werden können. Dann kann aber (so weit die schlüsse aus der hier untersuchten vaterunserpartie reichen) weder Frehers text aus der verlorenen hs. N^2 stammen, noch diese dem 11. jh. angehört haben. Die analogische ausdehnung der endung *-nt* der 3. pl. ind. auf die 1. pl. begegnet erst in mhd. zeit; sie ist nach Weinhold, Mhd. gr.^{2} § 369 'in jüngerer zeit, namentlich alemannisch, oft' anzutreffen, nach Weinholds Alem. gr. § 342 'seit dem 14. jh.', mit ältestem beleg anno 1300; daselbst auch beispiele für *-nd*. Zur entstehung der hs. N^2 im 14. jh. (*a quo*) würde auch die verständnislose spatiierung 'Nú belôfe' und 'nit' für 'ne' völlig passen.

[**11.** Die vorstufen von H.] Die vorlage Hetterichs läßt sich nunmehr genauer erfassen. Da Ad. keine einheitliche und selbständige version ist, sondern sich aus zwei bereits voraus existierenden originalversionen zusammensetzt, schiebt sich zwischen Hetterichs abschrift und den W- und N-text mindestens éine zwischenstufe, die hs. des compilators (C), die nach dem alter des benutzten N^2-textes nicht älter sein kann als das 14. jh. (*a quo*). Das würde chronologisch auch zu der marginalangabe über die 'gothische' schrift der vorlage Hetterichs stimmen, die, rund gesprochen, auf das 15.—16. jh. weisen könnte (vgl. auch nr. 13, majuskeln, und nr. 17, schluß).

Für die abweichungen zwischen Ad. und den überlieferten texten von W und N können daher mindestens drei quellen in frage kommen: 1. die schreibung der von C benutzten hss. der originalversionen, die ja (theoretisch) mit den erhaltenen nicht identisch gewesen zu sein brauchen (über drucke als eventuelle vorlage von C s. nr. 15 und 16); 2. die schreibung von C; 3. versehen Hetterichs oder eventueller mittelglieder (M) der überlieferung zwischen C und H (vgl. nr. 17). Obwohl eine positive entscheidung über die aufteilung der abweichungen

auf diese drei stufen nicht in allen fällen möglich ist, lassen sich doch einige punkte klären.

[12. Verlesungen.] Da Hetterich den text stellenweise nicht verstand und die ihm ungewohnte schrift der vorlage ihn zu besonderer aufmerksamkeit nötigte, ist an flüchtigkeiten und unachtsamkeiten seiner abschrift nicht zu denken. Bei seinen citaten aus dem testament kommen solche wohl vor, aber an dem testament interessierte ihn der inhalt, nicht die sprachform, die zudem der modernen bedeutend näher steht und daher unbewußte modernisierungen begünstigte. Das gebet dagegen, das er als vaterunser erkannte, teilt er gerade wegen seiner alten, abweichenden sprachform mit: bewußte modernisierungen sind daher ausgeschlossen. Als dorfschullehrer gewohnt, die schreibhefte seiner schüler zu überwachen und corrigieren, wird er seine eigene abschrift nicht minder genau behandelt haben. Aus allen diesen gründen kommen für H. nur verlesungen als fehlerquelle in betracht.

Als verlesungen H.'s (oder einer mittelstufe, vgl. nr. 17) sind unzweifelhaft aufzufassen: die falsche spatiierung 'nidlei test', *se* für *sc* ('Seulde', 'Seuldigen'), '*N*a bel*a*se' (für '*N*u bel*o*se'; die falsche spatiierung bereits in N²), wohl auch, da gleichartig, *se* für *so*. Auch 'n*o*mo' und 'Ertha' (dat.) sind gewiß nicht dem ahd. original von C zuzuschreiben; zwar gibt es ahd. beispiele für $a > o$ vor nasalen (Braune § 25, 1; Franck § 9) und für dative der $\bar{o}$-fem. auf *a* (Braune § 207, 5; Franck § 137), aber nur vereinzelt, und es wäre seltsam, daß der von C benutzte W-text gleich zwei abnormen (dazu noch 'Fader') auf einmal aufgewiesen hätte. Zweifelhaft bleibt, ob nomo verlesung Hetterichs (bez. einer mittelstufe) ist oder schon schreibung von C war, da verdumpfung von $a > o$ im alemannischen, besonders seit dem 13. jh., häufig vorkommt (Weinhold, Al. gr. § 25; für obd. überhaupt vgl. Weinhold, Mhd. gr. § 23). Ebenso kann man schwanken, ob '*au*ch' (N²c '*ou*h') und 'tage*l*icha' (N²c 'tago*l*icha') H. (bez. einer mittelstufe) oder C zufallen; *au* tritt seit ende des 13. jh.'s wieder stärker hervor und nimmt an häufigkeit im 14.—15. jh. beständig zu (Weinhold, Mhd. gr.²§ 125, 127); 'tage*l*icha' zeigt schon die hs. N¹: beides ist als naheliegende sprachmöglichkeit daher auch schon C zuzutrauen.

Jede verlesungsmöglichkeit aber ist ausgeschlossen bei den von W und N^2c abweichenden formen *gewiht* (*ge*, synkope), *gib, belazzend* (mit *zz*), *unsi* (2 mal), *Übille* (*ü, i, ll*) und den *d* für *t* (*nid, Brod, Fader*). Hetterichs abschrift scheidet als quelle für sie aus; sie sind daher C (oder zwischenstufen) zuzuweisen. Bei so vielen abnormen ist nicht daran zu denken, daß sie alle aus den vorlagen von C stammen sollten; die übereinstimmung einzelner davon mit Notkerhandschriften anderer klassen (s. nr. 9) verliert daher bei der weitgehenden willkür von C jeden beweiswert für die theoretische möglichkeit, daß C eine andere hs. der N-version benützt haben könnte, als N^2 selbst oder eine abschrift davon, und sind auch als zufall erklärbar.

[**13.** Schlüsse auf die orthographie des compilators.] Der zweimalige gebrauch des (stimmlosen) *d* für *t* ('nid', 'Brod'; der dritte fall, 'belazzend', stammt aus N^2) zeigt eine orthographische gepflogenheit von C, für die auch 'Fader' im 1. teile einen beleg bietet: beispiele für 'einzeln schon früh und später häufig' erscheinende inlautende *-d-*schreibungen für *-t-* im alemannischen s. Weinhold, Al. gr. § 180, im mitteldeutschen Mhd. gr.^{2} § 188; an eine abweichung der von C benutzten W-handschrift ist umsoweniger zu denken, als gerade im Weißenburger katechismus und im Isidorus nur 'fa*t*er' vorkommt, s. Franck, Altfrk. gr. § 89, 2, ebenso auch in Otfrid, s. Kelles glossar.

Auffallend ist *unsi* für *unsih*; da *unsih* nur 'bis ende des 13. jh.'s nachweislich ist' und 'im 13. jh. immer seltener wird' (Weinhold, Mhd. gr.^{2} § 472), war es C wohl schon völlig ungeläufig; vielleicht ist an den (besonders im md. häufigen) schwund des auslautenden postvocalischen *h* (*-ch*) zu denken, der allerdings normalerweise nur nach langen vocalen eintritt (Weinhold § 242, 246; Michels, Mhd. el.-b.^{2} § 118), vielleicht auch an eine ungenauigkeit einer mittelstufe.

Die majuskeln als absichtliche änderung H.'s aufzufassen, hindert die regellosigkeit ihres gebrauchs. Hätte H. sich bona fide berechtigt gefühlt, dem modernen brauche zu folgen, so müßte man consequenz erwarten; da aber von 10 substantiven im satzinnern nur 5 (oder 4) majuskeln zeigen, ist diese regellosigkeit entweder einer zeit zuzuschreiben, in der willkürlicher

wechsel üblich war (wie z. b. in der Ambraser handschrift vom anfang des 16. jh.'s, vgl. das facsimile im Reallex. d. germ. altertumskunde bd. I, tafel 28, nr. 20), oder aber könnte Hetterich zufälligen größenunterschieden der buchstaben dort, wo moderner brauch majuskel heischt, etwa diese bedeutung zugeschrieben haben (auf unsicherheit der auffassung könnte man die schreibung von 'Übille' s. anm. 6 in nr. 5 deuten); doch ist die zweite alternative wenig wahrscheinlich. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die zwei textteile dabei einen (zufälligen?) unterschied aufweisen: von je 5 substantiven im satzinnern beginnen mit majuskel im W-text 1, im N-text 4 (oder 3).

Die fortlassung der accente wird wohl C zuzuschreiben sein, der sie als etwas seiner zeit nicht mehr geläufiges über bord warf.

[**14.** Die von C benutzten hss.] Daß C den N-text nur aus der hs. N^2 (direct oder indirect) bezogen haben kann, geht aus dem vergleiche unmittelbar hervor. Sein W-text weist einige abweichungen von der W-hs. auf, die schon ahd. denkbar sind und allenfalls auf eine andere etwas jüngere ahd. hs. von W deuten könnten. 1. himil*on* (W *-om*), 2. *ge*wiht (W *gi-*), 3. und 4. *Werde* (3. majuskel: W*α uu-*, W*β Uu-*; 4. *-d-*: W *-dh-*), 5. will*o* (W*α -eo, β -o*) [über Fa*d*er s. nr. 13, nomo, Ertha s. nr. 12]. Ob einem compilator frühestens des 14. jh.'s diese änderungen zuzutrauen sind, muß subjectivem urteil überlassen bleiben. Auf 3. ist natürlich nichts zu geben, 2. und 4. entsprechen mhd. gebrauch, lagen also für C nahe; 1. und 5. dagegen wären änderungen, die trotzdem noch kein mhd. wortbild herstellen; immerhin nähern sie sich dem mhd. insofern, als sie das *-m* im dat. pl. der substantiva und die lautcombination *-eo* — beides der zeit von C nicht mehr geläufig — vermeiden, so daß bewußte oder unbewußte angleichung an die eigene sprachform bei C wohl denkbar ist.

[**15.** Vergleich mit drucken.] Da das 14. jh. nur den terminus a quo für C bildet, muß auch die frage aufgeworfen werden, ob C nicht aus drucken geschöpft haben kann. Eine compilation von W und N wie in Ad. ist bisher (wie E. von Steinmeyer mir bestätigt) nicht bekannt. Für N würde da Goldast (1606) am nächsten liegen; da aber der Goldast-text,

so viel wir wissen, sich mit der hs. N^2 deckt (s. nr. 10), ist kein schluß aus der textvergleichung möglich. Man könnte höchstens anführen, daß nur in den N^2-auszügen der lateinische text und die auslegung fehlt wie in Ad.; aber die absicht, den deutschen vaterunsertext für sich allein herzustellen, konnte verschiedenen individuen zu allen zeiten naheliegen (vgl. nr. 17).

Den terminus a quo für die compilation würde der erste druck von W in Eckhardts Catechesis 1713 bilden. Eckhardts text (s. 60) weicht von der hs. (in der Adelsberger partie) nur in folgenden punkten ab: 1. W$\alpha\beta$ himil*on* (hs. *-om*); 2. Wα *Gi-* (hs. *gi*); 3. Wα *Uu*erdhe (hs. *uu-*); 4. Wβ en*dh*i (hs. *-d-*), jedoch Wα *-d-* wie die hs. Von diesen differenzen stimmt 1 und 3 (majuskel) mit Ad., nicht aber 2.; 4 kommt, da bloß in Wβ, nicht in betracht (Ad. = Wα und E). Ferner hat Ad. 'Wer*d*e' gegen E und W (*-dh-*), will*o* gegen E und Wα (*-eo*), und ein komma nach dem zweiten wort, das in E fehlt. Eckhardts W-text bietet also keine handhabe, C aus drucktexten abzuleiten.

Da Eckhardt 1713 auch Goldasts text abdruckt, so daß ein compilator hier W und N^2 beisammen finden konnte, ist auch eine collation dieses textes angezeigt. Von Goldast weicht E. (in der Adelsberger partie) nur in zwei schreibungen ab: 1. G. 'al*ßo*', E. 'al*so*'; G. 'ou*ch*', E. 'ou*h*' (Ad. 'al*so*', 'au*ch*'). Im 2. fall stimmt also Ad. mit G. gegen E., im 1. mit E. gegen G.; da Goldasts 'ß' schwerlich aus der hs. stammt, verliert die ohnedies nichtssagende einzige übereinstimmung von Ad. mit E., der die schwerer wiegende abweichung gegenübersteht, jede beweiskraft. Die fortlassung der accente und die ersetzung der anlautenden vocalischen *v-* (*V-*) durch *u-* (*U-*) bei E. kehrt zwar in Ad. gleicherweise wieder, kann aber schwerlich einen zusammenhang wahrscheinlich machen, da solche modernisierungen auch bei C sehr nahe liegen.

Wie wenig auf vereinzelte übereinstimmungen in solchen orthographischen minutien zu geben ist, zeigen zwei druckfehler in Eckhardts N^5-text (s. 81 ff.), die durch zufall mit Ad. stimmen. Es heißt bei E.: *ne lei* || *tift du unfi* (|| zeilen und spaltenschluß, ohne bindestrich). Damit stimmt zwar das erste *unsi* von Ad., aber nicht das zweite (wo E. correct *unfih* hat); die falsche spatiierung *nidlei test* in Ad., aber weder *nid* für *ne*, *test* für *tift* noch die falsche ligatur *nidlei*. Ebenso bietet zwar E. gleich der hs. N^5 'ubile', aber in 'Übille' (Ad.) weichen *Ü* und *-ll-* wieder

ab. Da N^5 infolge seiner mehrfachen abweichungen überhaupt als quelle für Ad. ausgeschlossen ist, müßte man, um einen zusammenhang mit E. zu erweisen, annehmen, daß C aus E. zwar N^2 abschrieb, aber aus Eckhardts N^5 minimale abweichungen einsetzte, ohne doch auch nur éines dieser wörter voll nach N^5 zu schreiben, was höchstens zum zwecke einer raffinierten mystification überhaupt denkbar wäre, die hier ganz ausgeschlossen ist.

[**16.** Gründe gegen druckcompilation.] Da die untersuchung Eckhardts, der als denkbare quelle beider texte am ehesten in frage kommen konnte, negativ ausgefallen ist, dürfen nun mit größerer sicherheit, als vorher möglich gewesen wäre, die gründe formuliert werden, die von vornherein gegen eine compilation aus drucken zu sprechen scheinen. Sie könnte (wegen W) erst nach 1713 erfolgt sein. Würden züge des 18. jh.'s den eindruck 'gothischer' schrift machen? Hätte ein blatt des 18. jh.'s so altertümlich ausgesehen, daß Hetterich — mag er noch so unkritisch gewesen sein — es auf das 13. jh. zurückführen konnte? War es nicht eher eine annähernde schriftgleichheit und altersähnlichkeit mit dem spätmhd. testamentstranssumt, was H. bei seinem schlusse (vgl. nr. 3) bestärkte oder leitete? Ist es wahrscheinlich, daß H. eine hs. des 18. jh.'s so oft verlas, oder daß ein compilator des 18. jh.'s, für den kein anderes interesse als ein philologisches denkbar ist, seine druckvorlagen mit so großer orthographischer gleichgültigkeit abschrieb? Aus allen diesen gründen darf im vorhinein bezweifelt werden, daß eine vergleichung aller N- und W-drucke des 16.—18. jh.'s, zu der mir zu viele ausgaben unzugänglich sind, anhaltspunkte für eine ableitung von C aus drucken ergeben würde.

[**17.** Ursprung von Ad.] Die abschrift eines ahd. vaterunsers im 15.—17. jh. würde sich am ehesten aus dem antiquarischen interesse eines humanisten erklären. Wäre die vorlage Hetterichs ein nach Adelsberg verflattertes blatt aus dem besitze eines humanisten, so bliebe aber unverständlich, wie dieser — entgegen seinen interessen — die schreibung so nachlässig behandelte und auf den gedanken geraten konnte, zwei versionen je eine hälfte zu entnehmen und die andere fallen zu lassen.

Ein deutsches vaterunser auf einem losen blatte könnte auch einen praktischen, seelsorgerischen zweck gehabt haben:

man kann sich sehr wohl vorstellen, daß ein geistlicher des spätmittelalters, ein beichtvater oder schloßkaplan, es für einen lesekundigen laien niederschrieb, und die orthographische gleichgültigkeit von C deutet in der tat auf eine hand, die unbekümmert um philologische akribie den eigenen gepflogenheiten nachgab. In der umgebung von Adelsberg gab es mehrere klöster, denen der besitz einer W- und einer N-hs. wohl zuzutrauen wäre: die Benediktinerabteien Neustadt a. M. (8. jh.—1803) und Aura a. d. frk. Saale (1108—1564), und, noch näher an Adelsberg, das Benediktinerpriorat Schönrain (11. jh.—1526) und das adelige Cistercienserinnenkloster Schönau (1189—1564). Schönrain war eine Hirsauer gründung, was bei der übermittlung einer alemannischen Notkerhs. eine rolle gespielt haben könnte; ein fragment einer Notkerhs. des 12. jh.'s ist in Aschaffenburg zutage gekommen (entdeckt von A. Chroust, hsg. von E. v. Steinmeyer, Beitr. 30). Aber was konnte (ganz abgesehen von der auch in diesem falle rätselhaften compilation) einen geistlichen des spätmittelalters bewegen, für praktische privatzwecke ein ahd. vaterunser zusammenzustellen?

Über die gründe, die den compilator zur klitterung zweier texte bewogen, ist nichts zu ermitteln. Auf die ursprüngliche verwendung des vaterunsers dagegen fällt vielleicht ein licht aus der nach abschluß meiner untersuchung erschienenen notiz von Schiffmann (Beitr. 42, 1917, s. 344—45), auf die E. von Steinmeyer mich aufmerksam gemacht hat. Schiffmann weist nach, daß im kloster St. Zeno bei Reichenhall (Bayern) zwei alte marmorplatten mit dem paternoster, credo und dekalog existieren, daß nach dem zeugnis eines einblattdruckes des paternoster und credo vom anfang des 16. jh.'s diese gebete im Salzburger dom in marmor eingemeißelt waren (der dom wurde zu ende des 16. jh.'s niedergerissen), und daß ein vorläufer des Linzer druckes (mit vaterunser, credo und dekalog) auch die vom Salzburger erzbischof Leonhard (1495—1519) erlassene verlautbarung enthält, daß mit dem sprechen des gebetes ein hunderttägiger ablaß verbunden sei; nach einer nachricht von 1779 soll auch in der St. Paulskirche von Ortenstein (Graubünden) eine marmortafel mit einem altdeutschen vaterunser und credo gefunden worden sein (über

den überlieferten text s. E. von Steinmeyers Kleinere althochdeutsche sprachdenkmäler s. 28).

Mit dem nachweis, daß im 15. und 16. jh. deutsche vaterunser (usw.) in kirchen auf steintafeln als ablaßgebete angebracht waren, ergibt sich eine plausible erklärungsmöglichkeit für die herkunft der vorlage von Ad., die die copie einer solchen steininschrift sein könnte: ein frommer laie oder geistlicher mag sie als ablaßgebet für sich copiert haben. Aber auch die wahl eines ahd. textes für die steininschrift läßt sich nun wenigstens hypothetisch einigermaßen begreiflich machen: bei inschriften ist neigung zu archaisierung nichts unerhörtes, und ein hoher geistlicher auftraggeber des 15.—16. (17.) jh.'s, der antiquarische interessen hatte, mag die alte sprachform als etwas besonders ehrwürdiges, von der alltagssprache sich feierlicher abhebendes empfunden haben, was nicht notwendig peinliche akribie der schreibung in sich schließt; die compilation zweier texte freilich bleibt nach wie vor unaufgeklärt.

Trifft diese erklärung zu, dann würden als vorstufen von Ad. anzusetzen sein: 1. die hss. der ahd. texte; 2. die handschriftliche compilation C als vorlage für den steinmetz; 3. die steininschrift; 4. die copie davon auf dem blatt (s. nr. 3), das Hetterich (5.) abschrieb. Die 'gothische' schrift von H.'s vorlage (s. nr. 3) würde sich (worauf E. v. Steinmeyer mich hinwies) als nachbildung der fraktur der steininschrift besonders einleuchtend erklären, und mit ihr auch die verlesungsmöglichkeit so vieler buchstaben. Den ausfall der zweiten bitte wird man eher dem copisten (4.), als der stufe 2 oder 3 zuschreiben dürfen; auch H. scheidet bei der sonstigen genauigkeit seiner abschrift aus. Da nach dieser hypothese Hetterichs abschrift mindestens die fünfte stufe der ahd. texte darstellt (beim N-text, da N^2 selbst schon eine späte abschrift war, sogar die sechste), wird natürlich die in nr. 11—13 versuchte aufteilung der abweichungen auf die vorstufen in einzelnen punkten unsicherer; insbesonders wird man nun zweifeln können, ob die verlesungen nicht (insgesamt oder zum teil) schon dem steinmetz (3.) und dem copisten (4.) zur last fallen, eine möglichkeit, der durch hypothetische aufstellung einer mittelstufe M bereits oben rechnung getragen wurde.

Die datierten zeugnisse für inschriftliche ablaßgebete stammen aus dem 15. und 16. jh. und geben damit auch einen fingerzeig für das wahrscheinliche alter der inschrift, aus der Ad., wenn die hypothese zutrifft, stammt.[1]) Da es nicht unmöglich ist, daß die vermutete inschrift noch erhalten sein könnte, wäre es erfreulich, wenn sich die aufmerksamkeit von ortsforschern dem vorkommen solcher vaterunserinschriften in kirchen zuwendete; vielleicht taucht dabei einmal auch der Adelsberger text auf.

[1]) Sollte die compilation erst im 17. jh. erfolgt sein, so hätte in der zweiten hälfte des 17. jh.'s (bis 1690) die möglichkeit für einen geistlichen des erzstiftes Mainz bestanden, die hs. W in Mainz einzusehen, wo sie um diese zeit sich interimistisch befand, s. von Heinemanns vorwort zu seinem katalog der Weißenburger handschriften (hinweis E. v. Steinmeyers).

WÜRZBURG 1917. O. L. JIRICZEK.

HELGIS ERWACHEN.

Zu eingang des babylonisch-assyrischen Gilgameš-epos[1], das uns als eine der schönsten schöpfungen altorientalischer poesie auf zwölf in der bibliothek des assyrischen königs Asurbanipal (668—626 v. Chr.) zu Niniveh entdeckten tontafeln überliefert ist, erzählt uns der dichter, wie könig Gilgameš die stadtmauer von Uruk und Eanna, den tempel des Anu und der Ištar, erbauen läßt. Unermüdlich zwingt er seine untertanen zu harter fron. Da rufen die bedrückten die götter zu hilfe, und diese fordern Aruru, die schöpfergöttin, auf, ein ebenbild Anus zu schaffen, einen dem Gilgameš ebenbürtigen helden. Beide sollen miteinander wetteifern, damit Uruk ruhe finde. Aruru feuchtet ihre hände an, lehm kneift sie ab und speit darauf. Engidu schafft sie, dessen kraft gewaltig ist wie eine himmlische heerschar. Sein ganzer körper ist mit haaren bedeckt, lange locken trägt er wie ein weib, bekleidet ist er mit fellen. Mit den gazellen zusammen ißt er kraut, mit dem vieh zusammen sättigt er sich an der tränke, mit dem 'gewimmel des wassers' freut sich sein herz. — Dieser tiermensch haust zunächst auf dem felde und schützt die wilden tiere gegen die nachstellungen eines jägers, dessen gruben er zerstört und dessen fallen er vernichtet. Der jäger trifft ihn an der tränke, wagt aber nicht ihn anzugreifen. Erschreckt zieht er sich in sein haus zurück, das in der nähe liegt, und wendet sich an seinen vater um hilfe. Der rät ihm, nach Uruk zu gehen und könig Gilgameš um eine dirne zu

[1]) Vgl. zuletzt: Das Gilgameš-epos, neu übersetzt von A. Ungnad und gemeinverständlich erklärt von H. Greßmann, Göttingen 1911 (14. heft der Forschungen zur religion und literatur des A. und N. T.). Ich schließe mich im folgenden Greßmanns analyse des gedichtes an. — (Bequem zugänglich ist das epos jetzt in der Insel-Bücherei nr. 203.)

bitten, damit sie durch ihre körperlichen reize Engidus liebe entflamme und ihn so dem vieh entfremde, mit dem er bisher aufgewachsen sei. Der plan wird ausgeführt, die list gelingt. Als Engidu sechs tage und sieben nächte dem geschlechtlichen trieb gefrönt hat und übersättigt zu seinen tieren zurückkehren will, da jagen die gazellen vor ihm dahin, und seine früheren schützlinge meiden ihn. Er aber 'hört hin, öffnet sein gehör', d. h. er ist klug geworden. Traurig setzt er sich zu dem mädchen, das ihn mit schmeichlerischen worten lockt, mit nach Uruk zu kommen, wo Gilgameš 'wie ein wildstier mächtig waltet über das volk'. Ihre rede gefällt ihm; sich selbst erkennend sucht er einen freund und begibt sich mit der dirne nach Uruk.

Durch den geschlechtlichen verkehr hat sich das wesen Engidus, des wilden, unbändigen naturmenschen, völlig verändert. 'Der denkende mensch in ihm ist erwacht; das geschlechtliche leben hat das naturhafte von ihm abgestreift und den erkenntnisdrang gelöst ... Ausdrücklich weist die dichtung an dieser stelle auf die erweckung des verstandes hin, die sich zunächst im nachdenken über sich selbst äußert ... Das sexuelle hebt also den menschen empor, weil es ihn (nach dem hier falsch angewandten kausalitätsprincip) zu einem denkenden wesen macht.'[1])

Diese enge verknüpfung des erwachens der menschlichen erkenntnis mit dem des geschlechtstriebes, die nach Greßmanns ausführungen[2]) auch in der Genesiserzählung vom sündenfall wiederkehrt, stammt wohl aus der beobachtung, daß im leben des orientalischen kindes die beiden functionen ungefähr zu gleicher zeit beginnen[1]), und sie findet sich — freilich nicht mehr in so ursprünglicher form — auch in der ersten novelle des fünften tages in dem Decamerone des Boccaccio. Erwin Rohde[3]) hat diese novelle als nachbildung eines verlorenen spätgriechischen oder byzantinischen romans erwiesen, den

[1]) Greßmann, Gilg. s. 98 f.

[2]) Archiv für religionswiss. X, 351 ff.; ders. Gilg. s. 99 bes. anm. 1. Vgl. auch H. Gunkel, Genesis (3. aufl. 1910) s. 14; ders., Das märchen im A. T. (Tübingen 1917) s. 155.

[3]) Der griechische roman und seine vorläufer[2] (1900) s. 538 ff.; vgl. auch M. Landau, Die quellen des Decameron[2] (Stuttgart 1884) s. 315 f.

Boccaccio aber nach Gröber[1]) nicht aus schriftlichen quellen geschöpft haben kann, sondern von einem Griechen in Italien gehört hatte. — Ich führe den anfang der novelle, soweit sie uns hier angeht, wörtlich an[2]):

„Auf der insel Cypern lebte einst ein edler mann, namens Aristippo, der, mit glücksgütern reich gesegnet, wohl mehr als jeder andere hätte zufrieden sein können, hätte ihn nicht ein unheil betroffen, und dies war sein sohn Galeso, der an größe und schönheit des körpers alle jungen leute weit übertraf, dabei aber so dumm war, daß weder im guten noch im bösen etwas, buchstaben noch gute sitte, in seinen kopf zu bringen war. Trotz schlägen und schmeichelei blieb er grob, plump an stimme und betragen; so glich er mehr einem vieh, als einem menschen, was ihm den namen Cimone[3]) eintrug. Um diesen kummer nicht ständig vor augen zu haben, schickte ihn der vater auf ein landgut, wo er mit den arbeitern leben sollte, bei denen sich Cimone erst wohl fühlte. Als er nun dort eines tages nach dem gut ging, trat er in ein gebüsch, welches gerade im mailichen laubschmuck stand. Auf einer baumumstandenen wiese, an einem hübschen quell sah er plötzlich ein schönes mädchen schlafend liegen, deren kleid so fein, daß es nichts von ihrer haut verbarg; zu ihren füßen schlief die dienerschaft, zwei frauen und ein mann. Cimone betrachtete sie, auf seinen stock gestützt, lange mit bewundern, und in seiner rohen brust, die nie einen wohlgefälligen eindruck verspürt, trotz aller lehren nicht, flüsterte es plötzlich auf: dies ist das schönste, was ein lebendiger je gesehen. Dann betrachtete er jeden teil einzeln: das goldene haar, augen, mund und die leichtgehobene brust; so wurde das tier zum schönheitsrichter, und er wünschte nichts sehnlicher, als ihre augen zu sehen, die sie geschlossen hielt. Da sie ihm aber eine göttin schien, traute er sich nicht sie zu wecken; nichts aber konnte ihn von ihrem anblick losreißen, so wartete er, bis sie von selbst aufwachte. Nicht lange und Efigenia, so hieß das mädchen, schlug die augen auf und sah den Cimone vor sich, der immer noch auf seinen stock gestützt dastand. 'Cimone, was machst du zu dieser stunde im walde?' Es kannte nämlich jeder den adligen lümmel. Der aber sah nur ihre augen, als ströme aus ihnen alle lieblichkeit der welt. Das mädchen fürchtete, der ungehobelte möchte ihr nach einer stelle sehn, was ihre scham erregen könnte, sie rief deshalb ihre diener und: 'Adieu, Cimone!' Cimone aber sagte: 'Ich gehe mit dir!' Und er brachte sie, obwohl sie seine begleitung ausschlug, bis zu ihrer wohnung. Von hier aus begab er sich sofort zu seinem vater: er gehe auf keinen fall mehr zum gehöft zurück. Und zur größten verwunderung vernahm der vater und alle, daß er für sich dieselben kleider forderte, wie die

---

[1]) Über die quellen von B.'s Decameron (Straßburg 1913) s. 34 f.

[2]) Citiert nach der mir allein zugänglichen übersetzung von Chr. Kraus in W. Borngräbers verlag 'Neues leben', Berlin o. j., s. 203 ff.

[3]) Zur erklärung vgl. Landau und Gröber a. a. o.

brüder sie trügen. . . . Kurz, in vier jahren machte die liebe aus dem untier einen der gesittetsten, tüchtigsten jungen männer der ganzen insel; sie verscheuchte die finsternis, welche auf Cimones gemüt lagerte, trieb alle eingeschläferten geister und hohen fähigkeiten ans helle licht und offenbarte so ihre allgewaltige kraft. Mochte Cimone auch, wie alle verliebten leute, etwas zu weit gehn, Aristippo bestärkte ihn noch darin, da ja liebe aus dem schöpsen erst einen menschen gemacht. Cimone, der nicht mehr Galeso genannt sein wollte, weil Efigenia ihn zuerst als Cimone angesprochen, bat nun mehrmals ihren vater um die hand der tochter; allein dieser hatte sie Pasimunda aus Rhodos versprochen und wollte sein wort nicht brechen." — Cimone faßt nun den plan, Efigenia zu entführen, und nach manchen gefährlichen abenteuern und verwicklungen kommt die hochzeit glücklich zustande.

Offenbar liegt in dem ersten teil dieser novelle das gleiche motiv wie im Gilgameš-epos vor, so daß also die grundfabel auch hier das intellectuelle erwachen auf den geschlechtlichen verkehr mit dem mädchen zurückführte. Aber die combination dieser ursprünglich selbständigen erzählung mit den anderen motiven, die den zweiten und größeren teil der novelle ausmachen, veranlaßte die umänderung des sofortigen beilagers in ein sentimentales liebesschmachten, das seinen derbsinnlichen ursprung nur noch allzu deutlich verrät.

Diese novelle des Decamerone ist nun ihrerseits vortrefflich geeignet, über ein Eddalied, nämlich das zweite fragment der Helga kviða Hjǫrvarðssonar, licht zu verbreiten.

In Gerings übersetzung (s. 151 f.) lautet es folgendermaßen:

'Hjorvard und Sigrlinn bekamen einen sohn, der ward groß und stattlich, konnte aber nicht reden, und kein name blieb an ihm haften. Als er einmal auf einem hügel saß, sah er neun walküren reiten. Eine von ihnen war weit ansehnlicher als die andern, und diese redete ihn an:

(6) Spät wirst du, Helgi, des hortes walten,
reicher kampfbaum! und Rodulswolls,
— der aar schreit früh — wenn du ewig schweigst,
mag kühn dein herz, o könig, auch schlagen.

Helgi.

(7) Du schufst mir den namen, was schenkst du dazu,
glänzende maid, da die gabe dir freisteht?
Erwäge du alle aussprüche wohl!
ich versage den dank, wenn du selbst nicht mein wirst!

Die walküre.

(8) Versenkt sind schwerter auf Sigarsholm,
es fehlen am halben hundert nur vier:
besser als alle ist eins von diesen,
ein verderber der klingen, bedeckt mit gold.

(9) Der knauf birgt ruhm, kühnheit der griff,
angst die spitze, dem eigner zum heil;
es schillert wie blut an der schneide ein wurm,
es ringelt den schweif am rücken ein drache.

Eylimi hieß ein könig, dessen tochter war Swawa; sie war eine walküre und ritt durch luft und meer. Sie gab dem Helgi den namen und schirmte ihn seitdem oft in den schlachten.' Und nach der einleitenden prosa des vierten fragmentes kam Helgi 'zu könig Eylimi und warb um dessen tochter Swawa. Helgi und Swawa leisteten sich eide, und ihre gegenseitige liebe war überaus groß ...'

Sophus Bugge[1]) hat richtig beobachtet, daß die bezeichnung *valkyrja* für die geliebte Helgis 'nur in den prosastücken vorkommt', dagegen in den strophen fehlt, und 'daß allein die strophen der Hrímgerðarmǫ́l (eines jüngeren in das Helgilied eingeschobenen liedes = III. fragment der H. Hv.) ein übernatürliches, halbgöttliches weib schildern, nicht aber die älteren verse von der frau, die Helgi namen und schwert schenkt' und die zweifellos mit Swawa identisch ist. Wir dürfen aber noch einen schritt weiter gehen und nicht nur das walkürenmotiv für spätere zutat erklären, sondern überhaupt das ganze heroische milieu — also namentlich das schwertmotiv — als jüngere umstilisierung einer älteren erzählung fassen, wie sie auch der novelle des Boccaccio zugrunde liegt und im Gilgameš-epos noch erhalten ist. — Gerade mit der novelle des Decamerone stimmt das eddische Helgilied — abgesehen von der schwülen sinnlichkeit der südländischen erzählung — ganz auffallend überein, wobei ich jedoch von vornherein dem verdacht der annahme einer entlehnung seitens des nordischen dichters etwa aus einem spätgriechischen roman ausdrücklich vorbeugen möchte! Hier wie dort ist an stelle des sofortigen beischlafs, der ursprünglich das plötzliche geistige erwachen des helden begründen sollte, die conventionelle werbung und

[1]) Helge-Digtene, København 1896, s. 303 anm. 1.

eheschließung getreten, indem bei Boccaccio die allgewalt der liebe, im Eddaliede die göttliche macht der walküre verherrlicht ward. Namentlich aber kehrt im Helgilied das motiv der namengebung wieder: wie Galeso nur noch Cimone heißen will, seit ihn Efigenia so genannt, nimmt auch der nordische held, der selbstverständlich (wenn dies auch nicht ausdrücklich gesagt wird) bei der geburt einen namen erhalten, aber in seinem dumpfen zustande[1]) nicht auf ihn reagierte (*ekki nafn festiz við hann*), den namen Helgi an, den ihm Swawa verliehen hat.

Diese flüchtige wanderung, die uns von Mesopotamiens gefilden über Palästina, Griechenland und Italien nach den dänischen inseln, der heimat der Helgisage, und den felszerklüfteten norwegischen hochlanden geführt hat, zeigt, daß überall die gleiche vorstellung von den engen wechselbeziehungen des sexuellen und intellectuellen triebes existiert hat, und es steht hiermit im schönsten einklange, wenn im indogermanischen die stämme *ĝen-, ĝnē|ō-* 'erzeugen' und *ĝen-, ĝnē|ō-* 'wissen' nebst ihren weiteren zahlreichen ablautsstufen lautlich identisch sind. Ihre ursprüngliche identität wird allerdings jetzt von den meisten gelehrten bestritten oder wenigstens stark in zweifel gestellt[2]), und so weit ich sehe, hält von den neueren nur Uhlenbeck in seinem Etym. wb. d. altind. sprache (1898/99) s. 96 s. *jánati* einen uralten zusammenhang beider stämme für „wahrscheinlich, denn die bedeutungen 'kennen' und 'erzeugen' lassen sich auf 'vermögen, im stande sein' zurückführen", und im Etym. wb. d. got. sprache (1900)

[1]) Eine reiche belegsammlung aus nordischen quellen für dies motiv des in der jugend blöden helden gibt Finnur Jónsson zu Egils saga c. 25, 2 (ASB. III); vgl. auch F. Kauffmann, Beitr. 18, 171 und F. Panzer, Beowulf s. 269.

[2]) Gänzlich unerörtert lassen die zusammengehörigkeit z. b. Prellwitz, Etym. wb. d. griech. spr.[2]; Zupitza, Die germ. gutt.; Torp bei Fick III[4]; Hirt-Weigand, Dwb.[5]; Kluge, Etym. wb.[8] u. a.; zweifel äußern: Walde, Lat. etym. wb.[2]; Boisacq, Dict. étym. d. l. langue Grecque; Falk-Torp, Norw.-dän. etym. wb.; Franck, Etym. woordenboek der Nederl. taal[2]; Feist, Got. etym. wb. u. a. Die früheren ansichten stellt zusammen C. Pauli, Über die deutschen prät.-präs. Greifswalder dissertation 1863 (Stettin) s. 1 f., dessen erklärung sich G. Curtius, Grundzüge d. griech. etym.[5] (1879) s. 179 anschließt.

s. 97 s. *kunnan* meint er: „es fällt schwer, idg. *ĝen-, ĝnā-* 'erzeugen' von *ĝen-, gnē-* 'wissen' zu trennen: es stehen ja die begriffe 'kennen, können, vermögen' und 'zeugungsfähig sein, erzeugen' einander zu nahe."

Schon Jacob Grimm setzte (Gramm. II, 34) für *kann* 'novisse' die ältere bedeutung 'valere, gignere' an und erklärt in seiner Geschichte der deutschen sprache (s. 901; 4. aufl. II, 626) 'zeugen' und 'erkennen' für 'vielfach ineinander greifende vorstellungen', aber seine argumente, die er DW. III sp. 866 (s. erkennen) beibringt, sind leider nicht stichhaltig[1]): denn weder ist der Beowulf, wo *cennan* sowohl als 'bekannt machen' (v. 1219) wie als 'erzeugen, gebären' (vv. 12. 943. 1356) begegnet, frei von geistlichen einflüssen, wie Grimm meint[2]), noch die tatsache, daß bereits im klassischen latein *cognoscere* — und, hätte Grimm hinzufügen können, auch im griech. *γιγνώσκειν* — im sinne von 'beiliegen' gebraucht werden, beweiskräftig. Der älteste beleg aus dem griechischen findet sich meines wissens bei dem alexandrinischen dichter und gelehrten Kallimachos von Kyrene (Epigr. 58, 3), der ca. 240 v. Chr. starb[3]), d. h. also zu einer zeit, als die übersetzung des hebräischen AT. ins griechische, die sogen. Septuaginta, schon seit etwa vierzig jahren in arbeit war, und zwar gerade in Alexandria selbst. Es ist daher bei Kallimachos mit gutem grunde einfluß des semitischen sprachgebrauchs (vgl. hebr. יָדַע) zu vermuten. Nicht besser steht es mit den beiden ältesten zeugnissen aus dem lateinischen bei Catull (LXI, 147) und Ovid (Heroid. VI, 133), denn da sie wie alle römischen elegiker der augusteischen zeit den 'meister der elegie', wie Quintilian

[1]) Verfehlt ist R. Hildebrands erklärung im DW. V (1873) sp. 1719 s. können.

[2]) Vgl. z. b. Enrico Pizzo, Zur frage der ästhetischen einheit des Beowulf, Anglia 39, 1 ff. (der Beowulf ist 'der einheitliche ausdruck des frühen angelsächsisch-christlichen ideals') und besonders die vortrefflichen ausführungen von L. L. Schücking, Beitr. 42, 347 ff., der kühnen stoßes den luftigen kartenbau der ags. chronologie zerstört hat und recht ansprechend die abfassung des Beowulf in das ende des 9. jh.'s herabsetzt. Mit der degradation zum fürstenspiegel scheint mir Schücking allerdings in der ästhetischen geringschätzung des epos doch wohl etwas zu weit zu gehen.

[3]) Er lebte ca. 310—240, vgl. W. v. Christs (W. Schmid) Gesch. d. griech. lit.[5] II, 93 (Handb. d. klass. altertumswiss. VII, II, 1).

Kallimachos nennt, auf das gründlichste studiert und namentlich seine *Αἰτία* vielfach nachgeahmt haben[1]), mögen sie u. a. auch diese wendung ihrem vorbilde entlehnt haben. Hatte nun aber diese euphemistische ausdrucksweise einmal erst in die literatursprache aufnahme gefunden, so kann es nicht wunder nehmen, wenn wir ihr auch bei so gewählten stilisten wie Tacitus (Hist. IV, 44, 10), seinem zeitgenossen Plutarch (Alex. 21) u. a. begegnen.

Scheiden demnach auch diese argumente aus, so muß m. e. trotzdem an der identität beider stämme, und zwar mit der grundbedeutung 'gignere' festgehalten werden: außer der völligen lautlichen übereinstimmung spricht entschieden hierfür die primitive auffassung, wie sie in der erzählung des Gilgameš-epos zum ausdruck kommt und auch, falls unsere obigen ausführungen zu recht bestehen, der italienischen novelle und dem Helgiliede zu grunde liegt.

KIEL, 11. 7. 1917. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

ALTISL. *-t* : *-ð*.

In zahlreichen altisländischen handschriften, namentlich in den jüngeren begegnet für auslautendes etymologisches *-t* sowohl, wie für *-ð* ein regelloser wechsel von *-ð* (bez. *-d*) und *-t*, wenn auch die traditionelle schreiberabbreviatur des interlinearen *t* vorherrscht. Es stehen also in derselben hs. *vilið* und *vilit* (*vilt*), *kallað* und *kallat* (*kallt*), *tekit* (*tekt*) und *tekið* usw. nebeneinander. In einigen hss. nun, 'die nicht zu den ältesten gehören' (Noreen, Altisl. gramm.[3] § 240 a. 1), wie dem Kringlafragment, der Hauksbók, der Mǫðruvallabók u. a. (vgl. die literatur bei Noreen a. a. o. und E. Olson, Yngvars saga viðfǫrla

[1]) So ist Kallimachos' elegie 'die locke der Berenike' nur in Catulls übersetzung erhalten. Treffend charakterisiert Ovid ihn Amores I. 15:

Battiades semper toto cantabitur orbe:
quamvis ingenio non valet, arte valet.

Kbhn. 1912 s. L) hat man die beobachtung gemacht, daß fast immer *-ð* geschrieben ist, 'wenn die silbe mit *t* anlautet' (richtiger: wenn die vorhergehende silbe auf *-t* schließt): z. b. Mǫðruvallabók (Finnboga saga ed. Gering 1879 s. XI): *litið, getið, vitað, brotið, setið* usw., und umgekehrt bisweilen *-t* besonders gut bewahrt ist, wenn die vorhergehende silbe auf *ð* oder *d* endigt: z. b. Króka-Refs saga ed. Pálmi Pálsson Kbhn. 1883 s. XV: *landit, brugdit* (: *brugðit*).

Hierin erblickt man meist eine art dissimilation, die aber im neuisl. keine spuren hinterlassen hat. Zuletzt ist diese erscheinung von E. Olson in seiner ausgabe der Yngvars saga s. L eingehend erörtert. Olson meint:

'Man kann sich nicht gut denken, daß ein durch diese schreibungen angedeuteter übergang von *ð* > *t* in schwachtoniger stellung (vgl. Kock, Sv. språkhist. 14 ff.; Noreen, Altisl. gramm.[3] § 230 f.), wenn er lautgesetzlich ist, gleichem zeitraum und dialekt wie der übergang von *t* > *ð* in gleicher stellung angehört haben kann (vgl. auch Kock a. a. o.). Da die bezeichnung für diese beiden lautentwicklungen so gut wie immer in denselben handschriften vorliegt, halte ich es indessen nicht für sehr wahrscheinlich, daß dies auf dialektmischung beruht, auch nicht, daß diese lautübergänge verschiedenen zeiten angehören. Diese fraglichen schreibungen mit *t* < *ð* dürften daher kaum einen lautgesetzlichen übergang von *ð* > *t* repräsentieren, sondern eine auf analogem wege aufgekommene aussprache mit *t* andeuten, die dadurch veranlaßt wurde, daß in wörtern mit gleichen accentverhältnissen, aber mit ursprünglichem *t* im auslaut, die aussprache schwankte: *landit* und *landið, kallað* und *kallat* usw., bevor der übergang von *t* > *ð* völlig durchgeführt war. Mit dieser auffassung läßt sich der umstand wohl vereinigen, daß das neuisl. diese *t*-formen nicht bewahrt (*hofut, takit* usw.), sondern überall *ð* wieder eingeführt hat: die aussprache mit *t* kam in solchen fällen außer gebrauch, sobald *ð* in *landið, kallað* usw. definitiv siegte.'

Formen wie *hofut, vilit* oder *vit* (*vᵗ*) (unbetonte präposition) usw., denen etymologisches *ð* zugrunde liegt, beruhen unzweifelhaft auf umgekehrter schreibung, wie sie auch Hilding Celander in seiner mir leider nicht zugänglichen vollständigen abhandlung 'Om övergången av *ð* > *d* i

fornisländskan och fornnorskan' Lund 1906 s. 95 anm. 1 (nach Olson a. a. o. s. L anm. 1) erklärt. Gegen diese natürliche annahme soll nun aber nach Olson jener umstand sprechen, 'daß in gewissen hss. die schreibung mit *t* teilweise fehlt, wenn der stamm auf *t* schließt. Das scheint mir darauf zu deuten, daß es sich wirklich um einen austausch von *ð* gegen *t* in der aussprache handelt, einen austausch, der indessen auf grund dissimilatorischer tendenzen unterbleibt, wenn der stamm auf *t* schließt.'

Olsons einwand ist aber durchaus nicht stichhaltig, denn wir haben es hier überhaupt gar nicht mit einem lautwechsel der gesprochenen sprache zu tun, sondern diese ganze erscheinung ist m. e. rein graphisch zu werten. Da *t* im auslaut schwachbetonter silben mit altem *ð* in *ð* zusammengefallen war, bestand die möglichkeit, den auslaut entweder in archaischer, traditioneller schreibung durch *-t* oder in phonetischer schreibung durch *-ð* (bez. in jüngeren hss. *d*) wiederzugeben. Lautete aber die vorhergehende silbe auf *t* aus, so trat der unterschied zwischen archaisch auslautender *t*-schreibung und ihrem phonetischen wert besonders deutlich hervor, denn der wert des *-t* war ja nicht mit dem des unmittelbar vorhergehenden *t* identisch, sondern gleich *-ð*! Und daher bestrebten sich manche schreiber, die verschiedene qualität der beiden laute auch graphisch zum ausdruck zu bringen, indem sie in diesen fällen ihrer eigenen aussprache gemäß im auslaut *-ð* schrieben. — So dürfte sich diese vermeintliche dissimilation auf das einfachste erklären und nur bestätigen, daß jedes *t* im auslaut schwachbetonter silben bereits im lauf der altisländischen periode zu *ð* geworden ist.

KIEL. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

DIE HEIMAT DES HILDEBRANDSLIEDS.

Es hat schon viele gegeben, die ihr mut gereizt hat, mit dem alten Hildebrandslied ernst zu machen und fertig zu werden, und die zukunft wird auch noch viele auf dasselbe arbeitsfeld zwingen: so widerspruchsvoll und unmöglich ist dieses älteste kleinod unseres schrifttums in seiner sprachlichen eigenart, so widerspruchsvoll und unvereinbar sind auch die gegensätze in der beurteilung der schwierigkeiten. Da muß man sich jetzt kurz fassen, wenn man glaubt, neue gesichtspunkte zu haben, und so möchte ich hier kurz und bündig einen sprachlichen verdacht vortragen, der auf wenigen seiten erträglicher wird, als wenn er fehlschlüge und viele seiten in anspruch genommen hätte.

1. Der wortschatz. Fulda gilt als die heimat der überlieferung, aber der wortschatz will nicht zu Fulda stimmen, dafür ist die zahl der wörter zu groß, die im Tatian völlig fehlen:

urhêttun 2, *muotîn* 2, *sunufatarungo* 4, *saro* 4, *gûđhamun* 5, *helidôs* 6, *hringa* 6, *hiltiu* 6, *ritun* 6, *gimahalta* 'sprach' 7, *hêrôro* 'älter' 7, *ferahes* 'des lebens' 8, *frôtôro* 8, *gistuont* 'begann' 8, *fireo* 10, *cnuosles* 11, *chuninc-ríche* 13, *irmindeot* 13, *gimahalta* 14, *frôte* 16, *êrhina* 16, *ôstar* 'nach osten' 18, *giweit* 18 (doch begegnet im Tat. *arwîzan* 'discedere'), *nîd* 18, *bûre* 21, *unwahsan* 21, *darba* 23, *gistuontun* 23, *friuntlaos* 24, *ummet* 25, *irri* 'zornig' oder *tirri* 25, *degano* 26, *dechisto* 26, *folches* 'kriegsvolk' 27, *ente* 'spitze' 27, *fehta* 27, *ti* 'zu' 27, *chônnêm* 28, *wêttu* 30, *irmingot* 30, *suppan* 31, *dinc* 'rechtssache' 32, *gileitôs* 32?, *ar* präp. 33, *wuntane* 33, *bauga* 33, *cheisuringu* 34, *gimahalta* 36, *gêru* 37, *ort* 38, *ummet* 39, *inwit* 41, *sêolidante* 42 (*lîdan* fehlt im Tatian), *westar* 43, *wentilsêo* 43, *wic* 43, *furnam* 43, *gimahalta* 45, *hrustim* 46, *hême* 'zu hause' 47, *reccheo* 48, *waltantgot* 49, *wêwurt* 49, *skihit* 49, *wallôta* 50, *ur* 50, *scerita* 51, *folc* 'kriegsvolk' 51, *sceotantero* 51, *bannn* 'tod' 52, *gifasta* 52, *suâsat* 52, *bretôn* 54, *billiu* 54, *banin* 54, *hêremo* 56, *hrusti* 56, *giwinnan* 56, *rauba* 57, *birahanen* 57, *argôsto* 58, *ôstarliuto* 58, *wîges* 59, *warne* 59, *gûdea* 60, *gimeinun* 60, *niuse* 60, *môtti* 60, *hregilo* 61, *rûmen* 61, *muotti* 'begegnung'? 61,

brunnôno 62, *asckim* 63, *scrîtan* 63, *scarpên* 64, *scûrim* 64, *sciltim* 64, *stôptun* 65, *staimbort* 65 (auch einfaches *bort* fehlt im Tat.), *chlubun* oder *chludun* 65, *harmlicco* 66, *scilti* 66, *lintûn* 67, *giwigan* 68, *wâbnum* 68.

Diese überraschend große liste von unterschieden des wortschatzes zwischen Hildebrandslied und Tatianbearbeitung erklärt sich selbstverständlich zum größten teil aus der altertümlichkeit unserer stabreimdichtung und dem ganz abweichenden stoffbereich der allerdings auch etwas jüngeren Tatianbearbeitung. Dafür zeugt auch die tatsache, daß Otfrids wortschatz mit dem ostfränkischen Tatian zumeist übereinstimmt gegen das Hildebrandslied, aber doch nicht überall. Oder sollen wir es für zufall erklären, wenn das Hildebrandslied mit Otfrid wörter teilt wie:

arg 58, *brunna* 'brünne' 62, *fehta* 'kampf' 27, *ferah* 'leben' 8, *frôt* 'verständig' 8 (einmal bei Otfrid auch *altêr joh fruatêr* = Hildebrandsl. 16 *alte anti frôte*), *heime* 'zu hause' 47, *irri* 'zornig' 25 (aber Otfrid 'irre'), *kuani* 'kühn' 28, *kuningrîhhi* 13, *gimeini* 60, *nîd* 18, *rauba* 57 (bei Otfrid nur *giroubi* 'beute'), *ruamen* 'rühmen' 61, *rust* 56, *saro* 4 (Otfrid *ungisaro* 'ungerüstet'), *skilt* 66, *suâs* 52 (Otfrid nur *swâslîh*), *thegan* 'krieger, mann' (aber Tat. *thegankind* 'knabe' = Otfrid *thegankind* 'knabe'), *ummet* 25. 39 (Otfrid *zi ummezze* 'im übermaß'), *wallôn* 50, *wâpan* 68 (Otfrid *wâfan*), *wîg* 'kampf' 43. 59, *giwinnan* 56.

Solche übereinstimmungen mit Otfrid bergen ebensoviel beweiskraft wie die abweichungen vom Tatian. Und wenn wir vorläufig die annahme wagen, daß der lautstand und besonders die verhältnisse der lautverschiebung die herkunft des Hildebrandslieds aus Fulda nicht verlangen, so suchen wir lieber einmal nach weiteren kennzeichen des wortschatzes, und da fällt das wort *helidôs* 6 schwer ins gewicht. Für dieses im Heliand so geläufige wort fehlt bekanntlich jeder ahd. beleg. Die frühesten belege dafür bietet am ende des 11. jh.'s das Annolied 1 *wir hôrten ie dicke singen von alten dingen, wie snelle helide vâhten* — 299 *manigin helit guodin* — 408 *manigin helit vili guot* — 506 *manig helit snel.* Dazu stimmt es, wenn Lexer noch belege aus Lamprechts Alexander kennt. Ich gebe die belege nur aus dem Straßburger Alex.: 779. 975. 1047. 1262. 1272. 1292. 1302. 1315. 1326. 1376. 1725. 1745. 1748. 1916. 1984. 2029. 2145. 2191. 2193. 2358. 2377. 2674. 2676. 2684. 2741. 2745. 3247. 3280. 3310. 3655. 3665. 3681. 3718. 3732. 3776. 4131. 4395. 4431. 4524. 4558. 4585. 4586. 5188. 5220. 5383. 5611. 5678. 5715. 6162. 6163. 6312.

6600. 6708. 6775. 6781. Daß aber die frühen belege für *held* in der Wiener Genesis hier nicht ins gewicht fallen, folgern wir aus der tatsache, daß der deutsche südosten für unser Hildebrandslied nicht in frage kommen kann. Wenn das wort *held* im mhd. einen größeren bereich einnimmt, so haben wir das mit der annahme zu erklären, daß es sich sowohl vom südosten als vom nordwesten aus den weg ins innere Deutschlands gebahnt hat.

Ich komme zu dem zeitwort *muotten*. Ich kann Braunes auffassung von *muotîn* 2 ebensowenig beipflichten wie Steinmeyer und halte an der landläufigen meinung fest, daß hier das zeitwort 'begegnen' (alts. *môtjan*) im conj. praet. steht. Vor dem beginn der kampfhandlung scheint mir der begriff des sichmühens nicht am platze zu sein, aber der begriff der begegnung gehört mit notwendigkeit vor jede eröffnung des kampfes. Man beachte auch: mit dem 'sich treffen' (engl. *to meet*) beginnt eigentlich erst 'das treffen' (vgl. Götze, Zs. fdwortf. 8, 313), und so gewinnt das subst. *môtti* 60 'begegnung' unmittelbar vor der kampfhandlung eine erhöhte bedeutung, denn ich glaube, daß *môtti* nicht anders verstanden werden darf. So spielt auch in ags. stabreimdichtung *métan gemétan gúðgemót handgemót gármittung* für krieg und schlacht eine wichtige rolle. Hier im Hildebr. v. 2 liegt der älteste beleg vor für das gleichbedeutende mhd. *muoten* im ritterlichen wortschatz von Hartmanns Iwein 5331, das in der 2. hälfte des 12. jh.'s mit anderen schlagwörtern des rittertums sein glück gemacht hat, indem es den weg vom Niederrhein in die hochdeutschen lande fand. Wenn mhd. *muoten* im 14. jh. nach den ausweisen bei Lexer in Bruder Hansens Marienliedern und im Karlmeinet begegnet, dürfen wir es dem altniederfränkischen ebenso zutrauen, wie es im altniederdeutschen lebt.

gûðhamo 5 erinnert an das *gundfano* bei Otfr. V 2, 9 und im Ludwigsl. 27. Die älteren belege für mlat. *gundfano* gehören dem westen an, was auch durch afrz. *gonfanon* bestätigt wird. Übrigens fehlt der ags. alliterationsdichtung ein entsprechendes *gúðhoma* 'panzer'.

Heribrant 7. 44. 45: muß oder darf man es als zufall betrachten oder liegt ein zusammenhang vor, wenn der eigen-

name als appellativum *herebrant* 'kriegsflamme, kriegsfackel' zufrühst im Annolied vorkommt?

gistantan 'sich einstellen, eintreten, beginnen' 8. 23, dem Tatian völlig fremd, ist Otfrid geläufig; aber es kann sich nicht um ein dichterwort handeln, daher es für unsere beweisführung wertvoll ist.

chuninc rîche 13 stimmt zu Otfrid. Unsere hilfsmittel geben nur spärliche literaturbelege für das ahd.-mhd. wort. Ich notiere Annolied 531 und Alexanderlied (Vor.) 371.

sêolîdante 42: hierzu stellt sich aus dem ahd. ein einfaches *lîdan* nur im Ludwigsl. 11 *obar sêo lîdan*. Im 12. jh. zeigt das Rheingebiet ein *erlîden* in seiner natürlichen bedeutung dann erst wieder im mittelfränkischen Tundalus 106 *alse si irliden hadden den selben pad* 'darüber gegangen waren' (Kraus, Deutsche gedichte des 12. jh.'s s. 233). Dazu stimmt aus Schönbachs Predigten I, 44 *als wir diz mer, daz ist dise werlt, erliden haben und wir zu der êwigen genâden cumen* (Bech, Zs. fdph. 19, 489). Aber beachtenswert bleibt auch noch, daß das einfache *lîden* in der zeitlichen bedeutung 'vorübergehen' in Lamprechts Alexander 5108 (*dô di nône liden was*) und in Veldekes Servatius I 1537 begegnet.

So müssen wir uns wohl gewöhnen, für den wortschatz des Hildebrandslieds von Fulda abzusehen und unsere blicke nach dem rheinischen westen zu richten. Und da findet sich eine schöne übereinstimmung zwischen *irri* 25 mit dem zweimaligen *irre* 'zornig' bei Lamprecht im Alex. (Vor.) 240 *daz (ros) was wunderlîch, iz was irre unt strîtich* und 814 *daz daz chint sô erre sprach*; vgl. auch 1053 *unde lieze sîn irreheit stân* und jüngere mfränk. belege für *irre* 'zornig' bei Kinzel s. 410. — Für *bano* 52 — *ti banin werdan* 54 bieten sich die frühesten belege erst wieder bei Lamprecht im Straßb. Alex., z. b. 1866 *daz sol û werden ze banen* und Kinzels anmerkung zu 1166 mit weiteren mfränk. belegen; allerdings auch Heliand 644 *te banon werđan*. — Ich komme zu *scarp* 64. Braunes Ahd. gramm. § 146 anm. 4 lehrt darüber:

'Das adj. ist als *sarph sarf* in allen älteren quellen herrschend; nur vereinzelt (z. b. *scarpên* Hildebr. 64) und erst seit dem 10./11. jh. etwas häufiger tritt daneben *scarph scarf* auf. Letzteres nimmt allmählich überhand, und im mhd. ist neben *scharpf scharf* die form *sarpf sarf* nur noch selten.'

Frühe belege für *scharf* bietet wieder der Straßburger Alexander 1846. 3075. 3273. 3295. 4589, aber auch schon Annolied 228. — Übrigens fehlt *ellen* 55, das auch im Tatian und bei Otfrid vorkommt, natürlich nicht bei Lamprecht (Vor. 1300, Straßb. 4308) und auch nicht im Annolied (auch *ellenthaft* Lampr. 105. 2359). — *garutun* 5 in der vorbereitung zum kampf erscheint als *gar(e)ten* bei verwandten anlässen im Annolied 126 *dô garter sich zi sturme,* wie im Straßb. Alex. 3215 *ze wîge gareten si sih dô*; vgl. Kinzel zu der stelle. — Zu dem *saro* 4 stellt sich noch *sarwât* Lampr. (Straßb.) 4275. — Eine flüchtige erwähnung verdienen *wîc* und *nîd,* die im Tatian völlig fehlen, während sie im Alexanderlied zu den allerhäufigsten wörtern gehören.

2. Lautliches. Wir kommen zu den lautlichen schwierigkeiten. Vorab bemerken wir, daß die zweisilbigkeit von *sunu* (*suno*) nach Braunes Ahd. gramm. § 230 anm. 1 nur linksrheinisch bezeugt ist: Isidor und Weißenburger katechismus. Zur form *seggen* 1 darf man doch daran erinnern, daß sich daneben aus dem Isidor einmaliges *sagida* 'sagte' (unumgelautet für *segida*) stellt; begegnet doch auch noch in südlicheren gegenden des Mittelrheins die form *segist* 'du sagst' in Christus und die Samaritërin 25 (später ist *seggen* nur niederfränkisch und niedersächsisch; vgl. Braune, Beitr. 1, 20).

Können uns solche vorläufigen einzelheiten im verein mit dem ganzen wortschatz in den rheinischen westen verweisen, so dürfen uns die *đat* (*dat*) und *it* auf Mittel- und Niederfranken hinweisen, und zu den nördlicheren teilen dieses gebiets stimmen ohne weiteres dann auch die *werpan* und *scarpên.* Aber statt solchen fingerzeigen zu folgen, hat man sich zunächst durch die oberdeutschen irrlichter des *d* für *th* und des *ch* für *k* verführen lassen. Von diesem oberdeutschen wahn hat man sich langsam frei gemacht, und wir müssen uns nach dem vorgang von Möller und Kögel endgültig davon lossagen. Und doch halte ich es für nötig, dies nochmals klarzulegen. Man darf also zunächst auf die *d* für *th* (*dat desero darba Dêtrîhhe* usw.) keinen wert legen. Es handelt sich vielmehr nur um eine unvollkommene schreibung nach frühags. vorbild. Man bedenke, daß der schreiber sein *đ* und das runenzeichen für *w* aus dem frühags. erborgt hat und

verbinde damit die tatsache, daß die ältesten ags. glossen, nämlich die Epinaler, für den gleichen lautwert ebensogut *đ* wie einfaches *d* schreiben können, und zwar im inlaut sowohl wie im anlaut:

giroedro 14, *lidrinae* 31, *staeblidrae* 136, *lediruuyrcta* 155, *gidopta* 189, *gesuidradae* 207, *eordrestae* 219, *sigdi* 430, *uuestsuduuind* 452, *aedilra* 479, *suedilas* 506, *unlidouuac* 521, *uuidir* 537, *fraehraedae?* 733, *sceadan* 736, *hraed* 742, *haldae* 865, *roedra* 875, *loda* 898, *suadu* 972, *sceldreda* 997, *adl* 999, *đrifedor* 1039.

In übereinstimmung mit der schreibweise der Epinaler glossen steht auch das vereinzelte *th* von *Theotrîhhe* 19, denn in den Epinaler glossen wird sehr gern *th* geschrieben im wechsel mit den sonstigen *đ* und *þ* (einmal auch *dh*).

So dürfen wir also bei der bestimmung der mundart des überlieferten Hildebrandsliedes von den *d* völlig absehen, weil sie auch auf nachahmung des ags. schreibgebrauchs beruhen können: ein Hildebrandslied in geregelter schreibung darf ohne weiteres *darba đing đesero* usw. einsetzen. Für die beurteilung der lautverschiebung bleibt also *d* = *đ* außer betracht. Ich muß das hier ausdrücklich feststellen, weil sowohl Braune als auch Franck bei der darstellung des germ. *þ* in den fränk. mundarten unser Hildebrandslied nicht anführen.

Die vielen *d* im Hildebrandslied dürfen also nicht irreführen. Dann dürfen wir aber auch daran erinnern, daß in den ältesten ags. glossen schlichtes *b* für den weichen reibelaut im wortinnern durchaus herrscht, und es erhebt sich die frage, ob die in- und auslautenden *b* von *ibu habês arbeo lîb obana* (neben *ab hevane*) *gibu geba* usw. nicht vielmehr als weiche reibelaute aufzufassen wären nach späterer mittelfränk. und niederfränk. weise. Man würde sie in einer geregelten textherstellung durch *b* ersetzen dürfen, wenn dieses nicht vielmehr ein rein sächsisches schriftzeichen wäre, das dem angelsächsischen fremd ist.

Wir kommen zu dem scheinbar oberdeutschen *ch* im an- und inlaut: *folche* 10, *chind* 13, *chunincrîche* 13 usw. Das hat mit oberdeutscher lautart nichts zu tun und ist von Braune Ahd. gramm. § 143 anm. 2 als schlichte schreibung für *c* = *k* festgestellt. Aber das gleiche gilt dann auch bei *rîche* 13. 48, das in annähernder übereinstimmung mit *harmlîcco* 66 und

mit dem zweimaligen *ik* also ein unverschobenes *k* aufweist.

Wir kommen zu dem unverschobenen germ. *t* (*dat it tuêm hwitte suâsat* usw.). Schon Kögel Grundr. I 74 ist in der lage, das beharren des germ. *t* für die rheinischen landschaften der fränkischen mundarten in großem umfang nachzuweisen. Kommen doch noch in der zweiten hälfte des 9. jh.'s bei Otfrid (Piper, Otfrid Einl. s. 112) vereinzelte *it that,* sowie *suazzat seragat anderat rozzagat* in unsern handschriften vor (wenn auch teilweise nachträglich verbessert), so daß *it* und *suâsat* im Hildebrandslied nicht auffällig sein müssen. In Trierer glossen zeigt das mittelfränkische manches unverschobene *t* wie in *capulum heltes* Gl. II 557, 36. Katara, Die glossen des Cod. Sem. Trev. s. 57 belegt *egituril* IV 208, 28, *scranctun* IV 203, 64, *tostiatun* IV 208, 12, *holtdiuval* IV 207, 32, *hrot* II 590, 14, *bôto* IV 204, 31, *thrivôt* IV 210, 18, *erit* III 571, 56 — *eriuit* IV 207, 38, *gêtfugal* III 458, 28, *gota* IV 200, 32, *horneta* IV 210, 43, *watar* IV 206, 18, *bulit* IV 197, 48 (vgl. auch Zs. fdwortf. 1, 73). Und dieselben Trierer glossen haben entsprechend den formen *ik* (neben *ih*) und *rîc(h)e* unverschobene *k* wie in *belico* 'bläßhuhn', *bruoc* 'hose', *buokari* 'scriba', *havuk* 'habicht', *hrok* 'krähe', *huk* 'uhu', *kirika* 'kirche', *kokelin* 'kleiner kuchen', *lôc* 'lauch' und noch öfter (Katara s. 64). Auch in den neuerdings von Roth aufgefundenen Trierer glossen (Zs. fda. 52, 172 ff.) begegnen unverschobene und verschobene formen durcheinander: *hnioswurt* 31 neben gewöhnlichem *-wurz, warta* 'warze' 55, auch *sêpa* 'seife' 53, *hanup* 24 = *hanuf* 'hanf' 72, *aduk* 'attich' 41.

Wo also germ. tenues unverschoben begegnen, ist immer vorsicht geboten. Es wäre vielfach vorschnell, in solchen fällen ausschließlich an das niederdeutsche zu denken. Für unser Hildebr. ist es verhängnisvoll geworden, daß man die unverschobenen tenues nur mit dem niederdeutschen in zusammenhang gebracht hat.

3. Niederdeutsches? Diese frage bedarf noch der ausdrücklichen prüfung, nachdem sie bisher an der ganzen verwirrung mit schuld ist. Von meinem jetzigen standpunkt aus muß ich sie in allem wesentlichen verneinen. So fragen wir jetzt nach den nd. bestandteilen des Hildebr. Zum Heliand

stimmen sicherlich nicht die präpositionen *in* 10. 13. 20. 21. 46. 51. 56. 64 und *ar ur* 33. 60, die beide dem Hel. völlig fremd sind, auch nicht die ahd. lautform *ubar* 6. 43 gegenüber der alts. lautform *ōbar*, und ebensowenig die präp. *tô*, deren lautcharakter mit dem späteren mitteldeutschen übereinstimmt, wie denn im Alex. *zô* als präp. reichlich bezeugt ist, z. b. *zô der burch* 1357. 1367, *zô der erde(n)* 1731. 3169. 4679 usw. — *zu der hellen* Tobias 116 (Beitr. 41, 532), aber die ahd. Tatianübertragung hat dazu kein gegenstück. Dem *fan fon* des Heliand entspricht im Hildebrandslied nur *ab* und *ar ur*. Und wenn in unserm liede *miti* als präp. neben *mit* auftritt, so herrscht dagegen im Hel. durchaus *mid*; freilich mit der einschränkung, daß der Cott. einige wenige *midi* (143. 747. 757. 4806) einmischt. — Es ist auch nicht gleichgültig, daß die syntaktische fügung *fireo in folche* 10, *prût in bûre* 21, *folches at ente* 27 zwar der ags. dichtersprache geläufig, aber im Hel. verhältnismäßig selten ist.

Für die *ja* und *jak* 'und' des Hel. gibt unser Hildebr. keinen beleg. Dem *eddo erdo* 'oder' des Hildebr. entspricht im Hel. nur *eftho*. Für zweimaliges *ibu* hat der Hel. nur *ef*. Und für die conj. *unti* erscheint im Hel. nur *und unt*.

Aber nicht bloß zwischen den formwörtern besteht im Hildebr. und im Hel. keinerlei wertvolle übereinstimmung, auch in den wortformen stimmt das Hildebr. mit dem Hel. nicht überein, vor allem in declinationsformen wie *fôhêm wortum* 9 oder *dînêm hrustim* 46 oder *scarpên scûrim* 64 usw. Mithin kann auch *helidos* 6 keine nd. form sein; ebensowenig *sunu* (oben s. 504), das zu frühmhd. *sune* im Straßb. Alex. 398 (Braune Beitr. 9, 551) stimmt.

Sind aber formwörter und wortformen des ahd. gedichtes frei von nd. mischung, so bliebe schließlich das unverschobene *t* (*tt*) für hd. *z* (*zz*) als nd. merkmal allein übrig, und das ist ebenso unglaublich, wie es unglaublich ist, daß in den 68 langzeilen unseres gedichtes der oder die schreiber sich nicht ein einziges mal geirrt hätten, wenn das lied kein verschobenes *z* aufweist. Da sind etwaige übereinstimmungen im wortschatz zwischen Hildebr. und Heliand kaum von ausschlaggebender bedeutung. Für *giweit* 18 hat v. Kraus Zs. föGym. 1896 s. 318 an *arwîzan* 'discedere' im Tatian erinnert. Für *gistantan*

'beginnen' 8. 23 (oben s. 503) hat der Hel. keine entsprechung, wohl aber Otfrid. Für *wallôn* 'umherziehen' 50 hat Otfrid belege, aber weder der Heliand noch der Tatian.

Eine berührung im wortschatz ist scheinbar *ummet* 25. 39, wenn der Hel. daneben *unmet grôt* und *unmet hêt* aufweist, aber auch im Rheingebiet zeigt Otfr. das verwandte *zi ummezze* (oben s. 501). Wenn der Hel. ein einmaliges *hild* aufweist, so wird niemand auf diese übereinstimmung mit dem Hildebr. irgend welchen wert legen: auf beiden gebieten war das wort schon im absterben. Aber wichtiger ist doch wohl die übereinstimmung von alts. *gimahlian* 'reden' mit dem Hildebr. Das dem Hel. geläufige *knôsal* 'geschlecht' erscheint mir nicht charakteristisch. Ich übersehe auch nicht die übereinstimmung von *inwit* 41 mit alts. *inwid* und von *furnëman* 43 mit alts. *farniman* 'wegraffen'. Aber für *hevan* 30 ist von gewicht, daß Schuerens Teuthonista 1477 *heven* für Cleve bezeugt.

Selbst wenn jedoch nd. berührungen für das Hildebr. angenommen werden müssen, was sicherlich nicht in größerem umfang sein kann, so hat man darin nicht den geringsten anhalt für die annahme der heimat in Fulda. Eine solche berührung könnte ja auch vom niederfränkischen ausgegangen sein und etwa nach Werden hinreichen, wo der Cott. des Hel. (mit seinen vier *midi* neben gewöhnlichem *mid*) geschrieben sein soll. Wortschatz und lautlehre des Hildebr. scheinen mir durchaus westlich in die rheinischen gebiete zu weisen.

Man darf hier nicht an das verklingen der nasale in *gûđ, ôđre* für *ôđre, ûsere* für *unsere, chûd* für *chûđ* usw. erinnern. Zwar gelten sie bisher als eine feste säule für die annahme von nd. bestandteilen in der sprache unseres liedes, aber dies kann ohne einschränkung nicht zugegeben werden. Denn solche formen begegnen auch auf niederfränkischem und mittelfränkischem gebiet, wie sie schon Weinhold Mhd. gramm. s. 215 belegen konnte. Lessiak Afda. 34, 320 verweist auf Ahd. gl. III 608, 5 *sûdan* für *sunđan* 'von süden her' und auf *sûthenewind* im Leid. Will. 39, 10, 16. In den glossen des Lipsius begegnen *suîtho farkûtha sûthon* und *hlôthu* (Sievers Beitr. 19, 560). Darunter ist *hlôthu* 'praeda' ebensosehr in guter übereinstimmung mit dem Hildebr. *ôđre* wie in übereinstimmung mit *ôthar* im Hel. Weinhold verweist auf *ingesîde* Rolandsl. 3230.

6451 für *ingesinde* und auf *swîde* 'stark' in einem Kölner brevier des 15. jh.'s (Pfeiffer, Frommanns deutsche mundarten II 2, 3). Das Mhd. wb. belegt *ingesîde* noch aus Wernhers Mar. 57. Jetzt kommt aus dem Trierer Tobias *viif* 'fünf' 269 hinzu und vielleicht auch die umgekehrte schreibung *dunsint* 'tausend' 212. Und da wir wissen, daß der Vorauer Alexander Lamprechts für das moselfränk. gebiet auch die Hildesage kennt, dürfen wir den namen *Gudrun* wohl auf das mittelfränk. lied zurückführen, für das es zeugnis ablegt (über die bisherigen deutungen der lautform vgl. Sijmons, Gudrun[2] s. LXI). Auf das von Franck so sehr betonte *chind* = alts. *kind* werde ich noch in einem besonderen aufsatz zurückkommen. Wenn die Lex Salica mehrfache *anđer* mit einmaligem *ander* aufweist, so zeigt sich darin die normale erscheinungsform des mittelfränk., insofern der *n*-verlust vor *þ* nur eine beschränkte verbreitung hatte.

So schwinden die zeugnisse für nd. einmischung im Hildebr. so gut wie ganz. Alles weist auf Mittelfranken hin, wo die *dat* und *it* und teilweise auch *werpan* und *scarpên* heimisch sein können.

Eine besondere bestätigung meiner vermutung von mittelfränk. herkunft des Hildebr. erfährt meine annahme durch Sehrt 1916 Zur geschichte der westgerm. conjunction *Und* (Hesperia VIII) s. 35 bei seiner erörterung über die *anti enti* des Hildebr., in denen man zur not ein wiederspiel von alts. *endi* mutmaßen könnte: 'Die *endi*-formen sind nur in alts., mittel- und rheinfränk. denkmälern belegt.' Wenn aber Sehrt dann fortfährt: 'Mittel- und Rheinfranken sind als heimat des Hildebr. ausgeschlossen', so bleibt doch die tatsache bestehen, daß seine untersuchung ihn zu dieser ausdrücklichen behauptung hindrängte.

4. Trier als heimat. Die herkunft des Hildebrandsliedes zu bestimmen hat bisher der ursprung unserer überlieferung in Fulda gehindert, aber ebenso sicher durch mehrere jahrzehnte die zahlreichen anlauts-*d* (*der deru dé den deser dat dô du ding* usw.) und die anlauts-*ch* (*chind chuning chônnêm* usw.). Das fehlen der für Fulda wie auch für Weißenburg durchgehenden anlauts-*th* hat seltsamerweise an dem Fuldaischen ursprung nicht irregemacht, so wenig wie jene anlauts-*d* und *-ch*, obwohl diese gar nicht zum ost-

fränkischen stimmen: so fest hat man auf die Fuldaische herkunft unserer Hildebrandhandschrift gebaut.

Und doch ist der philologe bei derartigen tatsachen sonst nicht so ängstlich oder verlegen. Zwar stammt unsere überlieferung der Lex Salicabruchstücke sicher aus Trier, aber das hat Müllenhoff nicht daran gehindert, ihre sprache für ostfränkisch zu erklären, und noch heute schwankt man zwischen Fulda und Würzburg als heimat der bruchstücke. Nicht einmal die wortform *penting* 'pfennig' machte stutzig, wenn man in dem vermeintlich ostfränk. Hildebrandsl. *werpan* und *scarpên* fand und damit fertig wurde. Wie die bruchstücke der Lex Salica mit dem Hildebrandsl. *đ* und die ags. rune *w* teilen, so stellt sich das dem Tatian fremde *erdo* Hildebr. 62 neben dreimaliges *erđo* in der Lex Sal. Und wenn im Hildebr. 61 *hwerdar* auf dem gleichen lautgesetz beruht (*hwerdar* für *hwerđar* = **hweþþar*), so gehört dazu wohl auch aus der Lex Sal. das bekannte *wirđria* 'aufschubgeld', das ich mir als ableitung zu *wërd* (*wërth*) vom standpunkt der wortbildungslehre aus nicht deuten kann. Über das wort wird bekanntlich gestritten (Literatur Beitr. 25, 517), aber Brunner Rechtsgeschichte 2, 624 denkt an ahd. *wirdirôn* = *widirôn* 'weigern'. Und wenn im Hildebrandslied die dativform *mir* und *mi* nebeneinander steht und der nominativ *her* neben einer form *hê* (*hê raet* 'er ritt' 22) und *hwer* 'wer' neben *dê* 'der' (60), so gilt dasselbe schwanken im bruchstück der Lex Sal., wo neben *đer* ein *đê* steht.

Aber für die Trierer heimat des Hildebr. dürfen wir nicht bloß die überlieferung der Lex Sal.-bruchstücke mit ihren lautlichen übereinstimmungen anführen. Für Trier spricht auch der wortschatz des Hildebrandslieds. Hatte J. Kuhnt 1915 in seiner Greifswalder dissertation über 'Lamprechts Alexander' den moselfränk. ursprung des Vorauer textes festgestellt, so wissen wir jetzt durch Degerings veröffentlichung der Tobias-bruchstücke (Beitr. 41, 528 ff.), daß der Tobias-dichter mit dem Alexander-dichter ein und dieselbe person ist und nach Trier gehört. So liefert uns nunmehr die Vorauer Alexanderdichtung eine einwandfreie gewähr für den Trierer wortschatz in der zeit um 1130, und die übereinstimmung mit unserm Hildebr. ist denn auch überraschend.

Von worten, die in dem ostfränk. Tatian fehlen (oben s. 500), zeigt das Hildebr. übereinstimmungen mit dem Vorauer Alexander im häufigen gebrauch von *gewinnan* 'gewinnen'; auch *helid* (oben s. 501) begegnet häufig im Vor. Alex. (537. 603. 702. 734. 772. 906. 930. 988. 1241. 1248. 1297. 1450. 1489. 1519). Dem Tat. fremd ist auch *nîd,* das im Vor. Alex. 873. 954. 987 begegnet; desgleichen *ellen* Vor. Alex. 1300. Hierher gehört auch *wîc* (*volcwîc*) 86. 167. 1147. 1458. 1490. 1511. 1528. Zu *argôsto* 58 stellt sich im Vor. Alex. 1406 *argôre* 'ärger', für das allerdings Kinzel in der anm. s. 461 die bedeutung 'feig' leugnet. Belege für *scarf* (*scarph*) im Vor. Alex. sind 624. 928. 1250. 1336 (vgl. oben s. 503). Aber von ganz besonderer wichtigkeit ist die übereinstimmung von *êrhina* Hildebr. 16 mit *êrhin* Vor. Alex. 1520, weil es die beiden einzigen belege für die ahd.-mhd. zeit sind. Bedeutung beansprucht auch *irri* 'zornig' Hildebr. 25 = *irre* (*erre*) 'wild' Vor. Alex. 240. 414. Nicht zu übersehen ist *degen* Vor. Alex. 1394. Schließlich sei zu *reccheo* 48 erinnert an *rechen* Vor. Alex. 827.

Nach allen seiten hat somit Trier ein höheres anrecht darauf für die heimat des Hildebrandsliedes zu gelten als Fulda.

5. Altmoselfränkisch. Sind die in diesem aufsatz vorgetragenen vermutungen richtig, so treten das Hildebr. und die bruchstücke der Lex Sal. in den anbeginn der Trierischen sprachquellen. Jetzt brauchen wir nicht zu zweifeln, daß die sprachform im Hildebr. etwas älter, die sprache in der Lex Sal. etwas jünger ist. Wir gewinnen somit auch für die Lex Sal.-bruchstücke einen neuen standpunkt.

Dürfen wir jetzt doch die inlauts- und auslauts-*b* der Lex Sal.-bruchstücke so gut wie die *đ* und die ags. *w*-rune auf eine ags. schreibschule zurückführen, nachdem wir für das Hildebr. (oben s. 505) die gleichen annahmen wagen mußten. Wenn man die *ƀ* des Heliand anwenden wollte, dürfte man in den Lex Sal.-bruchstücken *iƀu lebên habên oƀana hauƀit giscriƀan diuƀiu* und auch *wiiƀ* einsetzen. Das im Hildebr. sich zeigende *hevane* ist der erste vorbote der jüngeren *v*-schreibung für den inlaut, die im 10. jh. in den Trierer capitularen herrscht.

Zu den frühags. schreibergewohnheiten rechnen wir in der Lex Sal. auch das durchgehende *c* in *urcunđeo, gicunđe* und *cuninges* und besonders in *cuimit cueme cuena.* Das Hildebr. hat hier größere willkür und schwanken zwischen gleichwertigen *k c* und *ch.*

Bisher machte das *reccheo* des Hildebr. mit seinem anlauts-*r* für *wr* erhebliche schwierigkeiten, so lange man an eine nd. sprachmischung für das Hildebr. glaubte. Nunmehr muß es als moselfränk. aufgefaßt werden. Für das ripuarische gibt Weinhold Mhd. gramm. s. 176 reichliche belege für das beharren des *wr*-anlauts in mhd. zeit. Aber für das moselfränkische dürfen wir eine frühe erleichterung des alten anlauts annehmen, die auch in Trierischen glossen der ahd. zeit zu belegen ist, z. b. *ribun* 'sie rieben' Ahd. glossen II 26, 28. Freilich zeigen die von Katara behandelten glossen des Trierischen seminars (oben s. 506) eine zwiespältige behandlung: einerseits *reizon ringon furiristi ristila rizon runza runzon* — anderseits *wrendilo wrenio wrentol wrivon.* Im späteren moselfränk. herrscht *r*-anlaut in dem zeitwort *rëchen* Vor. Alex. 827 und in dem subst. *râche* 'rache' Tobias 207 (aber ebenda auch *untwrachte*). Ich glaube nicht, daß man an *reccheo* als moselfränkisch anstoß nehmen kann.

6. Die lautverschiebung. Die beurteilung des Hildebr. hat bisher unter dem vorurteil gestanden, die sprache müsse Fuldaisch sein. Zwar waren die vielen *d* und *ch* irrlichter, die eigentlich nach Oberdeutschland hätten locken müssen. Aber wir alle hatten uns eingeredet, die sprache schwanke zwischen niederdeutsch und hochdeutsch in einer ganz willkürlichen weise hin und her. Zwar hat sich wohl jeder kenner daran gestoßen, daß die überlieferung zugleich ohne die geringste spur eines schwankens von anfang bis zu ende des liedes die alten wie die neuen *t* ausnahmslos durchführt. Eine völlige gleichmäßigkeit der sprache wird für unser lied nunmehr anerkannt werden müssen. Wer es jetzt vorurteilslos durchnimmt, wird mir zustimmen, daß unter den kleineren ahd. denkmälern wohl kaum ein anderes sprachlich so wenig schwankungen aufweist wie unser Hildebr. Von zügen, die nd. sein müssen, kann unter keinen umständen länger die rede sein, ebensowenig von ostfränk. einmischung.

Die sprachliche eigenart der überlieferung des liedes besteht darin, daß es im allgemeinen keine tenuesverschiebung aufweist, aber die verschiebung von *d* zu *t* folgerichtig durchführt. Unser denkmal liefert den beweis, daß die verschiebung von *d* zu *t* eigentlich nichts zu tun hat mit der hd. tenuesverschiebung, die — von süden nach norden vordringend — das mittelfränkische im zeitalter Karls des Großen erst allmählich erreichen konnte. Das gesamte fränkische gebiet hatte in der durchführung von *d* zu *t* seine eigene lautverschiebung, von der nur das spätere niederfränkische verschont blieb. Und diese fränkische verschiebung, die also auch in den Trierer bruchstücken der Lex Sal. gilt, dehnte sich dann nach Oberdeutschland aus, wie umgekehrt die altoberdeutsche tenuesverschiebung die fränkischen mundarten ansteckte.

Allerdings muß zugegeben werden, daß auch das mittelfränkische damals schon die regungen der tenuesverschiebung spürte. Dafür zeugen die *ih dih mih sih* neben *ik*. Aber man darf in den vielen *tt* für *t* mit Möller, Alliterationspoesie s. 59 die vorzeichen dafür anerkennen, daß die *t* sich schon auf der bahn der hd. tenuesverschiebung bewegten. Ohne an Möllers vorgang zu denken, habe ich 1895 Engl. stud. 22, 263 geäußert: 'Ich glaube, daß das scheinbar auf nd. stufe stehende *t* des Hildebrandsliedes nur ein unvollkommenes lautsymbol ist für ein bereits verschobenes *t*, das aber noch nicht bei der normalstufe *zz* — *z* angelangt ist.' Jetzt muß ich annehmen, daß formen wie *dat dat it muotîn* usw. gute mfränk. formen blieben, aber *hætti heittu huîtte* usw. mit ihrem *tt* sich auf dem wege zur *ʒʒ*-verschiebung befanden.[1])

Freilich ist hier vielleicht eine einschränkung nötig. Unsere überlieferung ist wohl nicht so streng in der schreibung von geminaten, wie man gern glaubt. Wenn *muotîn* 2 (oben s. 502) der conj. praet. ist, müßte *môt-tîn* angenommen werden und *gileitôs* 32 ist sicher als *gileit-tôs* aufzufassen. Bei

[1]) Die Lex Salicabruchstücke zeigen bereits die normen der späteren tenuesverschiebung und somit einen jüngeren sprachzustand als das Hildebr., aber sie verraten zugleich im verhältnis zum späteren mfränk. seltsamerweise die verschobenen *daz* und *iz*, sowie *jârigaz*. Ich behalte mir eine genaue darstellung der mfränk. lautlehre vor. Übrigens stimmt wieder ᵘas *sih* und *hwelih* der Lex Sal. ganz zum Hildebrandslied.

chônnêm 28 steht *nn,* aber *gimeinûn* 60 sollte auch *nn* haben, und *birahanen* 57 wäre wohl besser *rahannen* geschrieben. Beachten wir nun *sceotantero* 51, wo man *sceottantero* erwarten müßte, so darf man vielleicht doch einen leisen zweifel an jener auffassung der *tt*-schreibung äußern. Lautgesetzlich jedoch sind wir sicher gezwungen anzunehmen, daß in der 2. hälfte des 8. jh.'s der übergang von *t* zu *z* (*zz*) irgendwie angebahnt war. Gleiches würde auch von dem *p* in *werpan* und *scarpên* gelten müssen.

7. Die überlieferung. So lange man in ihr die seltsame und unerklärliche mischung von hochdeutsch und niederdeutsch annahm, mußte man die gleichmäßigkeit der handschrift unterschätzen. Gegenüber dem schwanken zwischen *enti* und *joh* nicht nur im Tatian, sondern auch im Otfrid, stieß man sich nicht an dem durchgehenden *enti* (*anti*), das mit dem *inti* der etwas jüngeren Lex Salica im einklang steht. Nimmt man zwei schreiber für unser lied an — Franck glaubt nur an einen —, so hat man wert darauf zu legen, daß auch die *jan*-infinitive (*seggen sitten birahanen*) dem anfang mit dem ende gemeinsam sind; niederdeutsch sind sie nicht, und doch mußte man bisher für *seggen* eine ganz fragwürdige mischung von niederdeutsch und hochdeutsch annehmen. Jetzt aber genügt das einmalige *sunne* für *sunnja* und das zweimalige (*gi*)*menen* für (*gi*)*mennjan* der Lex Salica, die *en*-infinitive als altmoselfränkisch zu erweisen.

Die überlieferung unseres liedes scheint mir in viel höherem maße einheitlich zu sein, als man bisher geahnt hat. Bei den vielen schwankungen, die in unserer handschrift vorkommen, wie zwischen *đ* und *d, ch* und *c* oder *k,* wozu auch die schwankenden abbilder des germ. *ai* und *au* durch unser gedicht hinzukommen, will mir die folgerichtigkeit nicht glaubhaft erscheinen, die sich in der behandlung von germ. *d* und germ. *þ* ausnahmslos geltend macht. Auch sind die ersten zeilen des liedes mit ihren wiederholten *đ* von so ängstlicher treue, daß hier unmöglich verstöße gegen den wirklichen sprachgebrauch des dichters oder der überlieferung angenommen werden können. Die strenge einheitlichkeit der sprache ist für mich nicht länger zweifelhaft, wobei es für meine annahme gleichgültig ist, ob ein oder zwei schreiber anzunehmen

sind. Aber wer an nd.-hd. dialektmischung denkt, für den muß es ein rätsel bleiben, daß zwei schreiber eine so unmögliche schreibmischung haben dürfen. Und wie verwickelter wird diese frage noch, wenn man annimmt, daß die beiden schreiber eine ältere vorlage treu abgeschrieben haben.

8. Mittelfränkische spielleute. Der rheinische westen wird durch meine auffassung der heimatssprache unseres liedes nicht in störender weise belastet. Der dichter unseres Ludwigsliedes gehört zwar nicht nach Mittelfranken, aber er ist nördlicher als Otfrid. Darin regt sich für uns, selbst wenn der dichter ein geistlicher sein muß, ein guter spielmännischer geist in der kampfschilderung. Zweihundert jahre später wirft der dichter des Annolieds einen geringschätzigen seitenblick auf die, seinen christlichen idealen und absichten abgewandten spielleute, die nur singen und sagen konnten, *wie snelle helide vuhten* usw. Aber sein anfang, *wir hôrten ie dicke singen von alten dingen,* erinnert uns an das Hildebrandslied. Und so hält er sich auch in der schilderung der schlacht von Pharsalus an den heimischen stil, den er von rheinischen spielleuten hatte lernen können. Und wieder fünfzig jahre später zeigt der mittelfränkische pfaffe Lamprecht in seiner Alexanderdichtung den gleichen einfluß von spielmannsgedichten. Oder fühlt man sich nicht an geist und darstellung des Hildebrandsliedes erinnert bei der schilderung des *einwîc* zwischen Alexander und Porus v. 4653 ff.:

di hêren zucten di sahs,
zesamene si dô sprungen.
woh wî di swert clungen
an der fursten handen,
dâ sih di wîgande
hiwen alse di wilde swîn.
dâ was nît under in.
michil wart der stahilscal.
daz fûr blickete ubir al,
dâ si des schildes rande
zehiwen vor di hande.
si giengen alle wîle
wider ein ander ze bîle.
wol nutzeten di ecken
di tûrliche recken
ir geweder wider den anderen.

Erinnern wir uns für die 2. hälfte des 12. jh.'s daran, daß im könig Rother ein rheinischer spielmann durchblickt und daß das spät überlieferte, aber an das ende des 12. jh.'s weisende spielmannsgedicht von Orendel nach Trier gehört, so wissen wir jetzt, daß der mittelfränkische spielmann bis ins 8. jh. zurückreicht. Und hier in der Rheingegend war er wohl auch schon vor dem 8. jh. heimisch.

Ich stehe am schluß meiner mutmaßungen, die nur anregungen sein sollen und nicht erschöpfen können. Treffen sie das richtige, so verliert der stoßseufzer Steinmeyers (Kleinere ahd. sprachdenkmäler s. 11), der uns allen bisher aus dem herzen gekommen ist, fortan seine berechtigung: 'Ich bezweifle, daß es jemals gelingen wird, falls uns nicht unerwartete funde beschieden sein sollten, mit irgend welcher aussicht auf erfolg über eine vorsichtig von den fehlern der überlieferung gereinigte gestalt hinaus vorzudringen.' Bei meiner jetzigen auffassung verliert unser altehrwürdiges denkmal viel von dem zwitterhaften, das ihm in unser aller augen bisher angehaftet hat. Das haupträtsel löst sich, wenn man die Lex Salica-bruchstücke nicht länger nach Fulda oder nach Würzburg und umgekehrt das Hildebrandslied fortan nach Trier verschiebt. Zu diesem wagnis bin ich geführt von den ältesten belegen für *helid* und von der mehrdeutigkeit der form *dat.*

FREIBURG. F. KLUGE.

AGS. *ÍREN* = AHD. *ÎSAN.*

Im jahre 1898 hat R. Much Zs. fda. 42, 164 die lautverhältnisse in der germ. wortfamilie unseres nhd. *eisen* erörtert und kommt jetzt Anz. fda. 37, 66 f. darauf zurück. Bisher war O. Schrader 1913/14 in der wochenschrift 'Die geisteswissenschaften' I, 197 der einzige gewesen, der Much zugestimmt hat in der annahme, zwischen ags. *íren* und ahd. *îsan* walte der rhotacismus des Vernerschen gesetzes. Ich habe mich dieser auffassung nie anschließen können und glaube, meine abweichende meinung einmal öffentlich begründen zu müssen, was ich bisher versäumt habe. Meines wissens ist ein gesichtspunkt bei der beurteilung von ags. *íren* bisher nirgends zur geltung gekommen. Wenn ich überzeugt bin, daß das *r* in ags. *íren* nichts mit dem rhotacismus des Vernerschen gesetzes zu tun hat, so bestimmt mich dabei die tatsache, daß das ags. *úre* = got. *unsara* sein *r* durch angleichung für *sr* (grdf. **úsre*) erhalten hat. Wem dieses

eine zeugnis nicht genügt, den verweise ich auf eine stelle in Bedas kirchengeschichte (Sweets OET s. 135, 66): *Oeric* cognomento *Oisc*, a quo reges Cantuariorum solent *Oiscingas* cognominare. Hier liegt deutlich eine umgelautete form des eigennamens *Ósric* vor, der durch die kurzform mit ihrer patronymischen ableitung völlig gesichert ist. Der übergang von inlautendem *sr* in *r* — mit angleichung und vereinfachung von *rr* zu einfachem *r* — kann also auch für *íren* aus **ísren* nicht wohl in frage gestellt werden. Es könnten sich zwar bedenken einstellen, wie **ísren* lautgesetzlich für *ísern* eingetreten wäre. Dafür ist an eine verwandte umstellung im zweiten wortglied von eigennamen wie *Aeđelbriht, Cynebriht, Sigebriht* usw. zu erinnern, wofür die ältere sprache immer *-berht* hat, und es wäre auch an die ahd. namensformen auf *-braht* für *-beraht* zu erinnern. Man überzeugt sich schnell aus Sweets OET s. 626, daß das frühe angelsächsisch in den ältesten glossen durchweg *ísern* hat, während die form *íren* erst im Vespas. Psalter auftritt. Lautgeschichtlich wird daher eine jüngere entstehung von *íren* aus **ísren* empfohlen. Im gegensatz zu Muchs dreifachen grundformen glaube ich nur an eine einheitliche grundform *îsarno* und bestreite die berechtigung, ein mutmaßliches **îzarno* für irgendwelche bestimmung des alters der ersten lautverschiebung zu verwenden.

Ich benutze die gelegenheit, einen zweiten punkt in der wortgeschichte unseres *eisen* in frage zu stellen: das oft citierte *Isarnodorum* als ortsname. Es ist bekanntlich in einem heiligenleben des 9. jh.'s bezeugt als vox Gallica mit der deutung *ferreum ostium*. Schon Holder hat im Altcelt. sprachschatz II, 76 den gallischen ursprung in frage gezogen und möchte an germ. ursprung des wortes denken. Lebten so spät noch Gallier im Rhonetal? Handelt es sich nicht vielleicht um einen burgundischen ortsnamen? Vgl. Krusch in der Monumenten-ausgabe der Vita Eugendi (M. G. S. Rer. Merov. III) 127. 154.

FREIBURG. F. KLUGE.[1])

[1]) [Zur weiteren stütze von Kluges feststellung der ags. assimilation *sr* zu *rr*, mit verkürzung zu *r* nach langem vocal, erlaube ich mir auf

DIE GRUNDLAGE DES HANS SACHSVERSES.

Im ersten heft dieses bandes (s. 47 ff.) sind aus dem nachlaß Pfannmüllers ein paar blätter veröffentlicht worden, die den alten hader um den vers Sebastian Brants gleichsam aprioristisch zu schlichten versuchen. Einige einwände grundsätzlicher art möge man mir gegen die betrachtungsweise des der germanistik so früh entrissenen verdienten verfassers erlauben.

Pf. bespöttelt die bisherige statistik und glaubt durch seine darlegungen der sogenannten 'lehre von der freien füllung' ein bein stellen zu können. Sie habe u. a. die möglichkeit der reproduction der 'von so kunstvollen poeten so kunstvoll geschaffenen verse' nie scharf genug bedacht. Bei der aufführung der fastnachtspiele müsse notwendig die 'fixe skansion als augenfälligeres motiv und primäres princip' selbständig geworden sein und die etwa vom dichter vorgesehene freie taktfüllung verdrängt haben. Er nennt diesen gesichtspunkt 'den wichtigsten einwand gegen die viertaktlehre', und die tatsache, daß unsere schauspieler den blankvers wie prosa sprechen, führt ihn keineswegs zu dem schluß, daß die reproduction keinerlei bedeutung für das ursprüngliche formgefühl des dichters habe. Daß der vortrag auf der bühne leider in der regel eine popularisierung, eine nivellierung ursprünglicher kunst unter sociologischen gesichtspunkten ist, wollte auch Pfannmüller gewiß nicht abstreiten. Daraus hätte sich aber auch ihm ergeben müssen, daß allein das rhythmische formgefühl des schaffenden zur discussion steht. Mag der minnesang wie die heutige lyrik in der recitation günstigeren

---

einen aufsatz Edw. Schröders 'Zur heimat des Adam von Bremen' hinzuweisen, der in den Hansischen geschichtsblättern 1917 II 351 ff. veröffentlicht vielleicht manchem fachgenossen entgehen könnte. Daselbst wird s. 357 ff. bei eingehender erörterung der flußnamen Weser und Werra die assimilation von *Wis(e)ra* > *Wirra* mit der ebenfalls fränkischen von ahd. *thesera* > *therra* (Ahd. gr. § 288 a. 1) zusammengestellt und weiterhin auf ähnliche vorkommnisse in ortsnamen hingewiesen: der name der stadt *Herrieden* (Bayr. Mittelfranken) geht auf ahd. *Hasareodum* (Förstemann, Altd. namenbuch 2^3, 1275) zurück. — W. B.]

gesetzen unterworfen gewesen sein, für die verse aller übrigen gattungen gilt heute wie vor vierhundert jahren, daß unter hundert recitationen wahrscheinlich neunzig den vom dichter beabsichtigten rhythmischen eindruck verwischen oder verzerren. An dieser 'empirischen tatsache', die man getrost aus der gegenwart in die vergangenheit übertragen darf, wird auch nichts geändert, selbst wenn es Sievers gelingen sollte, für jeden vers eine allgemeingültige geheimnisvolle und unentrinnbare schallform als angeboren zu erweisen.

Die nach Pf. 'optimistische' und also idealisierende lehre von der freien viertakter-füllung muß natürlich jederzeit damit rechnen, daß das literarische publikum, daß die reproducierenden diesem verse nicht gewachsen waren. Das hat in der bildenden kunst der zeit durchaus seine analogie. Wenn ein zeitgenosse Dürers dessen holzschnitte ansah, wird er wohl von dem ursprünglichen kunstwillen, der den meister bewußt und unbewußt beseelte, sehr wenig aufgefaßt und sicherlich viel mehr auf den inhalt als auf die form geachtet haben. Diese wechselseitige erhellung der künste kann Pf.'s argumente allein schon beschwichtigen.

Daß ferner die alternierende vortragsweise für den ungeschulten recitator ebenfalls nicht ohne weiteres faßlich ist, beweist Pf., ohne es zu wollen, an seiner eigenen skansion des Echterdinger Zeppelinspruchs. Denn sonst wäre es dem vortragenden des 16. jh.'s so gegangen wie Pfannmüller, der bei den modernen Echterdinger versen:

> Mit dem luftgeist hat er gerungen
> den starken feind siegreich bezwungen

dem gegner alternierender auffassung vindiciert, er werde diese verse, die Pf. so skandieren will:

> Mit dem lúftgéist hát er gerúngen
> den stárken féind síegreich bezwúngen

als schönste freie taktfüllung bezeichnen, wenn man sie ihm als Hans Sachsverse vorsetze. Die gegner der alternierenden auffassung würden nach Pf. gleich im ersten takt zwei wuchtige einsilbige takte hintereinander rühmen. Dem neuzeitlichen product aber werde auch der wohlmeinendste kritiker keine gnade schenken, und die presse habe gewitzelt, da sei

nach dem luftschiff auch das geflügelte dichterpferd abgestürzt. Also klagt Pf. 'freie viertakterlehre' feierlich eines vorsätzlichen grundsätzlichen optimismus an. Mir scheint dies beispiel nur zu zeigen, daß Pf. hier einmal verse ebensowenig wie 'die presse' zu lesen verstand. Denn natürlich wird man so sprechen müssen:

Mít dem lúftgeist hât er gerúngen
den stárken féind siégreich bezwúngen.

Denn wir sind nicht in der skaldenmetrik oder im minnesang, daß die auftaktverhältnisse sich von vers zu vers entsprechen müßten. Oder mit der terminologie der neuhochdeutschen metrik gesprochen: wo gibt es ein gesetz, daß zwei lockere denksteinverse alle beide trochäisch oder alle beide jambisch einsetzen müssen. Wir haben hier verse wie andere mehr; eine metrische entgleisung kann man ihnen nicht nachsagen. Aus diesem beispiel folgt m. e. nur:

Wer verse im Hanssachsischen zeitalter vortrug, mußte nach der alternierenden auffassung genau wissen, daß er nicht trochäisch einsetzen darf, war also dabei auch einer bindenden regel unterworfen. Von 'augenfälligeren motiven' für den vortragenden im fastnachtsspiel darf auch die alternierende auffassung nicht ohne weiteres reden.

Das centrum der Pf.'schen ausführungen liegt nun in der these, daß silbenzählung, wo immer sie erstmalig auftrete, niemals als primäres metrisches princip angesehen werden dürfe. Hier berührt sich Pf. völlig mit Saran, der schon in seinem buche über den rhythmus des französischen verses erklärte, silbenzählung sei kein rhythmisches princip. 'Feste silbenzahl', sagt Saran a. a. o. s. 144, 'ist nie ursprüngliches gesetz des verses, sondern nur begleiterscheinung einer technik, die jedem vers ein festes unveränderliches metrum zuweist, durch welches das rhythmische gewicht der silben ein für allemal und in unzweideutiger weise nach hebung und senkung bestimmt wird. Demnach hat man über verse dieser gattung nichts gesagt, wenn man sie als silbenzählend bestimmt.'

Pfannmüller geht noch einen schritt darüber hinaus. Wenn die beobachtung der silbensumme erst die theoretische folge sei aus dem bau gleichmäßiger zweisilbiger takte, so

müsse auch jeder dichter der Hanssachszeit, möge er noch so feinfühlig gewesen sein, einmal diesen begünstigten füllungsfreien vers alternierend gesprochen haben: nämlich in dem augenblick, wo er den vers mit seinem geistigen ohr controllierte, die silben nachzählte und zu diesem zweck 2 + 2 + 2 + 2 aufteilte. Weil die ersten verse, die unter dem bewußtsein constanter silbenzahl gemacht wurden, auf der grundlage gleichmäßigen wechsels zwischen hebung und senkung entstanden sind, darum soll nun nach Pf. auch jeder einzelne dichter dieses ganzen zeitraums seine verse nur aus dem taktbewußtsein herausgeschmiedet haben, nicht aus der kenntnis der silbenzahl. Als ob eins das andere unbedingt ausschlösse! Allein die äußerungen der dichter des deutschen ordens genügen, um Pf.'s ansicht zweifelhaft zu machen.

Hesler und Nikolaus von Jeroschin haben ja nicht eine ganz feste silbensumme, haben nicht silbenzählung, sondern silbenregelung, schwanken zwischen sechs- und zehnsilbigen versen. Hier kann niemand behaupten, das primäre princip sei fixe skansion. Auch die zahl der silbensumme ist ein metrischer anhalt für die production von versen, zeigt einem dichter an, wie weit er im ausbau der einzelnen takte gehen darf. Will ein dichter verse bauen, deren höchste silbenzahl z. b. zehn ist, so weiß er damit auch, daß er z. b. im männlich stumpfen verse mit einsilbigem auftakt höchstens zwei takte dreisilbig bauen kann usw. Er weiß natürlich, wie er bei vorkommen einer beschwerten hebung weiteren raum für silbenreichere takte gewinnt usw. Das wird sich kein mensch so vorstellen, als müsse jeder dichter ein guter algebraiker sein. Jemand, der hunderte von versen baut, appercipiert solche dinge rein instinktmäßig. Vom logisch-aprioristischen standpunkte Pfannmüllers aus konnte also ein dichter des 16. jh.'s sehr wohl verse nach dem princip der freien füllungslehre, auch mit dem ihn begleitenden bewußtsein von der constanten silbensumme bauen. Die behauptung, wo silbenzählung auftrete, da gebe es keine 'dialektische möglichkeit, die fixe skansion als ihre grundlage begrifflich auszuschalten', führt nur in die irre. Vom rationalistischen lager aus gesehen, könnte die entwicklung ganz gut diese gewesen sein: aus der technik eines Konrad von Würzburg entwickelte sich

die theorie von der silbenzählung, die auch im meistergesang ihren ausdruck fand. Neben dem meistergesang hätte sich, wie das ja schon oft behauptet worden ist, die technik des Hanssachsverses ausgebildet, die auf dem boden einer freieren volkstümlichen technik erwuchs. Sie überkam ebenfalls die theorie von der festen silbensumme, ohne dadurch in der gestaltung des einzelnen taktes behindert zu werden. Sie hatte nur die proportionen unter den einzelnen taktgebilden so weit zu wahren, daß die theorie von der silbensumme nicht gefährdet wurde. Ein künstler kann auch unter dem zwange dieses gesetzes noch freien spielraum für den bau seiner verse behalten und für eine handwerksmäßige gestaltung böte solche entwicklung erst recht nichts problematisches. Die silbensumme wäre dann nur eine der fesseln, wie sie so viele versarten haben. Es wäre auch hier nur ein ausgleich zwischen freiheit und notwendigkeit erforderlich, wie er mutatis mutandis bei vielen vers- und strophengebilden vorkommt, ein ausgleich, der ästhetisch durchaus befriedigen kann. Fixe skansion und silbenzählung gehören eben nicht wie grund und folge zusammen.

Hoffentlich glaubt man mir, daß ich mit diesen ausführungen nicht die freie füllungslehre retten will. Freilich: Saran, der in der alternierenden technik ein schönes ausdrucksmittel für didaktische, satirische, humoristische poesie sieht, erklärt a. a. o.: 'Glätte der liedertechnik fordere nicht zugleich glätte der reimtechnik in der epik, im sprechverse.' Denn ein ausgleich zwischen gesungener und gesagter poesie sei problematisch. Man wird aber auch hinzufügen dürfen: roheit der liedertechnik fordert noch nicht roheit der reimpaare 'im sprechvers'. Wenn ich Pfannmüller auf dem boden trefflicher logischer spitzfindigkeit gefolgt bin, so wollte ich nur die unfruchtbarkeit derartig scharfsinniger speculationen zeigen. Da philosophie den bau des verses nicht zusammenhält, wird man statt der logischen grundlagen die empirischen des Hans Sachsverses nach wie vor mit heißem bemühen aufsuchen müssen. Darin hat Plenio natürlich recht, daß man die einzelnen schulen und strömungen und individuen zu unterscheiden haben wird. Kirchenlied- und volksliedmetrik werden viel genauer zu behandeln sein, wenn man der freien füllungs-

lehre zeugen gewinnen will. Ich glaube, die von Pfannmüller bespöttelte gefahr, daß man sich daran dumm zählen werde, ist sehr individuell. Wir harren des mannes, der den wust von statistik zu durchleuchten vermag und uns ohne ausschweifende aufgeregte originalitätshascherei, ohne mystisches erschauen der zusammenhänge (wie das neuerdings in der metrischen forschung beliebt ist) eine materialbeherrschende kritische entwicklungsgeschichte des Hans Sachsverses beschert.

KONSTANTINOPEL. WERNER RICHTER.

ZU LUTHER.

Die folgenden bemerkungen knüpfen an die ausgabe von Clemen (Luthers werke in auswahl, Bonn 1912/13) an, die mir für die zwecke, die sie sich setzt, in der auswahl der erläuterten stellen und der präcision der erklärungen mustergültig scheint und beinahe nie in zweifel läßt, wie der herausgeber eine stelle verstanden hat.

1. Einigemal scheint *so mehr* = mhd. *sô mære* nicht erkannt zu sein. Es erklärt sich dies zum teil dadurch, daß die bedeutung 'ebensogut' leicht in den sinn von 'lieber' übergeht. So an der im Dwb. 6, 1617[1]) angeführten stelle

[1]) Der 6. band des Dwb., in dem man natürlich zunächst belehrung sucht, läßt, was Luther betrifft, vollständig im stich. Sp. 1888 s. v. *mehr* ein verweis auf sp. 1617 und ein beleg aus Goethe. Sp. 1617 s. v. *mär* keine stelle aus Luther und kein hinweis auf Dwb. 3, 13 (s. v. *eben* 9 b), wo eine menge belege aus Luther verzeichnet sind. Ebenso fehlt ein verweis auf Dietz, Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers schriften s. 478 (s. v. *eben* 5 b), wo festgestellt wird, daß Luther häufig *eben so mehr* in der bedeutung 'eben so gut, eben so wohl' gebraucht. Welcher leser von Luthers schriften soll auf den gedanken kommen, unter *eben* nachzuschlagen, wenn ihm, wie mir, die bedeutung von *so mehr* an einer stelle klar geworden ist, an der kein *eben* vorhergeht? Ich bin erst nach längerem herumsuchen auf Dietz aufmerksam geworden durch den bald zu erwähnenden hinweis von Albrecht, auf Dwb. 3, 13 durch Fischer, Schwäb. wörterbuch 4, 1468 bez. 2, 528. — Auch Alfred Götze, Frühneuhochdeutsches glossar bucht *eben*

aus Hans Sachs 3, 3, 74 a (Der Eulenspiegel mit den blinden v. 82 f.) *Die blinden haben selten gelt, Sie bleiben mir gleych so mehr dauß.* Dadurch wird man leicht verführt, in *mehr* einen comparativ zu sehen.

In der schrift An den christlichen adel, Clemen I, 386, 12 = Weimarer ausgabe 6, 429, 15 heißt es: *Szo mehr thun wir abe alle Bischoff, Ertzbischoff, Primaten, machen eytel pfarrer drauß, das der Bapst allein sey vbir sie.* Voran geht: *die ordnung des ... Concilij Niceni, ... darynnen gesetzt ist, das ein Bischoff sol bestetiget werden von dē andern zween nehsten, odder vonn dem Ertzbischoff. wenn der Bapst solch vnd aller Concilia statut wil zureyssen, was ists nutz das man Concilia habe? odder wer hat yhm die gewalt geben Concilia so zuuorachtē vnd zureyssen?*

Clemen erklärt: 'ebenso wollen wir ferner absetzen'. Der sinn ist vielmehr: 'da können wir ebensogut' oder 'da wollen wir lieber gleich alle bischöfe abschaffen'.

An die Burgermeyster vnd Radherrn allerley stedte, Clemen II 443, 25 = Weimarer ausgabe 15, 28, 16 (*Was soll man lernen lassen, so nicht Pfaffen, Münich vnd Nonnen werden sollen?*) *Man las sie so mehr leren, da mit sie sich erneren.* Clemens erklärung: 'man lasse sie vielmehr nur so (solches) lernen, womit sie sich ernähren können' geht offenbar zurück auf O. Albrecht, Theologische studien und kritiken 70 (1897), 696. Es ist sicher, daß Albrecht hier *mehr* im sinne von mhd. *mêr* genommen hat. Aber in einer anmerkung sagt er, das 'mehrdeutige' *so mehr* finde sich auch bl. B 4 a z. 3 (= Clemen II 449, 24, Weimarer ausgabe 15, 35, 28): (*Es mus doch welltlich regiment bleyben, soll man denn zu lassen, das eyttel rülltzen vnd knebel regiren, so mans wol bessern kan, ist yhe ein wild vnuerniinfftiges furnemen*). *So las man eben so mehr sew vnd wölffe zu herrn machen,* und s. 702 interpretiert

so mer unter *eben*, nicht unter *mer*. Für *so mer* ist nur die bedeutung 'weiterhin' angegeben. — Das übersehen der artikel im Dwb. 3 und bei Dietz hat auch die angaben des Dwb. 6 über das mundartliche vorkommen der redensart lückenhafter gemacht, als notwendig war. An beiden stellen war auf Stalder, Idiot. 2, 192 verwiesen und Dietz teilte außerdem mit, daß *eben so mehr* auch in Hessen üblich sei. — Vgl. jetzt Fischer a. a. o. 2, 528.

er diese stelle ganz richtig: 'so (bei solch unvernünftiger sinnesart) könnte man ebenso gut säue usw. zu herren einsetzen' und verweist für die bedeutung 'ebenso gut' auf die oben in der anmerkung genannte stelle im wörterbuch von Dietz. Es ist aber klar, daß auch an der ersten stelle unser *sô mære* vorliegt, wieder in der bedeutungsschattierung 'lieber'.

Es ist seltsam, daß Pietsch Albrechts hinweis auf Dietz nicht genügend gewürdigt hat. In der anmerkung zur Weimarer ausgabe 15, 35, 28 verweist er auf Albrecht s. 702 und seine eigene anmerkung zu 15, 28, 16. Hier bespricht er Albrechts ausführungen s. 696 ff. und kommt zu der auffassung, daß an der stelle 35, 28 und wohl auch an der zweiten *so* als 'also, somit, demnach' und *mehr* als 'fortan' zu nehmen sei.[1]) — Clemens erläuterung der zweiten stelle: 'vielmehr, doch lieber gleich' trifft dem sinn nach das richtige, scheint aber auch in *mehr* mhd. *mêr* zu sehen.

Ebenso an der schon im Dwb. 3, 13 und von Dietz citierten stelle in der schrift 'Von der Winkelmesse' IV 289, 1 = Weim. ausgabe 38, 252, 29 (*Vnd wer daran zweiuelt, der mag*) *eben so mehr auch zweiueln an dem Euangelion obs Gottes wort sey,* wo er mit 'ebenso gut auch weiter' glossiert gegenüber dem einfachen 'ebensogut' der Weimarer ausgabe.

Von kaufshandlung und wucher, Clemen III 11, 2 = Weim. ausgabe 15, 303, 13: (*Darumb ist das die beste regel, Wo dyr das borgen will zu gros seyn*) *Das du eben so mehr etwas gebest vmb sonst, odder so viel leyhest, als dich dunckt, das du geben woltest vnd wagen, obs verloren seyn musse.* Clemen: 'also fortan'; in der Weimarer ausgabe wird auf die anmerkung zu 15, 28, 16 verwiesen. Der sinn ist: 'daß du lieber'.

2. Großer katechismus, Clemen IV 9, 29 = Weim. ausgabe 30, 1, 138, 16. In der erläuterung des satzes 'Denn ich bin der HERRE dein Got, ein starcker eyuerer, der da heym suchet der veter missethat an den kindern, bis yns dritte vnd vierde gelied, die mich hassen, Vnd thue barmhertzigkeit an viel tausent, die mich lieb haben, vnd meine gepot halten'

[1]) Pietsch vermutet, daß Albrecht an beiden stellen *mehr* = vielmehr genommen habe. Doch wohl mit unrecht. Freilich drückt sich Albrecht s. 696 anm. 1 nicht ganz deutlich aus.

bemerkt Luther, die welt glaube das nicht, weil sie sehe, daß diejenigen, die auf gott vertrauen, kummer und not leiden, während die mammonsdiener im genuß von gewalt, gut und ehre sind. *Derhalben mus man solche wort fassen, eben widder solchen schein gestellet, vnd wissen, das sie nicht ligen noch triegen, sondern war müssen werden.* Clemen erklärt: 'trotz des scheinbaren widerspruchs der wirklichkeit'. Ich glaube nicht, daß die worte *eben — gestellet* das bedeuten können. Der sinn ist vielmehr: deshalb muß man diese worte als gerade gegen den falschen schein gerichtet verstehen.[1])

3. Warnunge D. Martini Luther, An seine lieben Deudschen, Clemen IV 225, 28—30 = Weimarer ausgabe 30, 3, 316, 17. *Es heisst, Abominatio in loco sancto, Grewel jnn der heiligen stete, So hat Christus das Bapstum genennet, mit einfeltigem, aber doch vnbegreifflichem wort.* Da Clemen keine bemerkung dazu macht, darf man schließen, daß er an *unbegreiflich* gedacht hat. Aber das gibt hier keinen befriedigenden sinn, trotz des vorhergehenden satzes *Es ist alles vnd alles zu hoch vnd zu viel, vber alles reden vnd gedencken.* Denn das heißt nur, daß es unmöglich ist, alle mißbräuche der papisten im einzelnen darzulegen und auszudenken; wieso aber das wort Christi unbegreiflich sein soll, sieht man nicht ein. Ich glaube, Luther hat *umbegreiflich* 'umfassend' gemeint; vgl. Lexer II, 1729 *umbegrîfelîche, -en* 'amplexim'.

4. Wider Hans Worst, Clemen IV 345, 16—21: *das die Kirche Christi nicht liege noch triege, müssen sie selbs on jren danck bekennen, wo wolten sie sonst bleiben? Sie müssen selbs sagen sie sey ein Fels Matth. 16, da wider der Hellen pforten nichts vermügen . . . Solchs (sage ich) dancken wir jnen nichts das sie es bekennen.*

Es liegt hier der interessante fall vor, daß Luther seine eigenen worte falsch etymologisiert, indem er *on jren danck* mit *danken* zusammenbringt. Insofern ist Clemens erläuterung

[1]) Vgl. IV 31, 25 = Weimarer ausgabe 30, 1, 161, 2: *ist dis gepot auch widder alle vnkeuscheit gestellet*; IV 47, 16 = Weim. ausgabe 30, 1, 178, 14: *Also das es sonderlich widder die abgunst . . . gestellet sey*; wegen der bedeutung von *fassen*: Dietz 634, 11, wegen *eben*: Dietz 478, 3. Die Weimarer ausgabe scheint die stelle wie ich aufgefaßt zu haben, da sie die beistriche vor *eben* und nach *gestellet* wegläßt.

'ohne daß man's ihnen erst zu danken brauchte' gerechtfertigt. Aber eigentlich bedeuten jene worte das, was sie sonst heißen, nämlich 'wider ihren willen'.

WIEN. M. H. JELLINEK.

ISIS SUEBORUM?

In meiner Altgermanischen religionsgeschichte bd. I s. 309 f. habe ich vorgeschlagen, in dem satze *pars Sueborum et Isidi sacrificat* (Germania cap. 9) das wort *Sueborum* zu streichen. Der vorschlag hat geteilte aufnahme gefunden, neben zustimmung und zweifel auch entschiedene ablehnung, zuletzt bei Wissowa[1]) im Archiv für religionswissenschaft XIX, s. 18. Dies veranlaßt mich, auf die frage nochmals zurückzukommen, um meine änderung eingehender zu begründen. Ich sehe dabei ab von der von mir und anderen vorgenommenen gleichsetzung der Isis mit der auf Walcheren verehrten Nehalennia; auch diese gleichsetzung lehnt Wissowa ab, während ich sie auch jetzt noch für wahrscheinlich halte. Aber für die entscheidung über den wortlaut der Germaniastelle hat sie tatsächlich keine bedeutung, und es war auch nicht diese gleichsetzung, die mich zu der textänderung führte. Vielmehr war mir diese schon vor vielen jahren notwendig erschienen, als ich zum erstenmal auf der schule die Germania las zu einer zeit, da ich von Nehalennia noch nichts gehört hatte.

Die notwendigkeit der änderung ergab sich mir aus dem sonstigen inhalt des capitels. Dieses gehört bekanntlich zum allgemeinen teil der Germania und handelt dementsprechend zu beginn von der gottesverehrung der Germanen im allgemeinen, am schlusse ebenso allgemein von ihrer gottesvorstellung und im folgenden capitel gleichfalls allgemein über weissagung und losen. Mitten in cap. 9 folgt auf die

[1]) Interpretatio Romana. Römische götter im barbarenlande. Archiv für religionswissenschaft XIX, 1—49.

aussage über Mercurius, Mars und Hercules die erwähnung der Isis, deren verehrung aber als nicht allgemein germanisch bezeichnet wird; und in dieser einschränkenden angabe steht der stammesname der Sueben, ganz herausfallend aus dem rahmen nicht nur dieses einen capitels, sondern des ganzen abschnittes der Germania.

Man kann es verstehen, daß Tacitus den angaben über die nach seiner ansicht allgemein verehrten gottheiten noch die bemerkung über die Isis zufügte, obwohl er wußte, daß ihr cult nicht allgemein war, sofern er nur andererseits über die wirkliche verbreitung des cultes nichts genaueres sagen konnte, also keine möglichkeit hatte, sie später im speciellen teil, wo von den stämmen die rede ist, zu erwähnen. Dagegen bleibt es schlechterdings unverständlich, warum Tacitus, falls er den Isiscult als suebischen stammescult kannte, hier, wo er von allen anderen stammesgottheiten schweigt, gerade nur diesen einen zug suebischer religion erwähnt haben sollte, später aber dort, wo er ausführlich von den Sueben spricht, und wo der platz gewesen, auch von ihrem Isiscult zu sprechen, davon nichts mehr sagt.

Mein schluß lautete deshalb, daß *Sueborum* an unserer stelle eine interpolation sein müsse.

Es muß hervorgehoben werden, daß die überlieferung in diesem punkt allerdings durchaus einheitlich ist. Alle uns erhaltenen handschriften und ebenso die alten drucke, die vielleicht noch auf andere uns verlorene handschriften zurückgehen könnten, bieten übereinstimmend den stammesnamen. Ein zwingender beweis für dessen echtheit, die aus den angegebenen erwägungen so stark anzufechten ist, ergibt sich aus dieser einheitlichen überlieferung indessen keineswegs, da alle erhaltenen handschriften auf einen erst im 8. oder 9. jh. geschriebenen text zurückgehen.[1]) Wenn also auch für diesen der name gesichert ist, so bleibt doch die möglichkeit offen, daß eben bereits früher die interpolation stattfand, hervorgegangen vielleicht aus einer randglosse, wie sie alte codices

[1]) Über die überlieferung vgl. H. Schanz, Geschichte der römischen literatur[3] II (Handbuch der klassischen altertumswissenschaft VIII, 2, II, München 1913), s. 290 f.

massenhaft aufweisen. Ein glossator oder interpolator mochte wohl, unbefriedigt von dem einfachen *pars*, sich überlegen, welcher teil der Germanen als Isisverehrer in betracht kommen könnte, und daraufhin dann die stelle ergänzen. Irgend eine besondere quelle dürfen wir ihm dabei gewiß nicht zutrauen; er wird seinem eigenen gutdünken gefolgt sein, aber eine anregung konnte ihm vielleicht der anfang von cap. 41 geben, wo nach dem bericht über die Nerthus zusammenfassend gesagt wird: *et haec quidem pars Sueborum in secretiora Germaniae porrigitur*. Hat etwa der interpolator diesem teil der Sueben, den Nerthussueben, die Isissueben gegenüberstellen wollen? Über einen weiteren möglichen anlaß zu der änderung siehe unten s. 533 f.

Die unmöglichkeit, auf grund der überlieferung und der inneren kritik zu einer einheitlichen und absolut zwingenden entscheidung unserer frage zu kommen, hat mich veranlaßt, herrn professor Sievers die frage vorzulegen, was sich auf grund seiner methode der prüfung des stimmtypus für die stelle ergäbe. Er gab mir darauf die folgende auskunft: 'Mit Ihrer beanstandung des *Sueborum* Germ. 9 haben Sie auch nach meinen kriterien unbedingt recht; das wort geht in keiner weise in stimmtypus und melodie hinein. Aber allerdings bleibt bei der streichung immer noch ein kleiner anstoß, dessen ich nicht ganz herr werden kann. Daß für *Sueborum* selbst ein anderes wort gestanden hätte, halte ich für ausgeschlossen. Mein anstoß könnte, so scheint mir, durch *sacrificant* mit komma vor *pars* behoben werden. Aber würde T. so geschrieben haben?' Und am schlusse des schreibens fügte er noch hinzu: 'Eben habe ich die Germaniastelle noch meinem gut reagierenden famulus vorzulegen gelegenheit gehabt. Das resultat war ganz gleich: deleatur *Sueborum* und neigung zu *sacrificant*, jedenfalls *-at* unbefriedigend.' Es würde sich also zunächst fragen, ob Tacitus der plural zugestanden werden kann.

Über die verbreitung der hier geforderten constructio *κατὰ σύνεσιν* orientieren Stolz und Schmalz, Lateinische grammatik[4] (Handbuch der klass. altertumswissenschaft II, 2, München 1910), s. 340 f. Sie ist danach in älterer zeit sehr verbreitet, später dann zuerst wieder bei einer reihe von

dichtern. Für die prosa, wo der construction engere grenzen gezogen sind, läßt sich feststellen, 'daß collectiva, die eine unbestimmte mehrheit bezeichnen, wie *pars, vis, multitudo,* sich leichter mit dem plural verbinden als solche, welche wie *exercitus, classis* ein geschlossenes ganze angeben'. Nach Draeger[1]) ist diese construction bei Caesar nur an wenigen stellen gesichert, bei Cicero selten und auf den fall beschränkt, daß die worte weit voneinander getrennt oder in verschiedenen sätzen stehen. Bei Sallust wird sie häufiger, bei Livius besonders beliebt.[2]) Auch bei Tacitus begegnet sie nun tatsächlich häufig (s. Draeger s. 14 f.), und zwar in verschiedener art: nach collectivbegriffen wie *optimus quisque* u. ä., *uterque* mit beigefügtem substantiv oder ohne solches, dann bei den collectiven wie *pars, multitudo, plebs, populus, miles, vulgus, vexillum, manus, exercitus.*[3]) Besonders häufig[4]) ist sie bei *pars,* doch sind die fälle nicht gleichwertig.

Ausscheiden müssen natürlich jene beispiele[5]), in welchen sich der plural auf zwei oder mehr subjecte bezieht, von denen eines *pars* ist, wie Hist. 5, 11, 9: *poscebant pericula, pars virtute, multi ferocia et cupidine praemiorum*; — Hist. 4, 77, 2: *pars montibus, alii via, alii viam inter Mosellamque flumen tam improvisi adsiluere*; — vgl. noch Hist. 1, 27, 16.

Ähnlich sind fälle wie die folgenden mit doppeltem *pars* aufzufassen:

Ann. 2, 15, 5: *quorum pars onusta vulneribus terga, pars fluctibus et procellis fractos artus infensis rursum hostibus adversis dis obiciant.* — Ann. 15, 38, 16: *pars mora, pars festinans cuncta impediebant.* — Ann. 1, 23, 4 ff.: . . . *ut pars militum gladiatores, qui e servitio Blaesi erant, pars ceteram eiusdem familiam vincirent.*

---

[1]) Über syntax und stil des Tacitus, 3. verbesserte auflage, Leipzig 1882, s. 15.

[2]) Belege für den plural des verbums in verbindung mit *pars* bei Livius sind gesammelt in der Liviusausgabe von Drakenborch, Amsterdam 1741, bd. IV, zu Livius 27, 1, 12.

[3]) Einiges material in der Tacitusausgabe von Ruperti, bd. III (Hannover 1839) zu Hist. II 23, 5.

[4]) Belege bei A. Gerber und A. Greef, Lexicon Taciteum, Leipzig 1903, s. 1060, 2a. b.

[5]) Ich citiere wie Gerber und Greef nach der ausgabe von C. Halm.

Wenn aber Hist. 3, 63, nachdem erst von der gesamtheit des heeres die rede war, fortgefahren wird: *accepti in medium Vitelliani; et circundatos Primus Antonius clementer adloquitur: pars Narniae, pars Interamnae subsistere iussi,* so wird man den plural des verbums nicht damit erklären können, daß zwei teile genannt sind, sonst wäre *iussae* zu erwarten[1]); das masc. *iussi* zeigt deutlich die beziehung auf den in *pars* steckenden collectivbegriff *milites.*

In vielen anderen fällen bezieht sich der plural nun ebenso deutlich auf den in einfachem *pars* steckenden mehrheitsbegriff. Dieser ist meist auch dadurch besonders hervorgehoben, daß *pars* sich auf einen vorhergehenden pluralbegriff direct bezieht, oder selbst noch durch einen beigefügten genetiv pluralis näher bestimmt wird. Natürlich können auch beide merkmale zusammentreffen. Ich führe im folgenden die mir bekannten belege nach ihrer art geordnet auf. Nur ein einziger ist darunter, bei welchem der auf *pars* bezügliche plural im nebensatz steht: Ann. 14, 49, 16 *ceteri quae probaverant, deseruere, pars, ne principem obiecisse invidiae viderentur, plures . . .* Sonst gehören *pars* und der damit verbundene plural stets dem gleichen satz an.

1. *pars* ist durch einen gen. plur. näher bestimmt

a) mit fernstellung der in betracht kommenden worte: Hist. 4, 16, 14 *eadem etiam in navibus perfidia: pars remigum e Batavis tamquam imperitia officia nautarum propugnatorumque impediebant*;

b) mit nahstellung der worte: Hist. 2, 22, 10 (nach der schilderung eines angriffs) *pars subeuntium obruti, pars confixi et exsangues aut laceri.* — Ann. 2, 24, 5 (nach der schilderung des seesturms, durch den die flotte des Germanicus überrascht wird) *pars navium haustae sunt.*

2. *pars* ohne nähere bestimmung durch einen plural

a) mit fernstellung: Ann. 1, 4, 7 *pars multo maxima inminentis dominos variis rumoribus differebant.* — Ann. 4, 17, 9 *et illi quidem, quamquam abnuerent, modice perstricti; etenim pars magna e propinquis ipsius aut primores civitatis erant*;

[1]) So ist die stelle Ann. 14, 26 zu erklären, die also aus unseren belegen ausscheidet: *Pars Armeniae ut cuique finitima, Pharasmani, Polemonique et Aristobulo atque Antiocho parere iussae sunt.* Dem schreiber schwebt *pars* nicht als collectivbegriff vor, sondern er denkt einfach an die vier *partes* des landes. |Auch in den ausgaben steht z. t. *partes.* K. N.|

b) mit nahstellung[1]): Hist. 3, 12, 4 *Lucilius Bassus classis Ravennatis praefectus ambiguos militum animos, quod magna pars Delmatae Pannoniique erant, quae provinciae Vespasiano tenebantur, partibus eius adgregaverat.* — Ann. 1, 30, 1 *Tum ut quisque praecipuus turbator conquisiti, et pars extra castra palantes a centurionibus aut praetoriarum cohortium militibus caesi.* — Ann. 1, 41, 13 *orant, obsistunt, rediret, maneret, pars Agrippinae occursantes, plurimi ad Germanicum regressi.* — Ann. 4, 48, 13 *Thraecum auxilia repentino incursu territa, cum pars munitionibus adiacerent, plures extra palarentur tanto infensius caesi . . .* — Hist. 4, 50, 3 *illi raptim vecti . . . domum proconsulis inrumpunt gladiis, et magna pars Pisonis ignari, quod Poenos auxiliares Maurosque in eam caedem delegerat.* — Ann. 14, 15, 17 *tunc primum conscripti sunt equites Romani cognomento Augustianorum, aetate ac robore conspicui, et pars ingenio procaces, alii in spem potentiae.* — Hist. 4, 23, 17 *. . . ut alii superstantes tamquam ex aggere proeliarentur, pars intus occulti muros subruerent*;

c) mit engstellung der betreffenden worte: Hist. 1, 80, 9 *fremit miles et tribunos centurionesque proditionis arguit . . . pars ignari et vino graves, pessimus quisque in occasionem praedarum, vulgus . . . cupidum.* — Hist. 1, 68, 8 *ipsi medio vagi, abiectis armis, magna pars saucii aut palantes, in montem Vocetium perfugere.* — Ann. 2, 11, 9 *Cherusci . . . instant cedentibus, collectosque in orbem pars congressi, quidam eminus proturbant.* — Ann. 3, 38, 15 *Coelaletae, Odrusaeque et Dii, validae nationes, arma, cepere . . . pars turbant praesentia, alii montem Haemum transgrediuntur.* — Hierzu gehört endlich auch die zweite hälfte der ersten unter 1 b aufgeführten stelle (Hist. 2, 22, 10).

Die beispiele zeigen zugleich aufs deutlichste, daß die fernstellung der worte, die bei Cicero noch bedingung für die möglichkeit des eintretens der construction ist, bei Tacitus diese bedeutung nicht mehr hat. Im gegenteil, sie liegt nur in wenigen fällen vor, während die fälle mit nah- und engstellung weit überwiegen. Es ist darnach jedenfalls klar, daß irgend ein syntaktisches oder stilistisches hindernis, auch an unserer stelle nach ausscheiden von *Sueborum* den plural *sacrificant* zu lesen, nicht besteht.

Hochwillkommen müßte uns nun eine handschriftliche bestätigung dieses plurals sein. Eine solche liegt nicht vor; alle erhaltenen handschriften haben den singular. Natürlich gilt aber für diese lesart dasselbe, was oben über die lesart

[1]) Es kommt dabei natürlich nicht nur auf die stellung des verbums im verhältnis zu *pars* an, sondern auf die stellung des ersten mit *pars* verbundenen plurals, z. b. auch eines adjectivs im plural, wenn das verbum selbst erst später folgt.

Sueborum gesagt wurde; sie ist für die gemeinsame grundlage der uns erhaltenen handschriften, aber keineswegs für das original gesichert. Auch hier bleibt die möglichkeit offen, daß ein früher schreiber absichtlich oder versehentlich — er mußte ja nur den über das *a* zu ziehenden strich vergessen — an stelle des echten plurals den grammatisch correcten singular geschrieben hat. Die editionen zeigen nicht wie bei *Sueborum* lückenlose übereinstimmung mit den erhaltenen handschriften; vielmehr schreibt eine der frühesten separatausgaben der Germania[1]), Wien 1515, tatsächlich den plural. Wie sollen wir das erklären? Über die vorlage und den für den text der ausgabe verantwortlichen corrector ist nichts zu ermitteln. Sollen wir nun ernstlich mit der möglichkeit rechnen, daß der uns unbekannte herausgeber einen in seiner vorlage stehenden singular in den plural umgewandelt hat? Sehr unwahrscheinlich, zumal in der Germania ein zweiter fall dieses plurals bei *pars* nicht vorkommt. Weit näher liegt es, zu schließen, daß der herausgeber eine uns verlorene tradition gekannt hat, die den plural aufwies. Dasselbe gilt dann aber auch für seine vorlage und für jede stufe der überlieferung, auf welcher etwa der plural auftritt. Es ist hier immer viel wahrscheinlicher, daß eine erhaltung einer alten lesart vorliegt, als das eindringen einer neuen. Auch Passow, der in seiner ausgabe[2]) auf die lesart der Wiener ausgabe verweist, und ihm folgend Walther[3]) sind geneigt, anzunehmen, daß in mehreren handschriften so zu lesen sei. Ich nehme deshalb an, daß für den plural *sacrificant* tatsächlich eine alte handschriftliche tradition vorhanden war, und daß der plural alt und echt ist. Ist der plural aber alt, so darf man erwägen, ob nicht eben die pluralform des verbums den glossator oder

[1]) Cornelii Taciti veredici historici de situ Germaniae et incolarum, ut secla olim ferebant, moribus libellus lectu dignissimus. Conradi Celtis Protucii poeta fragmenta quedam de iisdem scitu admodum utilia. Omnibus diligenter revisis et castigatis. Am ende: Impressum est hoc opusculum acurata diligentia Joannis Singrevii Calcographi Vienne Pannonie mense Januario anni decimiquinti (vgl. auch Schweiger, Handbuch der klass. bibliographie II 2, s. 1010).

[2]) C. Cornelii Taciti equitis Romani Germania. Vratislaviae 1817.

[3]) C. Cornelii Taciti opera, Tom. IV, Halis Saxonum, 1833.

interpolator verführt hat, dem collectivum *pars* noch den genetiv *Sueborum* hinzuzufügen.

Die tragfähigkeit der Sieversschen methode in textkritischen fragen ist noch umstritten und die zahl derer, die auf grund genauen vertrautseins mit derselben darüber urteilen können, ist gering. Ich darf mich leider nicht zu diesen rechnen und enthalte mich deshalb eines allgemeinen urteils, glaube aber, in unserem fall ist der ganze tatbestand geeignet, das ergebnis der methode, soweit es die pluralform betrifft, als stichhaltig erscheinen zu lassen; und wenn sie in diesem punkte das richtige getroffen hat, liegt der schluß nahe, daß sie den ganzen satz, d. h. auch die frage, ob das wort *Sueborum* echt ist, richtig beurteilt. Von ganz verschiedenen seiten her erheben sich also schwerwiegende bedenken gegen die echtheit des wortes; ich muß deshalb auch gegen den erhobenen widerspruch an dessen tilgung festhalten.

Ich habe in dieser erörterung ganz geschwiegen von allen erklärungsversuchen, die sich mit den Sueben dieser Germaniastelle beschäftigt haben; denn für die frage der textgestalt können sie nichts ergeben. Diese mußte vielmehr unabhängig von allen secundären fragen ganz für sich allein betrachtet werden; ich denke aber, so ist die bahn frei geworden für eine richtige verwertung der stelle. Wenn damit nun schwierigkeiten in der erklärung wegfallen, die bisher bestanden haben, so darf das nachträglich als eine wertvolle stütze der vorgetragenen auffassung gelten.

GIESSEN, 23. 2. 1918. KARL HELM.

BEMERKUNGEN ZU GOTTFRIEDS TRISTAN.

Daß Marolds nun torso gebliebene ausgabe des Tristan (Leipzig 1906) den ersehnten und dringend notwendigen abschluß der leidensgeschichte des immer wieder mit einer art naiver sorglosigkeit und unkritischer harmlosigkeit bearbeiteten

textes nicht gebracht hat, ist seit den neusten untersuchungen von Kraus und Ranke (Zs. fda. 51, 301. 55, 157. 381) zweifelfrei festgestellt: eigenartiger zufall, daß dies mißgeschick gerade den allergrößten und saubersten formkünstler betroffen hat, den wir vielleicht in unsrer gesamten literarischen entwicklung aufzuweisen haben. Auch Bechsteins commentar, der seinerzeit nicht ohne verdienste war und bis heute benutzt werden muß, schon weil er der einzige geblieben ist, durchzusieben und von allerhand fehlern und schiefheiten zu säubern, wird für Ranke, der eine neue bearbeitung versprochen hat, keine leichte arbeit sein. Bis dahin finden exegetische und kritische beiträge noch immer ihre stelle und ich halte deshalb nicht zurück, was sich mir im lauf der jahre seit dem erscheinen von Marolds text bei wiederholter lectüre ergeben hat.

Mit 233 beginnen zwei Gottfrieds einleitung abschließende vierzeilige strophen, die in den meisten handschriften fragmentarisch, so daß bald dieses, bald jenes verspaar fehlt, in einigen auch gar nicht überliefert sind. Durch beide geht der reim *brôt* : *tôt* hindurch und Bechstein bemerkt ganz richtig: 'sie machen mit der spielenden wiederholung derselben reime keinen künstlerischen eindruck; sie auf eine zu reducieren macht schwierigkeiten'. Aber nicht nur das, sondern sie enthalten auch beide im grunde genommen denselben gedanken: das berühmte liebespaar lebt nach seinem tode weiter und seine lebens- und leidensgeschichte ist das gern genossene brot der nachwelt. Wenn man es nun auch mit der straffen gedankenentwicklung bei Gottfried wegen seines die wendungen und versetzungen der gleichen worte und damit auch vorstellungen allzusehr liebenden stilprincips nicht zu genau nehmen darf, geht doch die hier gebotene tautologie etwas weit und auch schon rein formell steht die wiederholung des gleichen reimbandes in zwei aufeinanderfolgenden strophen innerhalb der so raffiniert aufgebauten strophengruppe der einleitung, die die vers- und reimkunst des dichters in besonders glänzendem lichte zeigt und zeigen soll, ganz isoliert da und muß wie eine unbeholfenheit, wie ein ausdrückliches geständnis wirken, daß der meister der sich ihm entgegenstehenden schwierigkeiten nicht herr geworden sei: und das ist bei Gottfried natürlich ganz ausgeschlossen. Kurz meint,

wie Bechstein bemerkt, wenn diese zeilen überhaupt echt seien, müsse man annehmen, daß sie 'versuchsweise auf den ersten wurf' in Gottfrieds manuscript hineingekommen seien und noch umgearbeitet werden sollten. Der gedanke der strophen ist nun echt gottfriedisch und man hat keinen grund, an seiner echtheit zu zweifeln: nur können sie nicht beide nebeneinander bestehen bleiben. Ich glaube, daß wir doubletten des gleichen gedankens vor uns haben, die beide zu späterer auswahl in des dichters handschrift standen und fälschlich statt einer einzigen in die überlieferung hineinkamen; die einzelnen handschriften haben sich dann verschieden mit dem vierfach wiederholten reim abgefunden.

947 *sîn leben begunde swachen von rehtem herzelachen; des er dâ vor was wol gewon, dâ zôch er sich mitalle von.* So interpungieren übereinstimmend Maßmann, Bechstein, Golther, Marold: aber diese interpunktion ist falsch und das semikolon oder besser kolon muß nach *swachen,* nicht nach *herzelachen* gesetzt werden. Bechstein übersetzt 'schwach werden an rechter herzensfreude': das ist falsch, denn auch mhd. müßte in diesem sinne *an* und nicht *von* stehen. *swachen* steht entweder absolut, ohne daß die sphäre angegeben wird, innerhalb deren sich der verlust bemerkbar macht (1858. 12028), oder mit *an* (*an dem lîbe* 1435, *an der habe* 3773, *an der wer* 5532). Die worte *von rehtem herzelachen* gehören also zum folgenden und sind schon von *zôch er sich* abhängig.

1441 Riwalin *hielt daz vreudelôse wîp vil suozecliche an sînen lîp.* Die handschriftengruppe MBE bieten *hiels* oder *halste* und das ist das richtige. Jemand *an sich halten* ist mhd. nirgends belegt: vgl. demgegenüber zu unsrer stelle die genau passenden Barl. 79, 33 *er hiels den reincn man an sich* und Myst. 1, 324, 37 *mit zwein armen sül wir in an uns halsen.*

2449 *sich, dû hâst wâr, ez ist alsô.* Auch hier ist den handschriften MBE zu folgen, die *im ist alsô* lesen, denn Gottfried liebt diese verbindung von *sîn* mit dem dativ, die sonst im mhd. durchaus noch nicht häufig vorkommt (vgl. Grimm, Gramm. 4, 706 und Dwb. 10, 1, 294), ganz besonders: vgl. noch 166. 794. 1064. 3819. 3970. 4140. 4283. 5409. 6140. 10109. 10128. 10370. 11692. 12495. 13712. 14691. 14958. 15218. 16326. 18318. 18611.

4472 *nûne ganc dir selber nihtes abe.* Bechstein sieht in diesem satze, da *sich, dû hâst keiserlîche habe* vorausgeht, den sinn unsres nhd. 'laß dir nichts abgehen': wie die folgenden verse zeigen, ist der sinn der worte vielmehr 'laß es an dir selbst nicht fehlen, werde dir selbst nicht untreu' oder positiv gewendet 'bleibe dir selber treu'.

4777 *sît diu von Hagenouwe, ir aller leitevrouwe, der werlde alsus geswigen ist.* Mit recht hat Golther meines erachtens die lesart *geswichen* aufgenommen, die das vortreffliche Züricher fragment und auch die Blankenheimische handschrift bieten: die beiden fälle eines dativs bei *swîgen,* die im Mhd. wb. 2, 2, 788 a neben unsrer stelle citiert werden (*dem gruoze muoz ich swîgen* Walth. 31, 23 und *der süezen und der milten wart mit zühten geswigen* Flore 264), sind doch genauer besehen gar nicht zu vergleichen, wogegen *geswichen* 'hat die welt im stich gelassen' einen vortrefflichen sinn gibt und auch sprachlich keinen einwand leidet.

5252 *daz kint, des disiu mære sint* (ähnlich 7723 *von der disiu mære sint*): vgl. Parz. 455, 21 *bî der Gahmuret ein kint gewan, des disiu mære sint.* Es macht ein besonderes vergnügen, die beiden großen rivalen und gegner sich freundschaftlich die hand reichen zu sehen.

5650 *der sin stunte in her unde hin.* Bechstein denkt an das nur bei Jeroschin belegte *stunden, stunten,* das nach ags. *stunian* vielleicht richtiger als *stünen* anzusetzen ist (Mhd. wb. 2, 2, 713 a): schwerlich mit recht. Wenn man sich nicht mit der lesart der handschriften MHBE begnügen will, die *stuont im* bieten, könnte man daran denken in *stunte* ein verderbtes *stuncte* zu *stungen* zu sehen (ebenda 2, 2, 641 a), eine vermutung, die mir immer noch plausibler erscheint als Bechsteins *scunt* = *schunte.* Das wort ist weit häufiger und verbreiteter, als unsre wörterbücher erkennen lassen: vgl. z. b. Windb. ps. 108, 15; Maria 2378; Trudp. hohel. 73, 22. 122, 21; Wilh. v. Orl. 4827; Johann von Würzburg (glossar); lesarten zu Trist. 3111.

6205 *solte unser sælde hân geruocht.* Falsch übersetzt Bechstein 'würde unser glück gnädig gewollt haben': *unser* ist nicht possessivum, sondern genetiv des personalpronomens; *sælde* ohne artikel hat nichts befremdliches und *ruochen* ganz

absolut ohne casus oder abhängigen satz kommt mhd. nicht vor. Golther erklärt richtig 'wäre das glück uns hold gewesen'.

6447 sagt Morolt, dem Tristan vorher die wahl gestellt hat, entweder nach Irland heimzukehren und mit einem gerüsteten heere zurückzukommen nach Kurnewal oder in der heimat den angriff der Kurnewaler zu erwarten, voll trotz: *ouch wirt disiu übermüetekeit . . . niemer gespart zÎrlanden: wir suln ez hie mit handen . . . in einem ringe scheiden.* Bechstein erklärt *sparn* mit 'unbeachtet lassen, vergessen', Golther mit 'verschonen, erlassen': beides scheint mir unrichtig. Dieser übermut, d. h. eigentlich die strafe oder vergeltung für diesen übermut, meint Morolt, wird nicht bis in die heimat verspart, aufgeschoben, sondern gleich hier an ort und stelle im zweikampf ausgetragen.

7067 und in den lesarten zu 9044 begegnet *türmeln*: auch in dem gleichfalls nach Straßburg gehörenden Parzifal von Wisse und Colin kommt das dialektische wort mehrfach vor (553, 24. 686, 42. 728, 15. 758, 42. 806, 8), überall, wo es nicht infinitivisch oder participial steht, als impersonale.

7698 *ein schar gienc ûz, diu ander în*: vgl. Walth. 20, 8 *ein schar vert ûz, diu ander în, naht unde tac.*

8205 *Tantris, diu nôt ist êhaft.* Es scheint noch nicht bemerkt worden zu sein, daß hier eins der bei Gottfried beliebten wortspiele vorliegt: Tantris hat seinen wunsch, den irischen königshof wieder zu verlassen, mit der rücksicht auf *ein êlîch wîp* (8193) begründet; *êhaft* hat also hier die bedeutung 'ehelich' neben der gewöhnlichen 'rechtsgültig'.

8411—14 erweisen sich durch den wiederholten reim *daz* : *haz* als eine der im späteren gedichte nur selten eingeflochtenen strophen, deren anfangsbuchstaben für das zuletzt von Kraus (Zs. fda. 50, 220. 51, 373) behandelte akrostichon in betracht kommen. Auch bei diesem von Kraus übersehenen vierzeiler liegt eine aus dem zusammenhang unschwer herauszulösende sentenz vor, wie das ja gewöhnlich bei den strophen der fall ist.

11835 *scham unde maget, als al diu werlt gemeine saget, diu sint ein alsô hœle dinc. hœle* erklärt Bechstein als 'verhohlen, dunkel, rätselhaft', ebenso Golther. Diese bedeutungs-

entwicklung ist ad hoc construiert: parallelen dürften schwer beizubringen sein, zumal das wort *hœle* fast nur in den festen verbindungen mit *haben, nemen* und *sîn* vorkommt; als freies adjectiv kenne ich es nur an einer einzigen stelle im Laub. Barl. 9775 (*hœler rât*). Sollte nicht vielmehr an unsrer stelle das andre adjectiv *hœle* 'glatt, schlüpfrig' anzunehmen sein (Mhd. wb. 1, 613a)? Schon Wackernagel (bei Lexer 1, 1148) wollte 'schnell vorübergehend, vergänglich' verstehen.

11875 *si dunket schœner sît dan ê, dâ von sô tiuret minnen ê.* Bechstein erklärt *tiuren* '*tiure* werden, sich verschönen', ebenso Golther: ich glaube, daß *tûret* zu lesen ist, wodurch auch ein klarer gegensatz zu dem folgenden *zegienge* (11878) erzielt werden würde.

12639 begegnet das adjectiv *hantgar,* das bisher nur bei Herbort und Eilhart belegt war. Schröder glaubte (Zs. fda. 53, 100) aus diesem zusammentreffen mit seinem vorgänger einen weitreichenden schluß ziehen zu können, zumal *gar* und seine zusammensetzungen bei Gottfried höchst selten sind und *hantgar* aus seinem wortschatz herausfalle: 'hat es Gottfried (natürlich unbewußt) dorther entnommen, so wirft das ein licht auf sein verhältnis zu dem vorgänger: er kannte nicht nur dessen werk, sondern las es in großen abschnitten noch während der arbeit an seinem eigenen Tristan. Diese beobachtung müßte natürlich weiter verfolgt werden.' Dieser combination möchte ich, ehe sie weiter suggerierend und inficierend wirken kann, den boden unter den füßen wegziehen. Daß Gottfried Eilharts werk gekannt hat und gelegentlich namen und tatsachen aus ihm entlehnt, kann nach den abschließenden erörterungen Bédiers (Le roman de Tristan par Thomas 2, 81; vgl. auch Piquet, L'originalité de Gottfr. de Strasb. s. 189 anm. 2) niemand mehr bezweifeln. Aber mit der unbewußten aufnahme des wortes *hantgar* aus einer erneuten cursorischen lectüre Eilharts während der arbeit ist es nichts: daß das wort der Straßburger mundart bis über ein jahrhundert nach Gottfried geläufig war, beweist sein vorkommen in Wisses und Colins Parzifal (468, 26).

15976 *nû daz der veige rise Urgân werre an der brücke wart gewar.* Sicherlich ist mit den handschriften MHBE *verre* statt *werre* zu lesen: dieses erklärt Bechstein durch 'ver-

wirrung, störung (veranlaßt durch den aufenthalt und das hindernis von seite Tristans)', wo doch aber wohl der artikel nicht gut fehlen dürfte; viel besser wird der sinn durch 'in der ferne'.

16275 *ze sîner heimlîche er gewan von Gâles einen spilman.* Bechstein läßt dem leser die wahl, ob er *heimlîche* als 'vertraulichkeit, freundschaft' oder als 'geheimnis' fassen will; auch Golther erklärt 'geheimnis, vertrauen'. Da nun aber *heimlîche* an mehreren stellen des Tristan (10415. 10595. 14301) 'privatgemach' bedeutet, ist mir am wahrscheinlichsten, daß es auch hier diesen sinn hat.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

ZU GUNDACKER VON JUDENBURG.

Gundackers gedicht 'Christi hort', von dem zuerst Pfeiffer in seinem Altdeutschen übungsbuch längere proben gegeben hatte, liegt uns nun in einem abdruck der einzigen handschrift (denn die ganz freie verarbeitung Zs. fda. 50, 386 hätte Schröder eigentlich gar nicht als fragment Gundackers bezeichnen dürfen) vollständig vor, den Jaksche, ein schüler von Kraus, für die texte der Berliner akademie besorgt hat (Berlin 1910). Man wird das nirgends bedeutende, aber in seiner naiven schlichtheit nicht ungefällige werk des Österreichers mit freude lesen, wenn auch stil und ausdruck keine reize haben, die literargeschichtlich fesseln könnten, mit einer ausnahme. Der ritterlich-höfische stil liegt Gundacker sicherlich so fern wie nur irgend etwas (das zeigt schon der gebrauch von *punieren* 5079 im sinne eines einfachen einherreitens), trotzdem aber hat die ausdrucksweise unsres eigenartigsten erzählers, Wolframs, ein paar vereinzelte strahlen, aus dritter oder vierter hand reflectiert, wie man wohl annehmen muß, bis in diese geistliche sphäre hineingesandt, die beachtet werden müssen. Ich setze, was ich aus Gundacker citiere, ins normale mhd. um. *mich stichet rehte als ein dorn* 566 =

ein mære in stichet als ein dorn Parz. 66, 1; *in (mit) jâmers siten* 1573. 4168 = *ûz (mit, ze) jâmers siten* Parz. 250, 1. 795, 1. Willeh. 8, 17. 73, 28. 467, 18; *durch jâmers vurt* 2090 = *in riuwen vurt* Parz. 114, 4; *an rehter vuore niht betrogen* 3180 = *gein werder vuore niht betrogen* Parz. 348, 12 (*an küneclîcher vuore betrogen* 118, 2); *über steine und über ronen muoz ich ungevertes wonen* 3903 = *vil ungevertes reit er dan über ronen und über manegen stein* Parz. 282, 6; *dâ von die helleclîchen* (so hat Roethe das *helfechlichen* der handschrift zweifellos richtig gebessert) *vart vuoren alle ir nâchkomen* 4686 = *dar umbe die helleclîchen vart Adâmes geslehte vuor iedoch* Willeh. 218, 16; *liehtgemâl* 4818 = Parz. 64, 29. 144, 19. 243, 3. 263, 13. 565, 10. 619, 9. 661, 14. 694, 24. 695, 8. 706, 18. 717, 30. 723, 23. 727, 20. 730, 25. 732, 2. 740, 20. 742, 28. 754, 16. 762, 17. 764, 20. 801, 3. 814, 12. Willeh. 16, 5. Tit. 7, 4. 43, 4. Zu diesen Wolframischen reminiscenzen gesellen sich, damit auch ein reflex des größten lyrikers der klassischen zeit nicht fehle, zwei anklänge an Walther: *swaz kriuchet, vliuzet, vliuget oder bein ze der erde biuget* 661 = *swaz kriuchet unde vliuget und bein zer erde biuget* 8, 32; *erzünde mîn herze schier mit dînem minneviure* 1018 = *si sende uns got ze stiure bî sînem minneviure* 6, 18.

Eine reihe von stellen in Gundackers gedicht geben mir zu bemerkungen veranlassung, die ich um so weniger zurückhalte, da Junk in seiner recension (Anz. fda. 35, 140) es gänzlich verabsäumt hat, auf Jaksches text und die erklärungen seines wortverzeichnisses im einzelnen einzugehen, man also leicht zu der ansicht verführt werden könnte, als sei hier alles in bester ordnung.

140 *durch den val verriet er* (Lucifer) *Êven und Adâmen, daz si die gift nâmen: sîn val unser val geriet.* Kraus will *unser* in *unsern* verändern und Jaksche erklärt daraufhin (s. 87) *gerâten,* wenn auch mit zweifelndem fragezeichen, als 'herbeiführen'. Ich glaube, es ist alles richtig überliefert, und möchte verstehen: 'sein fall wurde unser fall'. Dann läge hier ein beleg für die bedeutung von *gerâten* vor, die in Grimms wörterbuch 4, 1, 3573 mit dem nominativ aus dem Amadis belegt ist, während die gewöhnliche construction die mit *ze* ist.

308 *der heilige geist kumt ûf von dir* im englischen gruß kann nicht richtig sein, aber Kraus' besserung *nimt won in dir* liegt graphisch zu weit ab und *won = wonunge* ist nicht einwandfrei belegt (vgl. Lexer 3, 975). Steckt in *ûf von* vielleicht *ûfen* (vgl. Mhd. wb. 3, 178 a.) und in *chumt* etwa *ruowet*?

468 lese ich im engsten anschluß an die überlieferung *daz des wîssagen wurde erfult* und fasse *wîssagen* nicht als genetiv von *wîssage,* was allerdings nötigen würde, mit Jaksche *wort* zu ergänzen und dadurch den vers zu überladen, sondern als stn. im sinne von 'weissagung' (vgl. Maria 176, 22; Judith Diemer 148, 6; Laub. Barl. 1304).

696 und 698 lese ich *dîn vüeze* statt *die vüeze.*

931 *einer sun der muoter sîn*: *einer* im sinne von 'einziger', wofür Kraus *einec* lesen will, könnte vielleicht trotz des mangels paralleler belege richtig sein.

992. Jaksche verewigt einen schreibfehler der handschrift, wenn er (s. 89) ein swm. *tære* statt *tôre* ansetzt.

1097. Unter *mandât* bemerkt der herausgeber im wortverzeichnis (s. 88), die stelle zeige deutlich die bedeutung 'mahlzeit, abendmahl', und die von den wörterbüchern angesetzte bedeutung 'fußwaschung' scheine ihm für alle dort angeführten belege nicht zu stimmen. Der ausdruck stammt aus dem kirchlichen ritus, wo am gründonnerstag, wenn nach absingung des evangeliums die fußwaschung beginnt, der chor die antiphon 'Mandatum novum do vobis, ut diligatis invicem, sicut dilexi vos, dicit dominus' (Joh. 13, 34) singt, und bedeutet ursprünglich sicherlich nichts andres als 'fußwaschung': vgl. Otfr. 4, 11, 11 *er stuant yr themo muase thô zi themo âbande, legita sîn giwâti, er in mandât dâti* und Gen. 31, 44 *dô er* (Abraham) *iz* (das kalb) *ersluog, die vuoze er in* (den engeln) *dwuog; bedaz er getete die mandâte, sô was daz ezzen gesoten jouch gebrâten.* Wenn man sich erinnert, daß die fußwaschungsscene nach der Johanneischen darstellung ein mittlerer teil des letzten abendmahls ist ('surgit a coena' 13, 4; 'cum recubuisset iterum' 12), so liegt auf der hand, daß die bedeutung des wortes *mandâte* leicht in diesem sinne erweitert werden konnte, daß man 'letztes abendmahl einschließlich fußwaschung' darunter verstand. So bedeutet denn Gundackers *mandâten* 1106

zweifellos 'mahlzeit halten'. Aber ein zweifel an der richtigkeit der bedeutung, die unsre wörterbücher angeben, ist dadurch nicht im mindesten gerechtfertigt und nur an ganz wenigen stellen außer Gundacker ist die erwähnte erweiterung der bedeutung belegbar.

1215 *daz dîn süezer lîp klâr mit bluote was zeflozzen gar*: es ist wohl *bevlozzen* zu lesen.

Die fehlende zeile 1250 ist wohl *der der verrâtære was* oder ähnlich zu ergänzen.

1402 *er hât sich des ûz getân, er sî künec.* Jaksche erklärt (s. 90) *sich ûz tuon* durch 'sich für etwas ausgeben': richtiger wäre 'sich einer sache anmaßen'.

1502 *ôwê heiâ und hei*: ich lese *ôwé unde heiâ hei*, wie Parz. 103, 20. 160, 3. 407, 16. 496, 22 und sonst sich findet.

1762. Roethes veränderung von *die* in *hie*, wodurch ein verbotener rührender reim entsteht, kann ich nicht billigen: dieser reim scheint mir härter als das enjambement, das die überlieferung bietet und das er beseitigen soll.

1800 *des lasters nam Pilâtus phliht.* Das heißt nicht, wie Jaksche (s. 89) erklärt, 'er nahm anstoß', sondern nur 'anteil', was in diesem speciellen falle allerdings negativer, mißbilligender anteil ist. So hat der herausgeber noch mehrfach übersetzungen im wortverzeichnis gegeben, die zwar für die einzelne stelle passen mögen, aber in sich nicht genau, ja fehlerhaft sind: so setzt er für *unwende* (s. 90) 'sicher' statt 'unabwendbar, nicht zu ändern' als bedeutung an und erfindet sogar (ebenda) ein *ursprinc* im sinne von 'urheber, erreger', weil das wort sich an den beiden stellen auf eine lebendige person bezieht.

2018. Das überlieferte *bidwen* war zu halten und nicht mit Kraus in *bidmen* zu ändern, da es sich auch Fundgr. 1, 196, 35 findet.

2056. Viele belege für das masc. *passiôn* stehen im Dwb. 7, 1489, wo noch nachzutragen ist: Alex. A 616; Fastn. 329, 14. 679, 9; Folz, Meisterl. s. 8; Schade, Sat. u. pasqu. 2, 57. 58.

2618 steckt in dem handschriftlichen *an einer* doch wohl *wan ein*, also: *dû bist wan ein pilegrîm.*

2874 möchte ich lesen: *saget uns, wes kaphet ir hin an sô tiure Jêsû Krist hin nâch?* 'warum gafft ihr so eifrig hinauf hinter Jesus Christus her?' Dann kann das überlieferte *Jesu,* das Kraus geändert hat, erhalten bleiben.

2955 *die komen Rômære* als übersetzung von 'advenae Romani' (Acta apost. 2, 10) ist ganz in der ordnung, wenn man *komen* als plur. des particips faßt, und Kraus' änderung von *die* in *zuo* erübrigt sich dann.

2996 *daz predigten si vil genôte* 'das predigten sie sehr eifrig'. Ein arger schnitzer ist es, wenn Jaksche, das geläufige adverb *genôte* als verbalform mißverstehend, ansetzt (s. 87): '*genæten,* einen, stark beschäftigen, in anspruch nehmen', wozu er selber bereits ein zweifelndes fragezeichen setzt.

3258 *als man liebe vriunt sol*: liest man *lieben,* so entsteht wörtliche übereinstimmung mit 4338.

4342 *er schist von danne âne allen haz und vuor zehant vrôlîch*: ich lese *ze lande* statt *zehant.*

4658 *sînes tôdes nie mensche sô leide wurt.* Warum Roethe das überlieferte *laid* in *laidic* ändern will, sehe ich nicht ein, da gar kein anstoß in dem überlieferten ist: vgl. Ath. A* 9.

4765 *im ebengewaltec und hêr*: mit 2991 lese ich *ebenhêr.*

5225. In Kraus' besserung ist das *ir* zu streichen, denn *under krône* ohne artikel ist die gewöhnliche wendung: vgl. Nib. 595, 4. 631, 3. 659, 2. 755, 3. 1314, 4. 1616, 4. 1708, 4; Willeh. 462, 2; Tit. 146, 2; Ernst B 5912.

Mit vers 5294 schließt Gundackers dichtung ab. Was in der handschrift und in Jakssches ausgabe noch folgt, die verse 5295—5320 mit der überschrift: '*Von gote ein guot gebet*', hat nichts damit zu tun, sondern ist, was sowohl Jaksche als Roethe und Kraus entgangen ist, wörtlich das erste der beiden gebete, mit denen Freidank seine Bescheidenheit abschließt (180, 8 — 181, 9), und nur vom schreiber als epilog angefügt.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

LEGENDA AUREA UND ALPHABETUM NARRATIONUM.

Daß eine genauere, will sagen zeitigere datierung der 'Legenda aurea', als die übliche mit dem todesjahre ihres verfassers (1298) als terminus post quem non, für die deutsche literaturgeschichte des ausgehenden 13. jh.'s von nicht geringer wichtigkeit wäre, hat K. Helm oben s. 341 ff. von neuem betont und selbst einen kleinen beitrag dazu geliefert, wobei er gleichzeitig einen früheren versuch von mir heranzog (s. 343). Leider bin ich im augenblick nicht in der lage, die frage anders zu fördern als negativ — indem ich meinen eigenen hinweis auf das 'Alphabetum narrationum' zurücknehmen muß.

Diese weitverbreitete sammlung von predigtmärlein, die ich Zs. fda. 44, 420 ff. als erster für die quellen des Ulrich Boner ausgebeutet habe, gehört nicht dem am 22. nov. 1294 zu Lucca verstorbenen achten dominicaner-general Etienne de Besançon[1]), wie ich a. a. o., einem alten, durch Echard (Quétif u. Echard, Scriptores ord. praed. I [1719], 430) gefestigten irrtum folgend, ohne eigene prüfung der sache angenommen habe. Den gleichen fehler hat freilich nach mir noch mrs. Mary Macleod Banks auf dem titelblatt von part I ihrer ausgabe einer spätmittelenglischen übersetzung des werkes (EETS. orig. series 126, London 1904) begangen: 'An Alphabet of Tales. an english 15 th century translation of the Alphabetum Narrationum of Etienne de Besançon'; aber vor part II (ebda 127, London 1905) hat sie ihn dann berichtigt: 'once attributed to Etienne de Besançon' und dies in der dem text vorangestellten 'note' erläutert.

Es gibt jetzt schon allerlei literatur über die frage, und darüber möchte ich hier ausführlicher und zuverlässiger berichten, als es von Pietro Toldo in der einleitung zu seiner sich durch bd. 117. 118. 119 von Herrigs Archiv hindurchziehenden quellensichtung 'Dall' Alphabetum narrationum'

[1]) Vgl. über ihn R. P. Mortier, Histoire des maîtres généraux de l'ordre des frères prêcheurs (Paris 1905) II, 295—305.

(bd. 117 [1905] s. 68 ff.) und neuerdings von Goswin Frenken, 'Die Exempla des Jacob von Vitry' (Quellen und untersuchungen zur latein. philologie des ma. s V 1, München 1914) s. 83 geschehen ist.

In der hauptsache ist die verfasserschaft und die datierung schon geklärt durch B. Hauréau, 'Notices et Extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale' II (Paris 1891) s. 68—75: im anschluß an den schon von Echard benutzten codex 12402; daran hat dann J. A. Herbert in 'The Library' new series vol. VI (London 1905) s. 94—101 eine neue erörterung geknüpft und diese wieder aufgenommen in dem von ihm verfaßten vol. III des 'Catalogue of Romances in the department of mss. in the British Museum' (London 1910) s. 423—439.

Schon Henry A. Coxe, 'Catalogus cod. mss. Oxon.' (1852), der nicht weniger als vier hss. des 'Alphabetum narrationum' verzeichnet (Univ. LXVII 1, Balliol CCXIX 4, Merton LXXXIV 1, S. Joh. Bapt. CXII 1), hätte auf das richtige hinführen können: er schreibt das werk zwar dreimal einem 'anonymus' zu, notiert aber bei ms. Merton und ms. S. Joh. Bapt. 'cuius nomen in prologo continetur' und nennt bei ms. Balliol einen 'Arnulphus' als verfasser, anscheinend auf grund der von ihm mitgeteilten angabe des schlußwortes: 'Nomen compilatoris in literis capitalibus huius prooemii continetur'.

Auch die beiden von mir seinerzeit benutzten handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, clm. 7995 und clm. 14 752, enthalten dies prooemium, das ich damals nicht beachtet habe. Und aus ihm ergibt sich nach der mir jetzt von C. v. Kraus freundlich besorgten abschrift folgendes akrostichon:

Antiquorum patrum exemplo didici ...
Refert enim de se ipso beatus Augustinus ...
Narrationes siquidem et exempla ...
Utile igitur et expediens ...
Legimus enim devotum praedicatorem ...
De eo siquidem scribitur ...
Usus insuper est hoc exhortationis modo ...
Sed quia exempla ad dominicum officium necessaria ...

Das resultat ist mithin 'Arnuldus', und ebenso hat es Hauréau (s. 71) aus zwei Pariser hss., Herbert, Catalogue III

aus ms. Harley 268 (s. 423 ff.) und aus ms. Arundel 378 (s. 438 f.) ermittelt; 'Arnulphus' läßt sich aus dem text des prooemiums in keiner weise herausholen, und tatsächlich bietet auch das von Coxe benutzte ms. Balliol nach einer mitteilung von miss Parker an Herbert (Library s. 100) 'Arn[ul]d[u]s'. Wenn also Coxe den autor 'Arnulphus' nennt, so ist das entweder eine einfache entgleisung, oder es hat dabei die erinnerung an eine ältere angabe wie die des Leandro Alberti (s. u.) eingewirkt.

Die folgenden capitalbuchstaben setzen das akrostichon nicht fort: mit D-S-E-R-A-N ist nichts anzufangen. Den eigennamen, der durch die rot geschriebenen oder durchstrichenen anfangsbuchstaben leicht ins auge fallen konnte, hat wahrscheinlich auch Johs. Herolt im 15. jh. gelesen, wenn er in seinem 'Promptuarium exemplorum' unser werk mit 'Arnoldus in Narratorio' citiert; als 'zeugen' darf man ihn deshalb nicht ansprechen — wir bedürfen auch eines solchen gar nicht weiter.

Die unbedingt gesicherte form 'Arn*a*ldus' ist für uns von besonderem interesse: der verfasser kann darnach nicht gut im innern Frankreich (und noch weniger in Italien) gesucht werden, wo der germanische name in früher latinisierung 'Arn*a*ldus' lauten müßte, vielmehr führt er uns in ein gebiet, wo die namen 'Arnulf (Arnolf)' und 'Arnold' ineinander übergehen, leicht miteinander vertauscht werden, wie ich das in meinen 'Rittermären' 1. aufl. s. XLV f. für Deutschland und J. W. Muller (an einer mir entfallenen stelle) es für die Niederlande nachgewiesen hat: in einem solchen wird man am ehesten die von 'Arnulfus' beeinflußte form 'Arnuldus' statt 'Arnoldus' bez. 'Arnaldus' suchen. In Frankreich, wo aus Arnold bez. Arnald: 'Arnauld', aus Arnulf bez. Arnolf: 'Arnoul (Arnous)' geworden ist (E. Mackel, 'Die germanischen elemente in der franz. sprache' s. 181. 186), liegt das weniger nahe, und wenn W. Kalbow, 'Die germ. personennamen des altfranz. heldenepos' s. 46 auch für 'Arnous' und ähnliche namen den zusammenfall der germanischen stämme *-wald* und *-wulf* glaubt annehmen zu dürfen, so wäre das sicher auf nachbarliche einflüsse vom östlichen grenzgebiet zurückzuführen.

Ich will den 'Arnuldus' nun keineswegs für Deutschland in anspruch nehmen — das schließt die natur seiner quellen

und der schauplatz vieler seiner geschichten vollständig aus; wohl aber dürfte die lautform des namens mit ins gewicht fallen für die zweisprachige belgische heimat, in der ihn die gelehrten seit Hauréau suchen. Sie setzen ihn nämlich mit einem Arnold von Lüttich gleich, den Leandro Alberti ('De viris illustribus ord. praed.', Bologna 1517, f. 138 b) als 'Arnulphus Leodiensis' in den anfang des 14. jh.'s stellt und dem Quétif u. Echard ('Scriptores ord. praed.' I, 721) als 'Arnoldus Leodiensis' ein buch 'Narvaconi' (! — 'Narratorium'?) und außerdem einen 'Liber de mirabilibus mundi' zuschreiben. Nun gibt unser autor s. v. 'Signum' selbst die absicht kund, einen 'libellus de mirabilibus rebus et eventibus' zu verfassen ('quem deo auxiliante intendo compilare'), s. die ausgabe des 'Alphabet of Tales' s. 475. Neben einem einfachen 'Narrator' als gewährsmann führt Arnuldus auch einmal einen 'Narrator Leodiensis' an (s. v. 'Demon', Cat. of rom. III 433), und es ist nicht unmöglich, daß hier eine art von verstecktem selbstcitat vorliegt.

Was die entstehungszeit des 'Alphabetum narrationum' angeht, so brauchen wir uns damit nicht weiter abzuquälen, nachdem Herbert, Library s. 100 drei handschriften (Vendôme 181, Chartres 352, Brugge 555) nachgewiesen hat, in welchen der abschluß des werkes auf den 15. januar 1308 datiert ist, eine vierte (Oxford, S. Joh. Bapt. CXII), die wenigstens die jahresangabe enthält. Dazu stimmt es recht gut, daß der verfasser (s. v. 'Mulier') den könig Ludwig IX. von Frankreich, der im jahre 1297 heiliggesprochen wurde, bereits als 'sanctus Ludovicus' kennt.

Wenn nun auch die 'Legenda aurea' eine der jüngsten und vielleicht die jüngste literarische erscheinung sein mag, die Arnuldus citiert, für die zeitfrage des großen legendenwerkes ist das 'Alphabetum narrationum' leider nicht zu verwerten.

GÖTTINGEN. EDWARD SCHRÖDER.

NOCH EINMAL DIE ABFASSUNGSZEIT DER LEGENDA AUREA.

Helm hat jüngst (s. oben s. 341) die im jahre 1293 abgeschlossene Martina, die die fünfzehn vorzeichen des jüngsten gerichts nach der Legenda aurea des Jacobus a Varagine schildert, für die abfassungszeit der letzteren herangezogen und, da jener abschnitt ca. 11600 verse vor dem ende des gedichtes steht und deshalb etwa 1290/91 entstanden sein dürfte, das ende der achtziger jahre für die Legenda angesetzt. Zu gleichem ergebnis führt auch Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden, gedichtet zwischen 1287 und 1291, wahrscheinlich 1289/90 vollendet, der, wie Köhler Germ. 23, 24 ff. (Kleinere schriften 2, 94 ff.) nachwies, gleichfalls die Legenda aurea benutzt hat. Wilhelm von Wenden umfaßt, wenn wir die durch die Dessauer handschrift (Zs. fda. 55, 361 ff.) hinzugekommenen 415 verse in rechnung stellen, 8355 verse; die einschlägige stelle betrifft v. 3081 ff. (Toischer 2826 ff.), steht also kurz nach dem ersten drittel der dichtung. — Wenn Benz neuerdings in seiner übertragung der Legenda s. XX f. für die abfassung das jahrzehnt 1263/73 annimmt, so ist er den beweis dafür schuldig geblieben, wie man auch gern näheres über die von ihm erwähnte, 1282 in Deutschland geschriebene handschrift des werkes erfahren hätte.

HALLE a. d. S. PHILIPP STRAUCH.

MEIER-HELMBRECHT-STUDIEN.

II.[1])

Im anschluß an die oben s. 252 ff. gegebenen feststellungen über Wernhers abhängigkeit von literarischen vorbildern soll mit wenigen worten noch bei einer frage

[1]) Im nachlaß L. Pfannmüllers fanden sich noch die folgenden ausführungen, die den anfang der geplanten fortsetzung der Helmbrechtstudien bilden. Sachlich ist nichts, wörtlich nur ganz unbedeutendes von mir geändert oder hinzugefügt. [W. v. Unwerth.]

verweilt werden, die die Helmbrechtforschung auch früher schon beschäftigt hat: ob etwa ein historischer vorgang dem dichter den stoff geliefert habe. Da will es mir nun nicht scheinen, als sei Wernhers invention hier maßgebend von Neidhart bestimmt worden, indem er gleichsam Neidhartsche situationen und gestalten durch epische beispiele belegt habe. Die Neidhartschen stücke (Panzer s. XIV f.) haben ihm, glaube ich, nur das material zur ausgestaltung seines stoffes geliefert. Das gerüst der erzählung: trennung des sohnes, wiederkehr als großer herr und verstoßung als blinder, halte ich jedenfalls für aus dem leben gegriffen und einem historischen vorgang nachgebildet. Für die schwester wird Neidharts gedicht als quelle genügen. Zwei verlorene kinder in einer familie würde ich historischer wirklichkeit auch nicht gleich zumuten wollen.

Zu meiner entscheidung in frage der geschichte Helmbrechts selbst aber führt mich die grandiose naturwahrheit, die in dem auftreten des vaters während der ausstoßungsscene liegt. Der gewaltige ausbruch von sittlicher entrüstung und gerechtigkeitssinn — wohlgemerkt: nicht gegen den verbrecherischen, sondern den als solchen behördlich gekennzeichneten, gegen den verurteilten sohn: dies ist von frappierender naturtreue; aber dichterisch gerechtfertigt ist es nicht. Die sittliche entrüstung hätte zum ausbruch viel mehr grund gehabt gegen den sohn, der, bei seiner ersten rückkehr, mit behagen seine schandtaten aufzählt, als gegen den, der blind und verstümmelt, mitleid heischend an des vaters tür klopft. Das erstemal wird der sohn aber vielmehr großartig aufgenommen; im concreten fall: die eltern hüteten sich wohl, ihre unfreude allzu laut werden zu lassen, und suchten sich sein wohlwollen zu erhalten; denn sie hatten mit ihm zu rechnen.

Hätte der dichter das alles bloß erfunden, so wäre ihm der umschwung in der seele des vaters auch interpretationsbedürftig vorgekommen. Es müßten die dabei sich ergebenden widersprüche auch irgendwie begründet oder in einigen zeilen über sie reflectiert worden sein.[1]) Hier aber ist nicht eine

[1]) Natürlich wäre eine solche ausdeutung nicht in modern-psychologischer richtung erfolgt, daß nämlich das gerechtigkeitsgefühl des ein-

bloß intelligible welt poetisch materialisiert worden. Dem dichter ist beim nachzeichnen einer tatsächlichen begebenheit der widerspruch nicht bewußt geworden; er steht nicht über den motiven des vaters, sondern fühlt und denkt und handelt fast wie dieser selbst. Das bis zu einem gewissen grade läßliche behagen in der schilderung von Helmbrechts freveln und dann wiederum die spätere gewaltige, von tiefem und sittlichem ernst getragene verdammung läuft fast parallel mit des meiers handlungsweise.

Noch ein weiterer kleiner zug bestärkt mich in meiner auffassung: die mutter, die durch die ganze handlung hindurch nur das seufzende und geplagte bauernweib ohne erkennbare physiognomie ist, aber hier mit einemmale so charakteristisch hervortritt: *im gap diu muoter doch ein brôt in die hant als einem kinde.* Wir würden so etwas natürlich mit leichtigkeit erfinden, brauchten es aber auch gar nicht, denn wir haben ähnliches schon hundertmal gelesen. Ob aber auch ein mittelalterlicher reimpaardichter, der ohne 'quelle' gearbeitet hätte?

LUDWIG PFANNMÜLLER †.

MHD. *ENTVESTENEN* VERLOBEN.

Das mittelhochdeutsche wörterbuch verzeichnet ein halbes dutzend belege, in denen *vestenen* oder *bevestenen* im sinne von verloben erscheint. Daneben steht aber auch seltsamerweise *enpfestenen* in der gleichen bedeutung. Ein beispiel dafür aus den Gesta Romanorum bietet das Mhd. wb., zwei weitere Lexer aus Pfeiffers übungsbuch und aus Mones anzeiger; ich füge hinzu Zs. fda. XIX 185, 6 *Joseph der habe unsere frowen sande Marien enphestent.* Ich sage seltsamerweise. Denn man sollte für das wort natürlich die bedeutung

fältigen menschen seinen richtigen 'auftrieb' zu sittlicher entrüstung erst durch einen gerichtlichen spruch bekommt, sondern der dichter hätte sich etwa in mittelalterlich-christlicher argumentation bewegt: nachdem dich nunmehr gottes hand selbst gekennzeichnet hat usw.

entloben, nicht verloben erwarten. Es ist ganz ausgeschlossen, daß hier die alte bedeutung von *and-* 'entgegen' zugrunde liegt; dazu sind die belege des wortes viel zu spät. Ich denke mir, daß hier fremder einfluß gewirkt hat: *vestenen* entspricht in seiner bedeutung dem lat. *sponsare*. Neben diesem steht aber auch *desponsare*, und so hat man zu *vestenen* eine bildung mit *ent-* geschaffen, in der lat. *de* eine mechanische wiedergabe durch die trennungspartikel erfuhr.

Übrigens glaube ich, daß *vestenen* selbst sein dasein einer übersetzung verdankt: das mittellateinische kennt *firmare* im sinne von verloben, vgl. Du Cange III, 306b, und ebenso das altfranzösische und das provenzalische, vgl. Du Cange III, 302a. 306b; Godefroy III, 761a; Honnorat, Dict. prov.-franç. 231.

GIESSEN. O. BEHAGHEL.

EINE SKALDISCHE UMSCHREIBUNG.

In Egils haupteslösung heißt es:

Bauð ulfum hræ
Eiríkr of sæ.

(Es bot den wölfen leichen Eirik auf see.) Diese zeilen haben nicht den beifall der ausleger gefunden. Finnur Jónsson bezeichnet sie in seiner ausgabe der Egilssaga (Halle 1894, s. 300) als 'minder glücklich, da die in der seeschlacht fallenden krieger doch nicht den wölfen zur beute werden'. Felix Niedner sagt in seiner übersetzung der saga (Jena 1911, s. 182): „Das äußerst gewagte bild der wolfsatzung auf dem schiffe erklärt sich dadurch, daß es in der skaldensprache schon zu dem begriff 'tötete feinde' erstarrte."

Egil zeichnet sich unter den skalden aber gerade dadurch aus, daß er die bildersprache besonders anschaulich und folgerichtig verwendet und nicht, wie manche skalden der spätzeit,

mit erstarrten formeln arbeitet. Da sollte er sich einer so starken entgleisung schuldig gemacht haben! Das wäre seltsam.

Die wendung, daß die wölfe nahrung finden, findet sich auch bei seeschlachten häufiger. In Tinds, allerdings mangelhaft überliefertem preislied auf Jarl Hakon heißt es (Finnur Jónsson, Skjaldedigting abt. B, bd. I, s. 136, str. 3) bei der darstellung der Jomswikingerschlacht: *vargi mǫrgum varð auðfundit virði valgagls* (manchem wolf ward leicht zu finden die speise des leichenvogels). Ähnlich sagt Haldórr ókristni im Eiríksflokkr von der schlacht bei Svoldr (Finnur Jónsson a. a. o. s. 194 str. 5): *lítt vas fjarðmývils Sifjar sóti svangr* (wenig hungrig war das roß der Sif des fjordsteins).

Diese dichter trifft ein vorwurf ebensowenig wie Egil. Denn tatsächlich wurden auch die in der seeschlacht fallenden krieger oft eine beute der wölfe: die seeschlachten fanden nicht auf hohem meere, sondern fast immer in der nähe der küste statt; die leichen trieben daher ans ufer und wurden hier von den wölfen gefunden.

Daß die skalden hieran dachten, geht deutlich aus zwei anderen gesätzen hervor. In Arnors Magnúsdrápa lautet die str. 15 (Finnur Jónsson a. a. o. s. 314):

Sveins manna rekr sunnan
sǫndug lík at strǫndum;
vítt sér ǫld fyr útan
Jótland, hvar hræ fljóta;
vitnir dregr ór vatni
(vann Áleifs sonr bannat),
búk slítr vargr í víkum,
valkǫst (ara fǫstu).

(Die sandigen leichen der mannen Sweins treiben von süden her am strande an; das volk sieht, wie weit hinaus bei Jütland die leichen schwimmen. Der wolf zieht leichenhaufen aus dem wasser; Olafs sohn verbot dem aar das fasten; der wolf reißt die leiber in der bucht auf.)

Noch anschaulicher wird dasselbe bild in der unter Halfreds namen überlieferten Óláfsdrapa ausgemalt (Finnur Jónsson a. a. o. s. 573 str. 24):

Slóð drap svangt til grœðis,
sá vargr rekinn margan
hǫggvinn mann ór hrǫnnum.
hlaupstóð jǫtuns móður;
fœtr bar fǫlu sóti
(fjǫrrán) í val gråna
(áðr beið hirð fyr hauðri)
hungrtrauðr en frá rauða.

(Die hungrigen rennrosse der riesenmutter schlugen den weg zur flut ein; der wolf sah manchen zerhauenen mann aus den wogen ans land geworfen. Der riesin pferd trug graue füße zu den leichen aber, hungerbefreit, rote von ihnen; außerhalb des landes hatte die kriegerschar den lebensraub erlitten.)

IM FELDE. FELIX GENZMER.

BRUCHSTÜCKE EINER BARLAAMHS.

Die handschriften-abteilung des Kestner-museums zu Hannover besitzt aus Culemanns sammlung zwei fragmente einer pergamenths., ein quartblatt, zerschnitten, so daß nur die rechte spalte erhalten ist (I), und ein vollständiges quartblatt (II). Beide sind als bucheinband verwendet gewesen, und daher ist die schrift auf der einen seite schwer leserlich, oft kaum entzifferbar. Beide stammen zweifellos von der gleichen handschrift des Barlaam Rudolfs von Ems her, welche eine hand aus der zweiten hälfte des 13. jh.'s sauber, mit einigen correcturen, beschrieben hat. Die blätter sind ca. 29 cm hoch (spaltenhöhe ca. 25 cm) und ca. 19,5 cm breit. In jeder spalte befinden sich 42 liniierte zeilen. Die abschnitte sind rubriciert, zum teil anders als bei Pfeiffer. Die sprache ist mitteldeutsch, vielleicht mittelfränkisch (*gein* für *gen, heite* für *haete, wapen* für *wâfen*). Im folgenden gebe ich die varianten zu Pfeiffers text, ohne die orthographischen oder im dialekt liegenden abweichungen zu berücksichtigen.

I. *Vorderseite* (275, 25 — 276, 26): **275,** 2) dinstlichen (*verb. aus* dinstenlichen) werden — 26 erden — 27 zur — urumet — 28 kumet — 30 endeloseme — 36 vnd — 37 zu allen — 39 gotis — **276,** 2 waren —

4 uroudenrichez — 5 edelen — 6 lachete herze vnd mut — 9 vollenten — 10 van herzen vroude — 13 mit deme — 14 wapen — 16 der di warheit — 17 wisete — 19 Der *rubriciert* — 21 swenn er — 22 und — 23 blibe — 24 diz] daz — *Rückseite* (278, 31 — 279, 32): **278**, 37 danke — **279**, 2 himele — 3 *nicht rubriciert* — 4 dich *fehlt* — 13 kere an in dines — 17 tugen richer — 23 sundeclicher — 24 guoten *fehlt* — 27 unz] biz — 28 nimant — 31 genade — 32 me mit ruge

II. (317, 23 — 321, 30) *Vorderseite* (317, 23 — 319, 26): **317**, 23 *nicht rubriciert* — 25 trureclichen (*reimt auf* riche) — 27 sorgen — 28 und — 29 sante er — 35 trureclich — 37 betrubet — **318**, 1 uiruinc — 4 cheiner — 6 zu helfe uns mugen — 9 sêre] dicke — 15 sunderen rate — 21 sie *fehlt* — 32 zirn — 39 ere — 40 irm — **319**, 1 *nicht rubriciert* — 6 ubele — 12 were — 19 kinden — *Rückseite* (*z. t. nicht zu entziffern*; 319, 27 — 321, 30): **319**, 37 unrechter — **320**, 1 vnd — 7 du] der — alder — 29 kein — 31 niht] nein — 35 gehoret — 37 und — 39 man machet — **321**, 1 stump — 7 denne — 9 horet, iz sihet iz staht — 17 *nicht rubriciert*.

Die hs. steht mit ihren lesarten keiner der bekannten nahe, sondern stellt offenbar einen besonderen zweig der überlieferung dar. Eine reihe kleiner besserungen und änderungen zeigte einen späteren selbständigen überarbeiter an.

HANNOVER, z. zt. im felde. WOLFGANG STAMMLER.

NACHTRÄGE.

S. 378 anm. 1. Vgl. zu den ags. spuren im Wessobrunner gebet (Ahd. lesebuch s. VIII) Baesecke, Muspilli (Berliner sitzungsber. 1918) s. 429. Über ags. einflüsse auf den inhalt von Wess. (vgl. oben s. 401 zu *cot heilac*, s. 409 zu *cootlîhhe geistâ*) jetzt auch Ehrismann, Geschichte der deutschen literatur 1 (ahd. literatur), München 1918, s. 137.

S. 426 anm. 3. Lies *κυριακὴ* — *βασιλική*.

S. 427 anm. 3. Daß doch im ahd. teilweise die beschränkung von *kiricha* auf die ursprüngliche bedeutung festgehalten wurde, lehren die nachweisungen von Ehrismann a. a. o. s. 433. Danach gibt noch im 11. jh. der feinsinnige glossator von Notkers psalmen *ecclesia* nur dann durch *chilicha* (bez. *liutchilcha*) wieder, wenn es das gotteshaus bedeutet; *ecclesia* als abstractum übersetzt er meist durch *samenunga* (bez. *gesamenunga*, *uuihsamenunga*) oder *cristenheit*, öfter auch durch *brût* (bez. *kotes brût*, *brûtsamenunga*, *brûtsamina*), nur vereinzelt durch *gotis holdon*.

S. 430 anm. 3. Die auf Graff 4, 809 gegründete annahme Kluges (Zs. fdwortf. 11, 26 und Etym. wb.[8] 197), daß *heida* in der bedeutung 'wildland' ahd. nicht belegt sei, ist falsch. Im Wiener hundesegen steht *ualdes ode ueges ode heido*. W. B.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Baesecke, Georg, Muspilli (= Sitzungsberichte d. k. preuß. akad. d. wiss. 1918, XXI). — S. 414—429. M. 0.50.

Beer, Antonin, Tři studie o videch slovesného děje v gotštině. Část druhá: O platnosti předpon fair-, faur-, fra-, dis- a du- (= Věstnik král č. spol. nauk. 1917, třida I). Prag, Fr. Řivnác 1918. — 103 s.

Brugmann, Karl, Der ursprung des scheinsubjects 'es' in den german. und den romanischen sprachen (= Berichte d. k. sächs. gesellsch. d. wiss. Phil.-hist. klasse 69. bd. 1917 5. heft). Leipzig, Teubner 1917. — 57 s. M. 1.80.

Ehrismann, Gustav, Geschichte der deutschen literatur bis zum ausgang des mittelalters. 1. teil: Die althochdeutsche literatur (= Handbuch des deutschen unterrichts . . . VI, 1). München, Oskar Beck 1918. — X, 471 s. M. 18.00.

Händel, Oskar, Führer durch die muttersprache. Dresden, L. Ehlermann 1918. — 173 s. M. 2.80.

Haeringen, Coenraad Bernardus van, De germaanse inflexieverschijnselen ('umlaut' en 'breking') phoneties beschouwd. (Diss.) Leiden 1918. — 153 s.

Kock, Axel, Altnordischer *u*-umlaut in ableitungs- und beugungsendungen (= Lunds universitets årsskrift N. F. Avd. 1 Bd. 14 Nr. 28). Lund und Leipzig (Otto Harrassowitz) 1918. — 30 s.

Meyer, Wilhelm, Die überlieferung der deutschen Brandanlegende. I. Der prosatext. (Diss.) Göttingen 1918. — 125 s.

Neckel, Gustav, Studien zu den germanischen dichtungen vom weltuntergang (Sitzungsber. der Heidelberger akad. d. wiss., phil.-hist. klasse 1918. 7). Heidelberg 1918. — 52 s. M. 1.75.

Schiffmann, Konrad, Geschichtliches zum Nibelungenlied, str. 1295 ff. (S. A. aus 'Mitteilungen des instituts für österr. geschichtsforschung' XXXVIII, 1). — 16 s.

Schröder, Edward, Beiträge zur textkritik Herborts von Fritzlar (S. A. aus 'Nachrichten von der k. ges. d. wiss. in Göttingen, phil.-hist. klasse 1918). — S. 72—99.

Schütte, Gudmund, Vor mytiske kongerække (= Studier fra sprog- og oldtidsforskning udg. af det philol.-hist. samfund Nr. 105). København, V. Pio 1917. — 55 s. Kr. 1.25.

— Offerpladser i overlevering og stedminder (= Studier . . . Nr. 112). København, V. Pio 1918. — 80 s. Kr. 2.00.

Sievers, Eduard, Metrische studien IV. Die altschwedischen Upplandslagh nebst proben formverwandter germanischer sagdichtung, heraus gegeben von Eduard Sievers. Erster teil: Einleitung (= Abhandlungen der philol.-hist. klasse der k. sächs. ges. d. wiss. XXXV Nr. 1). Mit drei figuren im text. Leipzig, Teubner 1918. — VII, 262 s. M. 11.00.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).

BINDING SECT. FEB 11 1966

PF
3003
B5
Bd.43

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY